









# Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band CXXXX.

(Juli — August — September 1909.)



10165 ✓  
29/H/10.

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paezel.

Amsterdam, A. Dupont. Meulenhoff & Co. — Athen, Beck & Barth. — Barcelona, Libreria nacional y extranjera. — Basel, Basler Buchhandlung Ad. Geering. Georg & Co. — Boston, Caxton & Co. — Budapest, Grill's Hofbuchh. Friedr. Alians Nachfolger. — Buenos-Aires, J. Peuser. van Woerden & Cia. — Bukarest, Soec & Co. — Chicago, A. Kroc & Co. — Cincinnati, The A. G. Wilde Co. — Dorpat, J. G. Krüger. — Genf, Georg & Co. — Johannesburg (Süd-Afrika), Herrmann Michaelis. Postfach Nr. 2604. — Kairo, F. Diemer Nachl. — Kapsstadt, Herrmann Michaelis. — Konstantinopel, Otto Keil. — Kopenhagen, A. F. Höest & Søn. Lehmann & Stage. C. A. Netzel. — Kristiania, Cammermeyers Boghandel. — Liverpool, Charles Scholl. — London, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. R. Paul, Trench, Trübner & Co. Williams & Norgate. — Luzern, Prell & Eberle. Häber & Co. — Lyon, H. Georg. — Madrid, Libreria nacional y extranjera. Mailand, U. Hoepli. — Moskau, J. Deubner. Industrie und Handelsgeellschaft M. O. Wolf. Alexander Lang. Suttorffsche Buchh. — Neapel, Dotken & Kocholl. F. Durchheim's Nachf. (Emil Prass). — New-York, The International News Company. G. E. Stechert & Co. E. Steiger & Co. B. Weißermann & Co. — Odessa, Emil Verndt's Buchh. — Paris, W. Fischbacher. Haar & Steinert. H. Le Sondier. F. Bieweg. — Petersburg, Industrie und Handelsgeellschaft M. O. Wolf. A. Isler. R. L. Rider. — Philadelphia, Schaefer & Koradi. — Porto-Alegre, Krahe & Cia. — Reval, Kluge & Ströbm. Ferd. Wasser mann. — Rio de Janeiro, Laemmert & Co. — Rom, Loescher & Co., Hofbuchh. — Rotterdam, W. J. van Hengel. H. A. Kramers & Sohn. — Shanghai, Max Nößler & Co. — Stockholm, C. E. Fritze'sche Hofbuchh. — Balparaiso, C. F. Niemeyer. — Warschau, C. Wende & Co. — Wien, Beck'sche Hofbuchh. (A. Hölder). Wilh. Braumüller & Sohn. Wih. Frid. Gerold & Comp. Manz'sche Hof u. Univ.-Buchh. Moriz Verles. — Yokohama, Max Nößler & Co. Windler & Co. — Zürich, C. M. Ebell. J. Meier-Merhart. Raicher & Cie. Schultheß & Co. C. Siedel.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterliegt. Übersetzungsberechte vorbehalten.

AP  
30  
D4  
Pa 140

## Inhaltsverzeichnis

zum

Hundertundvierzigsten Bande (Juli — September 1909).

	Seite
I. Die arme Margaret. Ein Volksroman aus dem alten Steyr. Von Enrica von Handel-Mazzetti. (Fortsetzung.) . . . . .	1
II. Bismarck und die hohenzollernsche Thronkandidatur in Spanien. Von Richard Lester . . . . .	24
III. Die griechische Philosophie in ihrem Verhältnis zum Volksglauben. Von Otto Seck . . . . .	60
IV. Auf der Werra und Weser. Eine Bootsfahrt. Von Marie von Dunsen. (Schluß.) . . . . .	79
V. Der Ursprung des Lebens. Eine Grenzbestimmung zwischen Wissenschaft und Metaphysik. Von J. Reinke . . . . .	106
VI. Ludwig XIV. und Madame de Maintenon. (1635—1714.) Von Lady Blennerhassett. (Schluß.) . . . . .	122
VII. Conrad Ferdinand Meyer. Von Jonas Fränkel . . . . .	150
VIII. Zwei Gedichtbücher. Von Ernst Heilborn . . . . .	152
IX. Literarische Notizen . . . . .	154
X. Literarische Neuigkeiten . . . . .	159
XI. Die arme Margaret. Ein Volksroman aus dem alten Steyr. Von Enrica von Handel-Mazzetti. (Fortsetzung.) . . . . .	161
XII. Die stille Königin. Von Isolde Kurz. I. . . . .	188
XIII. Die Freundin Wilhelm von Humboldts. Von Albert Leizmann . . . . .	204
XIV. Die griechische Philosophie in ihrem Verhältnis zum Volksglauben. Von Otto Seck. (Schluß.) . . . . .	231
XV. Australien einst und jetzt. Vom Regattenkapitän z. D. Walther . . . . .	246
XVI. Der Marmorbloc. Novelle von François Coppée . . . . .	259
XVII. Otto Pfleiderer. Von Theodor Hauffstein . . . . .	271
XVIII. Was von Menschen nicht gewußt. Von Helene Voigt- Diederichs . . . . .	284
XIX. Das heutige Ägypten. Von M. von Brandt . . . . .	299

(Fortsetzung umstehend.)

	Seite
XX. Neue Musik-Literatur. Von Carl Krebs . . . . .	304
XXI. Literarische Notizen . . . . .	306
XXII. „Ariadne in Mantua“. Von Else Schulhoff . . . . .	318
XXIII. Literarische Neuigkeiten . . . . .	319
XXIV. Die arme Margaret. Ein Volksroman aus dem alten Steyr. Von Enrica von Handel-Mazzetti. (Schluß.) . . . . .	321
XXV. Wildenbruch-Reliquien . . . . .	382
XXVI. Die stille Königin. Von Isolde Kurz. II. (Schluß.) .	392
XXVII. Die Schlacht im Teutoburger Walde. Von Gottlob Egelhaaf . . . . .	409
XXVIII. Die Regierung Englands. Von A. . . . .	424
XXIX. Zwei Skizzen. Von Grazia Deledda . . . . .	442
XXX. Mendelssohn als Lehrer. Mit bisher ungedruckten Briefen Mendelssohns an Wilhelm von Boguslawski. Von Bruno Hake	453
XXXI. Sechs Jahre Chef der Reichskanzlei unter dem Fürsten Bismarck. Von M. . . . .	471
XXXII. Shakespeare. Von Alois Brandl . . . . .	476
XXXIII. Der Sinn der Geschichte. Von Richard M. Meyer . .	478
XXXIV. Literarische Neuigkeiten . . . . .	480

---

# Die arme Margaret.

Ein Volksroman aus dem alten Steyr  
von  
E. von Handel-Mazzetti.

(Fortsetzung.)

Hio, hio! Der Wagen rasselt durch die Nacht. Unter der Pladje<sup>1)</sup> liegen, vom Alerikus behütet, Mutter und Kind; Herr Zettl auf dem Kutschbock hat die Zügel. Bergunter geht's, dann links hinein und eben fort in der Sierningerstraße. Das letzte Haus gen Sierning ist das Bruderhaus, ein Stift für arme Bürger, dessen Vorstand Zettl ist; dorthin will er die Arme bringen. Brächt er sie auf seinen Hof im Ennsdorf, wo er als einzelner verwitibter Mann bloß mit drei Knechten haust, es käm Gered auf ihn und sie. Hio, hio geht's durch den strömenden Regen, dann und wann noch leuchtet der Himmel auf; jetzt schlägt es feierlich zwölf Uhr von fünf Kirchen nacheinander.

Stock an! Da sperrt die pechfinstere, schwimmende Straße das westliche Vorstadttor<sup>2)</sup>.

Herr Zettl, der macht es kurz, ruft keinen Torwart; daß schlechte Törl ist nachts nur mit einem Strick vermaht. Herr Zettl steigt vom Wagen, und mit dem Zunftschwert hau't er den Strick entzwei; und wieder mächtig tönt sein: Hio, hio, kwallt die Peitsche, die Rossé fliegen auf offenem Feld wie die Füri'en dahin, Funken sprühen von ihren Hüsen; sieh, schon ragt im blauen Wetterleuchten das Türmlein auf über dem großen geistlichen Hans, dem schwarzen, stillen. Es rauscht die Steyr, der Regen rieselt.

„Ha—lt!“ Schnaufend stehen die Rossé. Herr Zettl steigt vom Bock. Da gellt durch die verschwiegene Nacht die Torglocke wie Geisterschrei.

Ein Fenster klirrt, eine heiitere Stimme zetert:

„Wer läunt' ein'n auf umb Mitternacht, hebt's euch jurt, da ist kein Wirtshaus.“

„Das weiß ich wohl, Haller, laß deinen Vorstand ein!“

<sup>1)</sup> Dach des Kobelwagens.

<sup>2)</sup> Zum Verständnis dieser und einiger anderer Stellen sei hier bemerkt, daß damals die beiden großen Vorstädte von Steyr (Ennsdorf und Steyrdorf) ihre eigene Bevölkerung besaßen.

„Jesus Maria!“ Der Kopf verschwand. Ein Licht rennt ebner Erden wie ein Irrlicht, Schlüssel rasseln, es kracht das Tor auf, ein Graukopf bückt sich bis zur Erde.

„Umb alls, Herr Vorstand, der achtbar und würdig Herr, wollt verzeihen und vergeben, aber wann einer gar kein Spurius hat, daß ein hoher Herr bei da Nacht —“

„Ja, das ist groß Wunder. Halts Tor offen, wir kommen unser vier.“

Er war wieder beim Wagen und redete unter die Plache.

Und alsbald kam er zum Tor hereingeschritten, das Weib in den Armen tragend, ihm folgte der Klerikus mit dem Kind. Haller stand und ließ beinahe den eisernen Leuchter fallen; das ganze Kerzenunschlitt rann auf den Boden.

„Jaha — ha — ja!?”

„Pferd ausspannen und in Stall führen, den Wagen schiebst in Schuppen,“ gebot Zettl.

„Wieserfeldbäck sein Stueben annoch leer? Guet! Soll dein Weib schnell ein Bett richten darein und ein Körberl oder Trügerl vor das Kind.“

„Anna! Anna!“ zeterte der Haller.

Die Anna, ein kleines, altes Weiblein, ist alsbald zur Stelle. Aus jeder Falte ihres verrunzelten Gesichts schaut die übergroße Neubegier, doch traut sie sich nicht zu fragen, was es mit diesem nächtlichen Besuch des Vorstandes für ein Bewenden habe. Ihr Mann hat ihr sein Licht abgetreten. Nun leuchtet sie den beiden Herren die steile Steinstiege hinauf in den ersten Stock.

„Wo ist denn das Luegerisch-Seelenlicht, han?“ fragt Zettl, kaum daß er oben im finsternen Zellengang angekommen ist.

„Jesus, Herr Vorstand, wollt verzeihen,“ tat die Alte demütig, „die Dachtel<sup>1)</sup> fand mir ausgangen, und zum Kramer bin ich heut nit kommen, hab mi nit traut zwegen die grausamben Soldatna — bayrisch Soldatna habend wir im Steyrdorf, Gnaden wissend?“

„Weiß. Aber das Licht sollst du nicht vergessen, das ist Stiftung. Jetzt sperr uns die Stueben vom Wieserfeldbäck auf. Was ist denn sonst bei euch los?“ redete Zettl halblaut, kreuzigt sich dabei groß lateinisch, denn rechterhand ist die Kirche. Durch ein glasenes Fenster, das aus dem Zellengang auf den Orgelchor geht, flimmert geheimnisvoll das ewige Licht.

„O, nixi nit,“ tat das Weiblein untartäig, nahm einen Schlüsselbund vom Nagel, „da Zornberger und da Grillwastl seind wieder streitend worden, und da alt Losensteinleithner mit seine Raben hört nit auf tribulieren.“

Sie begann zu sperren. Da schrie das Kind an Herrn Vinzenz Brust zum ersten Male hell auf. Jetzt wie durch Zauber rührte sich's auf dem toten Gonge: rechts, links tappten Gestalten heraus, graue, langbärtige und alte, wie die Berggeister, eingefunkene und blinde Augen starrten aus der Finstern, heiseres Wispern rann den Zellengang entlang, wie wenn der Abendwind durch abgestorbene Blätterbäume fährt.

<sup>1)</sup> Tochte.

„A Kindl! A Kindl im Bruederhaus.“ Und einer sprach gerührten Tones laut:

„Die Muetter ist auch dabei!“

Sie hat sich unterm Mantel geregt, als das Kind schrie und streckte ihre todmatte Hand aus und rief: „Mein Wolfi!“

Da drängen sich die alten Männer, die Verggeister, die langbärtigen, alleamt um den Vorsteher und heben in freudigem Stauen die Hände auf: „Ein Kindlein und ein Muetter im Bruederhaus.“ Doch ihres Wunders und ihrer Freud ist schnell ein Ende, der Vorstand schilt:

„Was schaungts ihr Leut, arme Leut gibts überall. Gehst schlaſa, stehts herumb da, daß morgen die Meß verſaumts.“

Die Mutter Anna wagt zu fragen, wer wohl diese Frau möcht sein, wo etwan sie herkumt?

Wird ihr Antwort: „Ist mein Sach, nit dein. Schauz zua, daß sie bald ein Stuben und Bett bekommt, das ist dein Sachen.“

Die Stube ist schon offen. Ein Geruch von Weihrauch und toten Blumen wallt herans. Im Flackerlicht da sieht man eine leere, traurige Bettladde, ein paar alte Stühle und Schränke und einen wächsernen Christus mit der Dornenkrone.

„Bettet!“<sup>1)</sup> rief Zettl, „Milch mach heiß, Wein, wenn du hast, trucken Kleider, Hemed, Leinwand vors Kind, ein Körbl vors Kind! Schlaun di!“

Das Weiblein lief davon, hurtig wie eine Eidechse.

Zettl legte die schwach stöhnuende Margaret auf die lindene Leinbank. Der Mantel fiel von ihr, da lag sie zitternd. Ihr groß goldenes Haar hing bis auf die Erde. Sie verlangte nach dem Kind. Der Geistliche reichte es ihr dar, sie küßte es kind, dann aber schrie sie wild auf, man möcht den Mann nit hereinlassen, der reite durch die Stadt heran ganz eisern. Das große Fieber kommt, verwirrt ihre armen Sinne, ihre Wangen glühen hochrot, die frommen Augen glänzen unheimlich wie geschnmolzenes Glas.

Und jetzt im Irrwahn kommt aus ihrer Brust so bittere Klage, wie Gott sie nicht hörte, seit die Tochter Zion zu ihm gegen ihren Dränger schrie.

„O mein Jesu, alles, alles habens mir genommen! Mein Sachen, mein Häusl! Wo soll ich liegen mit dem Kind. Mein Huhe! Mein Vogel! Herr, Herr, was hab ich Euch denn getan, ist meines Vaters Glaub, ich kann nit anders.“

Zettl saß neben ihr, das Kind in die derbe Hand gestützt; finster war sein Blick; Herr, Herr, das ist der schwarze Bub, der Leutnant, den fleht sie an: Herr, Herr. Er hat ihr alles genommen: Haus, Sachen, ihre Huhe. Alles . . . der elenden Witib . . . Himmelschreind! Doch horch, doch horch, jetzt kommt und hat dich dein Ahndung nit getrogen.

„Wolfgang, Wolfgang! Steh auf, steh auf in der Urſahr<sup>2)</sup>, rette, rette! Herr Offizier, erbarmt Euch! Über eine viel arme Muetter! Nehmt mir

<sup>1)</sup> Wetten.

<sup>2)</sup> Urſahr (Schadlinz), die am linken Donauufer gelegene Schweizerstadt von Linz, wo die Leichname der am 26. März 1627 in Linz hingerichteten Aufrührer aufgestellt waren und später begraben wurden.

nit mein Letztes! Verjährt diesen armen Leib, der hat mein Kind getragen. O Herr, seid gnädig! Küszen Händ und Füeß ich will Euch davor."

Zettl sprang vom Stuhl auf, da war sein Antlitz schwarz wie ein Wald im Wetter.

"Es ist so, es ist. Dreimal Schand, dreimal Schmach. Lieutenant, Schandbub, das tußt du dem Weib, die du sollst bringen zum wahren Glauben! — Herr Vinzenz!" redete er gebieterisch zum Klerikus, der im Winkel mit dem Kerle saß und den es schlaferte. „Kommt und lößt zua<sup>1)</sup>), was sie erzählt, merkt es gut."

"Herr, Herr!" schrie sie gellend. „Lasset mir mein arm Gewand! Ewer heilige Jungfrau, Herr! Ewer Mutter! Im Grab tut sie weinen blutige Tränen!" Da will sie von der Leinbank auf, Zettls Arme drücken sie sanft nieder. „O Jesu Christi Dank!" röhelt sie. „Bin kein ledig. So verzeih ihm Jesu Christi, weil er mich doch hat geschonet. Wolfi, kumb! Turt wir müffend. Einmal undleinmal wirkt Gott ein Wunder!"

"Geschonet!" lachte Zettl wild auf. „Weil sie geschrien hat, han?<sup>2)</sup> Weil Gott gedonnert und geblitzt hat und dir das Grauen kummen ist, han? — Ihr arm Gewand wie einer feilen Dirn hast ihr genummern! Schandbub, das geht dir aber nicht hin! Und wärst du Oberst, wärst du ein General, das beschreie ich für dem ganzen Land! Einer ehrbaren Frauen Ehr, das ist Stadtdehr, das ist Landehr, ja das ist Jungfrau Maria Ehr und Gottes Ehr. Ich hebe Klag, Klag hebe ich. Das geht nicht hin."

Er schritt um das Zimmer herum, studierte. — Linz? der Statthalter hat ihn geschickt, wird ihn nit wöllen strafen. Dahero? Friedlich Herren, fürchtend den Bayer. Wien? Lang ist der Weg. Parz, bei sein Regiment? Da schon gar nicht, dort seinds vor ihn parteisch. Dahero etwan am besten . . . Er setzte sich wieder zu der Frau, strich mit seiner derben Hand über ihr wirres Haar. Die schaut aus! Eingefallen, die Tieberaugen tief drinnen, Brust eingefunken, Hände schwach. Und nun denkt er an den Mann, der schritt in seiner Eisenpracht, daß die Kirche wankte, der war breit von Brust, wie ein Riese lang, großmächtig als ein Baum; war er und schwarz, der hat das zarte Leut, das schwache, die ein Kind säugt an ihren armen Brüsten, der hat diese heilige Armut begewaltigen wollen! Ha! Tausend Schmach, ein katholischer Offizier wagt das! In Steyr, unser queten Stadt! Nit der Madlseder, nit der Holzmüller, nit der Mayr, ihner Handlanger, mit all ihren Schmähreden und Brief habend uns Katholische zu Steyr so tief geschänd't und geschmäht wie der! Und wenn du bist ein Feldherr im golden Koraz, zum Profozen mit dir, es muß sein!

Im Haus indeß trippelt es auf und ab, hin und her, wie Wichtel im Wald. Bald kommt die Mutter Anna, ihr Mann, der Haller, hinter ihr drein; er hat grausam viel Bettzeug, sie hat den Arm voll Wäsche, unterm Arm einen Wäschekorb, in der Hand einen Milchhaſen.

<sup>1)</sup> Höret.

<sup>2)</sup> He?

„Also habts alles?“ scharf späht Zettl, ob nichts vergessen sei von dem was er angegeschafft.

„Alles, alles.“

Das Weib beginnt das Bett aufzurichten. Haller kommt zum Vorstand, etwas fragen, sieht dabei die Kranke, der die Kerze ins Gesicht scheint, scharf an, und hochbetreten fragt er: ob das nit sei die Mayrin aus Steyrdorf, die Lutherisch. Witib von dem enthaupteten Rebellen?

„Sie ist es,“ sagte Zettl kurz. „Was weiter?“

„Gottsnam! Herr Vorstand, weiß der Herr nit, der Herr Statthalter hat ein Rotta zu ihr quartiert, da kamb ein Rueß vom Leutnant aus, man dörft sie nit behausen, der's tat, wurd gehonkt.“

„Weiß es. Dieser Leutnant ist ein kapitaler Bursch.“ Zettl stand wuchtig auf, schritt zur Tür, winkte Haller zu sich und sagte mit tiefer Stimme:

„Dieser saubere Leutnant hat sie begewältigen wollen, sie ist vor ihm geflohen, ich hab sie gefunden. Haller, ich hab von die Bauern und ihren lutherischen Freunden hier genug gehabt, ich bin in ihrer Gefängnis gelegen, ich hab ihr Wüten gegen unsre Heiltumb geschaut, Madlseder, Holzmüllner und ihr Schreiber der Mayr waren eine Hand, denen danken wir all unsrer Trübsal, aber Weiberehr ist Gottes Ehr, Reherin oder katholisch, Mayr-witib oder Fürstenwitib, ein Ding, das lasse ich nicht auf sich beruhen. Haller, du stehst zu mir als Zeug, wenn es zum Rechtstag wird, du hast das Weib in ihrem Jammerstand gesehen, das wirst du zeugen und dein Weib.“ Furchtbar klang seine heimliche Rede, an seinem wilden Blicke entzündeten sich Hallers stumpfe Augen.

„Ja, Herr Vorstand!“ rief er, „wir werden alles bezingen mit körperlichem Eid, bin ehelich, hab mein Weib in Ehren, unsrer Weiber schänden, nein, das lassen wir Steyrer nit.“

Mutter Anna unterdes war neugierig herbeigetrippelt.

„Die willt auch wissen,“ sagte Zettl, „der bayrisch Leutnant hat diese Frau begewältigen wollten. So, jetzt weißt.“

Das Weib schrie entsetzt und kreuzigte sich.

„Bring jetzt diese Arme zu Bett,“ befahl ihr Zettl. „Wir gehen, Herr Winzenz, damit die Arme sich nit schamen mueß. Anna, sorg auch vor das Kind. Ich schau jezo nit mehr heimb, ich werd hier nächtigen. Herr Winzenz wird sich wohl in die Gmoanistubn bequemen. Ich werd im Oratori bleiben und mit dem Frühesten schan ich in die Stadt.“

Die Anna hat auf der Siebernden Flehentliches Bitten zuerst des Kindleins gepflegt, es aus dem kalten, nassen Zeug genommen, in warmes, trockenes gewickelt, mit warmer Milch gelabt und in den Korb gebettet; nun wartet sie der armen Mutter ab, zieht ihr vom Leib die eiskalten, nassen Kleider, erst den Rock, dann den zweiten Rock, dann das Leibel; die Ärmste läßt mit sich geschehen und bittet nur in einem fort, läßt den eisern Mann nit herein. Wie aber das Mütterlein ihr den linken Arm herunterstreifen will, schreit sie laut vor Schmerz: „Ah weh, ah weh! Bitt di gar schön, laß!“

„Kannst du ja do nit mitn Kleid ins Bett legen.“ Der Ärmel fällt, da kriert die Alte vor Graus — auf dem silienweißen Arm sieht sie dunkelrot abgezeichnet fünf Finger. Das ist die Mörderhand des Pappenheimbers.

So rasch sie nur kann, tut die Mutter Anna ihrem Schätzkind das letzte, bettet sie in die bunten Bauernkissen und stellt ihr noch das Kind, nach dem sie scheinbar verlangt, im Körbel nebens Bett; dann stürzt sie hinaus und ruft den Vorstand.

Aus dem Oratorium tritt er herfür mit seinem Machtschritt auf den rabendunklen Gang, den nur ein dünnes Streiflein Licht durchzittert von der angelehnten Tür des Schmerzenszimmers her, und rauh fragt er, was es gebe.

„Schreckbar, schreckbar! Herr Vorstand! Wiaris<sup>1)</sup> jetzt hab auszogn — das Häusl — wiari ihr habt Leibel auszogen — heilig, Herr, auf ihrem Armb — und sie ist so weiß wie ein Lilien, zart wie eine Jungfrau — Jesges na . . .“ es rinnen ihr Tränen von den alten Augen, und dann kreischt sie: „Auf ihrem Armb ist sein Hand abdrückt, vier Finger und der Daumb zuwidraht, ganz mit Bluet unterglossen, was sagen der würdig Herr?“

„Ist schön das,“ knurrte Zettl; so knurrt der Pez im Wald, geht aus und zerreißt die Männer. „Aber du geh umi!“ fährt er die Alte an. „Die Fraue läßt du liegen allein, schwächts enf nia nit gnua<sup>2)</sup>, verslixt Weiberleut.“

Ta fährt die Alte ab.

Zettl stampft zurück ins Oratorium.

Vor einer Minute hat er am Chorfenster gelehnt, hat gedacht, in München oder in Wien, oder in Linz anzeigen oder wo; schriftlich, mündlich, wie am besten; wann am besten? Wann gemein Rechtstag seind? Tausend Gedanken sind ihm aufgestiegen, und wieder hat er sie verworfen, aber jetzt ist seines Grübelns ein End. Die blutige Hand auf dem Arm der Märtyrin, die blutige Hand in die Eisen! Nicht Linz, nicht Wien, Steyr! Hier brennt und blutet seine Sünde, hier schrei ich das Recht auf wider ihn und warte nicht einen Tag; heute, es gilt! Vor den Steyrer Christus tritt Zettl hin und aufrefft er seine Schwurhand vor Christus am Kreuze, den das ewige Licht aus der Kapelle blutig bestrahlt, und einen Schwur schwört er, den hört der Christus am Steyrerkreuz, den hören Lüeger und Brandstetter, die heiligmäßigen Steyrermannen aus uralter Zeit, die liegen unter dem Bruderhaus eingegraben, den hört der Himmel, der draußen nach der Donnernacht mit weinenden Sternenaugen niederschaut auf das durch eines Buben Tat geshmähte und geschändete Steyr.

„Jesus ein Sohn der reinsten Jungfrau! Jesus umb wilder Fleischessünden willen entblößt ans Kreuz gehéftet mit größter Schmach! Hier für deiner gnadenreichen Bildnis verspreche und verlobe ich mich: heute, bevor die Sonne aufgeht, will ich dieser Unschuld ein Rächer sein, und bin ich es nit, so scheide du mich von allen seligen Seelen in Ewigkeit. Amen!“

<sup>1)</sup> Wie ich sie . . .

<sup>2)</sup> Schwächt ihr euch niemals genug?

## VI.

Eine Stunde vor Tag. Die Stadt ruht in diesem Schlafe, die Stadttore sind noch zu. Im kaiserlichen Hauptquartier ist eben als erster der Hauptmann de Layre aufgestanden von seinem Lager, das hart wie das des Erzvaters Jakob zu Bethel ist; viel lateinische Gebete hat er gesprochen und mit einer aus schweren Stricken geknoteten Geißel seine mageren Schultern diszipliniert. — Sodann im Zwielicht steht er einige Punkte für den Frührapport auf, und da noch ziemlich Zeit zum ersten Chorgebet in der Kapuzinerkirche ist, tritt er aus Fenster und schaut auf den Stadtplatz hinunter.

Der Stadtplatz ist leer und tot wie die ganze Stadt Steyr. Eine Taube fliegt im Morgengrauen an den blutigen Rebellenhäuptern vorbei, die wie zwei schreckliche Alraunen zwischen Himmel und Erde hängen. Der Hauptmann hat Sorgen, die drücken ihn schwer in dieser grauen Stunde vor Tag. Da ward ein Karbinerreiter, Auersperg'scher, arkebusiert in Enns wegen Totschlag, wollte seinem Angeber nicht verzeihen im Tod, stichend fuhr er dahin, wo ist er nun? Und die Bitte der Madlsederin wegen Abnahme des Hauptes ihres Gatten — abgewiesen! Eslo<sup>1)</sup> schickt die Post!

Und — das drückt den traurigen Mann am schwersten — die grausame Wirtschaft in Steyrdorf, alles sprach gestern davon, wie dieser von Herliberg der Person hätte das Haus verwüsten lassen, das ganze Sachen zerstürgten, die Kuh ihr weggenommen und zum Überfluss noch jedem, der ihr wider ihn hülft, den Tod gedroht. Dreimal hat er, Layre, gestern den Oberstleutnant gebeten, er sollte dem Herliberg doch eine Verwarnung schicken; der Oberstleutnant war zu nichts zu haben, ein Herliberg, zum Kriegskommissär verwandt, Pappenheim sein capo, Herberstorff sein Protektor, wenn wir ihn bekleidigen, springen wir, gehts wies geht, solang kein Rumor ist, müssen wir ihn gewähren lassen.

Wir müssen nicht und wir dürfen nicht, hat de Layre geantwortet, da gab es hohe Worte und einen großen Streit, insbordinerter Kerl, schlechter Soldat hat der Obristleutnant seinen Hauptmann gescholten.

Hilft man einer armen Kreatur wider einen wilden Träger, so ist man ein schlechter Soldat. Herr Gott! Was ist doch unsre Soldateska ein elendiges Wesen! Franz, Franz, war dir besser, du wärst im Kloster, sängest die Hora, wie sie, Maria von Sarnthein, deine Liebe in Ewigkeit.

Er schließt die Augen. Jetzt, ja jetzt singt sie — auf dem Nonnberg im Bettchor — mit ihrer süßen, holdseligen Stimme — da liegt der Schleier um ihr Engelsgesicht. Dilectus mens, spricht sie, mihi est, et ego sum illi... fröhlich singt sie, denkt nimmer an den armen Franz, dem das Herz gebrochen ist um ihretwillen.

Wie er so steht und ihrer denkt mit geschlossenen Augen, fahl, bleich, hager, sieht er dem Christus am Kreuz, der neben ihm an der schrägen Wand der Dachstube hängt, wundersam ähnlich.

„Halt, was war das?“

<sup>1)</sup> Ein Beisitzer der Strafkommision, die Wolfgang Madlseder und seine Genossen aburteilte.

Stoß und Donnerſchlag — das ist das Steyrtor, das wird geöffnet. Zu dieser Stund? Was wär das? Kurier von Wien oder Linz? Ordinanz vom Löhl? Sieh, da seind sie ja schon, vor die man hat aufgesperrt. Das ist keine Ordinanz nicht, das. Einer ist geistlich. Ein Florianer Noviz. Das Sarocium flattert im Wind. Hallo, der andre ist der Jakob Zettl?

Wohin, Herr Zettl? Oho, zu uns? Und alles schläft! Klopft schon unten! „He! Wintermann! Giuseppe Marmotta!“

Neben des Hauptmanns Stube rumpeln Männer auf, aber auch unter ihm hebt sich Getös, Bandeliers klingen, jetzt ächzt das Tor, und mit einem Schlag ist das Haus voll Mannstimmen, aus allen heraus hört man Zettls groben Baß: „Ich begehr den Kommandanten zu sprechen.“

De Layre greift nur das Schwert, und ungerüstet wie er ist, eilt er die Stiege hinab. Alles voll Leute. Im Vorraum zur Feldkanzlei häckelte der junge Fähndrich von Breda:

„Herausrumpeln ein kaiserlich Soldateska, die Steyrer da, Rathenstadt, meinend, wir sein wegen ihnen da; was ist los, nichts und wieder nichts. Hat vielleicht ein Berg ein Maus geboren?“

„Wenn du's Maul aufmachst, ist es meistens so!“ kanzelte ihn der Hauptmann ab. „Wo ist der Herr Zettl?“

„Drinn in der Feldkanzlei.“

De Layre betritt die Kanzlei, Zettl steht mit dem Rücken gegen die Tür beim Aktentisch, der Geistliche hält sich scheu in einer Ecke.

De Layre grüßte, da fuhr Zettl herum. Ein so zorniges Angesicht hat der Hauptmann seines Lebens nicht gesehen. Die Frage, die er tun will, erstirbt ihm auf den Lippen.

Jetzt flog die Tür rechts auf. Der Oberstleutnant erschien, hochrot im Gesicht, Bruststück und Eisenhurz angegürtet, und herrschte:

„Also da bin ich, also was habens? Kreuzgrenatenmillion! Zu dieser unzivilen Zeit!“

Ob auch Zettl der Brotvater der Garnison ist, den Ärger über die gestörte Nachtruhe kann man nicht verdrücken.

Zettl sah dem Hochgebietenden fest ins Auge und sprach mit seiner groben Werkmannstimme, ein Beil hackt los auf einen Kloß: „Zeit ist ungeschaffen, die Sach ifts auch! Ein Schandtat ist in Steyrdorf geschehn, von einem Soldaten, wir begehren Recht.“

„Donner!“ grölte der Oberstleutnant. „Von einem unjährigen Soldat?“

„Nein. — Von ein bayrischen Leutnant, Pappenheimischen Reuter, der ist bei der Mayr-Wittib in Quartier gewest, Herren werdents eh wissen, sollt sie zum heiligen katholischen Glauben bekehren, dieser Mensch hat diese Frau heut zu Nacht überfallen und begewaltigen wollten. Und wider diesen Unhold Recht verlangend und begehrend wir.“

„Herr Gott im Himmel,“ sprach de Layre halblaut. „Hats müessen dazu kommen? So straft Gott unsre Saumjal.“

Der Oberstleutnant riß wilde Glotzaugen auf. „Also das ist ja ganz ein gemeiner Kerl!“ schnaufte er. „Freut mich nit zu hören. Bedaure, bedaure

ſehr! Habe es ja gleich gedacht, mit dem wirds was geben, oder hab ichs nit geſagt, Franzl? Aber was kann ich machen, ja was kommt der Herr Zettl zu mir, bin kaiſerlich und nit kurbayrisch, ich hab mit diesem Herliberg da, Fraß elendiger, mir zu ſchaffen und mir zu befehlen. Ich bin ſein Christ nit, noch ſein capo.“

„So?“ ſprach Zettl, „das ist des Herrn Meinung? Wann einer lämb, ein Bayer, tät Leut erschlagen unter dero Augen und der Kirchen heilige Gerät verwüſten, kommt der Herr mir nit tun. Das glaub ich dem Herrn nit! Frauenehr ist mehr denn Mannsblut und Kirchengut — Frauenehr ist Gottes Chr., ſagen wir hier in Steyr!“

Der Mann ſprach noch ganz ruhig, aber ſein niedergehaltener Zorn rollte unter der klobigen Rede, wie die Enns donnert unter den Felsen im Geſäus.

Den Hauptmann durchriſelte Grauen, er ſah einen ganzen Bann hinter diesem Kläger ſtehen, mit diesem ist Gott, er weiß es. Auch der andre fühlte etwas Ähnliches, aber ſei's wie's ſei, ſeine Pflicht ihm vorzuhalten hat der Färber von Ennsdorf kein Recht.

Mit den Händen fuchtelnd, ſing Begoy zu ſchreien an wie vor der Front: „Es kann ſein, es kann mit ſein, eines Manns Red, kein Red, in ſo wichtiger Sach darf man nichts präzipitieren; also was iſt denn, also was iſt eigentlich, iſt die Frau — hat er ſie —, was iſt geſchehen, wo weiß es der Herr her, hat er Zeugen, wer hat es aufgedeckt? wenn's ſo iſt, werde dem Kurnembach ſchreiben.“ Seine und Zettls Augen begegneten ſich; beide Männer blickten wütend und gehäſſig, ſodann ſprach Zettl fehr ruhig:

„Der Herr will wiſſen, wie es war, alle Umſtänd? Ich kann ſchon dienen; meinen Zeugen hab ich da, es ſeind aber noch mehr Zeugen. — Das war ſo. Ich bin zu Nacht heimkommen von Florian mit mein Zeugl, Herr Vincenz.“ er wies auf den jungen Kleriker, „reijete mit mir, seinem Prälaten iſches<sup>1)</sup> in Admont zu beſtellern. Bei Kronsdorf iſt ein Donnerwetter losgehet worden, und ſeind wir ſehr müheſamb fürwärts und eift gegen Mitternacht nach Steyrdorf kommben, uns das Schnallentor außpörren laſſen, ſeind wir beim Meſſererkreuz vorbeikommen, da hot etwas geweint. Bin ich, Zettl, aus dem Wagen, gloſt was es ſei, ob ein verloßnes Hundl, aber es war ein Weib und Kind, die ſeind gelegen im Eiswaffer, blau vor Kälten, und dem Weib waren die Kleider halbſcheit abgeriſſen. Zu ſolchen Elend ſeind die zwei gelegen in dieser Nacht, wo man kein Hund nit auf die Gaffen jagt. Herr Vincenz hat es geſehen. War es aljo, Herr Vincenz?“

„Ja, es war ein Jammer,“ ſagte der Jüngling, „halb dersroren war ſie und halbbloß.“

Zettl ſprach: „Der Geiſtlich kommt mit Licht; ſeh ich, es iſt die Mayrin. Mayrin, was tuſt da in der Nacht? „Ich hab ſurt müssen!“ Warumb? Wegen dem Offizier, welcher war ein ſo wilder Mann.“ Und was er ihr getan? „Wild, wild.“ Sunft hat ſie kein Antwort geben.“

Einen Augenblick verſagte Zettls Stimme, er hustete ſeine Heiſerkeit gewaltig weg und redete weiter: „Aber ich hab es geahndet an ihrem Zittern

<sup>1)</sup> etwas.

und ihrer Schand, was es war. Da hab ich sie genommen und hab sie in das Bruderhaus in der Sierningerstraße, dessen Vorstand ich bin, bracht sambt dem Kind, und wie sie dahingelegen ist, nichts von ihr selbst gewußt, da hat sie es auch ausgeredet, im Fieber, daß er ihr wollt die Ehre nehmen, sie mit ihm gerungen hätt; sie mit ihm — das Leut ist zart wie eine Jungfrau und den Mann habend die Herren gesehen.“

Die Kanzlei ward still wie eine Leichenkammer. Den Himmel übergoß flammandes Rot; die Sonne kommt, die Sonne.

„Aber geschehen — Ihr versteht mich! — ist nichts?“ fragte Begoy dumpf, seine Augen irrten umher wie die eines Menschens, der einen Ausweg aus Leibesgefahr sucht. „Wie?“

„Nein,“ sagte Zettl, „geschehen ist nichts, außer diesem, daß ein Kriegsmann, ein katholischer, von Pappenheimb, dem hochberühmten Regiment, eine arme Witfrau, die ein saugendes Kind hat, nachdem er ihr Haus verwüst, ihr Sachen zerbrochen und zerhauen, mit Gewalt überfallen hat bei Nacht, mit Siebenmannskraft, um ihr ihre Ehr zu nehmen, so daß sie jezo auf den Tod im Fieber liegt, und daß man seine Teufelsklauen auf ihrem Leibe sieht wie Feuer brennen! Nichts ist geschehen, als daß das Weib, weils ihm nur entkommen, im tiefen Wasser und Hagelshlag lag bei Nacht wie ein Hund sambt ihrem Kindlein und wär verkommen sambt dem Kind, so nicht einer des Weges fahrt und sich ihrer erbarmt. — Nichts ist geschehen!“ jetzt donnerte der ungeheure Manneszorn los und war kein Maß mehr in Zettls Rede; aus seinen Augen brach Blitz und Feuer, wie dem Moses, als er vom Sinai stieg, die Faust gezückt gegen die Abgötterer. „Nichts als die Sünd, die zum Himmel schreit, lauter denn Raub und Mord und Sakrilegium, Sünd an einer verlassenen Witwe, Sünd an einer Unschuld, Sünd am katholischen Kriegerstand, denn diesen hat er entehrt, Sünd an unsrer ehrbaren Stadt Steyr, denn die hat er in ihrem Heilustum angetastet; Sünde, Sünde ist geschehen, wie sie bei uns nicht geschah, seit das Eisenerz in unsren Bergen wächst und unser Frauna Kindlein tragend in den Armen, und solcher Sünd soll keine Strafe sein? Seid ihr katholische Kriegsleut? Habt ihr keine Schwerter? Hat Ewer Provos keinen Strick? Der soll ihn erwürgen zwischen Himmel und Erden.“

„Wir hören, wir hören, Herr, und es wird Recht geschehen!“ rief De Layre, die Hand am Schwert.

„Ja, ja, wir hören,“ wiederholte der Obristleutnant verstört, „Au nom du grand Dieu, on ne peut — on ne peut — Ja, ja, Herr Zettl, wird geschehen. François!“

Er redete mit dem Hauptmann, der zu ihm trat, leise französisch: „Demain on éerira.“

„Wann ihr Herren,“ sprach Zettl ruhigen Tones hinein, „wöllet bis morgen warten, da wird es zu spät. Die Sage geht schon umb im Sierninger Viertel, in einer Stund weiß es ganz Steyr, und wenn ihr nicht allzogleich zum Rechten seht, ist dieser Bub samt seinen Troßknechten massakriert, bevor wir frühstückten, was waren kein Schad nit wär, aber dabei bleibend unsrer

Landsleut, wenn's einmal in der Wut seind, mit stehen. Bedenk der Herr, wie's in St. Agatha gangen ist; da war es umb a paar Stück Viech, müchten viel bayrische Dragoner sterben. Uns'chuldige mit den Schuldigen, und danach hats im ganzen Land zu brennen angehebt; Herr, es kann wieder so werden. Uns' Steyrern ist nit weniger umb uns're Frauen, als den Lembachern umb ihre Roß."

"Das sieht ja aus, als wenn man uns dränen wollt!" rief Begoy entrüstet. "Wir seind nit vierthalb Mandl in Steyr, zu wissen! Wann ich mein Bataillien konsigniere und mein Stück, Moiana, Smeriglia, Faltonetts, montiert auffahren laß, werdets ihr Steyrer euch ruhig verhalten müssen, mit solcher Art kommt ihr ein alterm kaiserlichen Soldat nicht, wißt Ihr, Herr Zettl!"

"Tu das der Herr, wanns sein Manns- und militärische Ehr ihm erlaubt. Konsignier er sein Bataillien gegen uns, die wir ihm Frieden gehalten haben und seine Soldaten mit uns're Kreuzer erhalten, hat der Herr kein ehrlich Mutter nit gehabt, tut er zu keiner Mutter Gottes beten, so laß er's drauf ankommen, daß wir uns troh und wider ihn Recht verschaffen vor ein in Tod gefränschte Uns'chuld, über die sich selbst die Steine erbarmen, aber nit er."

"Die Uns'chuld erbarmit mir, weiß Gott, aber Ihr kennt die Artikelbrief nit!" sagte Begon düster. "Auf die Artikel hab ich geschworen! Indessen, ich will tun, was ich kann. Ich werde in dieser Stund noch den Menschen gefangen annehmen, strafen kann ich ihn nicht, nach unseren Verträgen darf ich nicht, aber ich werde ihn demjenigen übergeben, der ihn strafen kann und auch wird. Habt Ihr, Herr Zettl, sonst noch was, oder seid Ihr nun kontentieret?"

"Wenn er zu sein Straf ist bracht, will ich's dem Herrn danken. Wird ihm das Stadtgericht Urteil sprechen oder wer denn?"

"Das wird sich finden. Das Stadtgericht gewißlich nicht, das ist gegen alle Artikelbrief."

Zettl sah mit einem lauernden Blick den Sprecher an, dann fuhr er bauernmäßig auf:

"Aber zu sein Regiment dürft's n nit schicken, die tun ihm nixi, und Straf verlangend wir, harte!"

"Wird sich finden, Herr, erst muß ich ihn lassen gefangen führen. — De Layre, du wirfst also jezo nach Steyrdorf den Mann arretieren. Er hat zwanzig Teufelskerls mit ihm, und selbsten ist er auch ein ganzer Teufel, du mübst sein angehen, daß er sich nit wehrt, kein verbündtes Blut fließt, das will ich umb alles in der Welt nit haben, verstehst."

De Layre sprach, die Hand am Schwerte: "Ich mache es also. Weide mich mit Mannschaft wohlversehen und das Haus umstellen lassen und umb seines Kurfürsten Ehr und umb Leib und Leben seiner Leut ihn warnen, die Waffen wider uns zu heben. So hosse ich, ich fange ihn in Güte. Seine Leut werde ich nach Parz konvoiren lassen durch reitend Arkebusier, werdent dreißig Mann vor die zwanzig genügen. Ich will alles Blut und allen

Gewalt meiden, so sieht Pappenheimb, daß es kein Intrige von uns Seiten gegen seine Soldaten ist, sondern daß die Notwendigkeit uns gezwungen hat, wider einen entarteten Buben, dessen Untat die ganze Liga schändet, in Aktion zu treten. Pappenheimb, ein Spiegel ritterlicher Tugend, Sodalis marianus, wenn er alles weiß, so muß er uns danken, daß wir diesen Schandflecken nicht einen Tag am Ehrenschild seiner Armada bekleben ließen."

„Wohl geredt!“ sprach Zettl tief. „Herr Hauptmann, Ihr seid ein rechter katholischer Offizierer. Sollt Euch Gott auch segnen mit eigenem lieben Weib und Kindern davor, daß Ihr der Frauen Ihr hochhaltet und das Schwert zeucht wider deren Dränger.“

Ein Zucken ging über De Layres Gesicht, er deutete, nein, das gäb es vor ihn nicht, streckte aber seine Hand dem Bürger dar, und drückte fest die ihm gereichte.

Begoy sagte:

„Franzl, nimb die ganze Kompagnie, daß d' ihm imponierst. Nimm die Moiana, wann er die sieht, wird er wohl keine Spanponaden machen; denn wenn Bluet flöz zwischen Alliirten, pfui Teufel, so was will ich nit haben.“

Er grüßte Zettln mit einem nichts weniger als freundlichen Gesicht und zog sich in sein Schlafgemach zurück.

„Jetzt kommt, Herr Vincenz,“ sprach Zettl zum Florianer. „Müssend wir noch zum Rat und zu die Innerberger, daß die zu uns stehen in der Sach, und zum Arzten, das arme Weib braucht sein. Herr Hauptmann, Gott sei mit Euch, und laß Euch alles gelingen.“

Angelus läutet von fünf Türmen, die Sonne strahlt überm Stadtplatz in Morgenpracht, da schmettert das Alarmsignal aus dem Hirschenhaus über den Stadtplatz hin. Bald wogt der Platz von Musketieren, die ziehen seldmäßig auf mit breitem Säbel, Muskete und Fourchette, und jeder trägt einen Schwefelbrand, die Lunte, in der linken Hand.

Es poltern die Pikeniere an in ihren Pfundharnischen, die riesige Stechstange mit eiserner Spitze geschultert; der Fähnrich führt sie, auf seinem Panier schwarz auf Goldgrund prangt die heilige Inschrift: „Pro ecclesia et pro Ferdinando.“ Jetzt neigt er die Fahne, der Hauptmann kommt, schwarz gerüstet, schwer gewaffnet, die Partisanen in der Rechten. Der Bogatsch führt ihm vor sein mohrenschwarzes Roß. Da dröhnen seine Kommandowort:

„Zehn Mann hoch! Musketiers rechts und links! Pikeniers inmitten! Fähnrich, du führst die Pikeniere, Leutnant, du den zweiten, ich den ersten Zug Musketiers. Die Arkelei fahrt nach. Vorwärts marsch!“

Dumpf wie zu eines Kriegers Leichenfeier fängt die Trommel zu wirbeln an: Top, top, top, top, top. Die Pfundschuhe der 300 Mann hämmern im Takt auf das Pflaster. Und jetzt donnert von zehn Pinzgauern gezogen die Feldschlange, das Ilgetüm, aus der Berggasse herunter; es zittert der ganze Pfarrberg, als sollte er jetzt und jetzt abstürzen. Die Leute, die scharenweise zusammengelaufen sind beim Alarmsignal, unwillkürlich noch, wer der Feind ist, gegen den die Heermacht zieht, stieben auseinander mit lautem

Kufen: „Mordio!“ Da wälzt sich die Kiesin über den Platz, Monstabel, Petardiers, Handreicher in Scharen, zween Wagen mit Projektilen, Luntens und Pulver ihr Gefolg. Es wanken auf dem Stadtplatz alle Häuser, und unter den Bänken am Wasser fallen die geschindelten Dächer ein.

„Das ist ein tapser guet Stuck,“ spricht Zettl und lacht zufrieden. Er steht im Saal der Innerberger Hauptgenossenschaft am Fenster zwischen dem Eisenobmann Ackermann und dem Sekretär Prevenhneber. Das Innerberger Präsidium, den Bürgermeister und den Stadtrichter hat er schon für seine Klage gewonnen in der Zeit, da die Dominikaner ihre Prim beten.

„Zawohl ist es ein guet Stuck,“ sprach Ackermann. „Habs angesehant im Zeughaus. Schießt 12 Pfund — 26 Kaliber lang. Bei Gschwendt habend sie 18 Schüsse damit tan, das ward dem Wiesslinger sehr zum Schaden.“

In des Leutnants Stube zu Steyrdorf scheint die goldene Sonne. Der Leutnant geht halbangekleidet herum, trozig und finster ist sein Angesicht. Er hat fast nichts geschlafen in der Nacht. Erst war's der wilde Unmut, daß ihm seine Freunde, die er schon so holdselig in den Armen hielt, davongeslogen ist, und er sie fliegen ließ; dann war's die Schande, daß er gegen das Weib unterlegen ist auf allen Linien, zuletzt so schmählich, daß Raab und Konstantinopoli glorreiche Täg der Christenheit dagegen sind. Ha, wie siedete sein wildes Blut, als er das mußte denken! Die Decken zerriß er wie ein Besessener und verbiß sich in sein Kissen. Dann, als der Hahn zum ersten Male schrie am Totenberg, da regte sich's in seinem Herzen: Mein Gott, was hab ich denn getan! Doch wider die erwachende Reme tollte der junge Troß teufelsmäßig auf: „Gar nir war's, ein reuterischer Spaß, mehr Reuter machend solcher Spaß, seind und bleibend tapfer Männer dabei, brauchend ihnen gar nit schamen, du brauchst dich auch nicht schamen, was.“ Doch das Gewissen wollte nicht schweigen, leise aber beharrlich redete es: Was hast du getan! Ein elendes Weib mißhandelt! Mit ihr gerungen wie mit einem Doppelsöldner, umb ihr, die du getreten haßt wie einen Hund, noch ihre Ehr zu nehmen. Da haßt du deine Ehr verloren, verspielt, Herliberg!

So zwischen Zorn und Scham und Troß und Reme warf er sich im Bett von einer Seite auf die andre und fand keinen Schlaf, bis der Hahn zum dritten Mal auf dem Leichberg schrie. Und da kam ihm dann ein abscheulich wüster Traum für.

Ihm war, er stünde in der Bodenkammer und vor ihm läge das Weib auf der Erden, ein Tuch über dem Gesicht; er lüftete das Tuch, da war sie tot, sie hatte sich wider ihn zu Tode geringen. Und jäh tat sich der Erd boden voneinander, und ein schenblisches, getazzeltes, geflügeltes Zeugs krallte auf ihn zu, biß sich in seine Füße fest und hing sich an seine Brust, er stach und schlug es mit seinem Pallash, doch der brach wie Papier, er wollte es drosseln, doch es war stärker als sieben Reiter; es war der Satan, der schlepppte ihn davon in den Höllenpfuhl.

Laut schreiend erwachte er. Das Morgenrot schien goldig in seine Kammer. Er sah wirr um sich, das gräßliche Zeugs war fort, ein Traum

ist's gewest, atmete er auf und streckte erleichtert seine Glieder, vor deren Kraft Christen und Türken graut; da fiel sein Blick auf einen zerrissenen Frauengürtel zu seinen Füßen; und es überlief ihn. Das in der Nacht — in der zehnten Stund — das war nicht geträumt.

Schlechter Reiter! Ehr verloren. Er erhob sich von seinem Lager schwerfällig und matt. Alle Märsche und Schlachten seines Lebens haben ihn nicht so müd gemacht wie diese eine Nacht. Nun steht er scheu und finster in der Morgenclarheit, die Vögel schmettern auf den Dächern, aber es ist eine verfluchte Melodei: Schlechter Reiter, schlechter Reiter. Und die Morgenglocken läuten von der Stadt über das Wasser; es sind vertauselte Glocken: Ehr verloren, Ehr verloren.

Und wieder troätig beißt er die Zähne zusammen: „Ah was! Mannesehr ist nit so gebrechlich! Schön war's nit, aber tausend tun's. Kaiser und König — und dann ziehen sie wieder in den Kampf und sind große Helden und nach dem andern kräht kein Hahn. Zu Pferd! Zu Pferd! Zum Korps, schick mich nach Deutschland, wo die Kartäunen brüllen und der Tod die Rohrs ladet, dort schick mich hin, mit bloßer Brust ins Kampfgewühl will ich mich stürzen und meine Schmach in Blut und Wunden fühnen. Und dann hinterbringt es der Frauen, er war doch ein tapferer Mann.

„Wir marschieren,“ spricht er, „Frau, der Satan fahrt ab. Ihr könnt in Eurem Häusl in Frieden hausen.“ Er lacht. Da wird sie Freud haben. Jetzt holt er sich seine Küststücke zusammen und legt sie sich an. Mayrin, hast Freud, jetzt wird der Kerl marschierend, der dir hat — viel wehgetan — was? Arme Mayrin, bei dir schauts aus! Er zeucht den Ring von seiner blühenden Schwerthand, die gestern solche Schmach hat getan. Das, und mein ganzes Geld, drei goldene Zeichinen, vor den Schaden im Hans. Ich wollte auch, ich hätte mehr. Er steht in seinem Eisenkleid und legt den Ring und die Zeichinen auf den Tisch. Über ihm ist's totenstill. Schläft sie noch? — Vielleicht sängt sie ihr Kind. Arme blonde Margaret!

Seine Leut weben und schnauen im Stroh. Und eh er sie ruft zu Pferde, und mit ihnen davonbraust nach Parz — an die Tür der Zarten will er klopfen: „Frau, vergeßt mir das! — Wir werden marschierend, geht nur in Euer Haus hinunter getrost, der Teufel ist fort.“ Er schritt aus seiner Stube und nahm sich in acht, nicht stark zu klirren. In der Vorkammer spielt die Morgenlust, tanzt die Sonne. Ha, die Tür ist offen? — „Frau!“ Keine Antwort.

Wilde Angst packt ihn, was ist geschehen? Der Traum! Der Traum! Zu Tod gerungen? — Er lief über die Stiege hinauf und stürzte in die Bodenkammer. Totenstille — nur der Regen rinnt durchs Dach; die Sonnenfäden gaukeln um eine leere Wiege, keine Mutter, kein Kind, da steht die leere Wiege.

„Fort, sie ist fort?“ spricht der Mann und fährt sich mit der Hand in das fahle Gesicht.

„Mein Gott — wo — ist sie?“ Wird ihm keine Antwort. Ein verhagelter Fink nur klagt leis vor der Dachluke.

Ja, wo ist sie hin. Er stand neben der Wiege und starre leeren Blickes den kleinen Polster an. — Da schüttelte ihn ein Frost und zugleich überließ's ihn glutheiß . . . Halbzerrounene Kiskugeln liegen statt des Kindleins auf dem Polster — also ist sie fort, bevor es schauerte — das war in der Nacht umb zehn Uhren. — Ja und es erinnert ihm auch — gleich nachdem sie sich ihm entwunden — da lief etwas auf der Stiegen — er war verrückt und achtete es nit — da ist sie fort, ins greulichste Wetter hinaus ist sie vor seiner Majestät geflohen, über ihr sein höllischer Befehl, wer sie behaue, der sollt sterben.

Verstört, wie ein Mörder die Mordstätte, verließ er die Bodenkammer. Das Grauen vor etwas Unzagbarem, was ihm hier noch begegnen wird, treibt ihn: Auf! auf! auf! fort von Steyr! Aber eine andre, stärkere Macht hält ihn fest. Unten klirren die Männer herum, er gibt ihnen keinen Befehl. Schwer atmend setzt er sich auf sein Bett, in seiner Brust pocht das schuldige Herz wie ein Hammer. Und horch, übers Wasser, von der Stadt her, kommt, ein seltsam Echo seiner Sieberpulse, gedämpfter Trommelschlag immer näher heran.

Was soll ich denn jetzt tun? Was soll ich tun? fragt er sich. „Mein Täg hier liegen kann ich nicht und soll ich marschieren, und sie liegt vielleicht — auf einem Feld — an einem Rain — tot. — Nein!“ schrie er auf, „nicht tot! Maria!“ Er riß die Kürassketten und Haken auf und riß das Kapulier unter seinem Hemd herfür: „Hilf mir, steh mir bei!“ Und dann ließ er es fallen, ihm ist, es brenne wie Feuer in seiner Hand. Die heilige Jungfrau zürnt im Himmel: Was will der Mensch von mir, der solche Sünde hat getan? Ich habe mit ihm nichts zu schaffen.

Auf der Straße donnern rottemäßig Schritte, als fielen hundert Hammer auf den Amboß, die Sturmtrömmel hämmert fürchterlich top, top, top, top, top.

Ho, was ist das? Ein schwarzer Schatten in der morgenroten Stuben, hoho? Aus dem Boden gewachsen steht ein Mann inmitten der Stube.

Schwarzer Sturmhut, schwarzer Kürass, schwarze Stiefel, alles schwarz an ihm bis auf das schmale, gelbe Antlitz, steht er da wie der Tod: die Partihane mit der stählernen Mondlinge ragt aus seiner hageren Hand empor wie des Todes Sense.

Herliberg war aufgesprungen, groß und starr blickt er die Gestalt an. Gepeinigt? Um hellen Tag? Doch alsbald fährt er sich und ruft gebieterisch, die Hand am Pallasch: „Wer kommt zu mir ungeschaffner, hinaus!“

„Ich bin zu Euch gesandt in hohem Auftrag, Leutnant Herliberg.“ Jetzt an der Sprache erkennt ihn Herliberg. Es ist De Layre. Bei Gott, er sah wirklich wie ein Spuk aus, der ungute Jesuiter.

„Ich stehe zu Diensten, Herr Hauptmann! Compris daß ein Auftrag vor mich nur von meinem Vorgesetzten kommen kann.“

De Layre sprach:

„Es ist Rumor ausgangen von einer Gewalttat in diesem Hause, ich bin beordnet, den Täter gefangen abzuführen.“

Er hielt einen Augenblick aus. Herliberg sah zu Boden, hakte sich mit unsicheren Fingern den Kürasch zusammen, der ihm lose am Leib hing, und zog die Pallaschkoppel fester an.

„Herliberg“, sagte De Layre, „wo ist die Margaret Mayrin?“ Jetzt warf Herliberg den Kopf zurück, schaute dem Inquisitor trozig ins Gesicht. O dieses Auge sagt alles, gestern glänzte es, ein dunkler Bergsee, auf dem die Sonne funkelt, heut ist es totes Wasser, die Sonne ist untergangen, die Unschuld ist tot.

„Was weiß ich.“

„So, Ihr wißt nicht, ich weiß es aber,“ sprach de Layre. „Im Bürger- spittel liegt sie schwer krank, nachdem sie einem wüsten Buben, der ihr wollt Gewalt antun, bei Nacht und Wetter entflohen ist.“

Sie lebt also! Sie lebt! Des jungen Sünders Brust schwillt freudig, bringt ihm der ungut Mensch doch eine gute Kunde! Aber schwerkrank! Ha, das lügt der Patron, sticht auf dich zu mit seiner giftigen Zung, du laß nichts scheinen, sonst freut er sich.

„Ist sonst noch was los?“

„Ich glaub, das ist genug? Wollt Ihr lügen und leugnen? Ich sehe, Ihr habt nicht einmal die Zeugnis Eurer Lumperei verschwinden lassen.“ Mit einer Gebärde der Verachtung wies De Layre auf den Gürtel und das Busentuch zu Füßen des Bettels.

„Und jetzt gürtet Euren Pallasch ab, Ihr seid nicht würdig, ihn länger zu tragen, und folgt mir gefangen auf das Hauptquartier.“

Herliberg stand hoch aufgerichtet, stolz da, obwohl sein dunkles Angesicht für Scham röter glühte als die Sonne.

„Ich lüg und leugne nicht, ja ich hab getan, was mich reuen muß. Aber nicht Euch hab ich Rechenschaft zu geben; ein maximilianischer Reuter ein Löbelshchen Fußfanteristen! Ob ich mein'n Pallasch tragen darf, habt nicht Ihr zu entscheiden! Nicht Ihr könnt mich fahen, das kann nur Pappenheimb, mein großmächtiger capo, der kann mich fassen und strafen, und dem stell ich mich, aber mit Euch! Hebt Euch weg, meinen Pallasch röhrt Ihr mir nit an, noch meinen adeligen Leib.“

„Euer Leib ist entadelt, Euer Pallasch ist befleckt, wie ein gemeiner Rauber und Mörder habt Ihr getan, nicht militärisch, sondern malefizisch ist der Handel; wer ein elend arme Witfrau vergewaltigen will, gehört zum Profozen.“

Scharf und klar fiel Wort für Wort von De Layres bleicher Lippe, gleichwie die Schläge losgehen nach der Reihe, wenn der Sturmfranz fliegt.

„Zum Profozen, ja? Da solls hin mit mir?“ schrie Herliberg heiser. Und ihr wollt mich liefern? Ich bin ein Pappenheimer, erkenn über mir Pappenheimisch Reuterrecht, sonst keins, auf Euch und Euren Profozen pfeif ich! Was ich begangen hab —“ seine Hand tastete auf dem Stahl nach seinem Herzen, „Gott wollt, es wär nicht gewesen; ein Mann kann unrecht tun und hernach ein Mann sein und bleiben, wenn er sich darein bekennt; will mich darein bekennen vor meinem capo, Straf über mich nehmen, aber nicht Ihr

werdet mich herumziehen wie einen Schelmen, meinem Regiment zum Hohn; so viel Ihr habt mich noch im Leib, daß ich mich dessen wehre bis aufs Blut."

„Ihr seid unsinnig!“ rief de Layre. „Euch wehren? Gegen uns? Mein Kompanie steht in Bereitschaft vom Spittelplatz bis vors Haus — schaut aus, so sieht Ihr's. Unser Mann steht auf dem Dabor über Euch, die schießt elf Pfund Blei und schießt Feuerkugeln mit aufgesetzter Laternen; da wollen wir das Haus bestreichen von oben, wir werden Euch per forza nehmen, und dazu viel unschuldigs Blut wird fließen umb Euren Troh. Ergebt Euch jetzt in Güte, Ihr seid verloren, so oder so.“

„Sein Kompanie hat er ausgebeten, ist das ein tapferer Mann! hahaha!“ lachte Herliberg auf, wie einem Fiebernden gingen ihm die Augen. „Ich hab mein zwanzig Mann, und mit denen will ich mich gegen Eure ganze Räuberbrigade setzen und gegen Euren Plunder von Geschütz. Meines Regiments guten Namen geb ich nicht in Eure Hand, noch weniger als meinen Leib, wolauf Dir und mir, ich will kein Quartier; erlieg ich, so bohr mir Dein Schwert ins Herz und reiß den Pallasth von meiner toten Hüft, anders bekommst Du ihn nicht.“ Er stampfte auf den Boden dreimal.

Das Haus wankte. „Kerls heraus zu mir!“

„Ein Narr seid Ihr, ein Narr!“ rief de Layre dringend. „Man wird Euch neben allem noch als Menterer wider den Kaiser strafen.“

„Wie's beliebt. Ha, da seid's ja, mein Kerls!“ Furchtbarlich kommt die eiserne Horde in die Stube gereist, alle zwanzig Mordmänner mit Tots und Donnerkrach, und mit wildem Zorn begrüßen sie ihren Herrn.

„Kerls!“ redet dieser sie an. „Hier der kaiserliche Kapitän will mich gefangen führen, umb eine Tat, die ich hab getan, wollt es wär nicht, darob die arm Mayrin fort ist in der Nacht, das will ich zu Parz im Reiterrecht bekennen. Mein Teufels, tut Ihr mich derwegen verlassen, oder steht Ihr zu mir und verteidigt mich?“

„Wir halten zu unserm Herrn Leutenanten Leib und Blut! Wir lassen nit von unserem Herrn, sein Feind sollt der Teufel schänden!“ Da tollten sie um ihn, eine Horde wilder Hölldrachen um den jüngsten, den sie angezogen haben. Da hoben sie die Schwerter über sich und dräuten mit der Faust dem schwarzen Ritter: „Hinaus von dar! Mauser!<sup>1)</sup> Kursant<sup>2)</sup>, hinaus!“

Traurig schritt der Schwarze hinweg. Armer gefallener Engel, du setzt dich gegen Gottes Gericht. Draußen da rief er seine Leut: „Gutwillig geht er nicht, wir müssen ihn per forza nehmen, mich dauert des Blutes, aber es muß sein. — Tut Pulver auf die Pfann! Ewer Rohrs ladet, halt brennend Lutten wol zur Hand. Musketers, vier Rotten zehn Glieder blockieren das Haus von vornen! Petardiers und Mortiers recht und link! Pikeniers in der Mitten halt't Euch bereit zu stürmen. Ein Haufen in jederm Haus zur Rechten und zur Linken gibt Schacht, daß weder Mann noch Maus uns entkriecht; doch in den Häusern keinen Schaden machen, denn was sein muß.“

<sup>1)</sup> Schelm.

<sup>2)</sup> Gauner.

In weniger als einer Viertelstund ist das Mayrhäusl von drei Seiten eng eingeschlossen, gegen Nord hockt überm Hause das Geschütz. Jetzt noch acht Ave Maria mag man beten, bis die Fourchett rechtsteht, die Musketen in der Fourchett ruht, die Lunte an der Zündpfanne zündet und endlich die Salva kracht. Aber im Mayrhäusl da wird nicht Ave Maria gebetet. Da fliegt der Teufel um, der Leutnant kommandiert oben, unten, überall zugleich. Und seine Leute werken wie die bösen Geister, wie die Bilwiz<sup>1)</sup>, deren einer Hundertmannsarbeit tut. Kisten und Kästen, Böden und Ofenkacheln, Stock und Blöck, Flügel und Tügel, alles muß her zu Pallissaden, Kavallieren, Barrikaden, Festakaden; der Fürier, der bei der Arkelei gewesen ist, ist Zeugwart, Pulverwart, Konstabler; er gießt Kugeln und bereitet, seltsame Sprüche murmelnd, die Passauer Patronen, da kommt Merkur dazu, die donnern wie Granaten. Der Ilzstädter fiedet Leinöl und Fett in der Küche, die Pikeniers zu taußen, wenn's ans Stürmen geht.

Schon liegen hinter den Schießlöchern der estakierten Fenster mordgrimmig je drei oder vier Gesellen. Jeder hat zweien Faustrohr, Munition auf zwanzig Schüsse, und jeder hat den Teufel im Leib, und jeder schwört, fünf Schieboden<sup>2)</sup> vors mindest, zehn knallt er nieder, und den Mauser, der unsern Herrn Leutenanten gefangen führen wollt, darzu. Der Leutnant selber steht am Fenster seiner Stube, gerüstet, aber unbehelmt, mit entdecktem Angesicht, und das Fenster ist nicht estaktiert, er lägt und leugt nicht, und er versteckt sich nicht, es kann ihn sehen, wer will und kann auf ihn schießen wer will.

Noch ein Ave Maria!

Das erste Glied liegt schon auf dem Knie.

Feuer!

Ein Mordkrach. War die erste Salva.

Ein paar Ziegel fliegen.

„Misérabel visiert!“ spottet der Leutnant. „Zum Tanzen gehört mehr denn rote Schuh. Feuer meine Kerls!“

Ha, das seind ander Schuh! Da pfeffern denen wohl die Ohren. Drei oder viere schleppt man blutender davon.

Unten donnert de Layre:

„Das erste Glied fällt ab! Zweites Glied für! Ewer Rohr losbrennt, Bresche legt und lasset euch nit spotten! Petardiers für!“

Die zweite Salva kracht, und die Petarden fliegen. Die Luft ist voller Donner und Blitz, voll Schwefel und Saliter, schwarze Wolken verfinstern die Sonne, die Kugeln pfeffern, und die Streugeschosse hageln wie der Teufel auf das Mayrhäuslein los; aus dem Häusl antworten wieder zwanzig Meisterschüsse. Aber diesmal haben die Kaiserlichen schon den „Guten Morgen“ gewonnen. Vom Tor des Häusls bis zum Dach klafft ein Spalt, da rinnt der Kalk, fallen Steine und Ziegel in Haufen ab. Die Pikeniers ordnen sich zum Sturm. Auch jetzt noch denkt de Layre des verbündeten Bluts. Der Trommenschläger schlägt drei Wirbel.

<sup>1)</sup> Teufelskinder, Wechselbälge.

<sup>2)</sup> Pikeniere. Schwerbeladen und schwerbeweglich waren sie juzusagen die Lastiere im Heere und die Zielscheibe des Kallalleristenpottes.

„Herliberg, willt du dich ergeben?“

„Ja, in der Höllen.“ lacht der oben. Ein Streugeschoß hat ihm das linke eiserne Schulterblatt vom Kürz abgesprengt, heiß fließt sein Blut, er achtet's nicht, hält sich den Stahl über der Wunde zusammen mit blutbeschuldet Hand und gibt den Kerls Weisung: „Taust die Augeln in Öl, Kampfer, wenn ihr habt, die brennen höllisch, und schüttet Sturmtrüg auf die Spießer, wann sie stürmen. Es soll uns noch gelingen, die Schöpsen da zu dezimieren, dann brechen wir aus, umb Leben, umb Tod, sterben, aber nicht rendieren.“

„Sterben, aber nit rendieren! Evviva unser Herr Leutenant!“ brüllt die Rotta. Und nun geschehen Wunder. Den stürmenden Pikenmännern entgegen speien die Merkurpatronen Tod und Verderben; die Brandkugeln, getauft in Harz und Kampfer, verbrennen sie bis auf die Knochen; wie der feurige Regen von Sodoma geht glühendes Schwefelöl, Kalk und Salpratiko auf ihre Häupter nieder. Wehgeschrei füllt die Luft, geblendet taumeln sie zurück. Der Teufel, der Teufel hilft diesem Leutenant.

Nicht lange mehr. Die Lahré läßt einen lustigen Raketenvogel von grünem Feuer steigen, und das heißt: „Zeht darf sie spielen.“

Sie sollt's nicht ohne Not.

Und in das Höllenkonzert der zehnerlei Gejchoße, in das Schmerzensgeheul der Kaiserlichen, die Kampfrufe der Pappenheimer, das Wiehern ihrer Streithengste, die im Stalle schäumen und sich bäumen, dröhnt jezo wie ein Hochgewitterschlag die Tonnerstimme der Moiana, die erste Angel fleugt, da schüttert die Luft, alle Tächer wanken, ein Zetergeschrei wie von hundert Gespißten erhebt sich aus allen Häusern von Steyrdorf.

„Ha, ha, ha!“ lacht der Leutnant toll. „Zeugmeister droben, du scheinst ein Übereisel zu sein, oder hast du den Triangel vergessen? Meiner Seel, ich glaub, der Schuß ist bis Garsten gaugen.“

Doch während er noch spottet, donnert die Moiana ihren zweiten schrecklichen Gruß, und diesmal hat der Zeugmeister den Triangel wohl abgesehn.

Das ganze Haus erkracht, die Böden schüttern, schwarzer Dampf wallt stiegenab. Der Alzstädter rast in die oberste Stuben: „Herr Leutenant, ein Feuerkugel ist durchs Dach geschlagen, aufm Boden brennts!“

Der Leutnant ist mit dreien Schritte aus der Stuben, mit zween Säzen in der Bodenkammer, Herrschaft! Da hats Rauch zum Schneiden, und die Stichflammen fliegen ihm wie Schlangen entgegen.

Und mitten in den Flammen, es fährt dem Wilden aus Herz wie eine leibliche Hand, ach eines Weibes Hand — da steht die Wiege, die Wiege, darein sie ihr Kind liegen hatte, das arme Weib, die er getreten hat zutod.

„Wasser!“ donnert der Leutnant den Kerlen, die vor dem Rauch zurückgetaumelt sind, zu: „Schafft Wasser, ich lösche! Ha, da ist ja Wasser.“ Es ist die Kuse, die große, ein Mann bringt sie schwerlich vom Platz, aber dieser ist stark wie die Helden in alter Sagenzeit; die Kuse hebt er hoch wie Siegfried den eisernen Amboß hob, und wie ein Sturzsee geht das Wasser nieder auf die Wiege, und der Leutnant reißt sie aus dem höllheißen, beißenden Qualm, der dem gedämpften Brand entsteigt, mit seiner Schwerteshand und

trägt sie bald in Glut und bald in Wasser watend, aus der Kammer davon und lachend feucht er seinen Kerlen zu:

„Hörts, die Moiana ist ein schuftiger Krampen, miserables Windfeuer war's, ist alles schon gar.“

Er tritt in seine Stube, die angekohlte Wiege im Arm; da ist ihm, als erwache er aus einem Traum.

Mit Feuerkugeln zerstießen sie das Haus — die letzte Habe dieser Armen — sie kann betteln gehen — weil du nicht willst gefangen sein — wie du verdienst. Mach ein End, du mußt.

„Dem Schneidergesellen mich rendieren! Dem, der mich infam genannt hat? Lieber dem Türk! Lieber gepfählt!“

Ein Ende mach, du mußt.

Er sah sich wilden Blicks im Zimmer um. Eine Mörderhöhle! Alles verheert, verbronnen! Ihm graute. Grad über dem Bett hat ein Preßgeschöß die Wand eröffnet. Die Mälterstücke<sup>1)</sup> liegen auf der Erde herum, wie Totenköpfe auf'm Freithof.

Er stellte die Wiege nebans Bett. „Die ist doch nit verbronnen,“ lächelte er. Dann mit einem Ruck riß er sich das Wehrgehänge ab, seine Brust rang unter dem blutüberonnenen Kürass. Das ist zehnmal Tod! Nun schreitet er ans Fenster, bewegt das weiße Tuch in den Lüsten:

„Stellt die Moiana ab! Freier Abzug meinen Leuten! Ich will mich gefangen ergeben.“

Die unrühmliche Aktion, verbündetes gegen verbündetes Blut, ist zu End. Die Büchsen sind verstummt, die Pulverwölken verfliegen. Vom Tabor poltert gen Örtl zu das ZehngeSpann, das die Moiana, die Mörderin, davonschleppt. In der Gasse, wo vor einer Viertelstund die Hölle Nacht und Schrecken spie, blaut wieder die goldene Lenzfrühe. Die Brigana steht. Habt acht, fröhlich flattert und knattert die schwarzelbe Fahne Pro Ecclesia et Ferdinando. Aus dem aufgehackten Tore führt de Layre seine kostliche Beute, den gefangenen Löwen von Efferding, hat den Palasch des besiegten Helden in seiner schmalen, schwärzumgeschmiedeten Hand und ruft mit weithin tönender Stimme seine stärksten und besten Pikenmänner mit Namen auf. „Rehmet den Mann, führt ihn achtsam, nit martern.“

Der Leutnant hält sich hoch und stolz. Bruder, mach dich groß. Und wenn die feurig Kugel nicht wär gesessen in der Wiege — der klein grünen — elf Maientage hätt ich mich dein und deiner elenden Porteflaschen schon noch entwehrt.

Seine Männer sind aus dem Haus ihm nachgedrungen. De Layre hat die halbe Komagnie ins Haus geworfen, sie zu verwachen, bis der Abmarsch nach Parz erfolge, doch diese Wilden sind nicht zu halten.

Mit ungetümem Klageschrei umringen sie den Herrn, den schönen, tapfern, für den sie sich hätten in Stücke reißen lassen, zerstümmtern von den

<sup>1)</sup> Stücke Maueranwurf.

Kartätschen, zerstörten von der Moiana, und jetzt müssen sie zuschauen, wie ihn ein schäbiger Fußfantrist gefangen führt. Mit ihren blutenden und verbrannten Mordfausten umklammern sie seine Händ und Knie und seinen Leib, und sie heulen und brüllen wie die Drachenbrut, wenn der Jägersmann den jüngsten aus dem Nest heb und von daunen trägt. Wider den Jäger schüttelten sie die blutigen Fäuste, und Gewalt geschäh wenn nicht ihr Herr selbst sich ihnen entrisse, lachend und dabei leichend für Schmerz: „Meine Teufels, was treibts denn, seids gescheit, sein muß es. Jesus, so macht es mir doch uit so schwer.“

Die Layres Kommandoworte dröhnen. Die Marschtrommel wirbelt den Feldmarsch. Die Gleinkerstraße hinunter, in donnerndem Gleichschritt, zwei Flügelzüge Musketers, die Pikeniers, die den Gefangenen führen, in der Mitte, rückt die Brigana. Der Pappenheimer ohne Schwert und ohne Ehr geht stolz daher, verächtlich blickt er herunter auf die Pikenleut, bei Böcklabruck da hat er ihre Buckel gut gesehen. — Ein Aufstand wird im Steyrdorf. „Leut und Kinder! Den Pappenheimer führens ein!“ Sie haben hinter den Fenstern mit Weten und Wangen geharrt, während die Petarden sprangen und die Feldorgel der Kaiserlichen vom Tabor ihr gräßliches Asperges sang; wenige wußten, daß es dem Pappenheimer galt, obwohl seine wilde Tat schon frühmorgens im Sierningerviertel war bekannt geworden; sie dachten alle, es hab sich eine neue evangelische Rebellion erhoben und das kartätschierte Haus sei ihr Nest. Jetzt aber geht's von Mund zu Munde wie ein Lausfeuer: Herr Zettl hat wider den Pappenheimer die kaiserlich Macht auf- und angrenzen, der schlechte Kerl hat nit wollen zur Straf sich führen lassen, habend ihn die Kaiserlichen Offizierers müessen mit Gewalt nehmen, habend schießen müessen mit Kanon und Mörser, worvon groß Schaden in der Vorstadt ist, und alles diesem Lumpen seine Schuld, und jetzt führeus ihn ab in Prosesenarrest.

Wohl zua, wohl zua, das ist wohlgetan.

Ganz Steyrdorf möchte ihn sehen. Aber nicht viele kommen dazu. Die immer gewaltiger sich entwickelnden Kolonnen de Layres drängen den Menschenstrom, der aus allen Gassen und Gäßlein flutet, immer wieder gegen die Schuhboden- und Sierningerstraße und gegens Wieserfeld ab. Das zornige Fragen und Reden, das Dränen und Vermaledieien der wilderregten Menge braust um die Gleinkerstraße herum wie überschwollende Wasser, und fliegt über der Straße von Fenster zu Fenster wie ein wütender Hornissen Schwarm. De Layre, zu Roß voran der Brigana, erbaigt in seinem tapfern Herzen, wie wird es in der inneren Stadt, wo das Wassentragen erlaubt ist, werden, es wär kein Wunder, wenn sich die Steyrer Bürger an diesem Menschen vergriffen, der ihren frommen Sitten so ruchlos ins Gesicht geschlagen hat; den Mann zu schüten, läßt er auf der Steyerbrücke seinen Rähnrich gerade vor ihn treten mit der schwargüldnen Fahne Pro Ecclesia et pro Ferdinando; der Gefangene, zeigt dies an, ist kaiserlichem Schutz unterstellt, bis Recht geschieht.

Beim Frühläuten ist die wilde Tage in Steyr auskommen und wie von einem Brand im Juli war alsbald die ganze Stadt davon ergriffen. Vom Gilgentor bis zum Steyertor, vom Lamberg'schloß bis zum Innerberger Stadel hört man nichts andres als dies: Der Kürrisser, dieser Teufel, umb Mitternacht hergesunken über sie, im tiefen Wasser und im Hagelschlag ist sie gelegen halbtot mit dem Kinde.

Dumpf und tigerisch murrt es aus der Schmiede wilden Brüsten: „Radbrechen von unten auf einen solchen.“ Die Weiber aber leußen sind in Tränen: „Die armi Frau, die armi Frau, ist dieser Mensch denn auch von ein Mutter komben? nein, der ist von einem Felsen her.“

Das Wandlungsglöcklein klingt in der Dominikanerkirche, Jesus, der Sohn der reinsten Jungfrau, steigt auf den Altar hernieder, wo fromme Lilien blühen und weiße Kerzen schwelen; Benedictus qui venit singt feierlich der Chor; und währenddessen hebt sich vor der Kirche, auf dem Stadtplatz, wo die Taufende der Ankunft des gefangenen Missätters harren, ein Wutgebrumm, schrecklicher als die Stimme der Löwen in der Wüste: „Schauts hin, da kommt er schon der Kerl, der Fallot, der eine Witfrau schänden will umb Mitternacht, schauts ihn an, da kommt er, und tut si gar nit schamben.“

Hundertfünzig Mann, bis an die Zähne gewaffnet, führen ihn. Die Fahne flattert schützend vor ihm. Aber nicht Musketen noch Arkebusen, nicht Piken und Säbel und nicht Ferdinandus et Ecclesia können ihn erretten, wenn dies Volk jetzt die Taten zückt in seinem Löwengrimm, die Ehr der Frauen und die Ehr der Stadt auf der Stelle zu rächen.

Doch eine Macht ist da, die bändigt die Wütenden, daß sie sich nicht vergessen. Der ganze Rat und die Innerberger sind auf dem Platze versammelt, unausgesetzt ermahnen und beschwichtigen sie das Volk. Der sie entboten hat, ist Zettl. Er selbst, im Werktagssrock, ohne Mantel und Krause, geht schon seit sieben Uhr von Mann zu Mann, von Gruppe zu Gruppe, und seiner rauhen Veredsamkeit vor allem gelingt es, den Sturm niederzuhalten, dessen vorzeitiger Ausbruch der ganzen Stadt zum Schaden wäre und das Sühne- und Rachewerk gefährden, wenn nicht vereiteln würde.

„Ruhig Landsleut! Recht wird geschehen, derschreien laßt si's aber nit. Rottierern widersteht ein guetes Regiment, ruhiger Bürger klag hört man billig an. Die Klag ist gehobt in Steyr, und heunt noch klagen wir in Linz, aber es dörft's nit schreien.“ Hundertmal hat Zettl so gesprochen seit zwei Stunden, und es wirkte.

Und jetzt, da man den Verbrecher bringt, der ihm ein größerer Abscheu ist als alle rebellischen Bauern und kekerischen Prädikanten zusammengenommen, und da er sieht den schwarzen Blick, den verächtlich lachenden, und sieht die wilden riesenmäßigen Glieder, gegen deren mörderische Kraft die arme säugende Mutter sich wehrte, noch jetzt, den tobenden Manneszorn im Herzen, gewinnt er's über sich, des Volkes Zorn, der plötzlich aufrast und Flüche wider diejenigen Elenden und die ganze pappenheimische Soldateska speit, zu meistern; da donnert seine Stimme wie der Hammer von Unterhimmel in das Brausen der Wälder dröhnt: „Ruhig mein Landsleut! Pappenheimisch Kriegsvolk in

Ehren! Hoch Pappenheim! Der hat uns von der Bauerntyrannei befreit! Hoch Maximilian, unsers Kaisers wertester Freund! Dieser da ist ein schlechter Mann, ein schlechter Mann unter 2500 Helden ist keiner, diesem soll Recht geschehen, und die andern 2500 sollen leben hoch!"

Und die Steyrer huben ihre Hände auf und riefen: „Sollend leben hoch, dem Fal lot sollt Recht geschehen, und die 2500 Helden sollen leben!"

Valentin Prevenhuber sagte zu Zettl: „Herr, ich wünschte uns einen guten Bürgermeister, dem tätten Leut ordentlich folgen, und er ist der gerechteste aus uns allen.“ — „Heunt folgens mir.“ sagte Zettl, „obs mir immer folgen taten, wer weiß?“ Und dann schauten sie beide den Pappenheimischen Buben an, wie er ins Hauptquartier schritt; die Moiana rasselt eben durch die Enge heran, und der Gesangene fragte die, die ihn führten, spöttisch, ob denn das die ganze Artekleria von Steyr sei, ob sie keinen Basiliken hätten, nur lauter so kleines Geschütz?

„Ja, wir habend noch Artekleria.“ Zettl trat rasch zwischen die Piken und stand fast Leib an Leib mit Herliberg, und wenn Blicke töten könnten, so müßt der junge Freyler tot darnieder sinken in diesem Augenblick. „Pikenier, führe mir ihn mit davon. Wir habend ein Basiliken, Herr Herliberg, der schießt gar wohl; ist Christi Wort: Weh dem Argernisgeber; und wir haben einen zweiten, der schießt auch baß. Das ist Caput hundert-neunzehn der Carolina: So jemand eine unverleumte Ehesfrauen, Witib oder Jungfrauen — der Mann soll des Todes sein. Und da oben, Herr Herliberg, hangen zwei Köpf. Das waren Rebellen ihres Vaterlands und Beleidiger der Kaiserlichen Majestät. Und ich wüßt ein drittes Haupt, das sollt da oben hangen, nur daß sich die Rebellen schamen müßten, mit einem beisammen zu sein, der an einer verlassenen Unschuld hätt getan wie Ihr.“

Eine gewaltige Woge lief durch das Menschenmeer. Zettls Rede ging von Mund zu Mund. Herliberg hatte den furchtbaren Ankläger zuerst starr angeblickt, versuchend sich zu erinnern, wo er ihm schon begegnet sei; dann, unter Zettls wuchtigen Worten, hatte er die Augen langsam gesenkt, sein Lächeln war erstorben; die verlassene Unschuld, die sich in seinen Armen gewunden hat und geschrien um Barmherzigkeit — o weh, die getretene Unschuld! Mit gesenktem Haupt schritt er seinem Gefängnis zu, das Schmerzensbild der armen Frau ging weinend vor ihm her.

Hätte er gewußt, was in Steyr aus ihm wird, bei Gottes teurem Blut, er hätte sich den Helm abgerissen in der Bauernschlacht und sein Haupt unter ihre Morgensterne gelegt wie unter des Priesters Segen.

(Fortsetzung folgt.)

# B i s m a r c und die hohenzollernsche Thronkandidatur in Spanien.

Von  
Richard Fester.



Unter den Rätselrätseln, die uns die Vorgeschichte des deutsch-französischen Krieges von 1870—71 aufgibt, steht noch immer die Frage nach Bismarcks Verhältnis zu der hohenzollernschen Thronkandidatur im Vordergrund. Obwohl die Archive der deutschen Bundesstaaten, Frankreichs, Österreichs, Italiens und Spaniens nicht zugänglich sind, verfügt die historische Forschung schon heute über eine solche Fülle primärer Quellen, daß in wesentlichen Fragen ein allgemeines Einverständnis erzielt ist. Über die eigentliche Ursache des Krieges, Frankreichs Beteiligung am Ausbau der Reichsgründung, kann unter Geschichtskundigen nicht mehr gestritten werden. Auch in der Auffassung des nächsten Anlasses zum Kriege sind sich französische und deutsche Historiker so nahe gekommen, daß man die Akten über die Tage vor und nach der Redaktion der Emser Tepesche, vom 6. Juli bis zur französischen Kriegserklärung, als geschlossen ansehen darf. Fragen und Zweifel ergeben sich erst bei der Versenkung in das Detail. Die allgemeine Marschrichtung ist in den meisten Fällen abgesteckt. Sobald aber eine Generation, die durch den festen Zusammenhang der preußischen Staatsakten in den fünf ersten Bänden Sybels verwöhnt worden ist, den Versuch unternimmt, der deutlich erkennbaren Richtung Schritt für Schritt zu folgen, wird sie daran erinnert, daß wir von einer pragmatischen Vorgeschichte des großen Krieges durch die Lücken unserer Kenntnis weit entfernt sind.

Mit unserm Thema aber hat es noch eine andre Bewandtnis. Auch da können wir die Marschrichtung Bismarcks feststellen. Auch da entziehen sich wesentliche Zwischenglieder unserer Kenntnis. Das Haupträtsel aber ist hier die Frage, was Bismarck überhaupt bewogen hat, sich mit der spanischen Thronkandidatur eines Prinzen aus dem Hause der schwäbischen Hohenzollern zu befassen.

Ehe ich auf die älteren Lösungsversuche eingehe, um eine neue Hypothese an ihre Stelle zu setzen, wird es sich nicht vermeiden lassen, dem Leser zunächst das gesamte Rohmaterial über Bismarcks Äußerungen und Aktionen in der spanischen Frage in chronologischer Ordnung vorzulegen. Wenn eine solche Zusammenstellung vollständig sein soll, wird sie auch die bisher nur hypothetisch mit Bismarck in Verbindung gebrachten Fakta mit heranziehen müssen. Auch scheint es nicht überflüssig, jedem Regest hinzuzufügen, seit wann es bekannt ist.

## 1.

1. Am 27. September 1868, zehn Tage nach der Erhebung in Sevilla, einen Tag vor der Niederlage der Königlichen bei Alcolea, drei Tage vor der Flucht der Königin Isabella nach Frankreich, schreibt Bismarck, wie wir seit 1902 durch Steudell wissen, an den Finanzminister von der Heydt: „Ihre französischen Wahrnehmungen stimmen ganz mit dem, was ich durch meine Verbindungen über die dortigen Zustände und Stimmungen weiß . . . Ich habe den Krieg, bei aller Neigung mancher Fraktionen dafür, besonders der Ultramontanen<sup>1)</sup>, nicht für wahrscheinlich gehalten; die spanische Bewegung, wenn sie einige Consistenz entwickelt, wird ein wirksames Zugpflaster zu Gunsten des Friedens bilden.“ Ähnliche Äußerungen Abekens und Moltkes sind offenbar ein Echo Bismarcks. Abeken an seine Frau aus Baden-Baden am 4. Oktober 1868 (bekannt seit 1898): „Für den Augenblick kann Napoleon mit dieser spanischen Fliege im Nacken natürlich an keinen Krieg mit Deutschland denken.“ Und Moltke am 24. November 1868 im Gespräch mit Theodor von Bernhardi: „Diese spanische Fliege zieht vortrefflich“ (bekannt seit 1901). Von französischen Historikern wird „die spanische Fliege“ zitiert, aber als Reizmittel, nicht als Friedensbürgschaft in der originalen Fassung Bismarcks.

2. Bismarck nimmt sodann (im Oktober) die Gelegenheit eines Besuches des englischen Botschafters in Paris, Lord Clarendon (in Varzin) wahr, die Ausstreuung in Pariser Zeitungen, daß er den spanischen Aufstand bezahlt habe, zurückzuweisen. Bekannt durch Sybel 1891 nach den ungedruckten Memoiren Vichtums. Clarendons Bericht über seine Unterredung mit Napoleon an Königin Viktorie wurde von dieser an König Wilhelm geschickt, der ihn am 4. November 1868 an Bismarck weitergab. Nach der übereinstimmenden Erzählung Clarendons und Vichtums erklärte Napoleon, daß die französischen Kanonen von selbst losgehen würden, wenn der Norddeutsche Bund sich durch die süddeutschen Staaten erweiterte. Vichtums Erzählung der Erklärung Bismarcks wird daher ebenfalls den Mitteilungen Clarendons an Königin Viktorie entsprechen. Auch der Zurückweisung der von Rothan überlieferten Anekdote, Bismarck habe seiner Frau in Gegenwart einer befremdeten Dame freudig mit der Zeitung in der Hand erzählt, endlich sei diese Isabella gestürzt, liegt offenbar ein persönliches Dementi Bismarcks zugrunde. Außerhalb Frankreichs wurde der Verdacht, daß der preußische Ministerpräsident die Hand mit im Spiele habe, von Keutel geteilt, wie wir

seit 1907 aus einem von Ollivier mitgeteilten Briefe des Wiener Botschafters Gramont an Moustier vom 20. Oktober 1868 wissen. Ollivier ist auch, soviel ich sehe, der einzige Franzose, der heute noch Bismarcks Mitwirkung bei dem Sturze Isabellas für nicht ganz ausgeschlossen hält, obgleich er zugestehst, daß die lange vorbereitete spanische Revolution keiner preußischen Provokationen bedurfte.

3. Ebenfalls im Oktober 1868 wird in den Zeitungen Erbprinz Leopold von Hohenzollern zum ersten Male als Thronkandidat genannt. Sämtliche neuere Darstellungen entnahmen das Faktum dem 1894 veröffentlichten „Leben König Karls von Rumänien“, das „verschiedene Zeitungen“ vom 13. Oktober zitiert. Walther Schulze bemerkte dazu 1902 in einer Studie über unser Thema: „Wer diese Artikel inspiriert hat, wissen wir nicht. Die Hohenzollern sind es nicht gewesen; der Verdacht, daß Bismarck direkt oder indirekt seine Hand im Spiele gehabt, findet durch das uns bekannte Material keinerlei Bestätigung, freilich auch keine positive Widerlegung.“ Nachgeschlagen hat auch er keinen dieser Artikel. In der in Sigmaringen gelesenen „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ wird am 13. Oktober 1868 als Beispiel des müßigen Geredes der Blätter über die möglichen Thronkandidaten die Ansicht der „Times“ über die Aussichtslosigkeit der Kandidaturen des Herzogs Alfred von Edinburgh und des Königs von Portugal angeführt. Von Hohenzollern ist erst in Nr. 292 am 18. Oktober in einer Pariser Korrespondenz vom 15. Oktober die Rede. Es heißt da, daß die spanische Regierung nicht nur alle Bourbonen, sondern auch französische und englische Prinzen ausschließen wolle.

„Es besteht die Vermutung“ — fährt der Artikelschreiber fort — „daß hierüber England nicht bloß mit den Tuilerien, sondern insbesondere auch mit Preußen einverstanden ist. Da aus Lissabon ein Kandidat kaum zu hoffen ist, so wird ihn wohl Deutschland liefern müssen. Man spricht von einem katholischen Prinzen aus der preußischen Königsfamilie. Ferner will man wissen: diese Erhebung auf den spanischen Thron sei bereits zwischen Madrid, Berlin und London verabredet, und der Prinz Alfred sei nur genannt worden, damit er den preußischen Prinzen decke. Es wäre dies abermals kein glänzender Erfolg für die kaiserliche Diplomatie, aber man zweifelt nicht, daß der Kaiser sich einen Hohenzollern auch nach Madrid setzen lassen werde, wie er selbst ihn nach Bukarest brachte.“

Verfasser des Artikels ist nach freundlicher Mitteilung des Cotta'schen Verlages der damalige ständige Pariser Korrespondent der „Allgemeinen Zeitung“ L. Haefner. Ob er zu dem Vorgänger Buschs in der Presseabteilung des Auswärtigen Amtes, Dr. Metzler, in Beziehungen stand, habe ich nicht ermitteln können. Inhaltlich charakterisiert sich der Artikel selbst als müßiges Gerede und müßte, wenn er inspiriert wäre, die Tendenz verfolgen, Napoleon durch die Aussicht auf eine diplomatische Niederlage zu reizen.

4. In der Thronrede zur Eröffnung des Landtags vom 4. November erklärt Bismarck: „Die Ereignisse auf der westlichen Halbinsel Europas können uns zu keinem andern Gefühle veranlassen, als zu dem Wunsche und zu dem Vertrauen, daß es der spanischen Nation gelingen werde, in der unabhängigen Gestaltung ihrer Verhältnisse die Bürgschaft ihres Gedeihens und ihrer Macht zu finden.“ Der französische Botschaftssekretär Lefèvre de Béhaine findet, nach Olliviers Mitteilungen von 1907 (*empire libéral*), diese

Erklärung ebenso bemerkenswert wie ihren an die Adresse Napoleons gerichteten Kommentar in der Provinzialkorrespondenz, daß der Norddeutsche Bund den Spaniern dasselbe Recht der Selbstbestimmung zugestelle, das von dem deutschen Volke für sich beansprucht werde.

5. Am 15. Dezember 1868 erfährt Theodor von Bernhardi von Kneudell, daß er „nach Spanien geschickt werden soll, um die militärischen Ereignisse zu beobachten, deren Schauplatz Spanien werden könnte, ohne jedoch der Gesandtschaft unterstellt zu sein“. Der neunte, 1906 erschienene Band der Tagebücher über Bernhardis spanische Mission hat die durch die lakonische Notiz des achten Bandes 1901 erregte Neugierde nicht völlig befriedigt. Das etwas mysteriöse Schlußwort des Herausgebers und verschiedene Indizien in den Tagebüchern selbst lassen darauf schließen, daß sowohl die Tagebücher als die Berichte Bernhardis an das Auswärtige Amt mehr enthalten als das Gedruckte. Es ist nicht ausgeschlossen, daß er von vornherein zugleich den Auftrag erhielt, über die Ansichten Leopolds von Hohenzollern zu berichten. Für wahrscheinlicher halte ich jedoch, daß die Angaben des Tagebuchs über seinen Auftrag vollständig sind. Preußischer Gesandter in Madrid war in den kritischen Jahren 1868—1870 Herr v. Gauß und Talwig, der Typus eines legitimistisch gesinnten preußischen Konservativen. Während Bismarck aus Gründen, auf die wir noch zurückkommen werden, Königin Isabella für preußenfeindlich hielt, wünschte Gauß ebenso lebhaft wie Napoleon die Rückkehr der Erzönigin oder ihres Sohnes, des Prinzen von Asturien, Alfonso, weil er die antikirchliche Haltung der spanischen Revolutionäre verabschente. Wie er die liberal ausgefallenen Wahlen in Frankreich „schlecht“ nannte, ohne daran zu denken, daß eine Verstärkung der liberalen Opposition eine Friedensbürgschaft bedeutete, wies er den Gedanken an die Möglichkeit einer Republikanisierung Spaniens schroß zurück. Auch der Kanzler der Gesandtschaft Kleefeld und der Legationssekretär Baron Saurma hatten sich die beschränkte Auffassungsweise ihres Chefs zu eigen gemacht und sahen mit hochmütiger Verachtung auf das ganze spanische Wesen herab. Preußische Interessenpolitik ließ sich mit dieser Gesandtschaft schlechterdings nicht treiben. Einen Wechsel verbot nicht nur der schon damals fühlbare Mangel an wirklichen diplomatischen Talenten, sondern auch die Rücksicht auf die Krise der an sich schon komplizierten spanischen Verhältnisse. So lag es für das Auswärtige Amt nahe, den Stand der Dinge zunächst einmal durch einen scharfsinnenden unabhängigen Beobachter erkognosieren zu lassen. Als solcher hatte sich Bernhardi 1866 in Italien in hohem Maße bewährt. Jede Seite seiner Tagebücher beweist, daß seine gründliche historisch-politische und militärische Sachkenntnis ihn eher zu viel als zu wenig sehen ließ. Den Historiker und den von Bismarck nicht gerade geliebten dozierenden Gelehrten hat er freilich nie ganz ablegen können, so daß es aussallen müßte, wenn er einen ähnlichen Spezialauftrag wie später Lothar Bucher erhalten hätte. Eher läßt die spätere Sendung des Major v. Berßen daran schließen, daß auch die militärischen Berichte Bernhardis Bismarck ungeduldig gestimmt haben, obwohl sie ihm sicher von Kneudell nur auszugsweise vorgetragen worden sind. Trotzdem werden wir in dieser Zusammen-

stellung die verschiedenen Phasen der Mission Bernhardis aufzählen müssen und zunächst die Tatsache feststellen, daß die Ausführung des Auftrages, von dem auch Moltke erfuhr, bis zum April 1869 hinausgeschoben wurde.

6. Bismarck zeigt, daß seine Gedanken noch bei Caniz und der Instruktion für Bernhardi sind, indem er am 17. Dezember 1868 eine Interpellation des Abgeordneten Löwe wegen eines Vertrages mit Russland mit einer Warnung vor Tendenzpolitik beantwortet und dann fortfährt:

„Wer hat nicht die früheren Regierungen, und zwar vom Standpunkte der Landeswohlfahrt aus, mit Recht getadelt über die Tendenzpolitik, die vor etwa vierzig Jahren über das legitimitäische Prinzip mit Spanien und andern Ländern getrieben wurde, wo nicht das objektive Landesinteresse, sondern ich möchte sagen das Urteil über die Regierungsform, die ein fremdes Land sich gegeben hat, die Basis der politischen Beziehungen bildete. Hüten wir uns, dies Land zu schädigen durch eine ähnliche Tendenzpolitik. Wir sind für die Art, wie die andern Länder regiert werden, Gott sei Dank, nicht verantwortlich.“

7. Im Februar 1869 veröffentlicht der Cortesdeputierte Don Salazar y Mazarrero eine Broschüre, worin er an erster Stelle den Erb König Ferdinand von Portugal, an zweiter Stelle den Erbprinzen Leopold von Hohenzollern als Thronkandidaten in Vorschlag bringt. Es scheint, daß kein Darsteller jener Zeit die Broschüre selbst in der Hand gehabt hat. Auch mir war sie nicht erreichbar, doch läßt sich aus dem Zitat der in deutschen Zeitungen übersetzten Oktoberbroschüre Salazars auf ihren Inhalt schließen. An eine Beeinflussung durch Bismarck ist in diesem Stadium nicht zu denken. Salazars Motive sind so klar, daß sie sich selbst erklären. Wie viele seiner Landsleute wünschte er die iberische Union, die Vereinigung Portugals und Spaniens, und richtete daher seine Blicke auf das Haus Braganza, dem Leopold durch seine Vermählung mit der Infantin Antonia, der Tochter Ferdinands und Schwester des regierenden Königs Don Luis von Portugal, angehörte. Es versteht sich aber von selbst, daß Caniz die Broschüre in seinen Berichten erwähnte und Bismarck dadurch bereits im Februar 1869 auf Salazar aufmerksam machte. In einer Unterredung mit dem französischen Gesandten Mercier de Lestende hat Caniz nach einem von Llavier mitgeteilten Berichte Merciers vom 9. Mai 1869 zweifellos wahrheitsgetreu erklärt, daß er in seiner Korrespondenz das spanische Gerede über diese Kandidatur und seine Ansicht über ihre Hindernisse erwähnt habe, während in den Berliner Instruktionen ihrer gar nicht gedacht worden sei. Llavers Andeutungen über Salazars Bestechlichkeit bedürfen also für diesen Zeitpunkt keiner Widerlegung.

8. Zwischen dem 22. und 26. März 1869 benutzte Bismarck den Besuch des ehemaligen, nach Wien versetzten spanischen Gesandten in Berlin Mancés y Villanueva, um sich über den Stand der Dinge in Spanien unterrichten zu lassen. Mancés war angeblich gekommen, König Wilhelm zum Geburtstag zu gratulieren. Als Parteigänger des mit der Schwester der Erbigin vermählten Herzogs von Montpensier wird er schwerlich auf Veranlassung Bismarcks die Reise gemacht haben, sondern im Interesse seines Thronkandidaten, um die Stellung der preußischen Regierung zu einer Kandidatur Montpensier zu ermitteln. Das Faktum ist seit 1871 durch Benedettis Berichte bekannt. Wie der Unterstaatssekretär Thile gegenüber Benedetti hat

auch der Spanier Pirala 1874 versichert, daß die Kandidatur Hohenzollern nicht berührt worden sei, und diese Versicherung hat auch bei französischen Historikern wie Leonardon, dem Verfasser einer Studie über Prim, und dem Geschichtsschreiber des zweiten Kaiserreiches, Pierre de la Gorce Glauben gefunden, während der Bismarck Biograph P. Mitter neuerdings auch hier, Bismarcks Beschäftigung mit den spanischen Dingen und mit der Kandidatur Hohenzollern verwechselnd, in unkritischem Argwohn eine Spur der hohenzollerischen Intrige wittert.

9. Am 31. März 1869 gibt der Unterstaatssekretär von Thile dem interpellierenden Botschafter Benedetti sehr überflüssigerweise sein Ehrenwort, daß die Gerüchte über die Kandidatur Hohenzollern seines Wissens unbegründet seien, beweist aber dadurch, daß er ebensowenig wie Caniz zu den handelnden Personen gehört haben kann.

10. Am 5. April 1869 fordert Kendell Bernhardi auf, nach Spanien abzureisen und unterwegs in Paris etwas zu verweilen, um sich die dortigen Zustände anzusehen. Bernhardi bemerkt, daß Kendell auf den Pariser Aufenthalt Wert legt, „ja es gehe ihm dabei der Gedanke durch den Sinn, ob es nicht vielleicht überhaupt besser wäre, wenn Bernhardi in Paris wäre“. Auch dieses Faktum enthält keine direkte Aussage über unser Thema, beweist aber, daß Bismarcks Unterredung mit Rancès das Bedürfnis nach einer spanischen Rekognoszierung verstärkt und die Interpellation Benedettis im Zusammenhang mit den Nachrichten über die Treibundverhandlungen Frankreichs, Italiens und Österreichs das Bedürfnis nach einer französischen Rekognoszierung hinzugefügt hatte. Bernhardi reiste am 10. April ab, hielt sich bis zum Ende des Monats in Paris auf und traf am 5. Mai in Madrid ein, um schon nach acht Tagen eine Reise nach Südspanien anzutreten, von der er erst am 17. Juni 1869 nach der Hauptstadt zurückkehrte. Am 8. Juli wurde er dem Regenten Serrano, am 23. August dem eigentlichen Leiter der provisorischen Regierung Kriegsminister Prim vorgestellt. Seit dem 15. August erschien er auch öfter in dem Salon der alten Gräfin Montijo, der Schwiegermutter Napoleons, wie er denn auch mit den französischen Gesandtschaftssekretären persönlich verkehrte und mit einem derselben d'Aulnay am 4. März 1870 bei einem Kasinodiner sich über die Chancen eines deutsch-französischen Krieges unterhalten hat. Richtsdestoweniger hat der französische Gesandte Mercier erst am 23. Juni 1870 auf eine von Napoleon veranlaßte Anfrage Gramonts, ob eine Intrige zur Beförderung des Erbprinzen im Werke sei, die Sendung Bernhardis erwähnt. Man er sieht aus seinem Schreiben, dessen Wortlaut wir seit 1908 Olivier verdanken, daß ihm die Personalien Bernhardis wohl bekannt waren.

„Il passe“ — schreibt Mercier — „pour un homme de confiance de M. de Bismarck, et quoique M. de Canitz laisse entendre qu'on a simplement voulu lui donner une position pour récompenser d'anciens services, j'ai toujours été porté à croire qu'il devait être chargé de quelque mission secrète, comme de recueillir, en dehors de la légation, toutes les informations propres à éclairer sa Cour sur les ressources qu'elle pourrait tirer de l'Espagne pour nous nuire dans le cas d'une guerre contre nous. Ses sentiments antisoviétiques, non moins que ses talents, pouvaient en effet le désigner pour un travail de cette nature.“

Wie richtig diese nur ein volles Jahr zu spät nach Paris gemeldeten Beobachtungen waren, beweisen Bernhardis eigene Worte in seinem ersten Gespräch mit Caniz am 5. Mai 1869: „Unsere Regierung sieht in der Republik in Spanien nichts, was zu fürchten wäre, und würde sie ohne Rückhalt gelten lassen. Der preußischen Regierung ist in der Tat alles recht und genehm, was es auch sei, das Spanien unabhängig von französischem Einfluß hinstellt. Das ist das Einzige, was wir im Auge haben.“ Wenn aber Ollivier daraus den Schluß zieht, daß Bernhardi gleich nach Südspanien gereist sei, um Anhänger für die Thronkandidatur Hohenzollern zu werben, überseicht er, daß eine im vollen Lichte der Öffentlichkeit stehende Persönlichkeit nicht selbst die Rolle eines Geheimagenten spielen konnte. Das erste Reiseziel Bernhardis wurde vielmehr offenbar durch die Erwägung bestimmt, daß im Süden die revolutionäre Bewegung zuerst ausgebrochen war, und die Frage nach der Beschaffenheit der spanischen Armee und den Aussichten der Republik oder Monarchie sich am besten auf einer von dem Revolutionsherd ausgehenden Rekognoszierung beantworten lasse. Das ergibt sich nicht nur aus seinen Reisenotizen, sondern vor allen aus seinem Ärger über Caniz, der aus konservativem Doktrinarismus von Bernhardis Beobachtungen über die nicht zu unterschätzende Stärke der republikanischen Partei nichts hören wollte.

11. Die nächste Spur der Bismarckschen Intrige glaubte 1902 Léonardon, dem sich W. Schulze und Ollivier anschlossen, in den bis dahin von der Forschung übersehenen Mitteilungen des Spaniers Fernandez de los Ríos zu entdecken. De los Ríos hatte im Auftrage Prims im Januar vergeblich König Ferdinand von Portugal die spanische Krone angeboten, und erhielt nun von dem portugiesischen Hofmaire Marquis de Niza vier Briefe über die Kandidatur Hohenzollern vom 16., 22. und 30. April und vom 7. Mai 1869. Niza entledigte sich in den Aprilbriefen angeblich eines Auftrages des italienischen Gesandten in Lissabon Oldoini, in dem Maibrief eines Auftrages des eben aus Brüssel angekommenen portugiesischen Gesandten in Belgien Seiffal, indem er durch de los Ríos Prim nahezulegen suchte, sich an Bismarck und an die Hohenzollernsche Familie nach Düsseldorf zu wenden. Wenn Niza auch selbst die Andeutung machte, daß Oldoini und Seiffal unter einer Decke steckten, beschränkte er sich doch nicht ganz auf die Übermittlung jener Aufträge, sondern erbot sich am 22. April, nach Brüssel an jemand zu schreiben, der bei dem Erbprinzen Leopold sondieren könne. Wir haben also drei Spuren: Niza, Oldoini, Seiffal, die schließlich in eine zusammenlaufen, aber in einer Untersuchung ihres Ursprungs scharf auseinander zu halten sind. Da läßt sich denn von der Spur Niza sofort feststellen, daß sie keinesfalls auf Bismarck zurückführt. Wie Niza Prim veranlassen möchte, in Berlin anzufragen, stellt die Prinzessin Mathilde im Mai dem portugiesischen Gesandten in Paris Saldanha das Ansinnen, bei Napoleon anzuklopfen, wie er sich zu der Kandidatur Leopolds stellen werde. Die persönliche Ablehnung König Ferdinands bedeutete noch keinen Verzicht des Hauses Braganza auf die lockende Aussicht, und so war es nur natürlich, daß aus seiner Umgebung heraus spontan oder auf Veranlassung der mit Leopold vermählten Tochter

Ferdinands Antonia ein gleichzeitig in Paris von verwandtschaftlicher Seite sekundierter Versuch gemacht wurde, dem Hause Hohenzollern diese Chance offen zu halten. Denn es wäre ein großer Irrtum, die Enthüllungen des Lebens Karls von Rumänien für vollständig zu halten. Sie basieren auf den Briefen des alten Fürsten Karl Anton an seinen Sohn und auf den Notizen Karls über seine eigenen Erlebnisse, bieten aber selbstverständlich keinen Ertrag für die Papiere der Nächstbeteiligten, Leopolds, seiner Gemahlin und ihrer portugiesischen Verwandtschaft. Von den Spuren Oldoini und Seiffal aber wird man vorläufig nur sagen dürfen, daß sie sich im Dunkeln verlieren. Wenn Ollivier in dieser Finsternis deutlich die Gestalt Bismarcks zu erkennen glaubt, so bleibt er uns doch die Erklärung schuldig, wie ein italienischer Gesandter zu einem Werkzeug des preußischen Ministerpräsidenten werden konnte. Während die Spur Seiffal vielleicht denselben Ursprung: Braganza-Hohenzollern hat wie die Spur Niza und uns daran erinnert, daß in Brüssel die mit dem Grafen von Flandern vermählte Schwester Leopolds von Hohenzollern Marie residierte, muß die Aufklärung des Rätsels Oldoini verschoben werden, bis die Bekanntgabeung der Instruktionen seiner Regierung, seiner eigenen Berichte und der Korrespondenz des preußischen Gesandten in Lissabon Grafen Brandenburg den Zusammenhang geschaffen hat, der uns heute noch fehlt. Was wir jetzt wissen, berechtigt weder zum Verdacht noch zur Lenigung der Möglichkeit Bismarckschen Ursprungs beider Spuren.

12. Noch leichter hat es sich die Kritik mit einem in dem Leben Karls von Rumänien erwähnten Artikel der Augsburger Allgemeinen Zeitung gemacht. Léonardon, W. Schulze und Matter nahmen ohne weiteres an, daß er von Bismarck inspiriert sei, hielten es aber für ganz überflüssig, die Zeitung selbst nachzuschlagen. Wir müssen daher zunächst das Verjämme nachholen. In Nr. 116 vom 26. April 1869 erinnert der Pariser Korrespondent unterm 24. April an die von ihm beobachteten vergnügten Gesichter Gujas und Bratianos, als der eine sein rumänisches Fürstenpatent, der andre die Ersehung Gujas durch Karl von Hohenzollern in der Tasche hatte, um dann in demselben ironischen Tone zu erzählen, daß die gut unterrichteten Spanier in Paris und nach telegraphischer Meldung der spanische Minister (Prim) in der Kammer einen ebenso verklärten Eindruck machten.

„Gestern“ — erzählt er weiter — „immer am Boulevard, raunte mir ein Spanier ins Ohr: nous l'avons ... einen König, jung, geistreich, sehr gebildet, durchaus freisinnig erzogen: ein Prachteremplar in jeder Beziehung. Mehr war jedoch nicht herauszubringen. So viel war aber auch andern Personen auvertrant worden. Denn ich wurde vielfach angegangen, ob ich den so glücklich entdeckten Thronkandidaten, der wie ein verwunschener Prinz antritt, nicht näher bezeichnen könnte. Abends nannte man in den Klubs den Erbprinzen von Hohenzollern-Sigmaringen. Die „France“ scheint die Nachricht zu bestätigen, indem sie dieselbe an die große Glocke hängt. Der Prinz (Karl, Vater Friedrich Karls) von Preußen und seine Gemahlin sind hente abgereist. Zwischen ihnen und dem Kaiser ist gewiß auch von dem erwähnten Thronkandidaten die Rede gewesen, und der Kaiser wußte darum, wie er um den Prinzen Karl von Hohenzollern wußte und Guja erfunden hat. Nach Briefen aus Madrid scheint man sich dort einzubilden, dem Kaiser mit einem preußischen Prinzen auf dem spanischen Thron einen Posten zu spielen. Diese Stimmung in Madrid wurde jedoch gemildert, als man die Bereitwilligkeit sah, womit die hiesige Regierung ein spanisches Anlehen zuließ. Das vorliegende Vorurteil gegen

den Kaiser wird noch mehr schwinden, wenn man vermerken wird, daß der Kaiser sich und den Spaniern zu der Wahl Glück wünscht, wenn nur noch die Wahl zwischen dem unmöglich gewordenen Montpensier und der für unmöglich gehaltenen Republik besteht. Wir wollen dem Gang des Ereignisses mit Aufmerksamkeit folgen, um nicht wieder, wie durch Gosa und den Prinzen Karl, überrascht zu werden. Die Franzosen werden die Preußen in Madrid wie in Bukarest und Brüssel<sup>1)</sup> kaum als einen Erfolg der kaiserlichen Diplomatie betrachten; aber der Kaiser steht für so kleinliche Anstrengungen auf einem zu erhabenen Standpunkt."

Zum Verständnis dieses merkwürdigen „ballon d'essai“ sei daran erinnert, daß der Bruder König Wilhelms Prinz Karl wegen seines Hüftleidens den Winter in Nizza verbracht hatte und auf Wunsch des Königs erst auf der Rückreise Napoleon seine Aufwartung mache, weil König Wilhelm, wie wir jetzt aus seinem Briefe an Bismarck vom 21. Dezember 1868 wissen, damals nicht wünschte, daß „bei der schwelenden spanischen und orientalischen Frage sich ein preußischer Prinz einer politischen Konversation mit dem Kaiser ausseze“, und die Intimität der Prinzessin Karl mit der in Paris weilenden spanischen Exkönigin den Anlaß zu einem Besuche bei Isabella gebe. Verfasser des Artikels ist wieder der Pariser Korrespondent der Allgemeinen L. Haesner, dessen ironisch aufreizende Schreibart wir schon aus seinen früheren Berichten vom 13. und 18. Oktober 1868 kennen gelernt haben. Hier ist sichtlich alles so darauf angelegt, Napoleons Dummheit den Franzosen zu verdächtigen, daß die Inspirierung durch Bismarck 1870 in den ersten Julitagen vielleicht verständlich wäre, aber nicht in einem Vorstadium, als es sich noch darum handelte, die Kandidatur erst aufzustellen. Gesezt den Fall, Bismarck habe sich durch eine Probe überzeugen wollen, ob die Franzosen sich durch die Kandidatur zum Kriege reizen ließen, durfte er doch nicht zu Mitteln greifen, die geeignet waren, seinen Angriffsplan durch französische Gegenmaßregeln in Spanien in der Geburt zu ersticken.

13. Das nächste Aktenstück in unsrer Sammlung, Benedettis Bericht vom 11. Mai 1869 über seine Unterredung mit Bismarck vom gleichen Tage, hat seit seiner Veröffentlichung die verschiedensten, nur in der Vereingenommenheit übereinstimmenden Kommentare gefunden, und ich kann nur jedem meiner für Humor empfänglichen Leser empfehlen, auf die Lektüre des Berichtes unmittelbar etwa die Lektüre seiner kritischen Analyse bei Sybel und der dramatisierten Szene bei de la Gorce folgen zu lassen. Und doch ist der Tatbestand sehr durchsichtiger Natur. Benedetti ist nach Rücksprache mit Napoleon und dem interimistischen Leiter des Auswärtigen Rouher von Paris zurückgekehrt mit der Weisung, gegebenenfalls „de prévenir la candidature du prince de Hohenzollern“. Selbstverständlich kann er auf einen bloßen Verdacht, der vielleicht ganz unbegründet ist, nicht mit der Tür ins Haus fallen. Er leitet daher das Gespräch mit einer Frage nach dem Gerücht der Kandidatur des Erbprinzen ein, um erst im weiteren Verlaufe zu betonen, daß Frankreich an der Entwicklung der Dinge in Spanien ein Interesse ersten Ranges nehme. Bismarck aber erinnert sich, was ihm Thile über die erste Interpellation berichtet hat. Thiles Ehrenwort war ein unverzeihlicher Fehler gewesen, weil die ein-

<sup>1)</sup> Anspielung auf die Gräfin Marie von Flandern, die Schwester Leopolds von Hohenzollern.

sache Versicherung seines Nichtwissens vollaus genügt hätte. Die richtige Antwort auf eine ernste Interpellation, deren Zweck ersichtlich ist, wäre die Gegenfrage, warum ein preußischer Prinz nicht mit demselben Rechte wie ein Franzose, Italiener, Portugiese oder Engländer kandidieren dürfe. Der diplomatische Branch und die vorsichtige Höflichkeit Benedettis empfehlen eine andre Form der Antwort. Bismarck begnügt sich daher, das Auftauchen des Erbprinzen auf der Kandidatenliste durch gelassene Erörterung der Chancen als etwas ganz Begreifliches hinzustellen und bringt zur Verstärkung des beabsichtigten Eindrucks auch die Kandidatur des Prinzen Friedrich Karl zur Sprache. Wenige Wochen zuvor hatten die Pariser Zeitungen über den Besuch des Prinzen Karl Alarm geschlagen, bis die offizielle Presse die beruhigende Erklärung brachte, daß der Guest des Kaisers nicht „der Sieger von Sadowa“, sondern sein Vater sei. Wenn irgendeiner, war Friedrich Karl in den Augen jedes Franzosen als König von Spanien undenkbar. Nichtsdestoweniger erklärt Bismarck, daß der Prinz nicht übel Lust zu dem spanischen Abenteuer habe, und jetzt, als ob es sonst keine Hindernisse gebe, hinzu, daß Friedrich Karl ein besserer Soldat als Politiker sei und selbst im Falle seines Übertrittes als geborener Protestant das Hindernis der Religion in einem Lande wie Spanien nicht überwinden werde. Auch Leopold werde nach Lage der Dinge in Spanien sich dort nicht lange behaupten können. König Wilhelm könne ihm daher nicht raten, die Krone, wenn sie ihm angeboten würde, anzunehmen, und der Vater Leopolds Karl Anton teile diese Ansicht um so mehr, als ihm das rumänische Abenteuer seines zweiten Sohnes Karl schon teuer genug zu stehen gekommen sei. Wenn Benedetti mit der Absicht gekommen war, de prévenir la candidature, erfährt er nur, daß der König und Karl Anton augenblicklich nach Lage der Dinge dem Erbprinzen nicht zureden könnten. Für die Zukunft bleibt Leopold also das Recht der Selbstbestimmung ebenso gewahrt wie in früheren Erklärungen den Spaniern und Deutschen. Das Meisterstück einer diplomatischen Antwort läßt die Frage offen, ob Bismarck einen Vorbehalt für die Zukunft machen will oder nicht. Wer darin nicht die Bestätigung einer vorgefaßten Meinung sucht, wird Bismarcks Worten lediglich die Tatsache entnehmen können, daß der hypothetische Fall eines Angebotes der spanischen Krone an den Erbprinzen zwischen König Wilhelm und dem Fürsten Karl Anton sowie zwischen dem König und seinem Ministerpräsidenten erörtert worden ist. Bismarck sagt nicht, wie Sybel herausgelesen hat, daß ein Angebot bereits gemacht und abgelehnt worden sei. Er sagt auch nicht, wie Benedetti gehört haben will, daß der König dem Erbprinzen vorschreiben könne, was er tun solle, weil zwischen der Formalität der von dem Erbprinzen einzuholenden königlichen Zustimmung und einem Befehl des Königs ein gewaltiger Unterschied ist. Er beantwortet nur die Frage nach dem Gerücht und hat, da Benedetti das prévenir nicht ausspielen kann, seinerseits auch keine Veranlassung wie in einem späteren Stadium zu betonen, daß die Kandidatur eine spanische Angelegenheit sei, sondern begnügt sich, den Fehler Thiles durch eine seines Staates würdige Haltung wieder gut zu machen. Wir müssen also auch hier wiederholen, was oben

hinsichtlich Oldoinis bemerkt wurde, daß unser Aktenstück an sich betrachtet weder zur Begründung des Verdachtes noch zur Zeugnung seiner Möglichkeit hinreicht.

14. Ganz anders verhält es sich mit einem Zeugnis, das Pirala in seiner „historia contemporanea“ schon 1874 mitgeteilt hat, das aber wie alle seine Enthüllungen das Schicksal hatte, völlig unbeachtet zu bleiben, bis Léonardon es 1902 ausgrub. Nach Pirala schrieb ein Berliner Bankier am 14. Juli an den Regenten Serrano einen langen Brief, worin er ausführte, daß es keinen geeigneteren Kandidaten gebe als den Erbprinzen von Hohenzollern. Am 24. April hatte Bernhardi in Paris von dem Spanier Guerero gehört, daß die Monarchisten in vertraulichen Besprechungen sich mit der Kandidatur des Erbprinzen Leopold beschäftigten, mit dem Zusatz freilich, daß die Sache vermutlich nicht einmal bis zu einer vorsichtigen Sondierung in Berlin ge deihen werde. Am 9. Mai wird er nicht nur in seinem Tagebuch, sondern auch in einem Berichte nach Berlin notiert haben, daß ihm „ein Anhänger, Freund und Vertrauter Prims“, Espana, erzählt hat, „die Kandidatur des Prinzen von Hohenzollern sei nur schwach angeregt, es sei damit kein rechter Ernst“. Ist es nicht, als ob jener Bankier von Bernhardis Beobachtungen genau unterrichtet wäre, als ob er in der Wilhelmstraße von Prims mysteriösem Zögern gehört hätte und in Bismarcks Auftrag dem Antagonisten Prims, Serrano, eine stärkere Anregung zu geben versuchte? Piralas Versicherung, daß die Anregung gewirkt habe, spricht zum mindesten dafür, daß Serrano hinter ihr etwas andres vermutet hat als den Einfall einer Finanzgröze.

15. Aus dem Bereich der Vermutungen auf das Gebiet der Tatsachen versetzt uns endlich ein Schachzug Bismarcks aus dem August 1869. Saurma erhält, wie er am 23. August Bernhardi erzählt, in Abwesenheit des am 17. August in Urlaub gegangenen Gesandten von Caniz den Auftrag, dem spanischen Minister des Auswärtigen Silvela mitzuteilen, daß die preußische Gesandtschaft sofort bei der Regentschaft akkreditiert werde, sowie die Bildung und Einsetzung der Regentschaft in herkömmlicher Form der preußischen Regierung offiziell angezeigt werde und der spanische Gesandte in Berlin sein neues Kreditiv präsentiert haben werde. Silvela ist über dieses Entgegenkommen sehr erfreut und dankbar, während die französische Regierung, um sich von Preußen nicht überflügeln zu lassen, sofort mit Umgehung aller Formen Mercier bei der Regentschaft beglaubigt, ohne die formelle Anzeige ihrer Einsetzung abzuwarten, und das alles zu einer Zeit, als Bernhardi wieder einmal konstatiert, daß in Spanien der alte Haß gegen Frankreich von 1808—1814 noch nicht erloschen sei.

16. Als die Frucht beider Schachzüge sind die Verhandlungen Salazars mit den Hohenzollern auf der Weinburg vom 19. September 1869 anzusehen, mit denen uns Sybel nach Erzählung des preußischen Gesandten in München von Werthern und ausführlicher gleich darauf 1894 das Leben Karls von Rumänien bekannt gemacht hat. Die Rollenverteilung und der Anteil Bismarcks machen hier keine Schwierigkeit mehr. Prim hat von Silvela begleitet im August Napoleon in Paris besucht. In der Audienz ist mehr von Cuba als von den inneren Nöten Spaniens die Rede. Der Kaiser

erklärt sich weder für noch gegen einen Kandidaten. Ein Name wird überhaupt nicht genannt. In Vichy trifft Prim dann mit Salazar zusammen und gibt, da sich der Anhang des Erbprinzen inzwischen vermehrt hat und kein französisches Veto vorliegt, endlich seine Einwilligung zu einer Sondierung. Man sieht, der Stein ist durch Bismarcks Initiative endlich ins Rollen gekommen. Die lächerliche Schlussfolgerung Olliviers aus Salazars mißlichen Vermögensverhältnissen, daß Bismarck seiner Kreatur das Eisenbahnbillett aus dem Reptilienfonds bezahlt habe, dürfen wir natürlich auf sich beruhen lassen. Das Eingreifen des preußischen Ministerpräsidenten bewegte sich nicht in der Richtung schlechter Hintertreppenromane. Die von Sybel in ihrer Tragweite verkannte Tatsache, daß Salazar durch den preußischen Gesandten von Werthern auf der Weinburg nach schriftlicher Aufräge vom 17. September eingeführt und vorgestellt wird, läßt dagegen nur zwei Möglichkeiten zu. Entweder hat Salazar, wie Werthern erzählte, sich an den Gesandten gewandt, den er von seiner Madrider Zeit her kannte, und Werthern ist auf Anfrage in Berlin zu seiner Handlungsweise ermächtigt worden, oder Salazar hat selbst in Berlin um Einführung auf der Weinburg gebeten, und Werthern ist von Bismarck damit beauftragt worden. Die dritte Möglichkeit, daß Werthern eigenmächtig gehandelt habe, wird jeder nicht voreingenommene Kenner der diplomatischen Disziplin unter Bismarck für absolut ausgeschlossen halten. Hätten wir einen Einblick in Wertherns Berichte, so würden wir nicht mehr fragen. Zweifellos hat er nach Berlin gemeldet, daß der Erbprinz dem unsichereren Angebot schwer erfüllbare Bedingungen entgegengesetzt habe, sonst würde er nicht am 5. Oktober Karl von Rumänien vor seiner Abreise nach Paris noch einmal in Baden-Baden aufgesucht haben, um „in den Fürsten zu dringen, daß das Haus Hohenzollern die spanische Krone nicht so von der Hand weisen möge“.

Es kann nicht meine Absicht sein, in dieser Zusammenstellung der Aktionen Bismarcks auch die spanische Seite der Thronkandidatur eingehender zu behandeln. Was die Geschichtsschreiber der spanischen Revolution Pirala und Lanza bieten, reicht auch mit den neueren Studien und Enthüllungen Leónardons, Bernhardis und Olliviers nicht aus, einen sicherer Weg durch das Labyrinth des spanischen Parteigetriebes zu finden. Rämentlich die Marschrichtung Prims ist auch durch Leónardons Bemühungen nicht deutlicher geworden. Es hat zuweilen den Anschein, daß er sich einer Kandidatur nur annimmt, um eine andre damit totzuschlagen. Wenn er sich selbst mit Monk verglich, so wird man doch nicht sagen können, daß für ihn nur ein Karl Stuart existiert habe. Der Verdacht, daß er selbst nach der höchsten Würde gestrebt habe, läßt sich nicht ganz abweisen. Ganz zweifellos ist nur seine Abneigung gegen Don Carlos und Montpensier. Wenn Bismarck im Gespräch mit Benedetti der Souveränität des Erbprinzen in Spanien eine kurze Dauer prophezeite, hat Prim vielleicht gerade in dieser Voransicht die Kandidatur landfremder Fürstlichkeiten betrieben. Seine Ermordung kurz vor dem Einzuge des Savoyers Amadeo hat vor der Zeit eine Laufbahn geschlossen, die ihn möglicherweise nach dem Scheitern seines Geschöpfes selbst

auf den Thron oder auf den Präsidentenstuhl einer spanischen Republik geführt haben würde.

Wie er innerlich zu der Kandidatur Hohenzollern gestanden hat, als er Salazar nach der Weinburg reisen ließ, wissen wir nicht. Des Aufstandes der Karlisten und der Republikaner wurde er im September und Oktober 1869 Herr. Die Anhänger Montpensiers konnte er mit dem schwachen Anhänger Leopolds nicht niederschlagen. So proklamierte er denn während und nach der Reise Salazars die Kandidatur des jungen Herzogs von Genua, eines Neffen des Königs von Italien, um sie solange als möglich trotz ihrer immer deutlicher werdenden Aussichtslosigkeit gegen Montpensier auszuspielen, zeigte sich aber zugleich bemüht, Leopold in Reserve zu behalten. Auf der Weinburg war das Einverständnis König Wilhelms und Napoleons zur Bedingung der Annahme gemacht worden. Man hat sich darüber gewundert, daß Karl von Rumänien bei seinem Pariser Oktoberbesuch Napoleon nicht daraufhin angesprochen hat, als ob sich Fürsten im persönlichen Verkehr der Gefahr einer abschlägigen Antwort auszusehen pflegten. Von spanischer Seite aber ist in der Tat in Paris damals angeklopft worden. Nach einem von Ollivier publizierten Berichte Merciers vom 8. Oktober 1869 hat Silvela und zwar vermutlich nach dem am 28. September gefassten Beschuß des spanischen Ministeriums, die Kandidatur Genua aufzustellen, dem französischen Gesandten auseinander gesetzt, daß doch eigentlich nur eine portugiesische Kombination ausführbar wäre, weshalb einige an Leopold dächten. Wenn Silvela noch mehr sagen wollte, wurde ihm das durch Merciers Antwort abgeschnitten. Ein Hohenzoller — erklärte dieser — hört auch infolge einer portugiesischen Heirat nicht auf, in französischen Augen ein Preuß zu sein. Solange nur auf einige Anhänger Leopolds verwiesen werden konnte, war mit seiner Kandidatur überhaupt nichts anzufangen. Wir wissen nicht, ob Salazar sich auch diesmal der Zustimmung Prims versichert hat, aber er hat sicher im Sinne des selben gehandelt, als er am 23. Oktober 1869 eine zweite Broschüre veröffentlichte, in der Leopold nach der Weigerung seines Schwieervaters Ferdinand von Portugal aus der zweiten in die erste Stelle vorgerückt wurde. Jedenfalls steht Bismarck diesen internen spanischen Schachzügen ganz fern, und es darf nicht übersehen werden, daß sich Salazar erst nach seiner Reise und nach dem Erscheinen jenes Flugblattes am 14. November in einer Gesellschaft bei der alten Gräfin Montijo Bernhardi vorstellen ließ, nach der Vermutung des Tagebuchschreibers, „eigens um diesem mit gewissem Nachdruck zu sagen, wie entschieden er selbst und seine Partei gegen die Kandidatur des Herzogs von Genua seien. Es sei zu bedauern, daß Don Fernando von Portugal die Krone abgelehnt und dadurch so viel verdorben habe. Was Spanien brauche, sei ein wirklicher König, nicht ein Kind auf dem Throne“.

Auch das Intermezzo der Kandidatur des jungen Herzogs Thomas von Genua ist nicht ganz aufgeklärt. Von der Rolle Viktor Emanuels wissen wir herzlich wenig, von Bismarcks Stellungnahme gar nichts, von Napoleon nur soviel, daß er im November 1869 auf eine Anfrage Prims antworten ließ, er sei bereit, den auf legale Weise erwählten Souverän anzuerkennen

und stehe der Kandidatur Genuas sehr sympathisch gegenüber. Der offizielle Absagebrief Viktor Emanuels vom 3. Januar 1870 bestätigte, was schon seit dem Dezember in Madrid offenes Geheimnis war. Was zwischen diesem Datum und der Abreise Salazars nach Berlin mit Briefen Prims an König Wilhelm, Bismarck und den Erbprinzen vom 17. Februar 1870 liegt, läßt bis jetzt den Zusammenhang noch mehr vermissen. Am leichtesten hat es sich Emil Clivier gemacht. Die deutschen Historiker haben von den ersten Wänden seines „empire libéral“ wegen des Mißverhältnisses zwischen Redseligkeit und Inhalt wenig Notiz genommen. Je mehr er sich seinem Ministerium nähert, desto wertvoller wird sein Material. Vom 11. Januar wird kein Forscher ungestraft an seinem Werke vorbeigehen dürfen. Es wäre ungerecht, wenn wir ihm die Vereicherung unfres Wissens nicht dankten, aber es darf deshalb nicht verschwiegen werden, daß sein alter Groll gegen Bismarck ihm heute noch genau so wie im Juli 1870 alle Besonnenheit raubt. Für ihn steht fest, daß Salazar und Bernhardi Spießgefellen waren. Auch Prim hält er für bestochen. Die Briefe an König Wilhelm, Bismarck und den Erbprinzen sind von dem preußischen Ministerpräsidenten bestellte und gut bezahlte Arbeit. Es entgeht ihm ganz, daß Bernhardi gerade in diesem Zeitpunkt ebenso auszuschalten ist wie Caniz und Thile; es entgeht ihm, daß Bernhardi, nachdem er am 8. Januar den Mangel irgend einer Kandidatur konstatiert hat, in denselben Tagen, als Prim Salazars Sendung nach Berlin vorbereitet, an die Aufstellung einer Kandidatur des Herzogs von Alençon glaubt. Daß er unterläßt er die Frage, was in der Stille inzwischen geschehen war, so daß Prim in seinen nach Berlin gerichteten Briefen dem Erbprinzen die dreiviertel Majorität der Cortes in Aussicht stellen konnte.

Aber auch den französischen und deutschen Vorgängern Cliviers ist ein Faktum entgangen, daß die Brücke bildet zwischen den Septemberverhandlungen auf der Weinburg und den Berliner Beratungen, zwischen Vorspiel und Drama. Pirala erzählt, Salazar sei am 1. November 1869 von einem Ministerialbeamten Juan Pablo Marina begleitet und mit Vollmachten Prims versehen von Madrid zu dem Vater des Erbprinzen, Karl Anton abgereist und habe nach seiner Rückkehr Prim in Gegenwart der einzigen Mitwisser Rios Rojas, Martos und Zorilla Bericht erstattet. Da Pirala von Salazars Septemberreise nichts weiß, hat man bisher einen Irrtum im Datum angenommen, ohne zu beachten, daß die Mitwissenschaft des am 1. November zum Nachfolger Silvelas ernannten Ministers des Auswärtigen Martos jenen Irrtum ausschließt. Während Sybel die erste Reise Salazars, Benedetti mißverstehend, in den April 1869 verlegt, beweist Piralas Notiz, daß der ersten Reise im September anfangs November eine zweite folgte, von der Salazar eben zurückgekehrt war, als er sich dem gänzlich uneingeweihten Bernhardi vorstellen ließ. Die Verhandlungen mit den Hohenzollern sind also nach Salazars Abreise von der Weinburg und Werthers Absteher nach Baden-Baden keineswegs abgebrochen worden. Sie gehen weiter, während in Madrid der Herzog von Genua auf der Tagesordnung steht, und haben zur Folge, daß die Ansichten des Erbprinzen mit jedem

Tage wachsen, wie Karl von Rumänien nach Meldungen des rumänischen Agenten in Paris Mitte Februar 1870 in sein Tagebuch einträgt. Mit einem Worte: Prinz ist im Februar 1870 endlich in der Lage, den Schritt zu tun, der ihm schon im April 1869, wahrscheinlich doch auf Hohenzollernsche Veranlassung, nahegelegt war, und den Bismarck zum mindesten seit dem Juli 1869 erwartet, er kann dem preußischen Ministerpräsidenten endlich die Hand reichen, die jener nicht mehr loszulassen gedenkt.

Mit dem Wechsel des Schauplatzes verbreitet sich auf einmal Tageshelle. Die Erzählungen Bismarcks, des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern, des Ministers von Delbrück und Reudells werden durch Bismarcks Denkschrift, einen Brief des Königs an den Bundeskanzler vom 26. Februar und das meines Wissens erst 1906 durch Berner bekannt gewordene Circular des Königs an Moltke, Schleinitz, Roon, Delbrück und Thile so glücklich ergänzt, daß der äußere Vorgang sich mühelos rekonstruieren läßt. Am 26. Februar empfängt Bismarck Salazar und schickt das Schreiben Prims an den König sofort in das Palais. Der Sendung beigelegt werden die „Details“, die Bismarck vom Fürsten erhalten hat, das heißt doch wohl ein Brief Karl Antons über den Stand der Sache. Während König Wilhelm seinem Minister auf die ihm „wie ein Blitz aus heiterer Lust“ gekommene Nachricht antwortet, daß wegen jener Details eine Konferenz stattfinden müsse, obwohl er „von Haus aus gegen die Sache“ sei, verbittet sich Bismarck nach einem Vortrage Reudells weitere Empfänge, um in Ruhe „die ganze Sache durchzudenken“. Am 27. Februar diktiert er sodann Reudell die Leitsätze zu einem außeramtlichen Berichte an den König. Die Ausarbeitung und wohl auch Expedition des Immediatberichtes erfolgte noch an demselben Tage. Nach Reudells Verfasserung deckte sich die nur in der Form etwas veränderte Denkschrift inhaltlich mit dem Diktat. Der Wortlaut ist für unsre Untersuchung zu wichtig, als daß wir uns mit einem Auszug unter Hinweis auf den Abdruck in Reudells Erinnerungen begnügen dürften. Ich gebe ihn daher ungetüftzt wieder:

#### I. Vorteile der Annahme der spanischen Königskrone durch den Erbprinzen Leopold von Hohenzollern für Preußen und Deutschland.

Die Sympathie zwischen zwei Nationen, deren Interessen an keinem Punkte in Widerspruch stehen und deren freundschaftliche Beziehungen einer bedeutenden Entwicklung fähig sind, würde wesentlich gestärkt werden. In den Spaniern könnte sich ein Gefühl der Dankbarkeit gegen Deutschland regen, wenn man sie aus den anarchischen Zuständen reißt, denen sie entgegenzugehen fürchten.

Für die Beziehungen zu Frankreich würde es von Nutzen sein, jenseits Frankreich ein Land zu haben, auf dessen Sympathien wir rechnen könnten und mit dessen Empfindungen Frankreich zu rechnen genügt wäre. Wenn in einem Kriege zwischen Deutschland und Frankreich in Spanien Verhältnisse bestehen wie unter Isabella der Katholischen, und wenn auf der andern Seite dort ein mit Deutschland sympathisierendes Regiment existiert, so wird der Unterschied zwischen diesen beiden Situationen sich für uns auf ein bis zwei Armeekorps beziffern. In dem einen Fall würden nämlich französische Truppen durch spanische Ablösung verfügbar gemacht, im andern Fall wäre Belassung eines Armeekorps an der Grenze nötig. Die Friedensliebe Frankreichs gegen Deutschland wird immer im Verhältnis zu den Gefahren des Krieges wachsen oder abnehmen. Wir haben dort nicht dauernd auf Wohlwollen, sondern mehr auf Abwägung der für den Ausgang des Krieges wichtigen Tatsachen zu rechnen.

### Handelspolitit.

Da schon in Rumänien die deutsche Dynastie die Handelsbeziehungen zwischen diesem fernen Lande und Deutschland gefördert hat, so würde die Herrschaft eines Fürsten deutscher Abstammung auf der iberischen Halbinsel den alten blühenden Handel zwischen Deutschland und Spanien wieder beleben, der bekanntlich durch die politische Haltung Preußens gegenüber verschiedenen spanischen Vorgängen gelitten hat.

### Weiterer Nutzen.

Das Ansehen der Dynastie der Hohenzollern, der gerechte Stolz, mit dem nicht nur Preußen auf sein Königshaus blickt, sondern auch Deutschland sich mehr und mehr gewöhnt, diesen Namen als ein nationales Eigentum zu nennen, dieses Element nationalen Selbstgefühls, das im bewussten Ansehen der Dynastie liegt, dient wesentlich zur Hebung des monarchischen Zinnes, wenn das Herrscherhaus sich in einer europäischen Position befindet, die nur in den habsburgischen Antecedentien eine Analogie hat.

Dieses Element des Stolzes auf die Dynastie ist ein in unsern deutschen Verhältnissen keineswegs gering anzuschlagendes Gewicht für Zufriedenheit und Konföderation. Es ist die moralische Kraft, von der die materiellen Kräfte abhängen.

II. Eine Ablehnung würde mehrfach unerwünschte Folgen haben: Es würde die Spanier in hohem Grade verleben, daß man eine Krone, die in der Geschichte mit Recht einen hohen Rang einnimmt, und eine Nation wie die spanische, die um Rettung aus der Anarchie bittet, in die sie sich versülten fühlt, zurückstößt und ihr den König versagt, der ihr der geeignete Herrscher (ganz außerhalb der spanischen Parteiämäpfie stehend), und es würde als eine Hölle erscheinen, einer Nation von 16 Millionen Einwohnern, die sich in dieser Not befindet, die Rettung durch Ablehnung aus persönlichen Gründen zu versagen. Die Chancen der Republik in Spanien würden dann erheblich steigen, was auch auf Frankreich zurückwirken könnte. Ob die in Frankreich vermehrten Gefahren der Republik Frankreich zum Friedensbruch drängen würden, ist eine Frage, die nicht mit Bestimmtheit verneint werden kann.

Für alle Bestimmungen in Spanien, für alle Gefahren von seiten Frankreichs wurde die öffentliche Meinung in Deutschland diejenigen verantwortlich machen, von denen die Ablehnung ausgegangen wäre.

III. Ich hieltte deshalb die Annahme im Interesse des Friedens und der Zufriedenheit bei uns im Lande für nützlich und für die ungefährlichste Entwicklung der spanischen Frage. Daß die orleanistische wie die republikanische abgeschritten wird, ist für Frankreich von weitem Wert.

Nach den mitgeteilten Daten ist die Wahl durch mehr als  $\frac{1}{3}$  der berechtigten Wahlstimmen gesichert. Daß eine so große Nation wie die spanische mit solcher an Einflussmögkeiten grenzenden Majorität ihren Willen kundgibt, muß schwer in die Wagschale fallen. Es erinnert an gleichartige Vorgänge in England bei der Wahl des jetzt regierenden Hauses an Stelle der vertriebenen Stuarts und in Russland bei Erhebung der Dynastie Romanoff. Die Legitimität des Kreisstaats dessen die Dynastien in England und Russland regieren, ist ohne Zweifel weniger anfechtbar als die Gewalttat Ludwigs XIV., vermöge deren die Habsburger aus Spanien zugunsten der Bourbons verdrängt wurden, oder die Revolution unter Ferdinand VII., vermöge deren die Succession auf Isabella überging. Ein Wiedererstehen der Königin Isabella auf dem Thron schiene mir für die monarchischen Interessen in Europa sehr nachteilig. Eine Lebensweise wie die dieser Fürstin würde man in England nicht ein Jahr ertragen haben. Es spricht für den monarchischen Charakter der Spanier, daß sie nach allen Erdbebenungen seit 1808 und nach allen Mihregigungen seit hundert Jahren die Herrschaft der Königinnen Christine und Isabella 36 Jahre lang ertragen haben. Auf diesen monarchischen Sinn kann der künftige König zählen.

König Wilhelm blieb auch auf diese Ausführungen Bismarcks bei seiner persönlichen Abneigung gegen das Projekt, die er schon im April 1869 in privaten Erörterungen mit Karl Anton und seinem Ministerpräsidenten fürde gegeben hatte. Salazar wurde nicht empfangen, gewiß auf Rat und mit

**Einverständnis Bismarcks.** An Karl Anton aber erging eine Einladung zu persönlicher Rücksprache. Am 5. März 1870, einige Tage nach seinem Sohne Leopold, traf er in Berlin ein, am Bahnhofe auch von Bismarck begrüßt, und nahm im Schlosse Wohnung. Der Erbprinz vermochte sich nach den Worten seines Bruders „nicht über das Bedenken hinwegzusehen, daß so viele Zweige der entthronten Königsfamilie ihre Ansprüche auf die ihm angetragene Krone noch geltend machen“. In erster Linie mag er wohl an die noch keineswegs beseitigte Rivalität Montpensiers gedacht haben. Salazar war schon abgereist, als der König dem am 15. März zu einem Herrendiner beim Fürsten Hohenzollern ins Schloß geladenen General von Moltke, dem Minister von Schleinitz, Roon, Delbrück und dem Staatssekretär von Thile mittelst Zirkulares mitteilte, daß er nach dem Diner bei dieser Sachlage ihre Ansicht hören wolle. An der Beratung unter dem Vorsitz des Königs nahmen außer den Genannten die beiden Hohenzollern und der Kronprinz teil. Für und wider wurde hier noch einmal erörtert. Bismarck sprach im Sinne seiner Denkschrift nachdrücklich für Annahme. Die geladenen Staatsmänner sprangen ihm bereitwillig bei. Der Erbprinz aber teilte die Ansicht des Kronprinzen über die Unsicherheit der Lage in Spanien und erklärte, ablehnen zu müssen. Da gab Karl Anton der Beratung eine überraschende Wendung, indem er seinen dritten Sohn Friedrich in Vorschlag brachte. Wie hatte sich König Wilhelm getäuscht, als er noch am Morgen des 15. März auch bei dem Fürsten „große Abneigung“ voraussetzte. In dem alten Herrn regte sich ein wahrhaft jugendlicher Ehrgeiz. Am liebsten hätte er die Krone Spaniens auf dem Haupte seines Sohnes Karl gesehen. An den Fürsten von Rumänien hatte sich auch Salazar am 17. September auf der Weinburg zuerst gewandt, ehe er von dem Erbprinzen empfangen wurde, doch würden den von Karl weit zurückgewiesenen Gedanken, Rumänien mit Spanien zu vertauschen, weder Karl Anton noch Bismarck gebilligt haben. Um so freudiger ging Bismarck jetzt auf die Anregung des Fürsten ein. Nur drei Bedingungen glaubte Karl Anton für seinen Sohn stellen zu müssen: „Garantie gegen den Staatsbankrott, Durchbringung aller antiklerikalischen Gesetze, damit das Odium nicht auf den Namen des neuen Souveräns falle, und Dreiviertelmajorität bei der Wahl durch die Cortes“. Die früher gemachte Bedingung der Einwilligung Napoleons wurde jetzt fallen gelassen, weil Prim die Geheimhaltung wünschte und Bismarck geltend machte, „daß jede Nation sich ihren König wählen dürfe, ohne andre zu befragen“. Die Entscheidung stand also bei dem Gardedragonierleutnant Prinzen Friedrich von Hohenzollern, der auf Bismarcks Veranlassung von einer Urlaubsreise nach dem Süden telegraphisch nach Berlin zitiert wurde und dort zwischen dem 20. März und 1. April eintraf.

Die Überlieferung des zweiten Aktes ist wieder fragmentarischer. Wenn das Leben Karls von Rumänien berichtet, „Canitz sei nicht sehr für die Kandidatur eingenommen und sehe viele Gefahren voraus“, so muß dahingestellt bleiben, ob sich das auf die Kandidatur Friedrichs oder die voraus gegangene Aufrage bei dem Erbprinzen bezieht, ob die spanische Regierung oder Bismarck den preußischen Gesandten eingeweiht hat. Ist die Notiz

richtig, so hat sich Caniz, das Urteil Bismarcks und Bernhardis bestätigend, abermals ausgeghaltet. Salazar kann nicht bis zum 16. März in Berlin geblieben sein, weil er nach einem Briefe Karl Antonis vom 21. März fürchtete, sein österer Verkehr mit Bismarck könne bekannt werden, und am 16. schon 20 Tage seit seiner Ankunft verschlossen waren. Es galt also, sich mit Prim wegen der Vertuschung der Kandidaten in Verbindung zu setzen. So erklärt sich die Sendung Lothar Buchers. Spätestens am 3. April beschlossen, wurde die Reise wohl kurz darauf angetreten.

Über die Mission Buchers und des gleichzeitig nach Spanien geschickten Major von Versen unterrichten uns die Tagebücher Büchs und die Monographie Wertherns über Versen von 1898, beide jedoch so dürrtig und schlampig, daß nur mit großer Vorsicht sich einige Tatsachen feststellen lassen. Bucher reiste über Düsseldorf, wo er den alten Fürsten angeblich wieder „abgeneigt“ fand, und über Paris nach Madrid. Das Datum seiner Rückkehr ist unbekannt. Übtern (17. April) war er noch in Madrid. Er wird also vermutlich das Drängen Prims auf Entscheidung nach Berlin gemeldet haben, was dort die Folge hatte, daß Karl Anton vom Könige am 20. April noch einmal aus Düsseldorf berufen wurde, um der definitiven Entscheidung seines Sohnes Friedrich Geburtshelferdienste zu leisten.

Während sich Buchers Spezialauftrag wenigstens aus der Sachlage ergibt, stellt uns die Mission Versen vor ein unlösbare Rätsel. Das rumänische Tagebuch macht zwischen dem Auftrage Buchers und Versens keinen Unterschied. Auch Werthern weiß nur, daß Versen „die Stimmung der spanischen Nation“ erkunden sollte. Wer ihn vorgeschlagen und wer ihn instruiert hat, das auswärtige Amt oder der Generalstab, wird nicht gesagt. Nun hat aber Pirala schon 1874 über diese Mission Nachrichten gebracht, die ich nirgends besprochen finde. Nachdem Pirala bis zum Oktober 1870 erzählt hat, was er spanischen Archivalien entnommen hat<sup>1)</sup>, fährt er fort, um die selbe Zeit (al mismo tiempo) sei der Major von Versen nach Madrid gekommen und habe mit Prim über die Kandidatur und über die Teilnahme Spaniens an dem Kriege gegen Frankreich konferiert. Bismarck habe sagen lassen, es genüge, wenn Spanien je 30 000 Mann über Bayonne und Perpignan vorrücken lasse. Moltke glaube, daß dadurch der Ausgang des Krieges gesichert werde, da die spanische Artillerie mit ihren Krupp'schen Kanonen der preußischen gleichwertig sei. Versen habe den formellen Vorschlag der Beteiligung an einem deutsch-französischen Kriege gestellt. Im Ministerrat sei eine Minorität für die Allianz gewesen. Die Majorität habe sich leider mehr durch sentimentale als durch politische Erwägungen leiten lassen.

Es erweckt doch eigentümliche Gedanken über den geistigen Weltverkehr unserer Zeit, wenn man erwägt, daß Piralas Buch erst 28 Jahre nach seinem Erscheinen von Léonardon für Frankreich und Deutschland entdeckt wurde und daß abermals sieben Jahre verstreichen konnten, bis ein deutscher, in französischen Augen also voreingenommener Historiker durch Ausgraben jener von Léonardon übergangenen Enthüllung Herrn Clivier Wasser auf seine

<sup>1)</sup> Esto en cuanto a lo que consta en documentos oficiales y cartas reservadas.

Mühle treibt. Was bedarf es, würde Lütticher fragen, noch weiterer Zeugnisse für Bismarck's teuflischen Angriffsplan. Wer vorsichtiger ist, wird nicht übersehen, daß Bismarck an der Hohenzollernschen Kandidatur festhielt, obwohl sein Bündnisangebot nach Piralas Erzählung nicht angenommen wurde, daß es also Bismarck's Hauptzweck nicht gewesen sein kann, Spanien unter einem Hohenzoller mit in den Krieg hineinzuziehen. Ein weiteres Gebot der Vorsicht aber ist die Prüfung der Erzählung. Sollen wir sie kurzweg für apokryph erklären, weil sie nicht aus den Akten geschöpft ist und der Übergang von dem festen Boden der Tatsachen auf das Meer der Gerüchte durch das schwankende Datum „al mismo tiempo“ eingeleitet wird? An eine Mission Versens im Juli oder Oktober ist natürlich nicht zu denken. Im Oktober lag er an seinen bei Sedan erhaltenen Wunden in Neuwied danieder, und vor der Kriegserklärung war er in Posen mit Mobilmachungsarbeiten beschäftigt. Aber könnte nicht auch der Juni in Frage kommen? Bucher hat Busch erzählt, er sei das zweitemal gleichzeitig mit Versen in Spanien gewesen, der sich „auf Wunsch des Kronprinzen nach dem Zustande der spanischen Armee erkundigen sollte“ und der Revue einiger Madrider Regimenter beigewohnt habe. Da Bucher auch von seiner ersten Österreise sprach, ohne Versen zu erwähnen, möchte man annehmen, daß Busch sich wieder einmal verhört hat, wenn nicht Werthers Darstellung zwischen Versens Gespräch mit Bismarck am 6. Juni und dem Gentreffen des Majors in Reichenhall am 14. Juni eine vielsagende Lücke enthielte. Wenn der Bündnisantrag durch Versen gestellt worden ist, könnte es also auch um den 10. Juni geschehen sein.

Fassen wir zunächst die Möglichkeit ins Auge, daß die Erzählung in den April gehört, spricht da nicht mancherlei für ihre Glaubwürdigkeit? Erinnert die Situation nicht ganz an das Jahr 1866, an den Beschuß, einen preußischen Generalstabsoffizier nach Italien zu schicken, an die nicht in der Person des Beobachters, aber in seinem Range vergriffene Sendung Bernhardis, an La Marmoratas Beschwerde, daß man ihm einen „Zivilisten“ geschickt habe? Bedurfte es auch für Moltke nach den eingehenden Berichten Bernhardis aus Spanien noch einer militärischen Rekognoscerung? Bedurfte Bucher für seinen diplomatischen Auftrag der Unterstützung eines Militärbevollmächtigten, wenn nicht ein militärischer Spezialauftrag damit verknüpft wurde? Und weiter: hatte Bismarck nicht schon am 11. März Busch beauftragt, in der Presse in Ankündigung an den langen Aufenthalt des Erzherzogs Albrecht in Paris Andeutungen über ein französisch-österreichisches Kriegsbündnis zu bringen? Stimmt nicht auch die Hinreise Versens über Paris-Bayonne und die Wahl des Rückwegs über Barcelona—Perpignan merkwürdig überein mit den angeblich vorgeschlagenen Operationslinien?

Die Antwort wäre sehr einfach, wenn nicht die Gegensagen wären. Was ging die Spanier ein deutsch-französischer Krieg an, wenn Bismarck die Kandidatur Hohenzollern als spanische Angelegenheit angesehen wissen wollte? Hoffte Bismarck wieder einen Bündnisvertrag zu schließen wie den preußisch-italienischen von 1866, der den italienischen Partner einseitig von der preußischen Politik abhängig mache? Befand sich denn Spanien 1870

Frankreich gegenüber in einer ähnlichen Lage wie Italien 1860 gegenüber Österreich-Ungarn? Setzte eine paritätische Defensivallianz nicht voraus, daß der Norddeutsche Bund in einen Krieg um nicht deutsche Interessen verwickelt werden konnte, wenn Frankreich nur die Spanier wegen einer mißliebigen Königswahl mit Krieg überzog? Hat der Kronprinz für seinen Freund nicht befürchtet, hat Bismarck nicht am 6. Juni ausdrücklich zu Berlin gesagt daß der Erbprinz als König von Spanien von Preußen gar nichts zu hoffen habe?

Ich denke, hier ist einer der Punkte, wo wir vorläufig nicht weiter kommen. Frage steht gegen Frage. Man wird von Piratas Erzählung, wenn sie in den April gehört, Notiz nehmen, das heißt man wird sie aus Gewissenhaftigkeit nicht verschweigen, aber man wird vorläufig von ihr keinen Gebrauch machen können.

Weniger Schwierigkeiten macht das Schweigen Bernhardis über Bucher und Versen. Werthers Behauptung, Versen sei nach seiner Rückkehr, also in Deutschland, von französischen Agenten überwacht worden, wird man gewiß ebensowenig nachzählen dürfen wie Buchers Pariser Erlebnisse. In der Politik hat der Detektivroman von jeher eine Rolle gespielt. Überwachung hatten beide weniger in Paris als in Madrid zu fürchten, und es versteht sich eigentlich von selbst, daß sie dem regen Misstrauen des französischen Gesandten Mercier nur entgehen konnten, wenn sie sich jeder Verführung mit der preußischen Gesandtschaft und namentlich mit Bernhardi enthielten. Sieht man aber in Erwägung, daß Bernhardi vom 10. Mai bis 5. Juni Valencia, Cartagena und Barcelona bereiste, um seinen früheren Bericht über das Landheer durch eine Rekognosierung der spanischen Flotte zu ergänzen, so wird man mit Bestimmtheit behaupten dürfen, daß er nicht im Geheimnis war, weil er sonst als Mittelsmann in Madrid nach der Abreise Buchers und Versens unentbehrlich gewesen wäre.

Denn auch das scheint mir zweifellos, daß der Zaden zwischen Bismarck und Prim nach der definitiven Ablehnung des Prinzen Friedrich von Hohenzollern am 22. April nicht mehr abgerissen ist. Als Bismarck sich am grünen Donnerstag (14. April) nach Zarzón zurückzog, wird er mit Friedrich kaum mehr gerechnet haben. Von vornherein hatte der Prinz erklärt, er werde gehorchen, wenn der König die Annahme befehle. Die Bedingungen des Erbprinzen waren berechtigt und vielleicht erfüllbar, während Prinz Friedrich gleichviel aus welchen Gründen, das Unmögliche verlangte. Wenn Prim nach dem rumänischen Tagebuch die an Bucher telegraphierte Ablehnung nicht annehmen wollte, so kann sich das nur auf eine Hohenzollerische Kandidatur im allgemeinen, nicht auf den Prinzen Friedrich im besonderen beziehen. Seit dem 12. März war auch von Berlin aus der Feldzug gegen das Haupthindernis der Annahme Leopolds eröffnet worden. Busch mußte für das Auswärtige Amt die der Kandidatur Montpensiers feindliche Zeitung „Impartial“ bestellen und von Bucher übersetzte Artikel in der Folgezeit mehrfach in die nicht offiziöse deutsche Presse bringen. Um die Beseitigung der Kritik Montpensiers werden sich vermutlich Buchers Besprechungen mit Prim in erster Linie gedreht haben. Die spinngewebartigen schwachen Zaden, an deren

Karl Anton die Sache in einem Briefe vom 26. Mai noch hängen läßt, sind nichts andres als die durch Prim genährten Hoffnungen auf Beseitigung jenes Hindernisses. Die deutschen Ereignisse des Mai und Juni werden erst verständlich, wenn man Prims Feldzug gegen die Unionisten und ihren Kandidaten verfolgt. Während er vor seinem Briefe vom 17. Februar bemüht war, den Anhang Leopolds zu stärken, verdoppelte er jetzt seine Anstrengungen, den Anhang Montpensiers zu sprengen. War es ihm sehr willkommen gewesen, daß Montpensier am 13. März seinen Vetter Heinrich von Bourbon im Duell eischoß, so ist doch sein Wunsch, daß sich der Herzog dadurch unmöglich gemacht habe, nicht in Erfüllung gegangen. Die zeitweilige Verbannung des Duellanten aus der Hauptstadt durch Urteil vom 12. Mai bedeutete noch keine Begräumung der Nebenbuhlerenschaft. Noch einmal mußte Prims altes Hausmittel herhalten, eine Kandidatur durch eine andre zu erschüttern. In den Mai fallen die Versuche, Montpensier durch Espartero zu verdrängen. Erst ein Cortesbeschuß vom 7. Juni besiegelte die Niederlage Montpensiers. Während seine Anhänger beantragt hatten, daß es für die Königswahl genüge, wenn 171 von den 340 Cortesmitgliedern sich an der Wahl beteiligten und ein Kandidat die absolute Mehrheit finde, setzte ein Freund Prims durch, daß der künftige König 171 Stimmen auf sich vereinigen müsse, und beseitigte damit endgültig eine Kandidatur, die auf höchstens 89 Stimmen zählen konnte.

Mit diesen schon von Lausser erzählten Vorgängen wird man jetzt kombinieren müssen, was Ollivier über eine Gegenaktion des spanischen Gesandten in Paris, Olzaga, beigebracht hat. Am 5. Mai erschien Olzaga in Madrid und bestürmte Prim, noch einmal sein Glück bei König Ferdinand von Portugal zu versuchen. Es ist für unsre Untersuchung gleichgültig, ob Olzaga der seit dem 12. Mai in Madrider Blättern erwähnten Kandidatur des Erbprinzen zuvorkommen wollte. Auch darf es unentschieden bleiben, ob sich Prim aus Hoffnung auf Erfolg oder in der Voransicht des Richterfolges nachgiebig gezeigt hat. Tatsache ist, daß der spanische Gesandte del Rios noch einmal in Lissabon anklopfte und Emil Olliviers Bruder Adolf dem Könige Luis von Portugal einen Brief Napoleons vom 12. Mai überbrachte, worin der Kaiser unter Verufung auf Olzagas Bitten eine Kandidatur Ferdinands seiner Sympathie versicherte. Auch die Antwort des Königs vom 25. Mai 1870 hat Ollivier im Wortlaut veröffentlicht. Der Schwiegervater des Erbprinzen Leopold ließ dem Kaiser durch seinen Sohn Luis antworten, daß es bei seiner ersten Weigerung sein Bewenden habe.

Leopold hatte also anfangs Juni, als er sich mit dem Gedanken seiner Thronkandidatur endlich befriedete, höchstwahrscheinlich die absolute Gewißheit in Händen, daß er die Wege seiner portugiesischen Verwandten nicht kreuzen werde, während er mit dem Unterliegen seines Rivalen Montpensier mehr als bisher rechnen konnte. Jene Gewißheit kann ihm nur aus Lissabon gekommen sein. Um die Erweckung der Zuversicht haben sich verschiedene bemüht, keiner wieder so zielbewußt wie Bismarck. Wenn vielfach angenommen wird, daß erst der Kronprinz und Berjen den abgerissenen Faden wieder angeknüpft hätten, so kann nicht stark genug betont werden, daß die Ablehnung

Friedrichs den Haden Leopold nicht abschneiden konnte, und daß für das Weiterspinnen dieses Hadens durch Buchers Mission gesorgt worden war. Bismarcks Erkrankung in Varzin fällt in eine Zeit des scheinbaren Stillstandes der Angelegenheit. Was auch den Kronprinz bewogen haben mag, seine Meinung zu ändern und Versen am 20. Mai mit einem Briefe an Karl Anton nach Düsseldorf-Nauheim zu schicken, so hat doch Bismarck, als er Versen wenige Tage nach seiner Rückkehr aus Varzin zwischen dem 23. und 25. Mai zu sich in den Reichstag zur Berichterstattung beschied, seine neue Aktion angefangen, sondern die seit dem Februar niemals unterbrochene nun mehr mit Unterstützung des Kronprinzen fortgesetzt.

Wie bisher, finden wir ihn bemüht, zwischen den drei Faktoren: König Wilhelm, Hohenzollern und Spanien ein Einverständnis herzustellen.

Der Versuch, den König durch die rosig gefärbten mündlichen Berichte Buchers und Versens zu gewinnen, war schon anfangs Mai gescheitert. Mehr als ein Geschehenlassen durfte Bismarck von seinem Herrn nicht erwarten. Alles drehte sich darum, Karl Anton und den Erbprinzen dahin zu bringen, dem König den Wunsch nach der spanischen Krone offen auszusprechen. Es ist noch nicht aufgeklärt, ob sich Versen spontan oder auf Bismarcks Weisung an den Kronprinzen gewandt hat. Jedenfalls hat der Kronprinz ganz im Sinne Bismarcks gehandelt, als er durch seinen von Versen überbrachten Brief vom 20. Mai Karl Anton veranlaßte, zunächst an ihn zu schreiben. Am 29. Mai konnte der preußische Thronfolger seinem Vater Briefe des Fürsten und Leopolds vom 23. und 25. übergeben. So überrascht der König über das Wiederaufleben einer für ihn erledigten Angelegenheit war, gewann doch Bismarck, als er am folgenden Tage Vortrag beim Könige hatte, den Eindruck, daß Wilhelm seiner Neutralität getren gegen einen ausgesprochenen Wunsch des Erbprinzen keinen Widerspruch erheben werde. In den ersten Tagen entschloß sich daraus hin der Erbprinz, das königliche Placet für den Fall der Annahme einzuholen.

Noch fehlte die letzte Abrede mit Prim. Der wirre Knäuel der hierher gehörigen Tatsachen ist durch meine Vorgänger in der Erzählung dieser Ereignisse nur noch verwirchter geworden, obwohl er sich mit einiger Geduld lösen läßt. Aus Busch, Werthern, Pirala und den Bismarckregesten ergibt sich folgender Verlauf. Am 1. Juni reiste Bismarck mit König Wilhelm nach Ems zu einer Zusammenkunft mit dem Zaren Alexander. Samstag den 4. Juni erschien in seiner Abwesenheit Salazar im auswärtigen Amt und verlangte von Bucher, ihm die endgültige Entschließung des Erbprinzen bis zum 6. Juni zu beschaffen. Da Bucher in Salazars Vollmacht offenbar die Grundlage zu der Erforderung einer solchen bindenden Erklärung vermißte, entschloß er sich, ohne die noch an demselben Tage erfolgende Rückkehr seines Chefs abzuwarten, zunächst mit Salazar nach Madrid zu reisen. So kam es, daß Bismarck in Berlin statt Buchers eine Notiz über dessen Abreise vorsand und genötigt war, seinem Vertrauten die Instruktion noch am 4. oder spätestens am 5. Juni nachzusenden. In Madrid vor der Zustellung geöffnet, ist sie zur Kenntnis Prims gelangt und von Pirala 1871 in spanischer Übersetzung mitgeteilt worden.

für die Echtheit des Schreibens bürgen, von seinem Inhalt abgesehen, auch eine Auslassung und eine Unklarheit der Übertragung, die wir in der Rückübersetzung in Klammern gesetzt haben.

Bismarck schreibt:

„Möglichsterweise werden wir in Frankreich eine vorübergehende Beunruhigung (fermentacion pasajera) erleben, und wir werden zweifellos alles vermeiden müssen, was sie herbeiführen oder vermehren könnte. Wäre es unter diesen Umständen ratslich, meinen Namen in diese Verhandlungen mit hineinzuziehen? Ich glaube nicht. Im Gegenteil empfiehlt es sich, meine Person ganz aus dem Spiel zu lassen. In Wahrheit bin ich offiziell nicht engagiert. Es handelt sich um einen Willensakt einerseits der spanischen Nation, andererseits des Erbprinzen, der majoren, Herr seiner Entschlüsse und ein Privatmann ist. Ob er Gründe gehabt hat oder nicht, die Einwilligung seines Vaters und des Hauptes der Familie einzuholen, ist eine Frage privater Natur, keine Staatsangelegenheit. Dem König solche Projekte vorzulegen (prevenir al rey sobre parecidas proyeccions), ist die Pflicht des Ministers des königlichen Hauses<sup>1)</sup>. Ich habe ihm dagegen mit meinem Rate beigestanden nicht in meiner Eigenschaft als Ministerpräsident, sondern in der Eigenschaft des Leiters der auswärtigen Angelegenheiten, als Mann seines Vertrauens genau so wie die andern in das Geheimnis eingeweihten Staatsdiener. Ich glaube, daß die spanische Regierung gut tun wird, nicht mehr zu veröffentlichen als den Brief des General Prim (an den Erbprinzen) vom 17. Februar und dessen Antwort. So würden wir vor Europa eine unangreifbare Position gewinnen. Schlägt man in Frankreich Lärm, so werden wir ganz einfach fragen: was wollt ihr? Wollt ihr der spanischen Nation und einem deutschen Privatmann ihre Entschlüsse vorschreiben? Dann wird sich die Gelegenheit ergeben, Ihre Vorschläge, Herr Doktor, zu benutzen. Nichtsdestoweniger wird man über Intrigen schreien und wütend über mich werden, ohne doch einen Angriffspunkt zu finden (weil ich antworten kann, daß es sich nur um eine Frage der Politik des General Prim handelt)<sup>2)</sup>.

Ich habe auf seinen Brief geantwortet. Hoffentlich zweifelt er weder an meiner Werthschätzung seiner Person noch an meinem Eifer für das Projekt, dessen Verwirklichung nur von ihm und den Cortes abhängt. Ich habe die Sache dahin, wo sie jetzt angelangt ist, nicht ohne erhebliche Schwierigkeiten gebracht, die sich Herr Gama mit seiner Kenntnis des Terrain vorstellen und dem General auseinandersetzen kann.“

Was hat man an diesen Brief ohne Anfang, Adresse und Datum nicht für Vermutungen geknüpft. Ollivier ist überzeugt, daß er an Bernhardi gerichtet war. Walther Schulze und der Bismarckbiograph P. Matter suchen den Empfänger gar in der Umgebung Prims! Die einen datieren ihn vom 11. Juni, andre vom Ende des Monats. An der einfachen Lösung des Rätsels sind alle Erklärer vorbeigegangen, weil sie sich nicht klar gemacht haben, daß der Samstag in Buchers Erzählung bei Busch (3, 166) nur der 4. Juni sein kann, und Buchers Schweigen über Bismarcks Stellung zu Salazars Forderung durch die Abwesenheit des Ministerpräsidenten erklärt wird. Auch der Schlußjaz des Briefes bereitet der Interpretation keine Schwierigkeiten. Im November 1869 und im Juni 1870 ist Salazar auf seiner Reise zu den Hohenzollern von einem Beamten des auswärtigen Amtes begleitet worden. Herr Gama war demnach der offizielle Begleiter Salazars auf der Februarreise und ist von Bismarck mit dem „Terrain“ des Berliner Hofes bekannt gemacht worden, so daß er Prim die lange Verzögerung der Antwort Bismarcks auf den Februarbrief wohl zu erklären vermochte.

<sup>1)</sup> So erklärt sich die Beziehung des Ministers v. Schleinitz zur Beratung vom 15. März.

<sup>2)</sup> Non se trata en cuanto á mi respuesta, más que de una cuestión de política respecto al general.

Das Datum des Briefes an Prim ist nun ebenfalls gesichert (4. oder 5. Juni). Den Wortlaut kennen wir nicht. Gramont, Chaudordy und Ferrold (Sybel 7, 255) haben das Schreiben nur vom Horenjagen gesehen. Bismarcks Polemik gegen eine Wendung des Gramontschen Zitates in den „Gedanken und Erinnerungen“ ist jedenfalls beachtenswert, wird aber missen gegenstandslos, als die Instruktion Buchers, von deren Veröffentlichung im Jahre 1874 Sybel und Bismarck noch 1890—91 keine Ahnung hatten, den offiziellen Brief an Prim entbehrlich macht. Vor allem besitzen wir in ihr ein unanfechtbares Zeugnis über die Richtung der Madrider Verhandlungen Buchers, das Piralas Erzählung über die Mission Persens, wenn es sich um eine nochmalige zwischen dem 6. und 11. Juni fallende Reise des Majors handeln sollte, in das Reich der Fabeln verweist. Denn es läßt sich schlechterdings nicht miteinander vereinigen, daß Bismarck den Spaniern durch Bucher eine unangreifbare Defensivpolitik und durch Persens ein Kriegsbündnis gleichzeitig vorschlagen ließ.

Als Prim am 11. Juni in den Cortes in seiner großen Rede über die fehlgeschlagenen Kandidaturen absichtlich mysteriös gehaltene Andeutungen über seine Verhandlungen mit den Hohenzollern machte, war Bucher noch in Madrid. Am 14. Juni reiste er mit Salazar und einem Beamten des spanischen Ministeriums nach Reichenhall, das der Erbprinz an demselben Tage in Begleitung Persens verließ, um seinen Vater in Sigmaringen aufzusuchen. Am 20. erhielt Salazar in der Residenz der Hohenzollern das Jawort Leopolds und trat am 23. über Ems, wo Bucher in einstündigter Audienz die Zustimmung des Königs erwirkte, die Heimreise an.

Die weitere Entwicklung der Dinge ist bekannt. Wie sich Prim und Bismarck die weitere Entwicklung gedacht haben, bedarf noch der Aufklärung. Nach der offiziellen spanischen Darstellung sollte die Wahl Leopolds der Rückkehr Salazars auf dem Fuße folgen. Salazar habe am 23. Juni an den Cortespräsidenten Zorrilla telegraphiert, er werde am 26. Juni wieder in Madrid eintreffen. Aus dem 26. Juni sei durch einen Irrtum bei der Decipherierung der Tepeche der 9. Juli geworden, und so habe man sich in Erwägung, daß die Cortes in dem heißen Madrid solange nicht mehr zusammengehalten werden könnten, zu ihrer Vertagung auf den November entschlossen, um sie erst wieder, und zwar auf den 20. Juli, von neuem einzuberufen, als durch Salazars Geschwätzigkeit das Jawort des Prinzen in die Öffentlichkeit gelangte. Gegen diese Darstellung hat zuerst Léonardon beachtenswerte Einwendungen erhoben, bis die von Ollivier im vorigen Jahre mitgeteilten Briefe des Gesandten Mercier de Lostende ihre völlige Unhaltbarkeit erwiesen. Den ersten Alarm hat nicht Salazar am 28. Juni, sondern Prim durch seine Rede vom 11. Juni hervorgerufen. Kein Mensch hat in Madrid daran gezweifelt, daß unter dem vierten ungenannten Kandidaten niemand anders als Prinz Leopold von Hohenzollern zu verstehen sei. Mercier selbst hat dem neben ihm sitzenden Korrespondenten des „Journal des Débats“ ins Ohr geflüstert, wen Prim meine. Nur darin täuschte er sich, daß er annahm, die Kandidatur Hohenzollern sei wenigstens vorläufig ebenso erledigt, wie die

drei genannten Kandidaturen Portugal, Aosta und Genua. In diesem Sinne hat er am 12. Juni und auf eine von Napoleon befahlene erregte Anfrage Gramonts am 23., 24. und 25. Juni berichtet. Während er aber in der am 8. Juni erfolgten Abreise Bernhardis nach Lissabon einen Beweis für die Richtigkeit seiner Annahme zu sehen glaubte, wußte er in unbegreiflicher Verblendung für den seit dem 12. Juni wiederholt ausgesprochenen Wunsch Prims, den Kaiser im Laufe des Juli in Vichy und in Paris zu sprechen, keine andre Erklärung, als daß Prim sich wegen der gescheiterten Verhandlungen mit den Hohenzollern bei Napoleon nachträglich rechtfertigen wollte, und wurde nicht einmal stützig, als Prim den weiteren Wunsch hinzufügte, den Kaiser allein, ohne Hinzuziehung des spanischen Gesandten Olozaga, zu sprechen und der Kaiserin Eugenie ein Wort über ihren Schübling Alfonso, dem Sohn Isabellas, sagen zu dürfen. Auch Ollivier ist nicht hellsehiger als Mercier. Jeder andre erkennt sofort, daß Prim die Cortes vertagen ließ, weil er hoffte, Napoleon persönlich vor der Wahl für die Kandidatur seines Verwandten zu gewinnen, für die sich ein Vollblutfranzose wie Mercier niemals gewinnen ließ. Als die Geschwätzigkeit Salazar's Prim dann dennoch zwang, sein Geheimnis am 2. Juli Mercier zu enthüllen, sah er die Kandidatur bereits als gescheitert an, so daß die Einberufung der Cortes auf den 20. Juli als ein durch die Umstände aufgezwungener Akt der Verzweiflung erscheint.

Wie aber verhält es sich mit Bismarck? War er in Prims Taktik eingeweiht; hat er die Absicht, Napoleon vor der Wahl einzubringen, jetzt gebilligt, oder hat er gewünscht, durch eine beschleunigte Wahl Frankreich und seinen Cäsar vor eine vollendete Tatsache gestellt zu sehen? Wir würden diese Fragen vielleicht eher beantworten können, wenn uns die Vorschläge Buchers bekannt wären, auf die Bismarcks Instruktion vom 4. oder 5. Juni Bezug nimmt. An einigen Fingerzeichen fehlt es wohl nicht, aber sie reichen nicht aus zu einer völlig befriedigenden Antwort. Zu Berzen sagt Bismarck am 6. Juni, also unmittelbar nach Buchers Instruktion, daß der Erbprinz annehmen würde, „wenn die Angelegenheiten in Spanien im Herbst noch so ständen wie jetzt“. Am 8. Juni, noch früher als Prim, der am 25. Juni aufs Land geht, reist er nach Varzin ab. Die ganze preußische und spanische Politik war sozusagen in den Ferien, als „die Bombe platzte“. Wenn man gemeint hat, um so besser habe Bismarck „hinterm Busche zaubern“ können, vergißt man, daß ein Kenner des „Terrains“ wie der preußische Ministerpräsident seinen Monarchen schwerlich in den schwachen Händen des Legationsrates Abeken gelassen hätte, wenn die vollendete Tatsache anfangs Juli geschaffen werden sollte und die vorangegangene „vorübergehende Beunruhigung“ der Franzosen nicht vorherzusehende Folgen hatte. Da Prims Absicht, die Cortes zu vertagen, schon am 12. Juni feststand, und Bucher Madrid erst am 14. Juni verließ, liegt die Vermutung doch sehr nahe, daß die Verschiebung der Wahl, wenn auch nicht auf Bismarcks Veranlassung, so doch zum mindesten mit seinem Wissen erfolgt ist.

War er aber auch von der Absicht Prims, in der Zwischenzeit Napoleon aufzusuchen, durch Bucher unterrichtet worden? Nach den „Gedanken und

„Grimmerungen“ will der Fürst schon am 1. September 1870 gesagt haben, er „hätte geglaubt, der Prinz Leopold werde dem Kaiser sein unerwünschter Nachbar in Spanien sein und seinen Weg über Paris nach Madrid nehmen, um dort die Fühlung mit der kaiserlich-französischen Politik zu gewinnen, die zu den Vorbedingungen gehörte, unter denen er Spanien zu regieren gehabt haben würde“. Hat Bismarck, wenn wir ihn hier beim Worte nehmen dürfen, sich die Herstellung der Fühlung mit der kaiserlich-französischen Politik vor oder nach der Wahl gedacht, ist der Weg über Paris so zu verstehen, daß erst der erwählte König auf der Reise nach Madrid in Paris haltmachen sollte, um seinem kaiserlichen Verwandten zu huldigen und die Gemüter der Franzosen zu beruhigen, oder sagte sich Bismarck, daß der Weg über Paris für Leopold ohne einen Wegbereiter nicht gangbar sein würde? Auf diese Fragen hat Bismarck selbst schon am 10. Juli geantwortet in einer jener zahlreichen, von Bucher an Busch geschickten Dispositionen zu Äußerungen der Presse über die erste feindliche Erklärung der französischen Regierung vom 6. Juli: „Wie bekannt“, lautet der Entwurf, „hatte der Marschall Prim die Absicht, wie früher so auch dieses Jahr nach Vichy zu gehen, wo das Zusammentreffen mit dem Kaiser Napoleon eine Besprechung der spanischen Thronfolgefrage mit sich gebracht haben würde. Dem Vernehmen nach waren auch die hohenzollerischen Prinzen willens, Schritte zu einer vertraulichen Verständigung mit dem Kaiser zu tun. Alles dies ist durch das brüskle Auftreten des Herzogs von Gramont unmöglich geworden.“ Es versteht sich von selbst, daß ein solcher Kampfartikel kein vollgültiges Zeugnis ist. Das eine aber dürfen wir ihm getrost entnehmen, daß Bismarck spätestens am 10. Juli von Prims Absicht unterrichtet war. Die Notiz über die Absicht der Hohenzollern könnte in die Klasse jener Behauptungen gehören, die der Deutsche, wenn er Bismarcks wundervollen Preßfeldzug bei Busch klopsenden Herzens verfolgt, mit Martin Luther eine gute starke Lüge, der Franzose ohne das wohlgefällige Adjektiv kurzweg impostures, mensonges nennt. Außschluß könnten nur das Tagebuch des Fürsten Karl Anton oder etwaige Aufzeichnungen des Erbprinzen geben.

## II.

Mit dieser vorläufig unlösbarcn Frage entläßt uns das Rohmaterial über Bismarcks Beziehungen zur Kandidatur Hohenzollern. Auch dem Sachhistoriker glanbe ich mit seiner nochmaligen kritischen Zusammenstellung einen kleinen Dienst erwiesen zu haben. Dem Laien ist sie zu eigner Urteilsbildung unentbehrlich. Jedem muß einleuchten, was ich im Eingang über die Marschrichtung Bismarcks bemerkt habe. So lückenhaft unser Wissen noch ist, und so viele Fragezeichen sich an die meisten Tatsachen heften, so ist doch unumstößlich erwiesen, daß Bismarck ein mächtiger Förderer der Kandidatur gewesen ist. Über diesen Punkt hat auch in den letzten Jahren unter Sachkennern keine Meinungsverschiedenheit mehr bestanden. Die Frage war nur, wann die Förderung einsetzt. Sie läßt sich jetzt leichter beantworten durch die Feststellung, daß Bismarck zunächst mit dem Übergange Spaniens zur Republik gerechnet hat. Die Kandidatur Hohenzollern kann ihn erst beschäftigt

haben, als die Aussichten der Republikaner zurückgedrängt wurden. Die Verschiebung der Sendung Bernhardis bis zum April 1869 läßt darauf schließen, daß Bismarck während des Winters 1868/69 sein Eingreifen in das spanische Chaos für unzweckmäßig hielt. Die erste Spur des Handelns stammt aus dem Juli 1869, die eigentliche ununterbrochene Aktion beginnt am 26. Februar 1870. Aus dem März und Mai 1869 haben wir indirekte, aber zuverlässige Zeugnisse seiner innerlichen Beschäftigung mit der wachsenden Wahrscheinlichkeit einer monarchischen Lösung der spanischen Frage.

Schon daraus ergibt sich, daß die Frage nach dem Vater der Kandidatur eine müßige ist. Der Gedanke der iberischen Union legt sie einer Gruppe spanischer Politiker nahe und weckt den Ehrgeiz der Portugiesin Antonia und ihres Gemahls Leopold von Hohenzollern. Bismarcks Gedanken, die ehrgeizigen Hoffnungen der Hohenzollern und die Bestrebungen der durch Salazar repräsentierten Gruppe sind offenbar lange nebeneinander marxiert, bis sie sich vereinigten. Die Frage nach der Vaterschaft ist zu ersehen durch die Frage, wann und von wem die Fühlung hergestellt worden ist. Im Februar 1869 sahen wir Salazar am Werk, im April erscheint die Familie Braganza-Hohenzollern, im Juli 1869 Bismarck bemüht, die spanische Regierung zum Eingreifen der Initiative zu bewegen. Im September 1869 ist die Fühlung aller Faktoren untereinander noch locker, seit dem Februar 1870 geht sie unter Bismarcks energischer Leitung nicht mehr verloren.

So erwünscht diese Feststellungen jedem Freunde der historischen Wahrheit sind, sagen sie doch über Bismarcks Motive nicht das mindeste aus. Wer es sich zur Aufgabe gestellt hat, folgenreiche Taten und Meinungen zu ergründen, wird häufig genug vor dem Irrationalen haltmachen müssen. Die Frage nach dem zureichenden Grunde im logischen Sinne kann nur da erhoben werden, wo menschliches Handeln durch reine Vernunftgründe regiert worden ist. Bismarcks äußere Politik läßt, soweit wir sie genau kennen, den zureichenden Grund niemals vermissen. Die Annahme ist nicht zu kühn, daß er auch im vorliegenden Falle einen vor der Vernunft zu rechtfertigenden Zweck verfolgt hat, daß sein Wunsch, einen schwäbischen Hohenzollern auf dem spanischen Throne zu sehen, in politischer Beziehung ein rationaler gewesen ist.

Von den bisherigen Lösungsversuchen entspricht keiner dieser Annahme, und es läßt sich unschwer beweisen, daß sie sämtlich ins Irrationale führen.

Durch die beharrlich festgehaltenen Motive seiner oben mitgeteilten Denkschrift vom 27. Februar 1870 hat Bismarck Sybel, Reudell und einige andre getäuscht. Sie sind bei näherer Betrachtung meisterhaft zugeschnitten auf die Personen, auf die sie wirken sollen, den König, die Hohenzollern, Moltke und Roon, von lakonischer Knappheit im Sachlichen, vor allem in den militärischen Erwägungen, mit einem kleinen Stich ins Phrasenhafte in dem Abschnitt über das dynastische Interesse und in der sentimentalnen Betrachtung über die unverantwortliche Härte gegen das in Anarchie versunkene Spanien. Das geschickt vorangestellte militärische Motiv mußte namentlich bei Moltke auf fruchtbaren Boden fallen. Im März 1869, als es sich noch gar nicht um Hohenzollern, sondern nach den Berliner Informationen um die Alternative

Montpensier oder Republik handelte, hatte der Chef des Generalstabes schon zu Bernhardi gesagt, daß Frankreich gegen ein republikanisches oder von einem Orléans beherrschtes Spanien im Falle eines Krieges mit Deutschland „eine starke Observationsarmee“ aufstellen müsse. Bismarck knüpft also an einen auch dem Könige vertrauten Gedankengang an, wenn er darauf hinweist, daß die Vermehrung des militärischen Risiko Frankreichs die Aussicht auf Erhaltung des Friedens erhöhe. Er spricht aber wohlverstanden nicht von einem Defensiv- oder Offensivbündnis mit Spanien, sondern nur von einem „mit Deutschland sympathisierenden Regiment“; er hätte demnach, wenn er hauptfächlich aus diesem Grunde sich für die Kandidatur mit solcher Wucht einsetzte, die Abziehung eines Teiles der französischen Streitkräfte nach den Pyrenäen für sicherer gehalten, als sie der Staatsmann unter so unzureichenden Voraussetzungen wie Sympathie zwischen den Regierungen zweier durch keine Interessengemeinschaft verbundenen Länder annehmen durfte; er hätte der Erhebung eines Hohenzollern auf den spanischen Thron ausschließlich die Wirkung zugeschrieben, die man ebenso gut von jedem andern den Franzosen unerwünschten spanischen Regiment erwarten könnte, ganz einerlei, ob es mit Deutschland sympathisierte oder nicht. Fällt aber das Hauptmotiv der Tenkchrift, so fallen auch die übrigen, weil die Aussicht auf Wiederbelebung der deutsch-spanischen Handelsbeziehungen nicht mehr als ein Mittläufser in einer Zusammenstellung aller für die Kandidatur sprechenden Momente ist, und die Hebung der Dynastie Hohenzollern in Europa sich selbst als ein so augenscheinliches Argumentum ad regem kennzeichnet, daß der unabstechliche Sinn des Königs in diesem Falle besser als sonst der Überredungskunst seines großen Beraters widerstanden hat. Auch die Gründe gegen die Ablehnung sind ganz auf den König und die Hohenzollern berechnet. Die republikanische Gefahr hat Bismarck nie erschreckt, und wenn er hier betont, daß Napoleon aus Furcht vor der Republik zu den Waffen greifen könnte, hat er anderseits zuerst, wie wir sahen, mit einer spanischen Republik gerechnet und vorausgessehen, daß eine französische Republik friedlicher sein werde als die in ganz anderm Maße von ihrem „prestige“ abhängige kaiserliche Regierung. Noch mehr widerspricht Bismarck sich selbst mit dem letzten Trumpfe in diesem merkwürdigen Altenstücke, daß die Ablehnung aus persönlichen Gründen eine Härte gegen Spanien sei. Die Hohenzollern haben sich später dieses sentimentale Motiv zu eigen gemacht. Für Bismarck war es bedeutungslos. Wir alle wissen, daß er seinem Monarchen „treu bis in die Vendée“ gewesen ist. „Patriae inserviendo consumor“, lautete sein Wahlspruch. Für andre Völker zu sorgen und zu denken, hatte der Neordner der deutschen Dinge weder Zeit noch Neigung.

Man begreift daher, daß die Bismarck untergeschobenen, weniger menschenfreundlichen Motive allezeit größeren Beifall gefunden haben. In den verschiedensten Variationen ist behauptet worden, Bismarck habe durch die Kandidatur, wie es ihm auch gelungen sei, Frankreich zur Kriegserklärung reizen wollen. Bismarcks Antagonisten Gramont und Ollivier haben dieser Vermutung den schroffsten Ausdruck gegeben. Gramont bald nach dem Kriege, Ollivier in jüngster Zeit. Dem dreizehnten Bande des „Empire liberal“ ist

aus Goethes „Götz von Berlichingen“ das Motto vorgelesen: „Es kommen die Zeiten des Betrugs. Die Nichtswürdigen werden regieren mit List, und der Edle wird in ihre Nehe fallen.“ Herr Ollivier hat offenbar nicht gewußt, daß in Goethes erster Fassung die Schwachen regieren und der Tapfere in ihre Nehe fällt. Die Nichtswürdigkeit sieht er darin, daß Bismarck den Krieg herbeiführte, weil er ihn zu der auf friedlichem Wege nicht zu erreichenden Einigung der deutschen Stämme brauchte. Andre haben die Nichtswürdigkeit genießbarer gemacht, indem sie zwei Öffensivbewegungen durch Bismarcks List und Kühnheit in dem für Deutschland günstigsten Augenblicke aufeinanderstoßen lassen, so daß die Kandidatur als die offensive Antwort auf die französischen Verhandlungen über eine offensive Tripelallianz erscheint. Gemeinsam ist all diesen Erklärungsversuchen, daß sie lange vor der in das letzte Jahrzehnt fallenden Vervollständigung unsres Rohmaterials entstanden sind und sich kaum verändert haben, als sich herausstellte, daß die Bündsnur der angeblichen Mine eine 1870 auch von den Feinden Bismarcks ungeahnte, für die Explosivwirkung bedenkliche Länge gehabt haben müßte. Bismarck hat nie verhehlt, daß er den Krieg mit Frankreich für unvermeidlich hielt. Zu Karl Schurz hat er im Januar 1868, wie wir erst kürzlich aus den Lebenserinnerungen des amerikanischen Staatsmannes erfahren haben, gesagt<sup>1)</sup>: „Nie werde ich einem Kriege zustimmen, der sich irgend vermeiden läßt, geschweige denn einen solchen Krieg herbeiführen. Aber dieser Krieg mit Frankreich, der wird kommen, der wird uns vom Kaiser der Franzosen aufgedrangt werden . . . Unter irgendeinem Vorwande wird er Streit mit uns anfangen. Ich glaube nicht, daß er persönlich diesen Krieg herbeisehnt, ich glaube sogar, er würde ihn lieber vermeiden, aber seine unsichere Lage wird ihn dazu treiben. Nach meiner Berechnung wird diese Krisis in etwa zwei Jahren eintreten. Wir müssen natürlich darauf vorbereitet sein, und wir sind es auch. Wir werden siegen, und das Ergebnis wird gerade das Gegenteil von dem sein, was Napoleon anstrebt, nämlich die vollständige Einigung Deutschlands außerhalb Österreichs und wahrscheinlich auch der Sturz Napoleons.“ Wer aus diesen prophetischen Worten herausliest, daß Bismarck das Unvermeidliche entschlossen herbeigeführt hat, muß sich darüber klar werden, daß nach seiner Hypothese Bismarck mit dem Ausbruch des Krieges schon seit der Aufstellung der Kandidatur, also seit dem Sommer oder Herbst 1869 hätte rechnen müssen. Er ist uns also den Nachweis schuldig, daß Bismarck schon 1869 einen Krieg wünschte, dem er 1867 in der luxemburgischen Frage ausgewichen war, obwohl das damalige Streitobjekt an sich zur Herbeiführung der Entscheidung weit besser geeignet war als die spanisch-dynastische Frage. Er würde, wenn er nicht die von Freund und Feind bewunderte politische Besonnenheit Bismarcks in irrationale Tollkühnheit verkehren will,

<sup>1)</sup> „Lebenserinnerungen“, Bd. II, S. 495 ff. Nach freundlicher von Professor Schumacher in Bonn veranlaßter Mitteilung von Fräulein Agathe Schurz ist der zweite Band anfangs der neunziger Jahre niedergeschrieben. Ein nachträglich aufgefundenes Fragment einer älteren Niederschrift des Gesprächs vom 28. Januar 1868, das sich auf Bismarcks Nikolsburger Politik 1866 bezieht, ist von Schurz selbst nicht benutzt worden.

vor allem erklären müssen, weshalb Bismarck vor Beendigung der Verhandlungen des Zollparlamentes trotz der Zurückhaltung Bayerns eine Explosion der Mine auch im September 1869 oder früher nicht für vorzeitig und gefährlich gehalten habe.

Bei dieser Sachlage haben viele Historiker der Lösung des Rätsels um jeden Preis ein schlichtes „non liquet“ vorgezogen. Nichtsdestoweniger werden wir weiter kommen, wenn wir uns gegenwärtig halten, daß in Bismarcks Erwägungen der Kandidatur Hohenzollern die Republik vorausgegangen ist. Weshalb hat Bismarck die Republik der Regierung Isabellas vorgezogen? Was für ein Interesse hatte Preußen an der spanischen Revolution? Warum hat Bismarck die Bewegung eine Friedensbürgschaft genannt? In welchem Stadium der vierjährigen Vorgeschichte des deutsch-französischen Krieges ist Isabella verjagt worden? So und nicht anders haben die Fragen zu lauten, von deren richtiger Beantwortung auch eine Lösung unsres Rätsels zu erwarten ist. Wenn ich meine Antwort kurz in das eine Wort „Rom“ zusammenfasse, will ich nicht verhehlen, daß Delbrück, Kaemmel und Johannes Kremer<sup>1)</sup> dieser Lösung schon sehr nahe gekommen sind, ohne jedoch ihre Vermutung durchzuführen und in den Zusammenhang zu stellen, den die Beantwortung jener unerlässlichen Vorfragen verlangt.

### III.

Nach der Logik der Ergebnisse von 1866 waren Italien und der Norddeutsche Bund Alliierte. Den Italienern war der Hunger nach Rom durch Venetien ebenso wenig gestillt wie dem Norddeutschen Bunde durch die Kriegsbündnisse mit den deutschen Südstaaten das Verlangen nach einer organischen Verbindung zwischen Nord und Süd. Das päpstliche Rom war ebenso unnatürlich wie die Zugehörigkeit Oberhessens zum Norddeutschen Bunde, während Darmstadt eine politische Sonderexistenz führte. Was der eine erreichte, mußte dem andern zugute kommen. Die Siege der deutschen Waffen haben den Italienern 1870 die Tore Roms geöffnet. Italien hat uns im Treibunde niemals so nahe gestanden wie durch die Natur der Dinge in den vier Jahren von 1866—1870. Wir konstruieren nicht, wenn wir zwischen Königgrätz-Gustoza und dem 1. und 20. September 1870 eine gerade Verbindungs linie ziehen.

Nichtsdestoweniger haben sich die Beziehungen zwischen Italien und dem Norddeutschen Bunde ganz anders gestaltet. Im September 1864 waren Napoleon und Viktor Emanuel übereingekommen, daß die französische Garnison binnen zwei Jahren aus Rom herausgezogen werden solle gegen das Versprechen des Königs von Italien, die ewige Stadt weder anzugreifen noch sie angreifen zu lassen. In Ausführung des Septembervertrages war Rom von den Franzosen geräumt worden, so daß sich der Papst wie 1859 wieder zur

<sup>1)</sup> „Preußische Jahrbücher“. 1895. Bd. 82, S. 35. — „Grenzboten“. Bd. II, S. 62f. 1-99. — „Bismarck“. Bd. I, S. 401 ff. 1900. — Meine Hypothese ist unabhängig von diesen Vorgängern, auf die ich erst bei nochmaliger Durchsicht der gesamten Literatur geführt wurde, im Juli 1907 entstanden und zum ersten Male im Februar dieses Jahres ohne die Belege in einem Berliner Vortrage vor die Öffentlichkeit gebracht worden.

Anwerbung einer kleinen Armee entschließen mußte. Wäre Rom nicht Rom gewesen, so hätten sich die Italiener damit zufrieden geben können. Wenn sich die Republik von San Marino den Luxus einer Kompanie oder eines Bataillons gönn't, wird danach kein italienischer Hahn krähen, so wenig sich Frankreich aufregen würde, wenn der Fürst von Monaco ein Regiment von Spielleuten anwerben sollte. Eine nicht aus Truppen des regno bestehende römische Garnison wurde dagegen als Beleidigung des Nationalstolzes empfunden. Der einzige gewaltige Unterschied zwischen dem päpstlichen und französischen Zuaven bestand darin, daß der Franzose den Zugang zum Kapitol sperrte, während der Papstsoldat ohne Unterstützung seinen Posten nicht halten konnte.

Bei Napoleon dürfen wir nie nach dem zureichenden Grunde fragen. Er hatte sich zu Beginn seiner Präsidenschaft durch die Besetzung Roms die Gunst der französischen Klerikalen gewonnen. War das ein Fehler, weil es seiner italienischen Politik die Bewegungsfreiheit raubte, so war der Septembervertrag ein noch größerer Fehler. Seine Hoffnung, den Italienern durch Venetien den Hunger zu stillen, erwies sich natürlich als trügerisch. Vor 1866 konnte man noch sagen, eins nach dem andern: erst Venetien, dann Rom. Jetzt slogen die Wünsche der italienischen Patrioten nach der ewigen Stadt, während die Klerikalen aller Länder dem Kaiser vorwiesen, den Papst einem immer näher rückenden Verhängnis preisgegeben zu haben.

So begann denn zwischen Italien und Frankreich 1867 ein Spiel, das auf eine Herstellung des status vor dem Septembervertrag hinauslaufen mußte. Napoleon forderte Verzicht auf Rom, weil er den Garantien des Vertrages mißtraute. Viktor Emanuel wurde nach vergeblichen Verhandlungen mit Pio Nono wieder der Mitverschworene Garibaldi. Nach altem Rezepte sollte Rom erst revolutioniert und dann von den intervenierenden Italienern besetzt werden. Napoleons Einspruch und Garibaldis Internierung konnten den alten Freiheitshelden nicht aufhalten. Im Oktober 1867 warf Garibaldi mit seinen Rothemden die Päpstlichen auf Rom zurück. Die Folge war, daß schon am 28. Oktober 1867 wieder eine französische Garnison in Rom einzrückte, während Garibaldi auf dem Rückzuge bei Mentana von den Schlüsselsoldaten durch das Eingreifen einer französischen Brigade geschlagen wurde. In Rom saßen wieder die Franzosen. Garibaldi wurde wieder nach Caprera verbannt. Viktor Emanuel und sein Volk postulierten aufs neue Rom als die künftige Hauptstadt des regno. Alles war, wie es vor dem September 1864 gewesen war, mit dem einzigen Unterschiede, daß die Italiener die französische Fessel noch stärker als früher empfanden.

So wären, wenn die Logik der Tatsachen mathematische Logik wäre, Italien und Deutschland abermals auf ihre Interessengemeinschaft hingewiesen worden. Die Gefahr eines deutsch-französischen Krieges war schon 1867 aus Anlaß der Luxemburger Frage aufgetaucht. Sobald der Krieg ausbrach und für Deutschland eine günstige Wendung nahm, war den Italienern Rom sicher, wie ihnen 1866 Venetien sicher gewesen war. Nur für den nicht sehr wahrscheinlichen Fall einer völligen Niederwerfung Deutschlands riskierten

sie, daß ihnen Rom von den Franzosen vorenthalten oder wieder abgenommen würde. Die Voraussehung wäre freilich gewesen, daß Italien wieder wie 1866 auf Bismarck wartete. Das war den ungeduldigen Italienern schon 1866 trotz der Spannung zwischen Österreich und Preußen schwer genug gefallen. Wieviel schwerer hätte es ihnen jetzt fallen müssen, da sich die Abrechnung zwischen Frankreich und Deutschland noch in ganz unberechenbarer Weise in die Länge ziehen konnte. Denn der umgekehrte Fall, daß Italien diesmal als Bundesgenosse Preußens das Signal zum Loschlagen gab, könnte von Bismarck nicht ernstlich in Erwägung gezogen werden.

Man hat Bismarck wegen seiner Kulturkampfpolitik häufig Unkenntnis der katholischen Kirche, ihrer Macht und ihrer Organisation vorgeworfen. Zweifellos hat er als protestantischer Norddeutscher sie nicht so gekannt, wie wenn seine Wiege südlich des Maines oder in den Rheinlanden gestanden hätte. Seine erste mittelbare Verührung mit der Macht, die Königgrätz als ihre eigene Niederlage empfand, beweist jedoch, daß er sie mit seinem Instinkte für alles, was Macht hieß, nicht unterschätzt hat. Der Kanzler des Norddeutschen Bundes, der nach der Erweiterung dieses Bundes zum Reich strebte, durste sich nicht darüber hinwegsehen, daß die katholischen Deutschen Preußens und der süddeutschen Staaten in dem Papste ihr geistliches Überhaupt verehrten und wie die Klerikalen aller andern Länder die Fortdauer des Reistes der weltlichen Herrschaft Pio IX. forderten. So erwünscht es war, daß im Falle eines Krieges Italien den Franzosen in die Flanke fiel, so unerwünscht war für Bismarck der Ausbruch eines italienisch-französischen Krieges um Roms willen. Sowohl der Minister Ratazzi als Garibaldi hatten sich im Frühjahr 1867 bei Bismarck einen Korb geholt. Ebenso wenig aber konnte er seine Hand dazu bieten, daß Napoleon die römische Verlegenheit los werde. Napoleons Bemühungen nach Mentana, die römische Frage durch einen europäischen Kongreß aus der Welt zu schaffen, scheiterte an der Illuziōn der Großmächte, vor allem an Bismarcks Widerwillen gegen eine Befassung mit dieser heiklen Materie.

Ta schien es, als ob Napoleon noch in letzter Stunde einen Ausweg aus dem römischen Labyrinth finden sollte. Im Oktober 1867 hatte sich Königin Isabella von Spanien erbitten, zum Schutz des heiligen Vaters mitzuwirken. Nach Mentana wurde dieses Erbitten aufgegriffen. Im Herbst 1868 sollten von beiden Souveränen die näheren Modalitäten der Ablösung der französischen Garnison in Rom durch eine spanische verabredet werden, als der Ausbruch der Revolution die Königin zwang, nicht als Gast, sondern als Flüchtling die französische Grenze zu überschreiten.

Leider wissen wir über die französisch-spanischen Verhandlungen auch hente nicht mehr als Sybel 1894. Was Sybel erzählt, ist eine Kombination aus den Mitteilungen des Biographen Viktor Emanuels Massari und den Memoiren des Hannoveraners Oskar Meding, der sich darauf beruft, daß er, wie auch Bismarck später anerkannt habe, als Mitglied der „deposidierten Diplomatie über die politischen Vorgänge besser unterrichtet gewesen sei als manche Kabinette“. Auch in Frankreich hat man diesen Quellen Glauben

geschenkt. Erst neuerdings ist nicht etwa von Bourgeois und Clermont, die über „Rom und Napoleon“ ein dickes Buch geschrieben haben, ohne den Zwischenfall überhaupt zu erwähnen, sondern von Ollivier Widerspruch erhoben worden. Er hat aus Tepeſchen an Mercier vom 26. August und 3. September 1868 festgestellt, daß Napoleon der Zusammenkunft mit Isabella in Biarritz ausweichen wollte, und glaubt sich dadurch berechtigt, die ganze Erzählung von der spanischen Ablösung der römischen Garnison in das Reich der Fabeln zu verweisen. Da aber Napoleon über die Vorboten der spanischen Revolution genau unterrichtet war und der Zusammenkunft nur auswich, weil sie „unter den gegenwärtigen Umständen den Anlaß geben würde zu einer Menge für ihn und Isabella schädlicher Vermutungen“, liegt kein zwingender Grund vor, die Erzählung Mazzaris und Medings ganz zu verwiesen, wenn sie auch mit einem kritischen Fragezeichen wiedergegeben werden muß.

Für unsren Zweck aber lautet die Frage nicht, ist die Nachricht wahr oder falsch, sondern hat man die Nachricht in Berlin ernst genommen oder nicht. Hierauf gibt es nur die eine Antwort, daß Bismarck im Gegensatz zu der Ungläubigkeit des Gesandten von Caniz dem auch in den Pariser Zeitungen an die große Glocke gehängten Gerüchte vollen Glauben geschenkt hat, weil es sonst gar nicht zu verstehen wäre, daß er Isabella für preußfeindlich gehalten hat. Preußen hatte von dem entlegensten der europäischen Staaten auch unter Isabella keine aktive Teilnahme an einem Koalitionskriege zu befürchten<sup>1)</sup> und stand den spanischen Händeln interesselos gegenüber, aber es hatte ein sehr entschiedenes Interesse daran, daß Spanien durch Übernahme der römischen Besatzung der napoleonischen Politik nicht freie Bahn schaffte. Isabella war, wie Bismarck die Dinge ansah, im Begriff gewesen, durch Be seitigung der unmittelbaren Reibungsfläche zwischen Frankreich und Italien das letzte Hindernis einer italienisch-französischen Allianz aus dem Wege zu räumen. Die revolutionäre Bewegung in Spanien konnte daher, wie das erste Aktenstück unsrer Sammlung es ausdrückt, „wenn sie einige Konfidenz entwickelte, ein wirkliches Zugpflaster zugunsten des Friedens bilden“.

Denn die Politik Italiens hatte inzwischen eine Wendung genommen, die uns beweist, daß wir auch bei den Nachfolgern Cavour's nicht nach dem zureichenden Grunde fragen dürfen. Schon im November 1867, kurz nach Mentana hatte der alte Revolutionär Mazzini Bismarck die Nachricht zusammen lassen, daß Napoleon und Viktor Emanuel ein Kriegsbündnis gegen Preußen abgeschlossen hätten. War das auch verfrüht, so steht doch trotz unsrer lückenhaften Kenntniß der italienisch-französischen Bündnisverhandlungen fest, daß Italien anfangs 1868 den Anstoß zu jenen Verhandlungen gegeben hat, die mit Einbeziehung Österreichs den Norddeutschen Bund umgarnen sollten. Nun ist es wohl ein politisches Gesetz, daß man von einem Verbündeten niemals territoriale Zugeständnisse erhält, die vor Abschluß des Bundes ver sagt worden sind. Das hat der große Kurfürst erfahren, als er nach dem Frieden von St. Germain im Bunde mit Ludwig XIV. das gegen

<sup>1)</sup> „Bismarck bei Buix“, Bd. I, S. 37: „Direkt zu fürchten hat Deutschland von Spanien allerdings nichts.“

Frankreich nicht behauptete Schwedisch-Vorpommern zu erhalten hoffte. Das läßt heute die italienischen Irredentisten über den Treibund unzufrieden sein, weil sie ganz genau wissen, daß Italien, solange der Bund dauert, gar keine Aussicht auf Triest und Welschtirol hat. So hätten sich auch Victor Emanuel und seine Staatsmänner sagen sollen, daß sie als Preis italienischer Waffen hilfe gegen den preußischen Verbündeten und Schicksalsgenossen von 1700 niemals erhalten würden, was ihnen der widerwillige Sieger von Mentana bisher versagt hatte. Wenn sie sich trotzdem auf eine Verschwörung einließen, die Mazzini zu einer Gegenverschwörung reizte, so ergab sich daraus als eine der wichtigsten Aufgaben der preußischen Politik, die Frage, über die Italien und Frankreich sich nicht verständigen konnten, offen zu halten, und die Wiederkehr einer papstfreundlichen Regierung in Spanien zu verhüten. Mit andern Worten, das Zugpfaster zugunsten des Friedens wurde zunächst die Republik, sodann, als die Aussichten der Monarchie wieder stiegen, die Kandidatur eines Prinzen, dessen katholischer Eifer nicht so weit ging, durch Ablösung der römischen Besatzung die Geschäfte Napoleons zu bejorgen.

Man könnte es vielleicht befremdlich finden, daß Bismarck ein so einleuchtendes Motiv, wenn es wirklich für ihn maßgebend gewesen ist, in seiner Denkschrift vom 27. Februar 1870 nicht benutzt hat. Grinnern wir uns aber der von Karl Anton verlangten Garantie gegen Händel mit den spanischen Klerikalen, so wird uns die Unterdrückung eines Grundes, der die Hohenzollern kopfschüren machen konnte, vollkommen verständlich. Dessenungeachtet hat Bismarck in sein Diktat eine Wendung einfliessen lassen, die uns verrät, bei welchem Motiv seine Gedanken in Wahrheit verweilten. Er will nach dem Zusammenhange sagen, daß eine französischfreundliche Regierung in Spanien die französischen Truppen an den Pyrenäen gegen Deutschland verfügbare mache, spricht aber tatsächlich von der Verfügbarkeit „durch spanische Ablösung“, was an dieser Stelle offenbar sinnlos erscheint und seinen rechten Sinn erst erhalten würde, wenn er gesagt hätte, eine solche Regierung mache durch Ablösung die in Rom stehenden Franzosen verfügbare. Auch in die an Busch geschickten Gedankenspäne für den Feldzug in der Presse haben sich Andeutungen der wahren Politik Bismarcks verirrt. So heißt es am 13. Juli 1870: „Daß eine den Frieden fördernde, zu Konkurrenzen mit Frankreich sich nicht leicht hergebende spanische Regierung für uns ohne Nutzen und Bedeutung sei, läßt sich nicht behaupten“. Und noch deutlicher am 9. Juli: „Zwischen 1866 und 1868, besonders kurz vor dem Sturze Isabellas, wurde von Frankreich gegen Deutschland viel komplottiert, mit Österreich, mit Italien, auch mit Spanien. Dieses Reh zerriß die Septemberrevolution (in Spanien), auf welche Graf Bismarck anspielte, als er damals im Reichstage sagte, die Kriegsgefahr sei sehr nahe gewesen, aber durch ein unerwartetes Ereignis zerstreut worden. Frankreich wird, solange es kriegerische Absichten gegen Deutschland hegt, in Spanien eine diesen entsprechende, etwa eine ultramontane Dynastie auf dem Throne zu sehen wünschen“. Mehr kann Bismarck damals nicht sagen ohne die zwischen 1868 und dem Juli 1870 liegenden Tripelallianzverhandlungen

zu berühren. Der Gedanke wird daher auch hier wieder umgebogen und von der Entblößung der Pyrenäenlinie gesprochen, als ob der Schaden, den eine zu Konspirationen geneigte ultramontane Dynastie anrichten könnte, nur in der Verstärkung der französischen Rheinarmee um 50 000 Mann bestehen würde, und nicht, wie Bismarck befürchtete, vielmehr in der Verstärkung durch die gesamten Streitkräfte Italiens und Österreichs.

Eine Garantie gegen diesen Schaden hätte wohl auch die Kandidatur eines savoyischen Prinzen geboten, insofern Sohn und Neffe Viktor Emanuels den Italienern gewiß nicht durch spanische Truppen den Weg nach Rom verlegt haben würden. Es wäre daher auch für unser Thema auffälligreich, zu wissen, wie sich Bismarck zu der Kandidatur des Herzogs Thomas von Genua gestellt hat. Unser Material spricht durch sein Schweigen vom Oktober 1869 bis zum Februar 1870 zum mindesten dafür, daß er sich während der Episode Genua passiv und abwartend verhalten hat. Erst die Wiederbelebung der Aussichten des antibonapartistischen, aber papstfreundlichen Herzogs von Montpensier brachte die Kandidatur Hohenzollern auch in Berlin wieder in Gang.

Wir wissen heute, daß die Dreibundverhandlungen zwischen Frankreich, Italien und Österreich über das im Herbst 1869 erreichte Stadium eines sehr platonischen Einvernehmens auch 1870 trotz der Pariser Reise des Erzherzogs Albrecht und der Wiener Mission des Generals Lebrun nicht mehr hinausgekommen sind. Bis zum April 1869 kann man in Bernhardis Tagebüchern genau verfolgen, inwieweit man in der Wilhelmstraße von diesen Verhandlungen unterrichtet gewesen ist. Aus der Folgezeit ist bis jetzt nur die Alarmierung der nichtoffiziösen Presse über den Pariser Aufenthalt des Erzherzogs Albrecht bekannt geworden. Bismarck kann sich geirrt haben, als er Isabella die preußenseidliche Absicht zutraute, Rom zu besetzen. Er hat sich aber gewiß nicht geirrt, wenn er in der offenen römischen Frage nicht nur die beste, sondern überhaupt die einzige Garantie gegen den Abschluß eines Angriffsverbündnisses der drei Mächte erblickte. An Rom sind alle Bemühungen Napoleons, Viktor Emanuels und Beusts gescheitert. Das hat auch der Kaiser der Franzosen ganz genau gewußt und sich doch nicht entschließen können, daß Zauberwort der Zurückziehung der französischen Besatzung rechtzeitig zu sprechen. In diesem Zusammenhange erscheint also Bismarcks Behandlung der spanischen Frage vom September 1868 bis zum Rücktritt des Erbprinzen Leopold am 12. Juli 1870 als eine in sich geschlossene defensive Maßregel.

Es ist hier nicht der Ort, Napoleons Stellung zu der Kandidatur Hohenzollern zu untersuchen. Tatsache ist, daß er sich wiederholt dagegen ausgesprochen hat aus Rücksicht auf die öffentliche Meinung. Daß Frankreich sich über die Berufung eines preußischen Offiziers auf den Thron Karls V. gewaltig erregen würde, hat man natürlich in Berlin ebenso genau gewußt wie in Madrid. Die einzige Hoffnung eines friedlichen Ausganges der Intrige beruhte auf der Erwägung, daß schon öfter, am auffallendsten in den Jahren der Einigung Italiens, die bonapartistische Politik sich von den nationalfranzösischen Interessen getrennt hatte. Ließ sich Napoleon durch verwandtschaftliche sentimentale Rücksichten zur Anerkennung Leopolds be-

wegen, so schwächte er seine eigene Stellung, weil ihm die Franzosen das nie verziehen hätten. Auf diesen Ausgang scheint Bismarck, wenn wir die leichten Fragezeichen unseres Rohmaterials richtig beantworten, in der Tat hingesteuert zu haben. Auf der andern Seite aber hat er sich gewiß nicht verhebelt, daß seine defensive Maßregel den unvermeidlichen Krieg gerade herbeiführen könne, aber er hat es darauf ankommen lassen, weil er der Kandidatur die Gewißheit verdankte, daß Deutschland es im Kriegssalle dann mit Frankreich allein zu tun haben werde.

Es hat nur an einem Haare gehängt, daß Frankreich nicht in die Falle ging, sondern der Politik Bismarcks eine schwere Niederlage beibrachte. Den aufgestörten Pariser Ameisenhaufen haben wir durch die leichten Enthüllungen Oliviers in den April- und Maiheften der „Revue des Deux Mondes“ noch genauer kennen gelernt. Nicht ohne Geschick wurde die unangreifbare Position Bismarcks angegriffen. Der Rücktritt des Erbprinzen ist ein Erfolg der vereinten Bemühungen Napoleons, des spanischen Gesandten Clozaga und des rumänischen Agenten Strat gewesen. Hätte sich Gramont hierbei und bei den ersten seine persönliche Neutralität zu sehr betonenden Emperors Erklärungen König Wilhelms beruhigt, so war nicht nur die Kriegsgefahr für den Augenblick beschworen, sondern Frankreichs Ansehen gestärkt, die Friedensbürgschaft Bismarcks zerstört, der Weg zu erfolgreicherer Aufnahme der Tripelallianzverhandlungen wieder offen, das Vertrauen der schuhbedürftigen süddeutschen Staaten auf Preußens starken Arm erschüttert. Niemals ist Bismarck seinem Sturze von stolzer Höhe näher gewesen als am 12. Juli 1870. Da schufen ihm Gramonts überspannte Forderungen nach dem Rücktritt Leopolds wieder freie Bahn. Als er sich der Kandidatur annahm, waren seine Gedanken friedfertig. Als er die Emperors Depesche redigierte, wußte er, daß er damit das Stichwort zu der jetzt erst durch Deutschlands Interesse geforderten französischen Kriegserklärung aussprach.

Auch 1866 hat Bismarck nichts übereilt, aber er befindet sich sozu sagen schon vor dem Kriege inter arma. Seine Politik ist auf allen Heerstraßen in vollem Anmarsch. Dann aber macht er entschlossen halt und läßt zum Sammeln blasen. Der Stürmer und Dränger von 1866 verwandelt sich bis 1870 in einen Eunctator, um der Welt wieder einmal vor Augen zu führen, daß es auch im Leben der Völker nicht anders ist, als im Verhältnis des Menschen zu der Natur, daß auf die Zeit der gewaltsamen Auflösung der Erdschollen durch den Pflug und auf das Säen die Zeit des Wachsens und Reisens zu folgen pflegt, die den Landmann zum Warten zwingt und seine Tätigkeit auf verhütende Maßregeln beschränkt. Die eigene Darstellung Bismarcks hat diesen Tatbestand nicht geradezu verschleiert. Sie hat nur den Fehler der diplomatischen Unvollständigkeit und bringt uns dadurch um den Genuß des grandiosen Gegensatzes zwischen den geduldigen Schachzügen zur Erhaltung des Friedens und dem jähnen Umlwerfen des Schachbrettes am 13. Juli 1870.

# Die griechische Philosophie in ihrem Verhältnis zum Volksglauben.

Von  
Otto Seec<sup>1)</sup>.

Bis auf den heutigen Tag hat man immer wieder die Beobachtung machen können, daß Bevölkerungen, die aus dem Blute von Auswanderern erwachsen sind, kühner und energischer vorwärtsstreben als die alteingesessenen. So sind die Amerikaner allen Nationen Europas an Erfindungsgabe, praktischem Geschäftssinn und Freiheit von Vorurteilen überlegen; so mußte auch unser Deutschland durch denjenigen seiner Teile geeinigt werden, der ganz zuletzt von Deutschen besiedelt ist. Denn wer sich bereit findet, den lieben Gewohnheiten seiner alten Heimat zu entsagen und in der unbekannten Fremde sein Glück zu suchen, der muß Kraft und Entschluß besitzen und vererbt sie dann auch auf seine Nachkommen. Und indem wir uns von der väterlichen Scholle lösen, zerreißen wir auch tausend Fäden, die uns mit der Vergangenheit verknüpft haben; wir treten hinaus in eine neue Welt mit neuen wirtschaftlichen Bedingungen, neuen Anschaunungen und neuen Sitten, denen wir uns wohl oder übel anzupassen haben. Zu Auswanderervölkern schwächt sich daher die Kraft der überlieferten Autorität, und auch auf demjenigen Gebiete, auf dem sie am mächtigsten herrscht, dem religiösen, werden sie zu Neuerungen am leichtesten geneigt sein. So ist denn auch bei den Griechen die mystische Vertiefung wie die kritische Erschütterung des alten Glaubens nicht von dem Mutterlande ausgegangen, sondern von den Kolonien. Die Urheimat ihrer Philosophie, die beides bewirkte, war an der ionischen Küste Kleinasiens, und die Männer, die sie am konsequentesten und bedeutungsvollsten weiterbildeten, stammten aus Thrakien, Unteritalien und Sizilien her.

Die Grübeleien der ältesten Philosophen hatten mit der Religion unmittelbar noch nichts zu tun. Sie stellten sich nur die Aufgabe, die Erscheinungen der Natur verständlich zu machen, also genau dieselbe, von der auch die Mythen der Urzeit ausgegangen waren. Doch damals hatte man den Blik als das Geschoß eines Gottes, die Sonne als die feurigen Räder

<sup>1)</sup> Aus dem demnächst (im Verlage von Franz Siemroth, Berlin) erscheinenden dritten Bande der „Geschichte des Untergangs der antiken Welt“.

eines Wagens oder als den leuchtenden Goldschild eines übermenschlichen Helden erklärt, in dem Himmel den zeugenden Vater, in der Erde die gebärende Mutter gesehen; jetzt forschte man, ob die Welt aus Wasser, Luit oder Feuer oder auch aus einem chaotisch unbestimmten Urstoff hervorgegangen sei. Was man so zu entdecken meinte, war nicht richtiger als die früheren Mythologeme; aber deren Erfinder hatten die wahrscheinlichste Erklärung immer in ihrem eigenen Wesen gefunden und daher jeden Naturvorgang in menschliches Tun übersetzt, während die Philosophie nicht nach Personen, sondern nach Stoffen suchte. Hierin lag ihr gewaltiger Fortschritt gegen das Denken der früheren Zeit, und zwar war derselbe nicht nur ein wissenschaftlicher, sondern auch ein sittlicher. Denn die anthropomorphe Aussöhnung aller Dinge war ja doch nichts andres als ein barbarischer Egoismus, der nur sich selbst verstehen konnte und daher sein eigenes Bild auf jede Erscheinung übertrug. Dies niedrig Selbstistische wurde geistig überwunden, indem man darauf verzichtete, nur Menschenähnliches in der Natur zu sehen.

Und diesem Fortschritt trat ein anderer zur Seite, der vielleicht noch bedeutungsvoller war. Anfangs hatte man den Tageslauf der Sonne so erklärt, daß der Gott jeden Abend sterbe und jeden Morgen ein neuer geboren werde; dann war man zu der besseren Hypothese gelangt, daß er durch die Unterwelt zur Stätte des Aufgangs zurückkehre. Doch diese Ansicht hatte die frühere nicht verdrängt, sondern war neben sie getreten, ohne daß man am dem Widerspruch Anstoß nahm. Denn sobald eine jener mythischen Naturerklärungen Glauben gefunden hatte, umkleidete sie sich mit der Autorität einer heiligen Überlieferung, was zwar nicht hinderte, daß über denselben Gegenstand weiter gegrübelt wurde, wohl aber daß die neue Grübelei den Kampf gegen die ältere aufnahm. Ganz anders in der Philosophie. Thales von Milet hatte um 585 v. Chr. gelehrt, daß die Welt aus Wasser entstanden sei; doch schon sein unmittelbarer Schüler Anaximander stieß dies um und setzte an den Anfang der Dinge einen unbestimmten Urstoff, aus dem durch Aussondierung die einzelnen Formen der Materie sich bildeten. Und so hat jeder folgende Philosoph seine Vorgänger bekämpft und widerlegt. Erst eine spätere, schwächere Zeit sollte den Satz prägen: „Der Schüler ist nicht über seinen Meister; wenn er ist wie sein Meister, so ist er vollkommen.“ Das kühne sechste Jahrhundert war anderer Meinung; es hielt denjenigen für den besten Schüler, der über seinen Meister hinauswuchs und sich dann auch nicht schonte, den Gegensatz frei zu bekennen. So hat es die Wissenschaft von der Kessel der Autorität befreit; nicht der Name eines berühmten Lehrers, sondern nur vollwichtige Gründe sollten darüber entscheiden, was Wahrheit oder Irrtum sei.

Doch mochten diese Philosophen auch untereinander im Streite liegen, den Volksglauben bekämpften sie anfangs noch nicht; vielmehr lehrten sie, daß alles von Göttern erfüllt sei, d. h. sie gingen auf die Anschanungen des Animismus zurück, der jedem beliebigen Dinge seine übernatürliche Seele lieh. Die homerische Götterwelt hatte diese älteste Form des religiösen Denkens zunächst verdrängt, aber keineswegs extötet. Thales und seine Nachfolger befanden sich also ganz in Übereinstimmung mit ihrem Volke, wenn sie dies Ergebnis der

frühesten Grübelei in ihre Systeme einfügten, und auch die höheren Götter des Epos widersprachen diesen nicht. Denn sie waren ja nicht die „allmächtigen Schöpfer des Himmels und der Erde“, die, selber ohne Anfang, alles Ge- wordene hatten entstehen lassen, sondern jeder von ihnen war gezeugt und geboren, von jedem wußte man Vater und Mutter zu nennen. Aus demselben Urstoffe, wie die übrige Welt, mochte es nur Wasser, Luft oder ein beliebiges andres sein, konnten also auch sie sich entwickelt haben, und daß die Entstehung unsterblicher Wunderwesen der des Menschen vorausging, entsprach einer Lehre, die noch hente einzelne Anhänger findet und damals un bestritten war.

Dem alten Manne scheint es immer, als wenn in seiner Jugend die Welt viel schöner gewesen sei, und die Pietät erforderte, daß Söhne und Enkel der Weisheit ihrer Erzeuger Glauben schenkten. Waren die Philosophen auch kühn genug, den Hypothesen ihrer Lehrer, die diese selbst nur für ein Meinen, nicht für sicheres Wissen erklärten, neue Hypothesen entgegenzustellen, so wagten sie doch nicht, dem zu widersprechen, was seit undenklichen Zeiten die Väter gelehrt hatten. „Von einem Philosophen muß ich Gründe für seine Religion fordern, unsfern Vorfahren aber glauben, auch wenn sie keinen Grund angeben.“ Das ist die Meinung Ciceros, und fast das ganze Altertum teilte sie. Man glaubte daher auch, daß die Entwicklung der Menschheit in einer fortschreitenden Degeneration bestehe und ihre beste Zeit der erste Anfang gewesen sei. Wie wir uns Adam und Eva im Paradiese denken, so nahmen die Griechen an, daß die ersten Menschen ein seliges Dasein ohne Sünde und Leid geführt hätten; diesem goldenen Zeitalter sei das silberne gefolgt, dann das eiserne, endlich das eiserne, jedes schlechter und unglücklicher als das vorher gehende. Dieser Ansicht entsprach es sehr gut, wenn man sich vor der Erzeugung jener frühesten und besten Menschen ein Geschlecht entstanden dachte, das noch reiner, stärker und seltiger war als sie und auch von den Schrecken des Todes verschont blieb. So ließen Götter und Dämonen, die menschenähnlich und doch übermenschlich waren, sich in alle philosophischen Systeme jener Zeit hineinfügen, ja eines stellte sich sogar die Aufgabe, den Volks glauben wissenschaftlich zu vertiefen und ihn so auch den Zweiflern, die hier und da schon auftauchten, mundgerecht zu machen. Sein Begründer war Pythagoras von Samos, der in der zweiten Hälfte des sechsten Jahrhunderts als Lehrer tätig war. Dieser Mann hat auf das ganze religiöse Denken bis zum Schlüsse des Altertums und noch darüber hinaus einen so tiefgreifenden Einfluß ausgeübt, daß wir bei seiner Philosophie, so wunderlich sie ist, etwas länger verweilen müssen.

Saiteninstrumente besaß man seit unvordenklicher Zeit und verstand natürlich auch, sie zu stimmen, tat dies aber einfach nach dem Gehör, ohne sich über die Gesetze des Tones viele Gedanken zu machen. Doch ein Zeitalter, das nach den Gründen aller Dinge forschte, mußte auch diesen Gegen stand bald in den Kreis seiner Untersuchungen ziehen. Pythagoras, der nach Art mystisch angelegter Naturen ein sehr feines Empfinden für musikalische Wirkungen besaß, wurde zuerst auf ihn aufmerksam. Er machte die Beobachtung,

dass dieselbe Saite, je nachdem an welchem Punkte man sie stützte, ganz verschiedene Töne hervorbringen konnte, und dass Höhe und Tiefe derselben von der Länge des schwingenden Teiles abhängig waren. Und soweit die Töne harmonisch zueinander stimmten, ließen sich zwischen jenen Längen immer Größenverhältnisse wahrnehmen, die durch ganz einfache Zahlen anzudrücken waren, z. B. bei der Oktave 1:2, bei der Quarte 3:4, bei der Quinte 2:3. Daraus schloss Pythagoras, dass das Wesen der Harmonie in der Zahl liege, nicht ganz mit Unrecht; doch eine Forschung, die noch wenig entwickelt und daher weder durch Erfahrung noch durch Widerspruch geprüft ist, neigt immer dazu, Resultate, die in einzelnen Fällen sich bewährt haben, unbedacht zu verallgemeinern. Wenn die lustigen Gebilde der Musik, bei denen der unbefangene Hörer niemals etwas Arithmetisches bemerkte, sich durch Zahlen erklären ließen, so lag es nahe, bei diesen eine geheimnisvolle Einwirkung ähnlicher Art auch auf andre Gebiete zu vermuten. Und das suchende und durch Übung geschärzte Auge konnte sie auch wirklich finden, zunächst bei den mathematischen Figuren. Sezte man den Punkt 1, so war die Linie 2, weil sie die Verbindung zweier Punkte darstellte, die Fläche 3, weil ihre einfachste gradlinige Form das Dreieck war, der Körper = 1, weil er, gleichfalls in seiner einfachsten Form, als Tetraeder, durch vier Schnittpunkte seiner Linien begrenzt sein müsste. Die Vier hat außerdem die Eigentümlichkeit, dass die Addition aller Zahlen, die in ihr enthalten sind (1 + 2 + 3 + 4), die Zehn ergibt, die als Grundlage unsres Zahlensystems für Pythagoras den Inbegriff aller Vollkommenheit darstellte. Jener Vierzahl als Vertreterin der gesamten Körperwelt und Ausgangspunkt des Vollkommenen wurde daher eine besondere Heiligkeit beigelegt, und später schwur der rechtgläubige Pythagoreer:

Bei ihm, der für unser Geschlecht überliefert die Vierheit,  
Wurzel und Quell der Natur enthaltend, die ewig dahinstießt!

Damit war nicht etwa ein Gott gemeint, sondern Pythagoras selbst, den seine Schüler nicht ohne sein eigenes Zutun zu göttlichem Range erhoben hatten.

Schon hieran sieht man, wie aus richtigen Beobachtungen durch über-eifrige Verfolgung ihrer vermeintlichen Konsequenzen eine verrückte Mystik erwachsen konnte. Und die Zahl hatte noch eine andre Bedeutung: indem jeder Buchstabe nach der Stelle, die er im Alphabet einnahm, durch eine Ziffer bezeichnet werden konnte, ließen sich auch Worte und Sätze in Zahlen umdeuten, die so neue geheimnisvolle Kräfte empfingen. Der Ausdruck, der für den Pythagoreer als die zweifelloseste Beglaublicung jeder philosophischen Wahrheit galt, lautete: *αἰτός ἔγει*, „Er selbst hat's gesagt.“ Dieser Satz aber ergab nach den Zahlenwerten seiner Buchstaben:

*A Y T O Σ E Φ Λ*

$$1 + 20 + 19 + 5 + 18 + 5 + 21 + 1 = 100,$$

dass ist das Quadrat der bewunderten Zehn; die Lehren des Meisters waren also die potenzierte Vollkommenheit. Und später berechnete ein Pythagoreer, dass es genau 183 Welten geben müsse; denn die Buchstaben des Beiwortes, das dem Dionysos in seiner Eigenschaft als Sonnengott zukam, *ἱστρὶν ζωεῖ*; d. h. Führer des Sternenreichs, ließen sich zu dieser Zahl addieren.

Indem so Zahlen für Worte und Worte für die durch sie ausgedrückten Gegenstände und Begriffe eintreten, lassen sich Beziehungen herstellen, auf die ohne solche Tüfteleien kein Mensch verfallen würde, und die besonderen Eigenchaften der einzelnen Zahlen fügen neue hinzu. Für die Sechs ist es bezeichnend, daß sie zugleich  $1+2+3$  und  $1\times 2\times 3$  ist; da sich Addition und Multiplikation so in ihr vereinigen, stellt sie die Vermählung dar, dann aber auch die Göttin, die dieser vorsteht, Aphrodite, oder den Vollklang des Alls. Eins ist der Punkt, zugleich aber die höchste Gottheit, welche die Welt geschaffen hat, weil sie die Grundlage aller Zahlen ist und diese insgesamt daraus hervorgehen, daß man Eins immer weiter mit sich selbst addiert. Aus diesem Grunde bedeutet sie aber auch das Gute und die Zwei als ihre Negation das Böse. Die Sieben ist Athene; denn sie entsteht nicht aus der Multiplikation zweier Zahlen, sondern nur aus dem Fortzählen der Eins; also hat sie nicht Vater und Mutter, sondern nur einen Vater allein, und dieser ist die höchste Gottheit, wie die Göttin ohne geschlechtliche Zeugung aus dem Hause des Zeus hervorgesprungen ist. Außerdem verharrt sie in ewiger Jungfräulichkeit, und die Sieben läßt sich nicht multiplizieren ohne über die vollkommene Zahl hinauszutragen, erzeugt also keine andre Zahl aus sich, d. h. in pythagoreischer Ausdrucksweise, sie ist unfruchtbare Jungfrau. Daneben hat sie noch sündsoviel andre Bedeutungen, auf die wir hier nicht eingehen, weil das Angeführte zur Charakteristik der ganzen Methode mehr als genügend ist. Wie man sieht, besteht sie aus jener Mischung von Scharfsinn und Unsiinn, die mystische Gemüter so gern als Lieffinn verehren. Daß sie mächtig wirkte, und nicht nur auf die Zeitgenossen, ist daher wohl begreiflich.

Doch eine noch größere Bedeutung für das religiöse Denken des ganzen Altertums als diese Zahlentheorie an sich hatte ihre Anwendung auf die Lehre von der Seelenwanderung. Diese berührt sich sehr eng mit dem Glauben der Buddhisten, brancht aber darum nicht aus ihm entlehnt zu sein; denn die gleiche Anschaunng findet sich in den Religionen sehr vieler Völker wieder, und die Konsequenzen der Pythagoreischen Philosophie konnten auch unabhängig von jedem Vorbild auf sie hinleiten. Der Grundsatz der physikalischen Forschung, an dem wir noch heute festhalten, daß die Masse des Weltstoffs sich weder vermehren noch vermindern könne, ist wohl schon von den ältesten Philosophen aufgestellt worden und mußte erst recht seine Geltung behaupten; seit jener Stoff sich in eine heilige, ewig unveränderliche Zahl verwandelt hatte. Zu ihm gehörten aber auch die Seelen aller Lebewesen, die sich nach Pythagoras in fünf Klassen gliederten: Götter, Dämonen, Menschen, Tiere und Pflanzen. Bleib aber ihre Anzahl immer die gleiche, so mußte man schließen, daß die Geburt eines neuen Geschöpfes unmöglich sei, wenn es nicht die Seele eines vorher gestorbenen in sich aufnahm, woraus sich die Seelenwanderung von selbst ergab. Doch wie bekannt, war sie nicht an eine jener Klassen gehaftet, sondern konnte von der Pflanze in das Tier, vom Tier in den Menschen und weiter in den Dämon und selbst in den Gott übergehen, ebenso aber auch umgekehrt. Ob die lange Fahrt der Seele sie aufwärts oder abwärts führte, das hing vom irdischen Wandel des besetzten Wesens ab. So

leitete die Naturlehre zu einer Ethik hinüber, die ebenso phantastisch und wunderlich war wie ihr Ausgangspunkt.

Nicht, daß sie sich von dem entfernt hätte, was wir noch heute als recht und gut anerkennen, und was auch das Altertum in gleichem Sinn empfand: Gerechtigkeit und Bruderliebe predigte auch die Philosophie des Pythagoras wie jede gesunde Ethik es tut. Aber nach seiner Seelentheorie mußte er jedes Tier und selbst jede Pflanze als Bruder, wenn auch als tief entarteten, betrachten, und danach richtete sich sein Sittengesetz. Es untersagte die Tötung der Tiere; nicht nur die blutigen Opfer fielen weg, sondern auch der Fleischgenüß. Das gleiche Verbot auf die Pflanzenkost zu erstrecken, wie die Konsequenz der Lehre es gefordert hätte, war freilich ausgeschlossen; doch durften wenigstens gewisse Pflanzen, in denen der Meister geheimnisvolle Symbole sah, z. B. die Bohne, nicht als Nahrung benutzt werden. Das größte Gewicht aber legte seine Ethik auf die Gottesfurcht und die Befolgung der heiligen Gebräuche; nur mußten diese schon durch die Beseitigung des Tieropfers eine tiefgreifende Veränderung erfahren. Die Formen des Kultus umzugestalten die man seit den fernsten Urzeiten als den Göttern genehm erprobt hatte, und die daher von allen Staaten mit größter Zärtlichkeit festgehalten wurden, war allerdings ein kühnes Unternehmen; nur auf Grund einer göttlichen Offenbarung konnte es erlaubt sein. Doch diese meinte Pythagoras zu besitzen, weil er, gleich dem mythischen Orpheus, die Geheimnisse des Jenseits aus eigener Anschauung kannte.

Hermes, so erzählte die Sage, hatte mit einem sterblichen Weibe den Alithalides gezeugt, der als Herold an der Argonautenfahrt teilgenommen hatte. Diesem war von seinem göttlichen Vater eine Bitte freigegeben worden: alles, mit einziger Ausnahme der Unsterblichkeit, wolle er ihm gewähren. Da hatte der Sohn den Wunsch getan, sein Gedächtnis auch über den Tod hinaus zu bewahren, so daß in jedem künftigen Leben, dem er nach dem Geschehe der Seelenwanderung unterworfen war, die Erinnerung an alle vorhergehenden in ihm haften bleibe. Die Seele dieses Alithalides war, wie Pythagoras meinte, durch verschiedene Zwischenglieder in ihn übergegangen, und Kraft der Gabe des Hermes wußte er daher nicht nur, was er in früheren Verkörperungen erlebt, sondern auch was er in den kurzen Zwischenräumen, die seinen Wiedergeburten vorhergingen, im Jenseits geschaut hatte. Als er im Heratempel zu Argos einen uralten Schild sah, ein Beutesstück, das dort als Weihgabe aufgehängt war, da erkannte er mit Tränen, daß er einst im trojanischen Kriege diese Waffe als Euphorbos getragen und große Helden-taten damit ausgeführt hatte, bis er, wie dies bei Homer erzählt war, durch Menelaos erschlagen wurde. So hatte er auch in der jenseitigen Welt die Götter selbst gesehen und konnte aus ungetrübter Erinnerung angeben, was ihr Wille sei und durch welche Art des Kultus man ihre Gunst am besten gewinne. Wer solche Bekündigungen spendete, war freilich schon mehr als Mensch. Pythagoras hatte „den Kreislauf der Geburten“, den jedes sterbliche Wesen zu seiner Qual durchlansen mußte, schon beinahe hinter sich: er war zum Dämon aufgestiegen und erwartete demnächst, ein Gott zu werden. Wir

fahen schon, wie seine Jünger bei ihm Eide leisteten, aber dabei seine Person nur umschrieben, um seinen heiligen Namen nicht nennen zu müssen. Denn das Gebot: „Du sollst den Namen des Herrn, deines Gottes, nicht unnützlich führen!“ gehört nicht nur der Mosaïschen Geetzgebung an.

Menschen, die von Göttern erzeugt, übermenschliche Taten vollbracht hatten und dann zu den Göttern erhoben waren, kannte schon die frühere Religionsentwicklung der Griechen. Aber solche Gestalten, wie Herakles und Dionysos, waren ursprünglich von ungemischt göttlicher Natur gewesen und erst durch die rationalistische Grübelei einer späteren Zeit in die Menschlichkeit herabgezogen worden. Doch ohne Zweifel war es ihr vermeintliches Beispiel, was Pythagoras den Mut gab, als Mittler zwischen Himmel und Erde aufzutreten. Er ist der erste Gottmensch, den wir historisch beglaubigen können; doch im Dunkel der Urzeit wird ihm mancher andre vorausgegangen sein, und daß er nicht der letzte blieb, ist allbekannt. Schon eine Generation später durchzog der sizilische Philosoph Empedokles als Halbgott die Länder, um geheime Weisheit zu verkündigen, Kulte zu stiften, Kranke zu heilen und sich anbeten zu lassen, und endlich verschwand er, so daß keiner wußte, wo er hingekommen sei. Böse Zungen behaupteten, er habe sich in den Krater des Ätna gestürzt, damit man seinen Leichnam nicht finde und glaube, er sei lebendig zum Himmel aufgefahren. Und ähnliche Erscheinungen haben alle Zeitalter hervorgebracht, in denen eine starke religiöse Erregung der Völker Wunder forderte und nach unmittelbarer Berührung mit der Gottheit verlangte.

Doch die Lehre des Pythagoras drang zunächst noch nicht tief ins Volk hinab. Obgleich ihre Bruderliebe selbst das Tier umfaßte, konnte sie doch nicht alle Menschen selig machen, weil ihre seltsamen Geheimnisse nur denjenigen verständlich waren, die sich im „Kreislauf der Geburten“ schon zu einer sehr hohen Stufe emporgeschwungen hatten. Die andern mochten folgen, aber erst nach ungezählten Jahrhunderten, wenn auch ihre Seelen durch immer neue Einkörperungen genügend Buße getan hatten. Seine Heilslehre bewahrte daher dieselbe aristokratische Ausschließlichkeit, die ursprünglich den eleusinischen Mysterien eigen war. Auch sie galt als ein Mysterium, das der Meister nur mündlich seinen Auserwählten verkündigte und dessen Ausschweifen arger Frevel war. Als der Pythagoreer Hippasos von Metapont durch eine Schrift das Geheimnis des Dodekaëders, in dem das Weltall sich verkörperte, unter die Leute brachte und nachher seinen Tod in den Wellen fand, betrachtete man das als gerechte Strafe der Gottheit. Durch mehrere Vorstufen, die in erster Linie dem Studium der elementaren Mathematik und der Musik gewidmet waren, trat der Schüler in den engsten Kreis der Gingeweihten und lernte die heilige Kraft der Zahlen erst dann in ihrem vollen Umfange kennen. Und mit dieser Belehrung verband sich die Unterweisung in allerlei rituellem Hokus-pokus, dessen Kenntnis die Befreiung aus dem Kreislaufe der Geburten und das Eingehen in ein seliges Götterdasein bedingte. In dieser Beziehung knüpfte die Lehre vielfach an die Überlieferungen der orphischen Mysterien an und wahrte so den Zusammenhang mit dem damaligen Volksglauben. Und wie dem Ägypter sein Totenbuch als Führer durch das Jenseits ins Grab

gelegt wurde, so dem Pythagoreer ein Täfelchen, das die heilbringenden Sprüchlein enthielt. Doch dieses war von Gold, also aus einem höchst kostbaren Stoffe. Der kleine Mann war ebenso wenig imstande, die Pauskarte für die Himmelsreise zu bezahlen, wie die erlösenden Zahlengeheimnisse zu begreifen.

Doch sie blieben nicht immer Geheimnis. Das Schicksal des Hippasos hielt die Schüler nicht ab, was sie teils von dem Meister erfahren, teils auf Grundlage seiner Lehren selbst ergrubelt hatten, auch der Schrift anzuvertrauen. Wahrheiten von so heiligem Sinn, wie die Natur jenes wunderbaren Dodekaeders, mochten dabei vielleicht verschwiegen bleiben; immerhin drang soviel ins Publikum, um auch diejenigen, die nicht innerhalb der Sekte mündliche Belehrung empfangen konnten, mit den Grundgedanken der pythagoreischen Philosophie leidlich vertraut zu machen. Und diese erwiesen sich erstaunlich einflußreich; Platon ist ganz von ihnen abhängig, und als die heidnische Religion den Kampf gegen das Christentum ernstlich anzunehmen hatte da führte sie ihn unter seiner Fahne und unter der des Pythagoras.

Und wirklich enthielten dessen Lehren, so kraus sie im einzelnen auch waren, manchen Gedanken, der es wohl verdiente, sich auch weitere Kreise zu gewinnen. Zwar daß die Welt ein Jammertal sei und alles Streben darauf hinausgehen müsse, die Seele aus den Fesseln des Leibes zu befreien, war eine Anschauung, die nur dazu dienen konnte, die frische Lebenslust zu extozen und die Kraft im schweren Kampf ums Dasein, den die Völker ebenso wie der einzelne auszukämpfen haben, herabzudrücken. Auch war sie keineswegs neu, sondern schon lange vor Pythagoras aufgetaucht, um bis auf den heutigen Tag ihre unheilvolle Wirkung fortzuführen. Doch daß die höchste Gottheit ihm zur heiligen Eins wurde, aus der alle Weisheit hervorging, war eine bedeutsame Neuerung, die den Monotheismus nicht nur vorbereitete, sondern schon klar ausgeprägt in sich faßte. Zwar ließ Pythagoras auch alle Götter des Volkglaubens unverändert fortbestehen, doch neben jenem schöpferischen und allgewaltigen Zeus mußten sie zu untergeordneten Gehilfen werden. Sie waren also von den Engeln und Heiligen des christlichen Glaubens, die ja auch übermenschliche Kräfte besaßen, sie aber nur im Dienste des einen Gottes anwenden dürfen, ihrem Wesen nach kaum mehr verschieden. Trotzdem meinte Pythagoras wohl nur, die herrschende Religion zu reinigen und zu vertiefen; daß er zu ihr in Widerspruch trat, dürfte er kaum empfunden haben.

Mit vollem Bewußtsein tat dies sein Zeitgenosse Xenophanes von Kolophon. Für Pythagoras waren Götter wie Menschen Zahlen, die ineinander übergehen konnten, also wenn auch von verschiedener Macht, so doch gleichen Wesens. Dagegen bekämpfte jener die Menschähnlichkeit der Götter als solche und deckte ihre Quelle mit lächerlicher Entschiedenheit auf. Bei den Negern waren sie stumpfnasig und schwarz, bei den Thrakern blond und blauäugig, und wenn Kinder, Pferde und Löwen Hände besäßen, um Götterbilder zu schaffen, so würden die Kinder sie als Kinder, die Pferde als Pferde, die Löwen als Löwen darstellen. Der Mensch hatte also seine Götter nach seinem eigenen Bilde geschaffen; die wirkliche Gottheit war einheitlich und ungeteilt die alles

bewegende und doch selbst in unbewegter Ruhe verharrende, ewig gleiche Seele des Weltalls. Es war ein erhabener Pantheismus, der Zeus mit allen seinen Genossen in das Reich der Fabel verwies. Doch diese Lehre war gefährlich, und für die Ohren der Masse schien sie dem Xenophanes selbst nicht geeignet. War er doch ein lustiger, armer Sänger, der nach manchem Tage schmaler Kost einen Opfergeschmaus mit Freuden begrüßte und sich dann auch nicht weigern durfte, ihn mit seinen Liedern zu verherrlichen. Und als er im höchsten Greisenalter die Augen schloß, da waren eben die Perserkriege ausgeschlagen worden, in denen die Götter der Hellenen sichtbarlich für ihr Volk gekämpft hatten. Diese Zeit voll Not, Hoffnung und Jubel hatte das religiöse Empfinden mächtig gesteigert und dem alten Volksglauben neue Kräfte verliehen. So währte es noch ein volles Menschenalter, bis man den Kampf gegen die Menschengötter nicht nur im engen Kreise aufgeklärter Gesinnungsgenossen führte, sondern ihn mutig auf die Gasse hinaustrug.

Daß die Götter Diebstahl, Mord und Ehebruch getrieben hätten, wie Homer es erzählt und Xenophanes mit höhnischen Versen gegeißelt hatte, glaubte um die Mitte des fünften Jahrhunderts vor Christus niemand mehr. Sie waren dem Volke zu Erhaltern des Rechtes und Schülern der Tugend geworden, und nichts schien deutlicher von ihrem Walten Kenntnis zu geben, als wenn den Freveln die verdiente Strafe ereilte. Doch um so mehr mußte es Zweifel an ihnen hervorrufen, wenn sie manchmal auch ausblieb. Diagoras von Melos, ein Hymnendichter von altväterischem Kinderglauben, hatte einem falschen Freunde Wertstücke zur Aufbewahrung anvertraut. Als er sie später zurückforderte, schwor jener den Empfang ab und brachte ihn so um sein Gut. Jetzt erwartete Diagoras, daß der Blitz des Zeus oder irgendeine andre augenfällige Strafe den Meineidigen treffen werde; doch dieser lebte ungekränkt weiter und genoß in Ruhe des erschlichenen Geldes. Dies drängte dem leidenschaftlichen Manne die Überzeugung auf, daß es keine Götter geben könne, und da er an dem Betrüger seine Rache nicht nehmen konnte, nahm er sie an dem Volksglauben, der ihn nach seinem Empfinden noch ärger betrogen hatte. Er trat in Athen, als dem Zentrum des geistigen Lebens, von wo seine Stimme am weitesten drang, als entschlossener Verkünder des Atheismus auf und verschonte selbst das Heiligste, was der Athener kannte, die eleusinischen Mysterien, nicht mit seinem derben Spott. Und neben ihm standen Philosophen, die den Glauben nicht mit dem bitteren Hohn persönlicher Gereiztheit, sondern noch wirksamer mit wissenschaftlichen Gründen bekämpften. Protagoras von Abdera lehrte, die Seele sei kein selbständiges Wesen, sondern nur die Summe der menschlichen Empfindungen, die mit dem Leibe schwinden müßten; dies war ein noch schwererer Angriff gegen die Mysterien, die ja das Fortleben der Seele zur Voraussetzung hatten. Und was den Gläubigen jener Zeit vielleicht noch mehr am Herzen lag, die Erforschung der Zukunft durch Orakel und Weissagungen, erklärte er für Schwindel, ja er zweifelte sogar die Existenz der Götter an, wenn er sie auch nicht, wie Diagoras, geradezu leugnete. Noch näher kam diesem Anaxagoras von Klazomenai: der Blitz, so führte er aus, traf keineswegs, wie der törichte Volksglaube ohne jede tatsächliche Grundlage

annahm, die Meineidigen und Sündiger, sondern er fuhr in unschuldige Eichen und Felsen oder selbst in Tempel und Götterbilder. Er war also kein Geschöß, das ein Gott zur Strafe des Frevels schwang, sondern eine zwecklose Naturerscheinung. Die Sonne, zu der man in ganz Griechenland betete, nannte er einen Feuerklumpen, den Mond ein Stück Erde. Und dieser Gott löse gehörte zum engsten Freundeskreise des Pericles und durste seine Blasphemien in der besten Gesellschaft Athens verkündigen.

Lange Jahre konnten diese drei Sündiger ihre gefährlichen Nezereien ungestört von Athen aus verbreiten. Philosophische Angriffe gegen den Götterglauben waren eben für die ältere Zeit etwas so Undenkbares gewesen daß ein Gesetz dagegen gar nicht existierte, und es nun zu schaffen, war unmöglich. solange die aufgeklärte Staatsleitung des Pericles sich behauptete. Als aber die Bedrängnisse des peloponnesischen Krieges seine Macht ins Wanken brachten und zugleich eine mörderische Seuche den Götterzorn zu verkünden schien, da brachten die Frommen, die sich um Alcias sammelten, einen Antrag durch, der alle, die nicht an das Göttliche glaubten und über die Himmelserscheinungen Vorträge hielten, einer Anklage unterwarf. Dies richtete sich zunächst nur gegen Anaxagoras, der durch seine Verbindung mit Pericles als der gefährlichste erschien. Die andern, die mit ihm in gleicher Mitschuld und Verdammnis waren, ließ man einstweilen noch unbehaftigt: bei ihrem ersten Auftreten möchte die Reherzieherei auch ihren Urhebern nicht unbedenklich scheinen. Doch ein Jahrzehnt später (um 420) wurde auch Protagoras angeklagt und mußte aus Athen fliehen; und im Jahre 415 traf das gleiche Schicksal den Diagoras.

Die Antwort auf diese Verfolgungen der Philosophen gab eine Tat, die lebhaft daran erinnert, wie später die Christen das Umstürzen und Zerstübben der Götzenbilder als ein verdienstliches Tun betrachteten, und zweifellos auch aus einer ähnlichen Sinnesart hervorgegangen ist. Einer früheren Zeit hatte die Zeugungskraft als eines der wesentlichsten Attribute der Gottheit gegolten, und die Hermen, die auf allen Straßen und Plätzen Athens aufgestellt waren, gaben noch davon Zeugnis, indem sie jene Eigenschaft in höchst augenfälliger Weise zur Anschauung brachten. Doch die neue Philosophie, die jede sinnliche Erregtheit als eine unwürdige Störung des seelischen Gleichgewichts betrachtete, nahm an diesem Allzumenschlichen der Götterbilder Anstoß und empfand als unläufig, was die Vorzeit fromm verehrt hatte. Eine Anzahl begeisterter Jünglinge, von denen wohl die meisten zu den Füßen des Protagoras gesessen hatten, schworen sich zusammen, um dies Ärgernis zu beseitigen und damit zugleich gegen die Verurteilung ihrer Meister zu demonstrieren. In einer Sommernacht des Jahres 415 wurden alle Hermen Athens, mit Ausnahme einer einzigen, die ein Zusätzl rettete, von ihrer Hand verstümmelt. Welchen Sturm dieser Religionsfrevel hervorrief und wie unheilvoll er auf den Ausgang des sizilischen Feldzuges und damit auf alle weiteren Schicksale Griechenlands einwirkte, ist allbekannt. Es ist nicht das erste Mal und wird nicht das letzte sein, daß fanatische Überzeugungstreue, mag sie noch so wahr und berechtigt sein, unsagbares Unheil heraufbeschworen hat. Die Schuldigen, so

weit sie entdeckt wurden und nicht rechtzeitig fliehen konnten, traf der Tod; denn das Volk, das in seinen religiösen Gefühlen verletzt war und hinter ihrer Tat die unheimlichsten Pläne vermutete, ließ sich leicht gegen sie aufregen. Doch in den Kreisen der höchsten Bildung konnte man sie nur wegen ihrer Unbesonnenheit verurteilen; die Motive, die sie geleitet hatten, mußten hier bei den meisten Billigung finden.

Zwar gab es auch unter den Vornehmen noch immer einzelne, die, wie der alte Nikias und der junge Xenophon, treu am Väterglauben festhielten; die große Mehrzahl aber bekannte sich schon damals zu den Lehren der neuen Philosophie. Perikles verkehrte, wie wir schon gesehen haben, freundschaftlich mit Anaxagoras und schickte seine Söhne zu Protagoras in die Schule. Der reichste Geist, den jenes große Zeitalter hervorbrachte, der Geschichtschreiber Thukydides, steht der Religion seiner Väter so kühl gegenüber, daß er es nicht einmal der Mühe wert findet, sie zu verspotten oder zu bekämpfen; er redet von ihr mit derselben gleichgültigen Objektivität, wie etwa wir von dem Glauben der Chinesen oder der Rothäute. Die Dramen des Euripides sind ganz erfüllt von den Zweifeln der neuen Philosophie; sie geben solchen Anstoß, daß einmal das Volk bei einer bedenklichen Stelle von seinen Sitzen aufsprang und Miene machte, den Schauspieler von der Bühne zu jagen und so dem Stück ein Ende zu bereiten. Aristophanes übt zwar seinen Gassenjungenwitz an dem gottlosen Dichter und den noch gottloseren Philosophen; doch will er damit nur Heiterkeit erregen; ernst ist es ihm mit ihrer Verurteilung keineswegs. Denn er macht auch die Götter selbst zum Kinderspott, und der biedere Spießbürger lachte ebenso sehr über den plumpen Fresser Herakles und den weibischen Feigling Dionysos, wie über die Zerrbilder des Sokrates und Euripides. Und wenn ein Mann der altgläubigen Richtung vor der Volksversammlung seine Ansichten zur Geltung bringen wollte, so konnte er sicher sein, daß die führenden Redner ihn dem Gelächter preisgaben. Mit demonstrativer Absicht verlegte ein geselliger Verein seine Festmahlfeier auf solche Tage, die aus religiösen Gründen für unheilvoll galten, und wählte, um dies recht augenfällig zu machen, danach seinen Namen (Sakodaimonisten). Die vornehme Jugend, die sich um den schönen Alkibiades sammelte, amüsierte sich bei ihren Bechgelagen damit, die Ceremonien der Mysterien von Eleusis zu parodieren, und ging ein Betrunkener nach Hause, so machte er sich oft genug den Spaß, unterwegs den marmornen Götterbildern auf der Straße die Nase oder was sie sonst Vorragendes hatten, herunterzuhauen. So war die Gottlosigkeit in den oberen Schichten fast allgemein, und was von den Gebildeten keiner mehr glauben will, an dem fängt bald auch die große Masse zu zweifeln an.

Schon das Ende des sizilischen Feldzuges, der mit dem Hermenprozeß begonnen hatte, sollte Anlaß dazu geben. Denn alle Götterzeichen und Weissagungen hatten ihm Glück verkündet, und doch hatte er zu einer vernichtenden Niederlage geführt. Daß Protagoras recht gehabt hatte, wenn er das Orakelwesen verurteilte, stellte sich jetzt auch dem blödesten Auge dar, und wenn dies Stück des Volkglaubens fiel, an dem die Menge mehr als an jedem andern hing, was konnte noch unerschüttert bleiben?

Doch gleichzeitig regte sich auch die Reaktion, und nicht nur in Halsgerichten, die Menschen, aber nicht Überzeugungen töten können, fand sie ihren Ausdruck. Das Unglück Athens, das zum großen Teil durch seine zugelose Demokratie verschuldet war, führte dazu, daß viele der besten ihr Ideal in der Verfassung des sieghaften Sparta suchten; dort aber war man streng konservativ und hatte niemals an den Göttern gezweifelt. Zudem bestand die Meinung, daß die sernen Ahnen an Tugend und Verstand ihre Nachkommen weit überragt hätten, unerschüttert weiter; wenn also jene sich zum Götterglauben bekannt hatten, so mußten sie gute Gründe gehabt haben, und von ihm abzusallen, schien schon deshalb bedenklich. Doch all den Unruhen, den man von Zeus und seinen Genossen erzählte, ehrlich zu glauben, war denjenigen, die von der Philosophie berührt waren, doch nicht mehr möglich. Wie man diese widersprechenden Tendenzen ausglich, zeigen uns am besten die folgenden Verse des Kritias, der ein Schüler des Sokrates war und zu jener sparta-freundlichen Partei gehörte:

Ginst gab es Zeiten, da die Menschen regellos  
Hinlebten, tierisch, der Gewalt nur untertan,  
Da nie der guten Tat ihr Lohn beschieden war  
Und niemals auch die schlechte ihre Strafe fand.  
Doch später, mein ich, schuf der Mensch Gesetze sich,  
Die Bösen zu bestrafen, daß das Recht fortan  
Gebieter werde, dem die Frechheit bange sich,  
Und Buße leiste, wer dagegen sich verging.  
Als später das Gesetz die Sündner hinderte,  
Noch offen mit Gewalt die böse Tat zu tun,  
Da sündigten sie heimlich, bis, wie mir es scheint,  
Ein weiser Mann voll Einsicht diesen Rat ersann,  
Den Sterblichen Schreckmittel zu erfinden, so  
Die Bösen fürchten machend, daß auch heimlich sie  
Nicht sündigten in Tat, in Wort, in Absicht selbst.  
Nach diesem Plane lehrt' er nun die Gottheit uns:  
Es geb' ein geistig Wesen, das unsterblich sei,  
Hörend im Geist und schauend, ließen Sinnes voll,  
In sich das All umfassend, göttlich von Natur:  
Das werde alles hören, was die Sterblichen  
Bei sich besprächen, werde jede Tat erschauhn:  
Und selbst wenn schweigend du ein Böses in dir tragst,  
Bleib' es den Göttern nicht geheim; denn auch dein Sinn  
Sieg' ihnen offen. Solche Rede sprach der Mann  
Und führte so die allerlichste Lehre ein,  
Zu Lügenworte hüllend tiefer Wahrheit Kern.  
Und seinen Göttern wies den Ort er an, von wo  
Am meisten sie den Menschen Furcht bereiteteten.  
Von wo er wußte, daß die Schrecken sie bedrohn,  
Und daß der Auge ihrem durstigen Leben kommt,  
Im obern Himmelstreife, wo des Ulyses Strahl  
Er fand zu Hause und des Tonners grau' Götter,  
Und wo zugleich des Himmels Sternenglanz erscheint,  
Der gliedert schon die weiße Schoßverlaßt der Zeit.  
Woher des Tagsgestirnes lichte Klasse glanzt

Und feuchter Regen auf die Erde niederfällt.  
 Durch Reden solcher Art umgab er rings mit Furcht  
 Den Menschen, die dem geist'gen Wesen jenen Ort  
 Zur Wohnung wiesen, der am besten ihm geziemt,  
 Und beugte durch Gesetze, was gesetzlos war.  
 So, mein ich, redete zuerst, wer's immer sei,  
 Den Menschen ein zu glauben, daß es Götter gibt.

So verjöhnte man die hohe Meinung, die man von der Weisheit der Ahnen hegte, mit der Überzeugung, daß die Lehren, die sie verkündet hatten, doch nicht wahr sein könnten. Der Götterglaube war eine wohlüberlegte Erfindung, um die sündlichen Neigungen der Masse im Zaum zu halten, und der kluge Staatsmann mußte sich daher vor seiner Erschütterung hüten. Ohne Zweifel haben die Männer, die den Protagoras in die Verbannung trieben und die Verfolgung der Hermenfreveler leiteten, ebenso gedacht; denn wir kennen sie als Parteigenossen des Kritias. Wie man sieht, ist dies ganz dieselbe Ansicht, die wir mehr als zwei Jahrhunderte später auch bei Polybios gefunden haben. Selbst die offiziellen Verteidiger der Religion glauben nicht an sie, sondern bennzen sie nur als Machtmittel, um damit auf das dumme Volk zu wirken.

Viele von diesen Männern, ja vielleicht alle, waren mit den Lehren der Philosophie vertraut und schätzten sie hoch; doch in ihrem aristokratischen Dünkel hielten sie die Erkenntnis der Wahrheit für ein Vorrecht der oberen Klassen und meinten, es sei gefährlich, sie unter das Volk zu tragen. Nach dem Vorbilde der Pythagoreer machten sie daher die Wissenschaft zu einem Mysterium, dessen Ausübung, wenn auch nicht mehr als Frevel gegen die Gottheit, so doch als Verbrechen gegen die politische Weisheit galt.

Von diesem Standpunkte aus bot sich auch die Möglichkeit, die alten Dichter von dem Vorwurf der Torheit und Gottlosigkeit zu reinigen, was den meisten Herzensbedürfnis war. Am Homer bildete sich schon der Knabe in der Kinderschule, und noch der Greis zitierte seine Verse als Aussprüche tiefster Weisheit. Und doch hatte ihm, der mit dem größten Rechte der Lehrer der Nation heißen durfte, Xenophanes vorgeworfen, daß er die Götter zu Mörtern, Dieben und Ehebrechern gemacht habe. Dem Wortlauten nach war dies ja nicht zu bestreiten; doch offenbar hatte der Dichter unter diesen Fabeln nur das Mysterium der philosophischen Wahrheit verbreitet, um es den Augen der Menge zu entziehen, und nur die allegorische Deutung ergab ihren wirklichen Sinn. Wenn Zeus seine widerspenstige Ehehälste zur Strafe mit goldener Kette am Himmel aufhing, zwei schwere Gewichte an den Füßen, so bedeutete das nichts andres als die innige Verknüpfung der vier Elemente in der Weltschöpfung; denn er selbst stellte den feurigen Äther dar, Hera die Luft und die beiden Gewichte die schwersten Elemente, Wasser und Erde. Wenn er seinen Sohn Hephaistos vom Olymp herabstürzte und ihn so durch den Fall Lahm mache, war der tiefere Sinn, daß das irdische Feuer von dem himmlischen herkomme, aber auf Erden viel von seiner Kraft verliere, so daß es, wie der Lahme eine hölzerne Krücke brauche, mit Holzstücken genährt werden müsse. Und nicht nur Homer, sondern die ganze Mythologie wurde

nach derselben Methode umgedeutet. Herakles war kein roher Kriegermensch gewesen, wie die Dichter scheinbar erzählten; denn hätte sein ganzes Verdienst in derben Neulenschlägen und sicherem Wogenichüssen bestanden, so wäre er von ihnen doch nicht in den Olymp versetzt worden. Seine Taten konnten also nur Allegorien für geistige und moralische Leistungen sein. Daß er den Herberos aus dem Hades aus Licht brachte, bedeutete die Befreiung der Philosophie aus dem Dunkel, in das sie vorher begraben war, das ergab sich klarlich daraus, daß man dem Höllenhunde drei Kopie zu schrieb und sie drei Teile hatte, die Logik, die Physik und die Ethik. Die Reinigung des Augiasstalles war die sittliche Befreiung der Menschheit von ihren Leiden; der Eber, den er überwand, stellte die Sinnlichkeit dar, der Löwe den Zorn, der Stier den Übermut, die Hirschkuh die Feigheit, die stymphalischen Vögel die flatternden Hoffnungen, die viellöpfige, sich immer erneuernde Hydra die Begierden.

Auch diejenigen, die den Herakles zuerst zum Philosophen machten und in dieser neuen Gestalt zu ihrem Ideal erhoben, waren Schüler des Sokrates, aber in ganz anderm Sinne als Kritias und seine hoch aristokratischen Genossen. Gerade die Armutlichkeit ihres Meisters, seine Verachtung des Gelderwerbens, sein abgeschabter Mantel, sein unbefangener Verkehr mit jedem aus dem niederen Volke regten sie zur Nachahmung an. Antisthenes und sein Schüler Diogenes begrüßten das Schimpfwort „Hund“, das man ihnen anhängte, als Ehrennamen und nannten sich selbst danach Ἀνύκτεροι, d. h. die Hündischen. Denn in dem Abstreifen aller Bande der Konvention, in der Rückkehr zur Natur, wie sie sich am reinsten in den Tieren offenbare, fanden sie ihr Lebensideal. Und auch die Vielgötterei gehörte, wie sie meinten, zu demjenigen, was nur das konventionelle Staatsgesetz lehrte und verteidigte. Denn die Götter waren ja in jedem Staat verschieden, je nach der Laune des Gießgebers; von Natur aber konnte es nur einen Gott geben. Und der gemeine Mann, der an der Weichlichkeit des überseineren Lurus keinen Teil hatte und daher der Natur am nächsten stand, müßte dies am leichtesten begreifen. So versteckten denn die Kyniker ihre Philosophie nicht in einem vornehmen Kreise von Eingeweihten, sondern zogen in freiwilliger Armut mit Bettelsack und Stab durch die Welt, überall ihr revolutionäres Evangelium zu verkünden. Wie in den Aposteln des Christentums und den Bettelmonchen des Mittelalters brannte in ihnen ein glühender Bekährungsfeuer. Ungerufen drangen sie in die Häuser, mochten es Fürstenpaläste oder Sklavenhütten sein, um in begeisterter Predigt das Glück ihres schlichten Naturlebens zu preisen oder mit bitterem Spott den Götterwahn anzugreifen. „Zoll der Schule Pataikion,“ so fragte Diogenes, „auf die Inseln der Seligen kommen, weil er zufällig in die eleusinischen Mysterien eingeweiht ist, und Evaminondas oder Agesilaos, die dazu keine Gelegenheit hatten, ewig im Schlamme liegen.“ Und als ein orphischer Weihpriester dem Antisthenes das Glück schilderte zu dem er durch seinen geheimen Kultus im Jenseits gelangen werde, da fragte der Kyniker ihn kurz und schlagend: „Warum stirbst du denn nicht?“ Im derben Volkston und mit treffenden Wibern verklärten diese Philosophen Lehren, die zwar nicht Atheismus waren, sich aber doch von der herrschenden

Religion himmelweit entfernten, und was Männer von der Art des Kritias sich nur als geheime Weisheit ins Ohr zu flüstern wagten, piffen bald die Spatzen von den Dächern. Protagoras hatte seine Schrift über die Götter mit den Worten begonnen: „Über die Götter habe ich keinen Begriff, ob sie sind oder nicht sind oder welcher Art sie sind; denn vieles hindert, dies zu wissen, sowohl die Unsicherheit als auch, daß das Leben des Menschen so kurz ist.“ Diese bescheidenen Zweifel hatten genügt, um ihn in die Verbannung zu treiben. Später hat Platon ein boshaftes Pamphlet gegen ihn geschrieben, in dem ihm persönlich wie sachlich alles vorgeworfen wird, was sich ihm irgend vorwerfen ließ; aber mit keinem Worte wird er darin der Gottlosigkeit beschuldigt, obgleich gerade diese Anklage im Sinne Platons eine sehr schwerwiegende gewesen wäre. So sehr hatten sich in dem kurzen Menschualter, das seit dem Tode des Protagoras verflossen war, die Anschaunungen geändert! Man hatte sich eben durch die Kyniker an so scharfe und rücksichtslose Angriffe gegen die Volksgötter gewöhnt, daß ihnen gegenüber dasjenige, was früher ein Todesurteil hervorgerufen hatte, ganz unschuldig und fromm erschien.

Platon, der jene Apostel des Unglaubens am eifrigsten bekämpfte, philosophierte weniger mit dem Kopf als mit dem Herzen. Er war der Spätling eines uralten Adelsgeschlechts, das sich in ihm nicht fortsetzen konnte, weil er auf die Gründung einer Familie verzichtete. So blickte er mit der Grämlichkeit des alternden Junggesellen und dem Hochmut des Dekadenten von überreizter Feinfühligkeit auf die ihn umgebende Welt herab. Als echter Aristokrat begeisterte auch er sich für das starr konservative Sparta und fühlte sich von dem lärmenden Treiben attischer Volksversammlungen angewidert; doch besaß er nicht die wilde Tatkraft eines Kritias, um mit Blut und Eisen die Verfassung in seinem Sinne umzugestalten. Dessen Ziele billigte er, aber nicht die Mittel; so konnte er weder Gegner noch Helfer der Oligarchen sein und stand den politischen Kämpfern seiner Zeit tat- und ratlos gegenüber. In trüber Resignation hat er selbst das Bild des unpraktischen Philosophen, auf dessen Hilflosigkeit der tätige Weltmann mit Spott herabblickt, aus allereigenster Erfahrung gezeichnet. Er vermochte nichts als von dem bestmöglichen Staate zu träumen; und was er exträumt hat, beweist nur zu deutlich, daß er niemals die wirkliche Welt mit frischer Unbefangenheit angesehen hat und gar nicht die Organe besaß, um echte Menschenkenntnis zu erwerben. Platon wurde daher Idealist, d. h. er schuf sich ein Bild von dem, was hätte sein sollen, und fand alles, was tatsächlich war, spottischlecht, weil es jenemilde nicht entsprach. Es liegt in der Natur dieser Art des Pessimismus, daß sich seine Hoffnungen einem besseren Jenseits zuwenden, in dem den Forderungen, die er an die Welt vergebens stellt, ihre Erfüllung werden soll. So ergriff er denn den Mysterienglauben in der geläuterten Form, wie er durch die Pythagoreer ausgebildet war, und daß ihre Lehre von der Seelenwanderung richtig sei, dafür meinte er neue Beweise zu besitzen. Der Stifter der Sekte hatte behauptet, er könne sich der früheren Schicksale seiner Seele noch erinnern; dies hatte er als eine besondere Gunst der Götter betrachtet; doch Platon meinte bemerkt zu haben, daß dieselbe Erinnerung, wenn auch getrübt

und verdunkelt, in jedem Menschen schwummere. Sein Lehrer Sokrates hatte es verstanden, in geschickt geführten Gesprächen, was er für das Richtige hielt, mehr in die Menschen hinein, als aus ihnen herauszufragen. Daß diese auch wenn sie anfangs falscher Ansicht waren, scheinbar aus sich selbst nur durch Fragen angeleitet, die Wahrheit fanden, schien in seinem Philosophen zu beweisen, daß sie schon vorher latent in ihnen gernht habe, daß also ihre Belehrung nichts andres sei als das Erweden verblühter Erinnerungen. Diese aber konnten nur aus einem Leben der Seele herstammen, das ihrem derzeitigen vorausgegangen war. Und welcher Art die Eindrücke gewesen sein mühten, die sie dort empfangen hatte, das ergab sich aus einer andern Beobachtung. Auf Erden gibt es keine gerade Linie, die wirklich ganz und gar gerade wäre, kein Quadrat, das die Idee des Quadrats ungetrübt verkörperte, und Entsprechendes gilt in noch höherem Grade von der Gerechtigkeit, der Tapferkeit oder auch allgemein dem Guten. Wenn also der Mensch alle diese Begriffe und viele ähnliche in ihrer vollen Reinheit in sich trug, so konnte er sie nicht von der Erde haben, sondern die entstellten und verkümmerten Abbilder, die ihm hier begegneten, erinnerten ihn nur an etwas, was er in einem besseren Jenseits gesehen hatte. Dort mühten die absoluten Ideen alles dessen, was die dürfstige Erscheinungswelt in verwirrender Männigfaltigkeit und stetem Wechsel den Sinnen darbot, klar und in unveränderlicher Ruhe thronen. Sie waren das Einzige, was in Wahrheit wirklich genannt werden konnte, die Götter, die den trüben, immer fließenden Strom des Erdendaseins als ihre verzerrte Nachahmung aus sich hatten hervorgehen lassen. Die höchste Stelle nahm als alles beherrschende Gottheit das Gute an sich ein; ihm waren die vier Kardinaltugenden Weisheit, Gerechtigkeit, Tapferkeit und Mäßigung unterordnet, und daran reihten sich die andern Ideen vom absoluten Quadrat bis zur absoluten Wanze.

Wie sich Platon diese Ideenwelt im einzelnen dachte, wird niemals festgestellt werden können; denn gleich den Pythagoreern bewahrte auch er den tiefsten Inhalt seiner Lehre als Mysterium, das nur wenigen besonders Geeigneten geheimnisvoll ins Ohr gestüstert wurde. Er selbst sagt uns, daß er ihn niemals schriftlich aufgezeichnet hat, weil die große Mehrzahl der Menschen ihn doch nicht verstehen könnten. So bleibt denn auch uns, die wir zu dieser traurigen Mehrzahl gehören, nichts andres übrig, als unsichere Schlüsse aus den sich vielfach widersprechenden Andeutungen zu ziehen, die er in seinen Schriften gegeben hat. Das Gute enthält alle Tugenden als Teile seiner Ganzheit, der Begriff des Guten alle einzelnen Gattungen; trotzdem sollen sie als Ideen jede ihr gesondertes Dasein besitzen. Jenes Gute ist der Urgrund aller andern Ideen; trotzdem sollen sie nicht in der Zeit aus ihm hervorgegangen sein, sondern von Ewigkeit her bestehen. Die Lösung dieser Widersprüche liegt wohl in der Angabe des Aristoteles der als Schüler Platons in seine Geheimlehre eingeweiht war, daß dieer auch hierin dem Pythagoras folgend, die Ideen, in denen er die Wesenheit der Dinge erblickte, sich als Zahlen gedacht habe. So konnte die eine in der andern enthalten und doch selbständige sein, alle aus der gleichen Firs hervorgehen und doch, wie diese selbst, keinen Anfang haben. Sie waren nicht

finnlich wahrnehmbar, sondern nur durch das Denken zu erfassen; trotzdem wurde durch die Gegenstände der Sinnenvelt die Erinnerung an sie geweckt. Daraus ergab sich, daß der Schöpfer, als er diese schuf, den Blick auf die Ideen gerichtet und sie in dem, was er hervorbrachte, so gut es ging, nachgeahmt hatte. Wenn ihm dies nur unvollkommen gelungen war, so folgte hieraus weiter, daß er kein allmächtiger Gott, also nicht das Gute an sich sein konnte, sondern nur ein diesem untergeordnetes, wenn auch noch immer göttliches Wesen. Dieser Weltschöpfer oder Demiurg tritt bei Platon selbst wenig hervor, sollte aber in den Spekulationen der Neuplatoniker noch eine bedeutsame Rolle spielen. Auch er hatte nur Gutes gewollt, wie sich dies aus der Nachahmung der Idee des Guten von selbst ergab; auch mußte seiner Göttlichkeit als solcher jede böse Absicht fern liegen. Wenn gleichwohl die sichtbare Welt nach der Meinung unsres Philosophen herzlich schlecht war, so traf die Schuld den groben Stoff, mit dem sein Demiurg zu arbeiten hatte. Denn im Gegensahe zu der vornehmen Ruhe der Ideen war die Materie in unaufhörlicher Veränderung und frankhafter Bewegung; ihr ewiges Werden konnte niemals zu stetigem Sein gelangen, und in diesem Sinne durfte man sie ein Nichtseiendes nennen. Der Demiurg hatte sie als wüstes Chaos vorgefunden und zuerst Ordnung hineingebracht; doch konnte er ihre Tendenz zum bösen Regellosen nicht ganz überwinden. Nach der Idee des Guten, der höchsten Gottheit, bildete er zuerst die Weltseele nebst ihrem Körper, dem Weltganzen, auch dieses ein mächtiger, beinahe vollkommener Gott. Und wie das Gute an sich alle übrigen Ideen in sich faßte, so die Welt alle Geschöpfe, die jenen nachgeahmt waren, in erster Linie die Sternengötter. Doch indem die Schöpfung immer mehr ins einzelne fort schritt und so die Ideen, die ihr zugrunde lagen, sich immer weiter von den größten Allgemeinheiten entfernten, mochte der Demiurg sich nicht mehr mit ihr abgeben und übertrug ihre Vollendung den niedrigeren, durch ihn selbst geschaffenen Göttern. So wurde, was zuletzt entstand, Menschen, Tiere, Pflanzen, in demselben Maße unvollkommener, wie ihre Schöpfer aus der höchsten und reinsten Gottheit durch Mittelweisen abgeleitet waren.

Die Lebewesen waren, wie die Welt als Ganzes, aus zwei Bestandteilen zusammengesetzt: der Seele, die eine Mischung von Stofflichem und Idealem darstellte, und dem rein stofflichen Körper. Aus ihm sich zu befreien und so in die Regionen der Gottheit hinaufzudringen, wo ihr das selige Anschauen der reinen Ideen vergönnt war, sollte die Aufgabe der Seele in diesem Leben sein. Sie vollständig zu erfüllen, war nur dem Philosophen möglich, der sich von dem dürfstigen Treiben der rohen Körpertwelt ganz abwandte und einzlig dem Zwecke lebte, die Erinnerung an die Ideen in sich zu erwecken und lebendig zu erhalten. Wer dies höchste Ziel nicht erreichte, sondern das durchschnittliche Leben des Weltmenschen führte, mußte nach seinem Tode in den Kreislauf der Geburten zurückkehren, um so allmählich zur völligen Reinigung aufzusteigen; wer unsühnbaren Frevel beging, verfiel den ewigen Strafen des Tartaros.

Auf diese Lehre haben die philosophischen Systeme, die dem platonischen vorangegangen waren, fast alle mehr oder weniger eingewirkt; in ihrem Kern

aber ist sie eine Fortbildung des pythagoreischen. Doch während dieses die alten Götter, indem es sie gewissen Zahlen gleichsetzte, noch bestehen lassen konnte, finden sie in dem Weltbau Platons nicht mehr Platz. Zwar bezeichnet er das belebte Weltganze mitunter als Zeus, und unter seinen Sternen göttern könnten Sonne und Mond natürlich nicht fehlen; doch das sind nur ärmliche Reste der bunten Menge, die den Olymp des Volksglaubens bevölkerte. Trotzdem soll dieser nicht erschüttert werden. Auch für Platon sind die jenen Ahnen ein gottbegnadetes Geschlecht gewesen, das die Menschen der Neuzeit weit überragt habe; ja er meint sogar, sein Idealstaat habe vor Jahrtausenden in Athen wirklich bestanden, und träumt von den Großtaten, die dadurch möglich geworden seien. Auch das gehört ja zu den Eigentümlichkeiten des idealistischen Pessimismus, daß er das Gute überall sonst, nur nicht in der lebendigen Gegenwart, zu finden weiß. Wie aber jene großen Vorfahren, die sich nicht mit Unrecht Göttersöhne nennen könnten, die Religion eingeführt haben, so müssen die schlechteren Nachkommen an ihr festhalten, was auch die geheime Philosophie der Weisen darüber flüstern möge. Denn das gemeine Volk läßt sich nicht nur durch die Wahrheit lenken, die es doch nicht versteht; auch angemessene Erfindungen sind dazu brauchbar und erforderlich. Und diese nützlichen Lügen sollen im Notfall auch mit dem Henkerbeil verteidigt werden; der Philosoph selber ruft die Halsgerichte gegen die Philosophen an, wenn sie Ähnliches vor der Öffentlichkeit aussprechen, wie er selbst es heimlich bekannt.

In einer viel späteren Zeit, als die Flucht aus der bösen Welt und der Drang nach dem Überirdischen zum beherrschenden Zustande aller führenden Geister geworden war, sollten die Lehren des Pythagoras und Platon einen kräftigen Nachhall finden. Doch im vierten Jahrhundert vor Christus stand das Griechentum noch zu fest auf dem Boden der Wirklichkeit, war noch von einer zu gesunden Weltfreude erfüllt, als daß jene pessimistischen Träume eine tiefe Wirkung hätten üben können. Selbst in der Schule der Akademie, die Platon zur mündlichen Fortpflanzung seiner Lehre gegründet hatte, regte sich der Widerspruch. Der größte Philosoph, der aus ihr hervorging, Aristoteles, wollte von den Ideen nichts wissen und sammelte um sich bald eine neue Schule, die peripatetische, die von Anfang an in schrofsem Gegensatz zur Akademie stand. Seine geringeren Genossen hielten, solange die persönliche Erinnerung an ihren göttlich verehrten Meister noch unter ihnen lebendig war, zwar an seinen Theorien fest; aber kaum war die unmittelbare Tradition etwas verblaßt, so schlug auch die Akademie Bahnen ein, die von denen Platons noch mehr abwichen, als selbst die Richtung des Aristoteles. Die mündlich überlieferte Geheimlehre wurde ganz aufgegeben; was seine Wirkung behauptete, waren nur die Schriften des Meisters, deren bezaubernde Form sie zu einem ewigen Besitz der Weltliteratur gemacht hat und Griechen noch mächtiger ergreifen mußte, als uns, die wir den Reiz ihrer Sprache nur lernend zu verstehen suchen, nicht lebendig empfinden. Doch keines dieser Bücher enthielt das ganze System; die meisten beschäftigten sich nur mit einzelnen Fragen und ließen auch diese oft unentschieden. Naß in allen war

Sokrates derjenige, der das Gespräch beherrschte, und was in erster Linie ins Auge fiel, war die dialektische Geschicklichkeit, mit der er durch seine Fragen Widersprüche aufdeckte und allverbreitete Meinungen ad absurdum führte. Diese Methode war fast das einzige, was die jüngere Akademie sich aus dem Nachlaß Platons aneignete. So viele philosophische Systeme waren aufgetaucht, und jedes hatte die vorhergehenden umzustoßen versucht; keines entbehrt einer gewissen Wahrscheinlichkeit, doch hatten sie alle auch ihre schwachen Seiten. Diese aufzudecken betrachteten jene entarteten Platoniker als ihre einzige Aufgabe und wurden so zu erklärten Skeptikern. Während der Gründer der Schule noch gelehrt hatte, daß die Erinnerungen, die unsre Seele aus einem besseren Jenseits mitgebracht hatte, uns die reine Wahrheit erschließen könnten, waren sie, durch die Gegensätze der Philosophen verwirrt, zu der Überzeugung gelangt, daß dem Menschen ein sicheres Wissen überhaupt nicht möglich sei. Das Höchste, zu dem er gelangen könne, sei eine gewisse Wahrscheinlichkeit; doch diese zu finden waren sie viel weniger bestrebt, als nachzuweisen, daß alles, was dieser oder jener für Wahrheit hielt, es nicht sein könne, am wenigsten natürlich der populäre Götterglaube.

Daz̄ dieser in der Form, wie er in den Dichtungen Homers Gestalt gewonnen hatte und im öffentlichen Kultus seinen Ausdruck fand, nur als Kindermärchen zu betrachten sei, darin waren jetzt alle Philosophenschulen, so sehr sie sonst voneinander abwichen, vollkommen einig. Doch die freudige Kampfslust, mit der ihm einzelne im fünften Jahrhundert entgegengetreten waren, flaute im vierten mehr und mehr ab; der Gegner war zu verächtlich geworden, als daß man gegen ihn noch ernsthafte Waffen hätte führen mögen. Selbst die Kyniker kamen von ihrem negativen Beklehrungsfeier zurück, und der Spott über die Religion, den die Gründer ihrer Sekte so scharf und wirkungsvoll geübt hatten, erschien deren Nachfolgern nicht mehr angemessen. „Leichname nochmals totschlagen“ nannte dies einer von ihnen. Sie machten ihren Frieden mit der Mythologie, indem sie deren Inhalt allegorisch deuteten und so auch aus den anstößigsten Götterfabeln erbaulichen Stoff für ihre Predigten gewannen. In noch höherem Grade waren die andern Schulen bemüht, dem Volke seinen Glauben zu erhalten. Zwar verbargen sie ihre Lehren nicht mehr in mystischem Dunkel, sondern verkündeten ungescheut auch die letzten Konsequenzen derselben durch allgemein zugängliche Bücher; doch blieben sie trotzdem profanen Augen verhüllt. Was Platon der Öffentlichkeit übergeben hatte, war in die schlichte Form des Gesprächs gekleidet und für jedermann genügsreich gewesen; die neueren Philosophen dagegen schrieben Abhandlungen und Lehrbücher, die durch ihre Trockenheit den größten Teil des Publikums abstießen und durch ihre schwierige Kunstsprache den Massen unverständlich waren. So sorgte man halb unbewußt auch jetzt dafür, daß die Philosophie ein Sondergut der Höchstgebildeten blieb und das dumme Volk durch den alten Götterglauben im Zaum gehalten werde.

(Ein Schluzartikel im nächsten Heft.)

# Auf der Werra und Weser.

Eine Bootfahrt.

Von  
Marie von Bunsen.

(Schluß.)

Bahnhof von Lügde, 23. August.

In Lügde, nahe bei Pyrmont war das Lager Karls des Großen, hier hat er 784 das Weihnachtsfest gefeiert. Wieder hatten sich die Sachsen unter Wittekind zum verzweifelten Kampf erhoben; wie schon so oft, schlug er sie aufs Haupt, sie unterwarfen sich, stellten Tausende von Geiseln, aber er traute ihnen nicht mehr, beschloß, dort im Lande selber zu verharren, um jeden neuen Empörungsversuch zu zerstampfen. Dieser Winter war entscheidend führte die endliche Unterwerfung herbei.

Außerhalb vom stillen Ackerstädtchen erhebt sich, von großen Bäumen umgeben, die uralte Kilianskirche. Ein harmonisches, eindrucksvolles Bild; der schwere, romanische Turm, die ehewürdige Linde, viele Lebensbäume; auf den Gräbern wuchert die gelbe Goldrutenstaude, das zartrosa Seifenkraut. Mönchshut mit seinen purpurblauen, geschwungenen Blüten. Unter den verwitterten Kreuzen, neben den schlängelhaften, jahrhundertalten Ebenstammen des Turms gräbt der Totengräber ein frisches Grab; er läßt seine Arbeit im Stich, um mir die Kirche zu erschließen. Da, in der Apsis, sehe ich, hocherfreut, romanische Fresken. Vor nicht langer Zeit, erzählte mir der Alte, fand man sie unter der Tünche. (Waren sie nur noch etwas länger dort verborgen gewesen, in einer Generation wird auch bei uns, wie in Frankreich und England, die Restaurationswut abgestaut sein.) Mit Liebe und Begeisterung hätte ein Baumeister aus Berlin sie schön instand gesetzt. Der Unselige hat sie in einer Weise übermalt, daß nur die Komposition verblieb. Was scheint den Konservatoren einer Provinz denn des gewissenhaften Konservierens wert, wenn nicht romanische Fresken? Diese Unrat ließen sie zu. Die Enttäuschung war um so schmerzlicher, als das unberührt echte Äußere der Kirche das Beste versprach, und das hatte mir so wohl getan nach dem niedei-

schmetternden Eindruck der auf „neu“ zugestuhten, uralten Basiliken der Reichenau; vor kurzem hatte ich jammernd vor diesen gestanden.

Ich sahe mich hier um, interessante Chorbänke aus ganz früher Zeit, auch anziehende architektonische Motive. Dort steht, abgesondert, der alte Stuhl des Scharfrichters, als unehrlich gemieden, wurde dieser in der Kirche nur eben geduldet, um so rührender die letzte Ruhestätte des mißachteten Mannes. Traußen im Friedhof an bevorzugter Stelle, — alle Kirchgänger mußten daran vorbei, — errichtete er sich einen stattlichen Denkstein, mit einem Heiland am Kreuz. Der Gekreuzigte würde ihm gütig begegnen.

Ich kehrte zurück, fast rings um die Stadt zog sich die alte Mauer, noch standen zwei Türme. Fast jedes Haus hatte seine große Einfahrt, oft standen die Flügel auf, in der Diele hingen Räucherwaren von den Balken hernieder. Staunend besah ich mir das Postgebäude, es hat einen Turm, hat Erker und Giebel. Was wäre der richtige „Stil“ in dieser Altenbürgerstadt? Doch wohl ein schlichtes Haus (warum nicht Fachwerk, wie die andren) mit vorzüglich geschreinerten, freundlich ausgestatteten Schaltern und Pulten, mit soliden, geschmiedeten Klinken und Schlössern?

Im Warteraum sitzt ein Mann und ergeht sich mit dem Bahnhofswirt in Erinnerungen aus der Jugend. Anscheinend haben sie sich lange nicht gesehen; er spricht leise über seinen Sohn; der blaße junge Mann steht am Schanktisch und kauft Süßigkeiten, die er seiner Schwester mitbringen will. „Ja,“ sagt der Vater, „er hat epileptische Zufälle und ist nicht so ganz richtig. Aber sehr brav und hat eine vorzügliche Handschrift. Er ist etwas übertrieben fromm und wollte Pastor werden.“ Darauf der blaße junge Mann mit heller, leidenschaftsloser Stimme: „Ich werde auch noch Pastor. Heute, als ich unter dem Bild meines Herrn und Heilands stand, wurde mir klar: er wünscht es und er wird meine Krankheit auf sich nehmen.“ Der Vater und der Wirt hörten ihm ruhig zu, behandelten ihn freundlich.

### Hessisch Oldendorf, Ratskeller, 24. August.

Heute morgen in Hameln dauerte es einige Zeit, ehe die „Formosa“ und ich unterwegs waren. Der Schleusenmeister war nicht aufzutreiben; vergebens jagte der kleine Kellner am Ufer umher. Ich saß unten im Boot, oben lehnte sich ein Teil der männlichen Bevölkerung an das Geländer, gab gute Ratschläge und bedauerte mein trübseeliges Alleinsein. Dazu lächelte ich und schwieg und behalte meine Gedanken für mich. Endlich war ich durchgeschleust und nach der kleinen Unterbrechung genoß ich um so mehr das Leben auf dem Wasser. Es kamen grüne Wiesen, schöne Hühe, einzelnstehende, weit sich ausbreitende Bäume, im Hintergrund Berge. Als es Mittagszeit wurde, fuhr ich in eine kleine von Weiden, blühenden Stauden und Schilf halbversteckte Bucht. Hier mündet ein von jenen Waldbergen kommender, durchsichtig heranfließender Bach. Wie ideal zum Übernachten; verschwiegen, teils durchsonnt, teils beschattet, zum Baden, zum Luftbad wie geschaffen. Aber bei diesem Wetter!

Nach meinem Mahl lese ich zu einer Tasse türkischem Kaffee und einer Zigarette Tacitus. Der üblichen Ansicht zufolge entwickelte sich gerade hier die große Weserschlacht vom Idistavisofeld, hier Germanikus, hier Armin. Leider widerlegt dies Knöte, diese Meinungsverschiedenheiten sind recht ärgerlich, entweder, oder! Ist dieses jene Idistaviso gegeng, so läßt sich die Schlacht von hier, während ich darüber lese, gut überblicken. Dort umgingen die Römer jenen Hügel und fielen dem Feinde hier in den Rücken. Auf jeden Fall ist das der heilige Hohenstein; tief dunkel beschattet ragt er mit steiler Klippe empor. Für so heilig galt er, daß die Christenherrscher, um den Überglauben zu brechen, bei Strafe das Betreten des Berges unterboten. Doch sah man rings umher in schener Ehrfurcht nach ihm, zeigte ihn den Kindern, zeigte jene Steinplatten, auf denen, weithin sichtbar, die Opfer stattfanden, erzählte von den Zeichen und Wundern, die dort geschehen.

Über den grünen Wiesen werden die Dächer von Fischbeck sichtbar; dort das hohe Satteldach des ehemaligen Klosters, des späteren adligen Damenstifts. Hier habe ich Grüße anzurichten; ich übergebe den Fährmannskindern das Boot und gehe landeinwärts. Seit fast unvordenlicher Zeit gehört dies Gebiet den frommen, vornehm geborenen Frauen von Fischbeck. Unter Otto dem Großen war die Gründung, dann, einundehnhundert Jahrtausend später, kam wieder ein Kaiser des Wege, Wilhelm II., der unlängst an der Feier zur Wiederherstellung der Kirche anwesend war. Ein interessanter Komplex, ummauerte, ansprechende Gärten der Stiftsdamen, manigfache Anbauten aus verschiedenen Zeiten, in der Mitte das hohe, verwitterte Dach. Ich lasse mich bei der Frau Äbtissin melden; eine würdige Dame empfängt mich, inmitten ihrer alten Familienbilder und Familienandenken; beim Kaffee haben wir schon eine ganze Reihe gemeinsamer Bekannte entdeckt. Dann beschehe ich die Kirche; der eindrucksvolle romanische Bau hat im Mittelschiff Emporen zwischen den mächtigen Pfeilern. Jede dieser Emporen ist für zwei Stiftsdamen bestimmt; ihre Wappen schmücken die Brüstung. Alles Romanische hat man neu bemalt. Chorjochen, Kanzel und Altar aus dem siebzehnten Jahrhundert sind jedoch echt, haben geschmackvoll reiches Geranke. Dahinter, in einer zum Abendmahl benutzten Seitenkapelle hängt eine überaus merkwürdige, frühgotische, vielleicht romanische Bildwirkerei. In Medaillons wird das Leben der Stifterin erzählt. Hier in der Nähe auf einer Burg wohnte einstmals ein Graf Richbert mit seiner schönen und frommen Gemahlin Helmburg. Auf einen Verdacht hin mußte sie die Feuerprobe bestehen; dreimal ging Helmburg unversehrt durch die Flammen, dann fiel jedoch ein Funke auf ihren entblößten Arm. Hierin ersah der Graf ihre Schuld; sie mußte einen mit vier wilden Pferden bespannten Wagen besteigen. Führerlos rasten die Pferde den Berg hinunter, über Moor und Tornengestrüpp, bis sie an einem Wiesenbach hielten. Durch ein Wunder war die arme Frau unverletzt geblieben. Zur Erinnerung baute sie hier ein Kloster. Dies alles wird anschaulich erzählt; hier besteigt sie mit ihrer Rose den Wagen, hier bukt sie sich über den Quell. Merkwürdig sein ist das Kolorit, nur weißgelbliche, blaugrüne und schwarze Töne.

Hier hängt auch ein altes Holzbild. Christus der Schmerzensmann, hager und ernst. Wie viele friedenssuchende Frauenaugen haben zu ihm hinaufgeblickt. Eine malerische Krypta, verkrümelnde Grabmäler, Särge und Wappenschilder an den verschimmelten Wänden.

Man begleitet mich an das Ufer, will, freundlich interessiert, sich mein Fahrzeug ansehen; ich weiß nicht, ob man mich benedet.

An der Oldendorfer Brücke lande ich, binde die „Formosa“ an und bringe die Sachen im Brückenhaus unter. Der Wächter bietet mir Nachtkuartier an; es ist eine Fuhrmannsschenke und obwohl ich sehr ungern jemanden kranke, raffe ich allen Mut zusammen und lehne dankend ab. Da ich morgen „in die Berge“ will, schiene es mir richtiger, in Oldendorf selbst zu übernachten. Es ist schlecht von mir; wie dankbar wäre ich in Sturm und Regen, bei anbrechender Nacht, hier eingekehrt, hätte gern mit allem vorlieb genommen. Ich komme mir charakterlos vor.

Ginge alles mit rechten Dingen zu, hätte ich gleich an der Stadt landen können; das große Münchhausen'sche Schloß spiegelte sich einst im Fluß; noch sind an den Mauern die Ringe zu sehen, an denen die Weserschiffe lagen. Ein Junker Jobst von Mengerßen dämmte jedoch, hinterlistig, aus Gewinn sucht, den Hauptarm des Stromes ab; jetzt fließt er jenseits von der Stadt. In der Fischbecker Kirche liegt der Junker Jobst begraben, doch findet er keine Ruhe, irrt des Nachts am Weserufer und führt Wanderer in die Irre.

In der altersgrauen gotischen Kirche mit ihren steinernen Rittern und Rittersfrauen wurde einst Luthers Lehre mit solchem Glaubenseifer gepredigt, daß die Bürger, dem Widerstande der Schaumburg'schen Grafen, des Adels trotzend, auf die Reformation bestanden. Fieberhaft hat man in diesen alten Häusern, vor der Kirchentür über theologische Fragen gestritten.

### Pachsenburg, 25. August.

Vor acht Uhr war ich schon unterwegs. Einigen gelingt ja ein noch früherer Aufbruch, dies erscheint mir eine immerhin anständige Leistung.

Ein leuchtender Sonntagmorgen, die Lust von einem unnenbar zarten, milchigen Blau; bald bin ich in der Ebene, gehe an einem Bach entlang. Am Bach blüht eine üppige Vergißmeinnichtfülle zwischen dem von Tautropfen umspülten Gras. Es ist der Blutbach, er kommt vom Totental. Dort vernichteten die Sachsen in furchtbarem Kampfe das Frankenheer, das sie im Namen der Religion mit Krieg bezog. Achteinhalb Jahrhunderte später, an einem Sommertag, war das Wasser wiederum rot. In dieser Ebene, seitdem die Totenbreite genannt, schlug das protestantische Heer die Kaiserlichen aufs Haupt. Im Namen der Religion. Stundenlang sotzen hier Tausende von Christen gegen Christen, töten einander mit erbitterter Wut, diese zu Ehren der Jungfrau Maria, andre im Namen der reinen Lehre.

Die Religion ist ein ehrwürdiges, schwer deutbares Götterbild, oft hat es sich in Blutlachen gespiegelt.

Allmählich bin ich der ganzen Bevölkerung des einen Dorfes begegnet und habe Guten-Morgen-Gruß gewechselt. Zu zweien und zu dreien gehen sie

sonnäglich gekleidet zur Kirche im Nachbardorf. Unsre Augen berührte sie unangenehm, diese schlecht geschüttete, plumpe, städtische Tracht; ihnen hingegen ist sie etwas tatsächlich Schones, die Verkörperung der Kultur nach der sauren, oft schmutzigen Arbeit in Hof und Feld. Am Dorf verblieben nur altersschwache Mütterchen, einige Hirtenkinder mit den Gänzen. Der Feldweg war mit Blumen geschnückt, hier mattgrüner Haser, von veilchenblauen Wicken umschlungen, überall die altheiligen Stauden. Das gelbe Johanniskraut wuchert auffallend hoch, auch das gelbblüthende der Aricia geweihte Labkraut, dann der schlanke, heilkräftige Odermennig. Am Waldrand die dem mächtigen Dorf gehörigen Ebereschen, auch wundertätige Haselnussbäume. Dieser Hügel heißt der Wendenberg; nur bis hierher durfte die Volksmenge sich dem heiligen Hohenstein nähern, aber von hieraus sahen sie deutlich, wie oben auf der Klippe die Priester das Opfer töteten mit feierlichen Gefängen und Gesten nach alterem Brauch.

Der Hohenstein ist dicht bewaldet, weit und breit ist kein Mensch zu sehen. In diesem heiligen Hain lebten wohl damals „die weißen, durch keine irdischen Arbeiten entweiheten Nossen“. Im grünen Laubdunkel ist es, als hörte ich ihr Wiehern, ihr Stampfen. Ganz oben auf dem Felsen sind die Östersteine, alte Runenzeichen haben sich auf ihnen gefunden. Hier floß das Blut der Gefangenen, dem höchsten Gott zu Ehren wurden ihm an bestimmten Tagen Menschen geopfert. Die Unseligen zogen gefesselt zum lebten schweren Gang heraus, ihr Sterbeblick fiel auf die weite Welt zu ihren Hünzen.

Ich gehe durch das bewegte Gelände des Waldes. Es kommen Buchengründe mit fahlrotlichem Laub. Es kommen verlassene Schutthalden, mit Himbeersträuchern unter den langen Gräsern. Dann finde ich ein entzückendes Waldgeheimnis. Am Abhang unter großen, bemoosten Blöcken rieselt der Iburgquell dem Wiesengrund zu. Seit unvordenlichen Zeiten quillt hier unter diesen Steinen das klare Wasser. Ein heiliger Brunnen, hier wurde geopfert, hier legten die Mädchen Blumen nieder, hier brannten Herzen in der wundertätigen Festnacht des Winters. Der Zauberbann ist gewichen, doch verblieb der Reiz jener einsamen Quelle im Wald. Ich trinke das durchsichtige Wasser, ruhe unter den Farren und Gräsern, höre den leise plätschernden Ton, vor mir die Tiefe der hochanfragenden Buchen.

Dann weiter durch den Wald, auf die Paschenburg zu. Auch dies ist altheiliger Boden, hier brannten die großen Österseuer weit hinaus ins Land, der lieblichen Frühlingsgöttin Ostara zu Ehren. All die Zeit über war ich seiner Menschenseele begegnet, war allein mit den Bäumen und Felsen, den Waldblumen und Vögeln. Jetzt komme ich auf eine pilzsuchende Familie. „Merkwürdig wenig Verkehr“ bemerken sie. „Ja,“ antworte ich begeistert. „es ist herrlich einsam.“ Nachher kamen mir unliebsame Zweifel, ob das auch ganz höflich geklungen. Mein Schritt wird immer rascher, schon gehe ich sechs Stunden, habe nur das Iburgquellwasser und einige Waldhimbeeren zu mir genommen. Das ist ganz hübsch, aber bedenklich asketisch. Wie ernst hat uns Harnack vor den Gefahren des Asketismus gewarnt! Endlich kam das

oben auf dem Kamm gelegene alte Haus in Sicht, den Zugang bildete eine dichte, sich oben berührende Allee.

Der Apfelwein ist erfrischend und gut, vom Übrigen will ich schweigen.

Oldendorf, Ratskeller, 25. August.

Es läßt sich gar nicht sagen, wie schön die Beleuchtung den Tag über war. Das Himmelblau zart verschleiert, von einem glänzenden Duft; die Herne blaß verschwommen, alles strahlend durchsonnt. Jeder Baum, jede ferne Dorfschaft märchenhaft verklärt. Nur selten bringt der Norden einen solchen Tag, und wer das Sehen gelernt hat, vergißt ihn nicht leicht.

Am Abhang der Paßchenburg liegt eine baumbedeckte Kuppe, und zwischen dem Laub sehen alte Turmdächer hervor. Dies ist die Schaumburg, nach der sich die Grafen nannten. Unter Kaiser Konrad II. wurde sie von Adolf I., dem jener Kaiser die erbliche Grafenwürde erteilte, erbaut; bis nach Holstein erstreckte sich nachmals die Herrschaft der Grafen von Schaumburg; von ihnen wurde Lübeck gegründet. Graf Adolf IV. war mit Friedrich Barbarossa in Palästina, später geriet er in Gefangenschaft, hat sein stürmisches Leben hier auf der Burg seiner Väter beschlossen. Dann wurde Bückeburg Residenz, dies diente als Jagdschloß, wurde im siebzehnten Jahrhundert den Witwen der Familie überlassen. Jetzt ist es Gasthaus; das Hauptgebäude trägt den Charakter jener Zeit, deutsche Renaissance, aber vom diskretesten Reiz, Portale, Spindeltreppen, Walmlamine, eine geschmackvolle Ornamentik. Die großen Wappenreliefs, mit haßerfüllter Betonung wurde es mir erzählt, hatte Jérôme geraubt. Von der feudalen Burg stammen noch Tore und Mauern, hier steht auch die uralte Blutlinde. Unter ihr wurde Recht gesprochen und seit vielen Jahrhunderten erzählt man sich ihren wunderbaren Ursprung.

Ein unschuldiges, junges Mädchen wurde der Zauberei verdächtigt und sollte im Hexenteich von Arensburg die Wasserprobe bestehen; als sie dahin abgeführt wurde, nahm sie ein Lindenreis, steckte es in die Erde und beschwore Gott und die Heiligen, es zum Zeichen ihrer Unschuld grünen zu lassen. Sie ertrank im Teich, aber das Reis faßte Wurzeln, und noch heute grünt und blüht der gewaltige Baum.

An das Schloßgebäude schließt sich eine Terrasse, und ein altes Tor, durch das man hinaustritt, heißt die Himmelspforte, so schön ist der Blick auf die weite Weserebene, auf die fernen Höhen. Das Ganze hat einen seltenen Reiz, der durch das Gasthausgetriebe wenig beeinträchtigt wird. Einige Hecken müßten gepflanzt werden, gute alte Blumenrabatten, blühende Schlingpflanzen, dann noch einfache Holzbänke und Tische, freundlich gestrichen, und es wäre so eigenartig, so harmonisch schön, daß man gern lange dort verbliebe.

(Kurz darauf lese ich in der Zeitung, daß der Kaiser dem Fürsten von Schaumburg-Lippe das alte Stammeschloß geschenkt habe; ein namhafter Professor würde für eine würdige Wiederherstellung und Ausschmückung Sorge tragen; über eine Million sollten dafür ausgesetzt werden. So wurde mir das wehmütige Glück zuteil, noch als eine der letzten dieses so überaus anziehende Blatt der Vergangenheit in seiner ungetrübten Poesie zu genießen.)

Durch einen grünen Hohlweg an herrlichen alten Bäumen vorbei gehe ich den Abhang hinunter. In der Ferne liegt das Dorf Groß-Wieden, dort soll ein „Thie“ (Thing!), der alte Versammlungsort, die Gerichtsstätte der Sachsen, noch ersichtlich sein. Der Umweg lässt sich wohl noch machen, auch wenn ich erst in der Dunkelheit Oldendorf erreiche.

Mirgends im Dorfe entdecke ich den „Thie“; die Besagten können keine Auskunft geben. Schließlich wende ich mich an den Herrn Pastor; der Herr Pastor ist fort, die Frau Pastor meint, Herr S. wußte mit alten Sachen Bescheid. In einem Fachwerkhäuschen finde ich einen großen, ruhigen Mann. Nach einem Überlegen meint er, gewiß, er wußte, wo der „Thie“ gewesen wäre. Seine im Jahre 1800 geborene Mutter hätte ihm oft erzählt, daß früher in ihrer Jugend die Männer dort vor der Kirche zusammengekommen wären. Der Pastor ließ die Glocken läuten und las den versammelten Hausvätern die betreffenden Kundmachungen vor. Die alten Leute würden noch den Namen und die Stelle kennen, nicht die jungen. Er führte mich hingleich vor der Kirche war die Stelle; jetzt erhebt sich in ihrer Mitte das Kriegerdenkmal.

Diese lebende Tradition hatte ich nicht erwartet; vor vielen, vielen Jahrhunderten hat man die Kirche gerade dort an dem uralten Mittelpunkt der Gemeinde erbaut, und auch die heutige Generation wußte, weshalb sie gerade hier das Denkmal errichtete. Dicht daneben ist eine Wirtschaft zum „Grünen Baum“. Der grüne Baum ist eine schöne Linde, vielleicht Schößling der Linden, die einst die Gerichtsstätte umgaben. Groß und mächtig ragen die verwitterten Steinmassen der Kirche empor, ein schwerer Turm, ein verfärbtes Sollinger Dach. Ringsumher zieht sich die steinerne Kirchhofsmauer; neben ihr liegt ein runder Findlingsblock, den hatte, so erzählt mir Herr S., der Teufel aus Ärger über die schöne neue Kirche vom andern Ufer geschlendert, aber er warf zu kurz, da liegt noch immer der Block. Eine anschaulichere, aus dem Objekt gefällig entstandene Mythenbildung kann man sich nicht denken.

Ich frage Herrn S., wer die vielen neuen, stattlichen Bauernhäuser gebaut hat. Der Dorfzimmermeister. Diese neuen Häuser sind nämlich hier in der ganzen Gegend, wie ich in den letzten Tagen beobachtet habe, erstaunlich gut. Ein schöner roter Backstein, in der Mitte das traditionelle Einfahrtstor, dieses, wie meistens auch Tür und Fenster, leicht gewölbt. Über der Haustür eine weiße Tafel mit dem Namen der Besitzer, der Jahreszahl, oft auch noch ein Spruch. Unter dem Dach, als Gliederung der Wandfläche, als Umränderung der Fenster, gibt es verschiedene kleine backsteinerne Ornamente. Alle aus der Backsteintechnik hervorgehend, darum auch die merkwürdige Übereinstimmung mit romanischer und gotischer Architektur. So hatte ich auch Geschäftsspeicher in Oldendorf gesehen, so sah ich ein Gasthaus mit Scheunenanbau. Manchmal sind die Dächer abgeschrägt, häufig gibt es kleine Vorbauten, Holzlattenlauben an der Tür. Wenn das Dach genügend weit vorspringt (dies ist der wunde Punkt der meisten neuen Gebäude), wenn sich ein guter Holzzaun statt eines häßlichen Gußeisengitters um die Wärtchen zieht, gewähren sie den herzerfreuenden Anblick eines bodenständigen, zeit-

gemäßen, tadellos guten Hauses, an dem man sich in hundert Jahren freuen wird, daß unsrer Generation zur Ehre gereicht. Woher kommt dieser neue Stil, denn es ist nicht die unmittelbare Weiterbildung der älteren Häuser. Gab ein hervorragend einsichtiger Mann zielbewußt den Anstoß, kam die Anregung etwa aus Hannover? Was ist die Vorgeschichte dieser ebenso beglückenden als seltenen Erscheinung?

Und während ich zwischen Wiesen und Feldern nach Hause über die Ebene nach Oldendorf ging, dachte ich traurig an die Mark. Von Berlin war ich über Franken und Schwaben nach dem Bodensee, der äußersten Grenze gereist, war dann am Rhein entlang in diese nördlichen Gegenden gelangt. Nirgends war die bei uns übliche trostlose Verschändung der Dörfer zu sehen. Nirgends diese schauderhaften Häuser mit Stuckornamenten und kahlen Brandmauern, welche den intimen, bescheidenen Reiz unsrer märkischen Dörfer durch proletarierhaft anspruchsvolle, städtische Rückternheit ersehen. Niemand achtet auf diesen Mord, den man an der Landschaft begeht; keine Stimme wird laut, es kümmert sich keine Behörde. Man beklagt die Landflucht, und jene zwecklose unnötige Vernichtung ländlicher Schönheit nimmt ihren verheerenden Lauf. (In allerleitster Zeit ist man erwacht; so wird die Fürsorge des Landrats des Nieder-Barnimer Kreises gelobt.)

Rinteln, 26. August.

Als ich heute aufwachte, war aller Glanz des vorigen Tages verschwunden. Ein grauer Nebel, der manchmal sich zu feinem, rieselndem Regen verdichtet. Immerhin zogen die „Formosa“ und ich des Weges. Hübsch ist ja zweifellos diese blaßgraue Stimmung; nach einigen öden Deichstrecken dämmerten weich zerfließende Berge durch den Dunst, die Schattenrisse, großmächtige Bäume, Kirchtürme, Dörfer, einzelne Gehöfte zogen vorüber, alle Farbe verschwunden, wundervolle Bilder in Grau.

Als ich jedoch um 1 Uhr Rinteln erreichte, beschloß ich, hier zu übernachten; für heute hatte ich die verfeinerten Freuden einer Nebelfahrt ausreichend genossen.

Wieder hatte ich die oft ziemlich ermüdende und zeitraubende Schwierigkeit des Landens, der Unterbringung des Bootes. In absehbarer Zeit wird sich ein Ruderverkehr auf der Weser entwickeln; dann baut man auch Landungsstege; meine Nachfolger werden es weit bequemer haben, daß reizvoll Ungewisse, das Abentenerliche geht dabei jedoch verloren. Endlich kam ich bei starker Strömung an eine kleine Schiffswerft, ein alter Schiffbauer nahm sich meiner freundlich an.

Aus dem Nebelwetter war Regen geworden; als dieser sich verzog, befahl ich mir das alttümliche Städtchen. Hier, in Rinteln, hat Franz Dingelstedt seine Jugendjahre verlebt und das Gymnasium besucht. Eine Gedenktafel an seinem Elternhause erinnert an ihn, der die heimatliche Weser besang:

Ich kenne einen deutschen Strom,  
Der ist mir wert und lieb vor allen,  
Umwölbt von eruster Eichen Dom,  
Umgrenzt von kühlen Buchenhallen . . .

Ach gehe durch die ruhigen Straßen; der Häusertypus ist mir bereits vertraut; spitze Stufengiebel mit wulstigen Ornamenten, geschmackvolle Schieferbekleidung. Die edle Gestalt des Grafen Ernst von Sachsenburg tritt mir hier zuerst entgegen. Begeistert für Wissenschaft, für schöne Kultur, stiftete er eine Landesuniversität, welche 1621 von Stadthagen nach Rinteln verlegt wurde. Nur die Kirche ist übriggeblieben, nur einige Gelehrtennamen von engbegrenztem Klang erinnern an die vielen, die hier lehrten und in trüben Zeiten das Feuer nicht ausgehen ließen, nur dies wenige — und ein Lied. Während der Grenel des Dreißigjährigen Krieges dichtete hier Joshua Stegemann: „Ach bleib mit deiner Gnade“. Hier in dieser Kirche sang es die zusammengeschmolzene Gemeinde, jeder von ihnen hatte Zeiten schrecklichster Todesangst, hoffnungsloser Verzagtheit durchlebt. Das Lied ist noch nicht veraltet, es hat noch heute einen rührenden, trostreichenden Klang.

Rinteln besitzt etwas ungewöhnlich Hübsches: seinen Blumenwall. Auf der einstigen Befestigung erheben sich mächtige Bäume. Wasser und Schilf ziehen sich herum. An den Teichecken sind übliche weiße Gartenhänschen des achtzehnten Jahrhunderts; ganz einfach, mit spitz zulaufendem Zeltdach, naiv baute man sich diese selbstverständlichen Gartenhänschen, neben welchen die anspruchsvollen, oft sinnig und phantastischen Typen unserer Zeiten unpraktisch und geschmacklos erscheinen. Hübsch sind die Alleen, sie erweitern sich zu einem Rondell mit niedrigen, steinernen Bänken. In seiner Art erinnert der Platz an das berühmte Cypressenrondell der Villa d'Este. Allerliebst ist der noch ganz altmodische Teil an der Stadt entlang. Eine gesuchte Allee, ein Wassergraben, schmale Gärtnchen mit steinerner Einfassung, mit dem Hintergrund der alten Mauer. Da blühen Riesenbalshaminen, japanische Auenmonen, da ranken sich späte Glyzinien um die Lattenverklauben. Dies alles spiegelt sich im Wasser, und im nächsten Frühling blühen jene Fliederbüsche, die Pfingstrosen, bedeckt ein rosa und weißer Schleier jene Obstbäume, deren grauverwitterte Stämme sich krümmen und dehnen. Sie sind entzückend, diese kleinen Gärtnchen zwischen der Stadtmauer und dem grünbeschatteten Wasser.

### Porta Westfalica, 27. August.

Wieder ein dichter Nebel. Rinteln gab eine anziehende Silhouette mit den Baummassen des Blumenwalls, mit dem blaß angedeuteten Hintergrund der Süntelberge. Nachher standen Kühe auf der Lustlinie des grünen Teiches, grasend, mit ruhigen Bewegungen und herrlichen Linien. Unter einer uralten, zerklüfteten Eiche waren mehrere zusammen, das Bild wirkte in der silbergrauen Feuchtigkeit so schön, daß ich vor lauter Bewunderung das Kludern vergaß. Diese verwitterten, gewaltigen Bäume: Eichen, Ulmen oder Eschen, geben dem Strombild eine vornehme Pracht.

Im Dorfe Eisleben lag ein Gasthof mit weißgestrichenen Tischen und Bänken im Garten, mit heiteren Asteri und Georginen hart am Ufer. Dies wäre ganz mein Fall gewesen, gern hätte ich hier übernachtet. Immerhin hatte die „Stadt Bremen“ in Rinteln einen behaglichen, altmodischen Charakter. Im Gang waren stattliche Schränke des achtzehnten Jahrhunderts, auf ihnen das diesjährige Eingemachte in sauber zugebundenen Gläsern.

Neben diesem Eislebener Gasthof erstreckte sich ein Schloßpark mit einer alten Mauer am Fluß. Ich halte an, schlage den „*Tacitus*“ auf und betrachte die Gegend, denn nach Knoke ist hier die Idistaviso-Ebene zu suchen. Dort beim Arensberg versammelten sich die von Armin berufenen Stämme „in einem dem Herkules geweihten Hain“; in den Wäldern bemerkten die römischen Kundschafter Feuer, hörten das Schnauben der Pferde und „das dumpfe Getöse eines zahllosen und ungeordneten Heerhaufens“. Hier vor mir das Lager des Germanicus, wie genau können wir es uns vorstellen; hier das Ausfalltor, die Porta Præatoria, gegenüber die Porta Decumana. Unruhig und aufgereggt verläßt Germanicus nachts das Prætorium, tritt unerkannt an die Zelte und hört mit klopsendem Herzen, mit welcher warmen Hingebung die Soldaten über ihn sprechen. Im Lager entsteht ein Tumult, ein Germane war herangesprengt; des Lateinischen kundig, verspricht er allen überlaufenden Weiber, Acker und Sold. Solcher Schimpf entflammte der Legionen Zorn; beim Nahen des Tages, bei Größnung der Schlacht würden sie selber die Acker nehmen, die Weiber rauben. Germanicus kehrt ruhigen Gemütes auf sein Lager zurück, hat einen glückverheißenden Traum. Vor dem Prætorium ist der Versammlungsort der Truppen, auf rasenbedecktem Hügel spricht Germanicus von seinem Feldherrnsessel zum Heere, ermutigt sie, weist auf ihre überlegene Kraft. Und dort in den Wäldern redet Armin zu den Cheruskern und Chatten, „vor sieben Jahren hatten sie unter ihm in einem nie dagewesenen Sieg die Römer vernichtet, er erinnert an die Habßucht, Grausamkeit, an den Hochmut der Römer, ob denn andres ihnen verbliebe, als festzuhalten an der Freiheit oder vor der Knechtschaft zu sterben“.

Germanicus und Armin, angefichts dieser Ebene, dieses Stromes.

Dort bei jenen Vorbergen umzogen die Römer den Feind, fielen ihm in den Rücken, „mit seinem Arm, seinem Zuruf hält noch der verwundete Armin die kämpfenden zusammen“; doch umsonst, blutbedeckt muß er fliehen. Viele, welche die Weser zu durchschwimmen suchten, fanden unter den nachgeschleuderten Geschossen in des Stromes Gewalt, unter der Masse der sich hindurch drängenden und unter des Ufers Zusammenbruch ihr Grab. Von der fünften Tagesstunde an bis in die Nacht wurde gemordet.

Die Soldaten riefen auf der Wahlstatt den Germanicus als Imperator an, türmten einen Hügel auf, pflanzten dort trophäenartig Waffen mit dem Namen der besieгten Völker. „Nicht Wunden, Trauerklagen und Verheerungen erfüllten so wie dieser Anblick die Germanen mit Erbitterung und Schmerz“.

Zwei Wochen später wagten sie wieder eine Schlacht am Damm der Angivarier; sie blieb unentschieden, und seit jener Zeit hat kein Römer wieder die Wesergegend betreten.

Ich fahre weiter, es kommen hohe, bewaldete Ufer mit alten Dörfern. Erder wird bereits im neunten Jahrhundert erwähnt. Seit jener Zeit wurde dort ununterbrochen gesät und geerntet; dort haben Niedersachsen gelebt, sich verehelicht, Kinder in die Welt gesetzt, wurden dort begraben, wurden Teile jener immer fruchtbaren Erde.

Einsam liegt ein altes Schloß am Strom, die Ellerbürg, ein starres, verwittertes Gebäude mit einem hohen, nach der Wetterseite zu grüngelb verschimmelten Dach. Viele der steingesäfsten Fenster sind vermauert, anscheinend wohnen dort kleine Leute; über den Flußmauern erhebt sich eine Baumespracht.

Etwa hier, oberhalb der Porta, unterhalb der Idistaviso-Schlacht, fand am Weserstrom die Unterredung zwischen Armin und seinem Bruder statt. Ich überlese mit rascher schlagentem Herzen die Schilderung; wenige wirken so bedeutungsvoll, so packend. Dort steht „Flavus als römischer Offizier, ausgezeichnet durch seine Treue“, die er dem Unterdrücker seines Volkes bewahrte. Er hatte ja nicht ganz unrecht, wohl konnte ein Mühigdenkender ehrlich glauben, daß wie in Gallien und Britannien, wie in den Reichen vom Süden und Osten, auch Deutschland dem unausbleiblichen Schicksale verfallen müsse, auch Deutschland sich unter römischer Herrschaft gedeihlich entwickeln werde. Seine Ansicht war weder gemein noch töricht. Jedoch vertrat er den kleinen Standpunkt und Armin den großen. „Hierauf stellten sie einander gegenüber, dieser die Größe Roms, die Macht der Cäsaren wie der Besiegten schwere Strafe, der sich Ergebenden nur Gnade warte; jener des Vaterlandes heiliges Recht, die angestammte Freiheit, die heimatlichen Götter.“

Die Worte haben einen unsäglich großartigen Klang.

Die beiden geraten in Wortwechsel, die Vorwürfe haben Flavus im Innersten verwundet, er verlangt nach Waffen und Pferd, flöße der Strom nicht zwischen ihnen, hätten die Brüder auf Tod und Leben gekämpft. Man hält sie zurück, erkennt, wie Armin drohend eine Schlacht ankündet, die Schlacht auf der Idistaviso-Flur. Der Weserstrom hat diese beiden Söhne einer Mutter gesehen, ihre Worte gehört.

In einer kleinen Weidenbucht binde ich mich an und bereite mir meine Mahlzeit. Es ist sehr friedlich und still, gegenüber bewaldete Ufer, es plätschert das Wasser, es rauscht das Schilf, von den Feldern weht der Gründuft herüber. Am Fluß hat schon eine andre Ernte begonnen, die Weiden werden verpachtet, und ich habe schon Leute am Schneiden gesehen. Jetzt fuhr ich an einem Alten vorbei, im blauen Kittel, mit großem, schneeweißem Bart; wie ein Flußgott stieg er aus dem Weidendorflicht empor.

Bei Blotho waren viele Fabriken, dann aber hörten diese auf, und es kamen wunderhübsche Streifen. In Pferdekoppeln standen die Stuten und Füllen am Ufer und sahen mich an. Bäume erhoben sich aus den Wiesen, ich fuhr zwischen einer Reihe von laut wispernden, rauschenden Pappeilen. Lang hin streckten sich die Waldberge, am äußersten Ende ragte stolz das Denkmal der Porta empor; am Wiesengrund waren niedrige Hecken, welche die wilde Clematis umspannte und umrankte. Auf beiden Seiten erhoben die Bergufer sich schroff und schön, zwischen ihnen floß die Weser in die unermessliche norddeutsche Ebene hinein, nahm Abschied von Felsen und Höhen.

Ich fand einen freundlichen, jungen Fährmann: breitschultrig, blauäugig, blond, dem ich die „Formosa“ übergebe, und kam vor dem zweiten heutigen

Regenguß im Gaſthoſ unter. Nach dem Kaffee wurde aus der Regenſtimmung ein blaßonniger Spätſaechmittag, und ich ging hinaus. Mit Entſezen wandte ich die Blitze, wie hat man diese ebenſo ſchöne als bedeutungsvolle Landschaft mißhandelt! Ein qualmender Fabrikschornſtein nach dem andern, über dem Strom die ſchauerlichſte Eiſenbahnbrücke. Vor Blotho war ich unter einer Eiſenbahnbrücke gefahren, der Fluß war dort ebenſo breit; auch dort war der große Eiſenbahnverkehr. Die Brücke war ſchmucklos, aus Stein, aber jeder berühmten Stadt, jeder berühmten Gegend wäre ſie angemessen gewesen, jo gut war die Wirkung. Und dieses Scheuſal an einem der beſuchteſten Ausſichtspunkte Deutschlands!

Wichtig und ſchwer wächst das weithin ſichtbare Denkmal aus dem Felsen, als wäre es ein organiſches Glied. Oben, noch höher hinauf, vom Turm aus, überſieht man das weite Weſergebiet. Es ist Urdeutschland; hier, im Herzen des Landes, waren ringsumher die den Göttern geheiligtē Berge, die alten Burgwälle der Germanen. Dort, im Westen, lockte Armin die Römer in den Hinterhalt; ſieben Jahre später fand dort Germanicus die bleichen Gebeine, die Altäre, an denen man die Tribunen den Göttern geopfert hatte. Ihm erzählten dort die Überlebenden von der furchtbaren Schlacht, zeigten ihm die Erhöhung, von der Armin zu den Seinen ſprach. „Gleich einem Raſenden“ durchſlog Armin darauf dieses vor mir liegende Bergland, die Cheruſkerne, um den Raub seiner Gattin zu rächen. Dort, an der Weſer, war der Auftritt mit dem Bruder, weiter unten die furchtbare Schlacht, dann dort, nach Nordosten, an jenen fernern Ausläufern, in der Nähe des Stein- huder Meeres, ſtellten ſich zum lezten Male in dieser Gegend Römer den Germanen.

Im Waldſchatten liegt hier oben eine alte Kapelle, die Margaretenklus; ein ſchlichter, romanischer Bau, Klammern halten das morsche Gebäude zusammen; daneben war eine Quelle, ſie heißt nach Wittekind; hier foll er getauft worden fein, man erzählt es noch heute, troßdem man genau weiß, daß diese Unterwerfung im Frankenland, in Attigny, stattſand. Doch war Wittekind hier herum angefeſſen, und er ist der Held dieser Berge, wie Armin der der Teutoburger Höhen. Ein ſtiller Waldwinkel; mild verſchleiert der Buchenſchatten, verhüllt die feuchtemoofte Patina ein neues Quellenhaus im romanisch-gotisch-barocken Stil. Das hervorrinnende Waffer bildet einen kleinen Teich, in dem die Bäume ſich ſpiegeln.

### Steinbergen, 25. August.

Heute, am lezten Tag der Wafferfahrt, eine blendend ſchöne Sonne, ohne den geringsten Zweifel hätte ich draußen übernachten können. Es ist bitter, ich bin um das intime Verhältnis zur Weſer gekommen.

Und wie ſchön iſt ſie jetzt. Indem ich mich von der Porta entfernte, verschwanden die Fabriken, edel und groß erhoben ſich die Berge mit ihren gutgegliederten Maſſen, ihrem Wechsel von Wald und Gefeſten. Über dem Schilf ſlatterten Seeſchwalben, in der Ferne erhob ſich eindrucksvoll Minden mit ſeinem Dom und den alten Bäumen vom einſtigen Wall.

Auf Anraten des blauäugigen Fährknechts der Porta legte ich am Ruderklub an, hier würde der Angestellte die „Formosa“ am ehesten sachgemäß verpacken und nach Potsdam verladen. Der abwesende Kluabaußeher ist sonst auch noch Schuldienst; dies ermittelte ich nach längerer Unterhaltung mit benachbarten Pionieren. So durchquerte ich die Stadt, um an ihn zu gelangen. Der Schule gegenüber sah ich ein mächtiges Schloß, reich mit Steinfiguren geschmückt. Drei Millionäre könnten dort angemessen leben; Automobile, damastbezogene Wände, Diamantiaren, tadellos geschnülte Tiener gehören dahin. Es ist jedoch die Überpostdirektion. Bekam die Budgetkommission den Bauplan zu sehen?

Vor etwa zehn Jahren war ich auf dem Wege nach England durch das Schaumburgsche Land gefahren, hatte rotröckige Frauen gesehen, auch Männer am Pfleg mit langen, im Wind flatternden weißen Röcken, mit Kniehosen und Wadenstrümpfen. Der Zug hielt mal auf freiem Feld, auf der Landstraße kam eine Reihe von Frauen, anscheinend vom Begräbnis, mit weit-abstehendem, dunklem Bänderkopfschutz, mit dunkeln, faltigen Mänteln. Diese Bilder waren so schön, daß ich mir vornahm, als ästhetische Augenweide, als Sehgenuß einmal einige Zeit hier zu verleben. Bisher hatte ich nur ver einzelte Schaumburgerinnen gesehen. So wollte ich in die Dörfer, wollte mich auf Schritt und Tritt an vornehm wirkenden Gestalten erfreuen.

Vorerst sah ich mir natürlich Minden an; daß es eine der ältesten deutschen Städte ist, merkt man ab und zu. In lang vergangener Zeit begann man einen gewaltigen romanischen Dom. Trozig und breit ragt noch der Westturm empor, hört oben unvermittelt mit einer kleinen Spitze auf. Langgestreckte, gedrückte Seitenschiffe, jedoch mit prächtigem Maßwerk an den Fenstern. Im Innern ist ein merkwürdiges Seitenrelief. In der Mitte drei gleich große Gestalten: Gottvater zwischen Christus und der Maria, zu beiden Seiten Heilige und Apostel. Die Gestalten sind hart, eckig, sie sind sächsisch, ohne byzantinische Verzerrung, sehr eindrucksvoll und ernst. Auch der einstige Hochaltar, wohl aus derselben Zeit, ist ein gutes Beispiel dieser beachtenswerten frühdeutschen Kunst. Es sind verblaßte Holzfiguren. „Die Regierung erlaubt nicht, sie anzumalen“, sagte der Küster. Dies ist ja überaus erfreulich; warum ließ sie die gründliche Polychromierung der Kirche zu? Hätte man sie nur in Ruhe gelassen, wie ehrwürdig wäre ohne die neue Farbe diese interessante romanisch-gotische Architektur!

Aus einer winzigen Öffnung des Turmes fällt mittags ein runder Sonnenflecken auf den Pfeiler am Eingang. Das hatte viel Stimmung: zahllose Generationen von Mindenern, Kreuzfahrer, Bürger der früh zur Blüte gelangenden Hansstadt, Magister und Ratsherren, unendlich viele namenlose Leute haben sich an ihrer Sonnenuhr gefreut.

Das Mindener Rathaus hat einen schweren, gotischen Laubengang, war wie der Dom gewaltig groß geplant, späterhin anspruchslos beendet. Sehr lustig sind einige Patrizierhäuser aus dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts. An einem verschönerten Stufengiebel sind Frauengestalten, die sentimental

den Kopf auf den Arm stützen und leck die Beine übereinander schlagen, jede Gestalt anders. Wie vergnüglich waren damals die Straßen.

Nachmittags besuchte ich die Arensburg, früher, in uralten Zeiten, ein befestigter Bergübergang. Hier versammelten sich die Cherusker vor der Weser-schlacht; ein altes Schloß mit Hegerenteich, in dem der Überlieferung gemäß das unschuldige, junge Mädchen aus Schloß Schaumburg ihr Ende fand. Jetzt Jagdschloß der fürstlichen Familie, behaglicher Ruheposten verdienter Kastellane, beliebtester Kaffeeausflug der Gegend. Ein gutes, schlichtes Schloß, die unteren Mauern aus feudaler Zeit, die oberen wohl nach dem Dreißig-jährigen Kriege in einfachem Fachwerk wieder aufgebaut. Dachwerk, Nebengebäude und Einfahrt destig, altwäterisch solid, die bedenklichen gotischen Zutaten des neunzehnten Jahrhunderts sind glücklicherweise nicht überall ersichtlich. Ich finde eine hübsche Kaffeedecke, geschmaackvolle Bänke und Tische aus dem Anfang des neunzehnten Jahrhunderts (die Glanzzeit der Gartenmöbel), ein mit Pfeifenkraut bedecktes Laubenthalbrund, dahinter die ruhige Masse des Schlosses; vor mir, in der SpätNachmittagssonne, weite bewaldete Höhen. Unten im Tale ist ein Teich, Bäume beschatten ihn, Goldfische huschen durch das klare, braungrüne Wasser. Einige leuchten im berauscheinenden goldigen Rot, andre sind blaßrosa mit einem silbernen Schein. Eine häufige Gedankenverbindung schadet diesen wunderschönen Wesen, sie erinnern an Glasschalen, an Gummibäume und Kreuzstichlissen in tantenhaft steifen Gemäldern. Dabei sind diese Fische schön wie ein lebendiger Traum, mit ihrem schillernden Glanz, ihrer behenden, ruhelosen, schlüpfrigen Schlankheit, immer von neuem reizvoll die schnellende Bewegung, die interessante Verkürzung der glatten, schimmernden Körper. Ein ruhig vornehmer, herrschaftlicher Park. Einstmals wurden schlotternde Unselige hierher geschleppt, da drängte sich in aufgeregten Massen der Pöbel, zerstampfte ringsumher den Rasen; vom Schloß kam die Patrimonialgewalt ausübende Herrschaft, die Frauen in zierlich gelocktem Haar, in schwarzen, brokatenen Gewändern, in Spitzen, die kleidsam Hals und Busen umgaben. An Sommernachmittagen saßen jene Damen vielleicht friedlich stökend an jenem Pfeifenkrautronde, zur Abendandacht sangen sie gewiß gern das schöne neue Lied: „Ach bleib mit Deiner Gnade“. Jetzt sahen alle, arm und reich, mit klopsendem Herzen, mit unheiliger Erbauung dem aufregenden Schauspiel zu. Wie sie schrie, wie sie sich sträubte, wie grotesk grauenhaft ihr Ausdruck! Würde sie schwimmen, würde sie jetzt vor ihren Augen ertrinken?

Ich kann mich ganz gut in den Hexenglauben hineindenken. Es war eine wundervoll bequeme Lösung all der verdrießlichen Zufälligkeiten des täglichen Lebens. In einem fort haben wir aus irgendeiner unerklärlichen Ursache „Pech“, so auch unsre Vorfahren; einer bekam ohne jeden Anlaß eine Chrenentzündung, ein Lieblingstier beschädigte sich, ein kostbares Gefäß zerbrach „in den Händen“, ein Schriftstück ging auf rätselhafte Weise verloren. Taran ist die Hexe schuld, dieses häßliche, heimtückische Weib, mit den Trichteraugen und dem schenen Lachen. Es war eine ansprechende, einleuchtende Hypothese; generationenlang hielt man an ihr fest.

Den Teich und den Park verlassend, schrte ich durch den Buchengrund nach dem am Hochwald gelegenen Gasthof zurück. Vom rotlich-fahl mit Blättern bedeckten Boden erhoben sich die alten Stämme, ihr glattes Gran, grünverschimmelt, zeigte feuchtes Schwarz. Wie lebende Einzelwesen stieg jeder Baum, mit den Wurzeln tiefausgreifend, still und stumm empor, hoch oben das dämmende, schwiegsame Laub. Es regte sich etwas, zierlich und geheimnisvoll huschten Rehe dort hinten im grüngrauen Schatten vorüber. Sie standen wie gebannt, sahen mich erschrocken an und waren verschwunden.

Stadthagen, „Stadt London“, 2. August.

Einigermaßen ist es mir gelungen, ästhetisch gekleidete Menschen bei der Arbeit zu sehen. Überall wurde mit aller Anstrengung eingearbeitet, überall waren einige rote Röcke, schwarze Kopfschleifen zu sehen. Auf dem Felde legen sie den Schleifenputz ab, da kommen ihre blonden, über der Stirn gelegten Flechten zum Vorschein. In der Nähe von Gilzen herrschte die Tracht in aller Schönheit; ja, man darf sie ruhig schön nennen, sie ist kleidsam, gut in Farben und Form. Das Hemd hat oft eine Halskrause, hat immer hübsche, halblange Ärmel; das Mieder zeigt gepreßte schwarze Samtblumen, ähnliches Band umgibt den Kleiderbaum. Der meistenteils rote Rock hat eine richtige Länge, fällt in vorzüglichen Falten, und die große, abstehende Kopfschleife, deren breite Enden bis unten herabfallen, gibt einen pittoresken Umriß.

Ich kam durch ein wundervolles, echt niedersächsisches Gehöft. Das stattliche Haus hat grüngestrichenes Holzwerk, in seiner Mitte ist die große Tenne, zu beiden Seiten die Ställe, der Schweinstall im Anbau. An die Diele schließen sich die Wohnräume an, vor den niedrigen Fenstern ein freundlicher Garten. Alles war wie ausgestorben, alles war draußen in den Feldern, durch die ich nun ging. Ich sah der Arbeit zu; wie schön sind die rhythmischen Bewegungen der Linien, der Gestalten. Ein Leiterwagen fuhr an die Hocken heran, mit einem sicherem Griff reichte der Knecht auf der Harke die Garbe hinauf, mit zwei Grissen brachte das Mädchen sie auf dem hochbeladenen Erntewagen unter. Sie stand auf der Lüstlinie, im roten Rock, weißen Hemdsärmeln, weißem Brusttuch, einer ungebleichten Schürze. Der Mann trug leider nicht mehr die mir unvergessene Tracht; die gibt es nicht mehr, auch nicht mehr bei den Alten. Immerhin wirkte er nicht übel, in braunamteten Hosen und zurückgestreiftem Hemd. Die Hocke war besetzt, die Pferde brachten den Wagen an die nächsten Häuser; wieder derselbe Schwung, dasselbe Schichten der Garben auf dem sich immer höher türmenden Wagen.

Zwischen den Feldern und dem Waldrand blühte hellblauer Wegwart, über diesen flog ein Eichenhäher nach dem Wald, und das Sonnenlicht fiel auf das leuchtende Blau seines Gefieders. Es war wie ein Märchen.

Der Wald begann; über fünf Stunden bin ich in ihm gegangen, nur selten einem Menschen begegnend. Immer Wald, Wald, und doch diese Abwechslung der Motive: hier stand Heidekraut und hoher Adlersfarren am Weg,

dann fiel zwischen tiefdunkeln Stämmen der Blick auf das unten liegende Bückeburger Land. Eine im Sonnenschein blaßschimmernde Ebene, Dörfer mit mattroten Dächern und Kirchtürmen, verschwommene Baumgruppen, im strahlenden Lichtdunst hingehauchte Wälder und Höhen.

Am Kreuzweg ist ein kleines Wirtshaus; dort als ich auf einer Bretterbank unter Tannen zu Mittag, dann kam ich an die Steinbrüche. Dem Bückeburger Sandstein verdankte die Grafschaft früher ihren Wohlstand; weit hin wurde er verschickt, viele stattliche, berühmte holländische Rathäuser sind aus dem feinkörnigen Gestein erbaut, neuerdings auch das Reichstagsgebäude in Berlin. Ich freute mich an dem ästhetisch berührenden Industriegetriebe, reine Höhenluft, nette Häuschen, die Brüche mitten im herrlichsten Wald. Da sah ich in meinem Büchelchen den schlimmen Satz: „Von der sogenannten Steinhauerkrankheit werden die Arbeiter fast alle, früher oder später, hingerafft.“ Hoffentlich ist das übertrieben, vielleicht ist die Sterblichkeitsziffer nicht höher als die der Ärzte, Kellner oder Schauspieler. Aber der Satz dämpfte die Freude.

Der Gesang junger Stimmen, eine Schar kleiner Mädchen, von Lehrern und Lehrerinnen begleitet, kam vorbei. Zwischen den Hellgekleideten gingen Patrizierkinder aus dem Mittelalter; so wirkten diese kleinen Schaumburgerinnen in ihrer Tracht. Verbrämte, rote Faltenröcke, Samtbrokatleibchen, buntseidene, reich bestickte Brusttücher, perlenbedeckte Hauben mit langen, flatternden Bändern. Sie wirkten überaus vornehm und geschmackvoll, aber was hatten die armen Dingertchen es heiß. Ja, unleugbar waren die andern in ihren strohhüten und leichten weißen Röckchen weit besser dran; ja, leider ist es doch eine unzeitgemäße Tracht. Es ist traurig, dies zugeben zu müssen, denn ich vermochte die Augen gar nicht von der stattlichen Pracht dieser frischen kleinen Tönen zu wenden.

Jetzt ging es bergab; Schonungen mit zartem Gras, mit Weidenröschen und Farren, es duftete hier ganz anders als im Hochwald. Schon von weitem sah ich die imposante alte Klosterkirche, sie ragte aus dem kleinen Städtchen Obernkirchen hervor. Jetzt birgt sein malerischer Komplex ein adliges Damenstift für die Frauen der Vergangenheit, die wirtschaftliche Hochschule für die Frauen der Zukunft. Ich komme auf frühmittelalterliche Mauern, auf steinerne Graburnen aus der tränenreichen Zeit des Gemüts, auf Fachwerkhäuser mit schweren Solligerplatten. Überall verwitterte Denksteine mit Wappen verstorbener Äbtissinnen, auch wegweisende Tafeln vor den einzelnen Wohnungen. Ich las die Namen „von Meysenbug, von Mombart“; Malvida würde hier wohl für exzentrisch gelten; die Romane der andern Namensverwandten werden vermutlich ein Kopfschütteln erregen.

Abends kam ich hier in Stadthagen an, sah beim Lampenschein Giebelhäuser mit interessanten, verschnörkelten Stufen. Gegenüber dem altfränkischen Gasthof lag das stattliche Rathaus; aus den hell erleuchteten Erkerfenstern drangen lustige Lieder, eine Hochzeit wurde dort gefeiert. Das stand dem alten Städtchen; während ich im Bett lag, wurde Feuerwerk abgebrannt, und Tanzmusik erklang.

### Schloßgarten von Stadthagen, 30. August.

Ich schreibe in einem begeisternden alten Schloßgarten, als Hintergrund ruhige Baummassen und eine alte Mauer, vor mir ein länglicher, steingesäunter Teich, in seiner Mitte ein stimmungsvolles Sommerhäuschen. Das Dach läuft in einer flotten, schwieideisernen Blume aus, an den Ecken sind ähnliche Speier, innen hinfällige Möbel aus der Puderzeit, und die leichten weißen und gelben Wasserlilien schwimmen im Wasser. Überall Buchenhecken in ihrer schlichten Schönheit; ein Kanal fließt unter der großen Nastanienallee; dort sind gute, alte Bänke und steinerne Tische, vor den Säulierlauben blühen bunte Georginen.

Stadthagen liegt an der großen Verkehrsstraße; wie viele meiner Bekannten kommen hier vorüber; kennt einer dieses intime, reizvolle Städtchen?

Frühmorgens hatte es geregnet, und als ich heraustrat, sah ich ein unerwartetes Bild. An den alten und altnordischen Häusern entlang gingen Frauen in großen, weiten, farbigen Mänteln mit großen, enggefalteten Krausen, dazu die abstehenden Flügelschleifen — ganz eigenartige malerische Silhouetten. Manchmal war keine Frau ohne Mantel zu sehen, da wirkte das Straßenbild mittelalterlich echt.

Das Schloß ist geradezu imposant: frühe, maßvolle Renaissance, im Hof Portale, Kellerhälse, Wappenreliefs und Erker, in der Mitte ein plätschernder Brunnen. Ringsumher prächtige, massive Nebengebäude, aus derselben Zeit, mit stattlichen Giebeln und Fenstern. Graf Otto war der Gründer, doch denkt man hier am liebsten an den großen Ernst den Dritten. Gewissenhaft sorgte er für das Land, hielt prunkhaften Hof im prunkhaften Schloß, er der Stifter der Mindener Universität, voller geistigen Interessen, ein lauterer Sinn. An der Hauptkirche hat er sich ein Mausoleum errichtet, alles überaus prächtig in Marmor, eine die Massen gut verteilende, kalte italienische Hochrenaissancearbeit mit virtuos gearbeiteten Bronzegegenständen. Seine Bildnisse interessieren mich mehr; schön und geistvoll muß er ausgesehen haben, ein längliches, vornehmes Gesicht mit hoher Stirn. Auch hängt dort an der marmornen Wand das Bild des Frühverstorbenen auf dem Totenlager, das blaße Gesicht umgeben goldgestickte Gewänder.

In der Kirche war manches zu sehen, reicher Auszschmuck des siebzehnten Jahrhunderts, so an der großen Fürstenloge, an den Logen für das Gefolge. Vieles ist erneuert, doch hat dieser „Schreinerstil“ der deutschen Renaissance den zweifelhaften Vorzug, sich gut restaurieren zu lassen; hier wird nicht, wie bei aufgesetzten romanischen und gotischen Ornamenten, der Schwung der Linie dahingemordet. Ganz allerliebst eine alte Uhr mit zierlichen Frauengestalten in der Tracht des fünfzehnten Jahrhunderts. Viele Bilder, viele Epitaphien. Am Altar das große, steinerne Denkmal von Graf Otto, dem Gründer des Schlosses, rechts und links seine beiden Frauen, die zweite, eine Herzogin von Pommern-Stettin. Da erzählt mir die Küsterfrau ruhig und bestimmt, wie man tatsächlich berichtet, den 1581 gestorbenen Graf Otto habe man sieben Jahre lang in Spanien gefangen gehalten, eine schöne vornehme Spanierin habe sich in ihn verliebt, habe ihn befreit und er sei mit ihr nach Stadthagen

zurückgekehrt. Seine Gemahlin hatte indessen sieben Kirchen erbaut. Darauf lebten alle drei glücklich miteinander. Ich höre offenmündig zu; eine überraschende Verquidung der Graf Gleichen-Legende, mit jener hiesigen, der Gräfin Hildburg, die jenseits der Weser Möllenbeck und andre Klöster zu Ehren des todgeglaubten kreuzfahrenden Gemahls erbaute. Beim Denkmal wären mir keine romantischen Legenden gekommen, bravbiederer als dieser Ritter und seine beiden Frauen kann man nicht aussuchen.

Hier im Schloßpark ist es weltvergessen einsam; Schmetterlinge mit gelben und weißen und rotpurpurnen Flügeln umflattern die farbenfreudigen Georginen, hinter ihnen ragt das Tiefdunkel der Kastanien empor.

Nennendorf, 1. September.

Gestern war ich auf dem Steinhuder Meer. Ein ganz eigenartiges Meer, fast unübersehbar die Fläche, alles schwammerte in silbernem Licht. In Steinhude gibt es Fischerhäuser mit trockenen Necken, dann der Stolz jener Gegend, das Strandhotel; in betrüblicher Verblendung wählte man den Stil einer romanischen Burg. Gegenüber die Höhen der Weißen Berge, in denen der Naturmensch Gustav Nagel das Leben, wie es sein soll, führt. Am Bahnhof hatte ich plötzlich eine leibhaftige Johanniss der Täufer-Gestalt erblickt, im weißen, hochgeschürzten Gewand mit gebräunten, bloßen Gliedern, mit schön gepflegtem, wallendem, lockigem Haar. Er trug einen Rückack und einen Stab in der Hand und bestieg ein Abteil dritter Klasse. Lächelnd schüttelten Schaffner und Ausflügler den Kopf; hier hat er schwerlich Anklang gefunden.

Mitten im See liegt im hellen Dunst eine kleine Insel, dies ist der Wilhelmstein, die Musterfestung des Grafen Wilhelm, auf die segelte ich jetzt zu. Die Wasserfläche, die blassen Ufer, flimmerten im verschleierten Licht, einige schwerfällige, vorgesichtliche Kähne trieben mit kleinen, vorn aufgehizten Segeln vor dem schwachen Wind. Es hatte etwas Unwahrscheinliches, Unvermutetes, dieses „Meer“ am Anfang der norddeutschen Ebene. Ich genoß die lauseuchte Wasserlust, die Mitsfahrenden genossen ihr lautes, anhaltendes Gespräch über gemeinsame Bekannte. Dann landeten wir im kleinen Hafen; wie sonderbar, wie eigenartig ist es hier. Eine strahlenförmig erbaute Festung mitten im Meer; innerhalb eingerammter, durch Flechtwerk verbundener Pfähle wurde mühselig der Boden geschaffen. In der Mitte die Zitadelle, vom runden Turm der Sternwarte gekrönt. Anderthalb Jahrhunderte sind seither vergangen, jetzt verdecken schattige Bäume die Außenwerke; Lauben und Hecken umgeben das Glacis. Hier gibt es sogar sehr hübsche Blumen, Verbosen, Gladiolen, Levkoien, Phlox und mannigfache zypressengleiche Taxusarten; sie sind wundervoll monumental.

Überhalb der Kasematten sind die Zimmer des Grafen; hier hat Wilhelm von Schaumburg-Lippe, der Gründer, die Seele aller dort stattfindenden militärischen Studien, gewohnt. Er ist einer der fesselndsten deutschen Fürsten des achtzehnten Jahrhunderts, interessant, eigenartig, ungewöhnlich sympathisch. Goethe sagt, er hätte „den höchsten Ruf als ein einfältiger, tapferer, obwohl

sonderbarer Mann geworden". Sein Vater stand in holländischen Diensten, er erhielt in Genuß und Leyden eine gründliche wissenschaftliche Bildung. Mit Begeisterung Soldat, widmete er sich artilleristischen Problemen, der Ingenieurkunst; hatte auch bald im englischen Dienst Gelegenheit, seine glänzende persönliche Tapferkeit an den Tag zu legen. Er folgte seinem Vater auf den Thron, ließ sich in traditioneller Pracht in Bückeburg huldigen, führte jedoch später strenge Sparsamkeit ein, um für das Wohl des Landes wie für wissenschaftliche Ziele die Mittel zu haben. Er war oft um Friedrich den Großen, lernte viel von ihm; im siebenjährigen Krieg ließ er sich nicht durch den Kaiser einschüchtern, sondern kämpfte erfolgreich für Preußen.

Voller Pläne für die militärische Sicherung Deutschlands, baute er den damals uneinnehmbaren Wilhelmstein, gründete dort die Pflanzschule für Offiziere. Auf Drängen Englands übernahm er es, Portugals Heer und Landesverteidigung neu zu organisieren. Er löste die Aufgabe vortrefflich, wurde mit Ehren überhäuft. In Portugal hatte ihn eine vorübergehende leidenschaftliche Liebe erregt; bald nach seiner Rückkehr heiratete er die anmutige, feinsinnige, junge Gräfin Marie Lippe-Biesterfeld; in Bückeburg, auf Schloß Hagenburg, am Steinhuder Meer, auf dem Wilhelmstein selbst, führten die beiden ein harmonisches Dasein, voll rastloser Arbeit, im edelsten, geistigen Genuß. Er berief Herder nach Bückeburg, verkehrte schriftlich mit Moses Mendelssohn und Justus Möser. Da starb seine kleine Tochter; die sanfte, liebende Mutter verging vor Schmied nach der Toten und folgte ihr bald. Graf Wilhelm war ein energischer Soldat, war von praktischen Interessen erfüllt, war Philosoph. Aber der Tod von Frau und Kind brach ihm das Herz. Dort in der Waldeinsamkeit, angefichts des Steinhuder Meeres, seiner Festungsinsel, zog er sich nach seiner Abdankung zurück und starb kurze Zeit darauf.

Hier hängt sein Bild, er war sehnig, groß, mit scharfen, länglichen Zügen, hatte einen feinen Mund, glänzende Augen. Hier hängt auch das Bild der Gräfin Marie, der Freundin Herders, eine zarte, vornehme Gestalt. In einem Glasjchrein ist das Wachsbild der toten, kleinen Tochter; es stand immer im Zimmer der armen Mutter, nun hat man es hierher gebracht, zeigt es jedoch nicht der Menge. Da sind auch noch einige Spielsachen, Glasperlen, eine abgeschnittene Locke, da ist ein Gedicht der Mutter . . . „Der kleine Funke sehnte sich zurück, sprach, sieh, wie sanfte Mondespracht, den Mond hat Gott gemacht . . . flößt hin, im Blicke die Mondespracht, ins Vaterland. Und fand dort Wieler Wieler selig Land . . .“ Ich freue mich, daß jene lautschwatzenden Besucher hierher nicht zugelassen werden.

Graf Wilhelm hatte keinen Sohn, hier, im Wilhelmstein, erzog er sich seinen Erben Scharnhorst. Er ist hier geworden, die Erneuerung des preußischen Heeres geht auf die hier empfangenen Eindrücke zurück. Hier hat er nicht nur gelernt, gearbeitet, sondern auch geträumt. Auf den Stätten der Jugendträume eines Großen liegt eine stille Poesie.

Hat Graf Wilhelm ihn erkannt? Ganz gewiß hat er ihn auf jede Weise begünstigt, vielleicht nur einem Instinkt folgend, denn der junge niedersächsische

Bauernjohann gab sich gewiß nicht leicht. So schildert ihn sein Biograph: „Er war eine jener Naturen, deren Süßereres die innenwohnende Fülle des Geistes und Tiefe der Seele mehr verbirgt als kundgibt. Er hatte weiche, fast bequeme Formen, glänzte keineswegs durch Schlagfertigkeit noch Witz, handhabte die Feder nur langsam und verriet auf den ersten Blick keine außergewöhnlichen Gaben. Aber ein durchdringender Verstand, eiserner Fleiß, eine seltene Fähigkeit, Menschen zu erkennen, zu behandeln, zu bilden, eine unwiderstehliche Gabe, Vertrauen zu erwecken, ein zäher Wille, ein von Menschenfurcht gänzlich freier Wille waren ihm eigen“.

In Bad Rehburg übernachtete ich, angefächts herrlicher alter Bäume, und wanderte von hier nach dem Kloster Loccum. Es ist uralt, hat historische Grinnerungen, soll architektonisch bedeutsam sein. Es ist unlängst „vergenommen“ worden, sorgsam abgeputzt, übermalt, verändert; es verblieb nur der Eindruck einer fröstelnden Neuheit, einer mäßig geschickten historischen Fälschung. Die Dörfer waren jedoch interessant und echt. Hier und da standen noch Häuser der alten Zeit, weißbeworfenes Lehmfachwerk, hohe Strohdächer mit Pferdekopfsbalken am First. Daneben stattliche Gebäude, durchgängig im guten, neuen Backsteinstil. Die Hausprüche sind beibehalten, wenn auch in verkürzter Form: „Bete und Arbeit“, „Mit Gott“; auch waren landwirtschaftliche Embleme angebracht, Harken, Spaten und Sense. In den Gärten hohe Malven, goldgelbe Skolzien, von ihren blassen, gesiederten Blättern umgeben, Herbststernbüschje mit all ihren freundlichen lila Sternen bedeckt, dunkelrote Skabiosen. Wundervoll duften die wohlriechenden Wicken, unsre herrschaftlichen Gärtner nennen sie jetzt „sweet peas“ und haben sich daher ihrer wieder angenommen.

Von Tracht ist nichts mehr zu sehen, doch haben die Frauen malerische, hinten lang über den Rücken herabhängende weiße Helgoländer. Ich sahe noch einige vor mir, es war dicht vor Rehburg, sie gingen an aromatischen, geschorenen Tannenhecken vor mir her, die vor ihnen stehende Sonne umstrahlte die weißen, wehenden Kopfshüllen, die blauen Kleider wirkten tiefdunkel, es war wie eine Nonnenprozession.

Aber in Nennendorf, so hieß es, wird die unverfälschte Tracht allgemein noch getragen.

Dies ist auch tatsächlich der Fall; als ich abends am neuen, weißen Kurhaus vorbeikam, war alles strahlend erleuchtet, unter den großen Bäumen ging eine Menschenmenge auf und ab, lachte der Musik, und hier standen dichtgedrängt Nennendorferinnen, alle in der Tracht.

Heute, am Sonntagnorgen, gingen sie in langen Reihen zur Kirche, es regnete plötzlich, sie hoben ihre roten Tuchröcke sorgsam auf, steckten die seidenen Schürzen zusammen, bei allen sah man die dezenten, violetten Unterröcke, und selbst in diesem, den üblichen Städterinnen verhängnisvollen Aufzug boten sie einen netten Anblick.

Während des Regens las ich gerade die Schloßepisode im Wilhelm Meister, da sah ich am andern Ende der Hotelveranda spielende Kinder und hörte ihren Namen nennen. Ihre Mutter, Frau v. P., geb. Gräfin W., hatte mir in

Weimar von den Beziehungen ihrer Familie zu Goethe erzählt, beschrieb mir, wie deutlich Schloß und Nebenbauten geschildert seien. Jetzt las ich angesichts der Nachkommen jener schönen Gräfin, las, wie Wilhelm Meister — Goethe — sie einmal, nur einmal, fassungslos umarmte.

Als es sich aufhellte, machte ich mich auf den Weg. Mehrere kleine Mädchen, denen ich begegnete, hatten mit bunten Bändern umschlungenen Hörnchen und große silberne Ringe in den Ohren. Es werden die Knöpfe sein, welche die Großväter am weißen, rotgefütterten Leinenrock trugen. Ein kleines Gör hatte ganz wunde Ohrläppchen, schwere Knöpfe hingen herunter. Ach fragte, ob das nicht schmerhaft wäre. „Nein,“ antwortete sie stolz und vergnügt, „ich habe sie erst vorgestern bekommen, und das tut bald nicht mehr weh.“ Vor einem stattlichen alten Bauernhaus mit Sprüchen und geschnitzten Balken stand die Bäuerin mit ihren beiden Töchtern. Ihr Brusttuch war mit dichter, orangener und magentaroter Plattsickerei bedeckt; dies klingt barbarisch, der Gesamteindruck war jedoch orientalisch reich. Auch das fünfzehnjährige Mädchen hatte ihre gestickte Halskränze, ihr Brokatleibchen, ihre spitze Bandmütze mit den langen Bändern, und das kleine, von ihr getragene Schwesternchen war einfach entzückend im rot gestickten Häubchen, mit rot und grünen flatternden Bändern, mit einem roten, verbrämten Käppchen. Die Bäuerin ließ sich meine Bewunderung gefallen. — Sonderbar, hier dicht am Badeort erhält sich die Tracht, in andern, abgelegenen Dörfern ist sie nicht mehr zu sehen.

Ich fahre nach Rodenberg; mit seinen ansprechenden, altfränkischen Häuschen, mit dem freundlichen Auetal kam es mir wohl bekannt vor. Mir ist es, als würde ich genau, wer hinter jenen hellgrünen Fensterläden wohnte, wer aus jenem Fachwerkhaus hervortreten würde.

Durch die Felder gehe ich auf den Heister zu, wandere dort stunden- und stundenlang in der Einsamkeit umher. Nicht nur schöner Wald, auch andre Merkwürdigkeiten waren zu sehen. Im Baumesdunkel lag eine rechtwinklige Umschanzung, die uralte Heisterburg, aus altfälscher Zeit. Vorfahren einiger der Kirchgänger, denen ich vorhin begegnet war, mögen sich einst hierher geflüchtet haben, sie brachten ihre Kostbarkeiten, ihr Vieh, ihre Spangen, drängten sich in diesem Raum zusammen. Wachen waren rings umher aufgestellt, Wahrsagerinnen wurden befragt, es erklangen die alten Weisen, die Karl der Große später sammelte, die kein günstiges Geschick uns erhielt. Nicht weit davon entsprang im Grasgrund eine Quelle; hier knieten die Sachsenfrauen mit ihren Krügen.

Der Weg führte am Kamm entlang, von beiden Seiten hatte man Blicke in das fruchtbare Land. Es kamen Buchen, dort lagen graugrüne, modernde Steinblöcke, und abseits vom Weg erhob sich ein größerer Fels. Er ist oben gehöhlt und hat eine Rinne. Alte Legenden häften an dem Ort, die Landleute nennen den Steinblock die „alte Taufe“, das nicht weit davon entfernte Geröll die Teufelsmauer. Es war ein heidnischer Opferaltar; hier stand der weißgekleidete Priester, töte die Gefangenen nach altem Ritus, unter dem Absingen der ehrwürdigen Stabreimenlieder. Hier verhängte er Bannflüche,

sprach dem in ernster Sache Herberufenen den Eid schwur vor. Ehe Krieg erklärt wurde, befragte der Priester hier im heiligen Wald den Willen der Götter. Von den Buchen, welche damals wie heute die Nachmittagssonne grünleuchtend durchfuhr, schnitten sie Stäbchen, versahen sie mit Runen und verdeckten sie mit einem weißen Tuch. Der Priester sprach ein Gebet, hob unter Aufblick zum Himmel die „Buchstaben“ auf, und deutete aus den eingravierten Zeichen. Was glaubten diese Priester, was ging in ihnen vor? Viele waren gewiß gläubig, fromm, hatten die Macht des Gottes im Herzen gespürt, andre zweifelten an allem; gerade in der Priesterhaft wandten sich viele hoffend der neuen Lehre zu. Nicht weit von hier, bei Osnabrück, wohnten die Brüderer; eine ihrer Jungfrauen, Beleda, hatte damals den Sieg der Deutschen vorhergesagt. Nach dem Untergang der römischen Legionen hielt man sie für ein göttliches Wesen, sie lebte in einem hohen Turm und wurde ehrfurchtsvoll befragt. Die hier opfereten, haben von der Beleda gesprochen, sie wahrscheinlich gekannt.

### Bückeburg, „Deutsches Haus“, 2. September.

Ich wollte mir die Residenz des interessanten dritten Grafen Ernst von Schaumburg-Lippe besiehen. (Merkwürdig, auf dieser Wanderung war ich nur auf Erinnerungen bedeutender und tüchtiger Fürsten und Fürstinnen gekommen. Es fehlte, weiß Gott, nicht an Troddeln, gemeinen Seelen, kalten Egoisten, nicht an bigotten Gänzen oder Därnennaturen auf den Thronen. Gerade hier kamen sie anscheinend nicht vor oder hinterließen keine Spuren.)

Natürlich ist dies Schloß deutsche Renaissance, und was für welche! Sie ist außer Rand und Band, taumelt vergnüglich in losgelassener Freude am Schmuck. Dabei talentvolle Sachen. Hier kann man schaudernd erkennen, auf was nicht die deutsche Architektur, wenn es ihr gut geht, verfällt. Erinnerungen an manche Ausstellungen kommen ungerufen, ausgetüftelt geistvolles oder auch temperamentvolles Schaffen, wenig Gefühl für die Lebensbedürfnisse, noch weniger Geschmack. Durch ein Portal, auf dem ein lustig verzerrter Herkules zwei Drachen anscheinend füttert, gelangte ich in den Schloßbezirk. Ringsumher große stattliche Gebäude, was neu, was alt, ist schwer zu sagen. Echt sind innen nur die unerhört dicken Mauern mit tiefen Fensternischen, dann der berühmte Goldene Saal vom Grafen Ernst. Er paßt nicht zu den vornehm ernsten Zügen, die ich in seinem Mausoleum zu Stadthagen sah, zu seinem strengen Fleiß, zu seiner liebevollen Pflege wissenschaftlicher Arbeit. Graf Ernst war jedoch prachtliebend, und dies war der damalige deutsche Geschmack. Die wüste Überladung der Prunktür könnte einen im Fiebertraum verfolgen. Dann kommt ein imposanter Ballsaal, eine neue, kostspielige, ziemlich gewissenhafte Kopie der Vorbilder des achtzehnten Jahrhunderts. Wie unähnlich ähnlich! Ein Eckchen des Großen Trianon, ein Winkel in Chantilly, ein Zimmerchen in Nymphenburg oder Ansbach, und die ganze Lust gähnt einen an. Mein tiefs Schweigen kränkte den Kastellan; es ist mir ja selber peinlich, ich konnte nicht anders. Als wir jedoch in die Schloßkapelle traten, wurde ich beredt. Sie ist erstaunlich interessant, und sie ist

fogusagen intakt. Ein verhältnismäßig kleiner Raum, noch gotisch gedacht, mit frühem Renaissance-Schmuck; alles reich, alles bunt (erst vor kurzem wurde die Tünche entfernt), ein überaus sicheres Können, ein selten versagender Geschmack. Mit Ausnahme der neuen, langweiligen Fenster ist der Raum selbst bis zu dem prachtvollen Türschloß einheitlich alt. Was tat das gut!

Nun besah ich mir die Kirche, in der Herder fünf Jahre lang wirkte. Zuerst ging es ihm hier schlecht, zu dem Fürsten Ernst konnte er sich anfangs nicht stellen, es waren zu verschiedene Naturen; er sprach sonntäglich vor leeren Bänken. Als die junge Gräfin Marie kam, fand er eine feinfühlige Freundin; es gelang ihm auch durch eine neue lebendige Art des Predigens über das Leben Jesu Scharen an sich zu ziehen. Die Landleute kamen in hellen Haufen, unter dem Arm ihre Familienbibeln, aber auch die geistig Verwöhnten. Schiller sagte später, so hätte keine Predigt ihm je gefallen, schilderte die Einfachheit des Vortrages „ohne Gebärden Sprache, ohne Spiel der Stimme“.

Die Fassade dieser Kirche ist eine schwülstige Orgie der deutschen Renaissance, auch innen herrscht die angehäufte Dekoration. Auf dieser goldgeschnittenen Kanzel stand Herder mit seinem seingeschnittenen, durchgeistigten Gesicht, gegenüber die von durchbrochenen Rauten umgebene Fürstenloge, rings herum die Kirchenstühle des Gefolges und der Beamten. An diesem prachtvollen, getriebenen Bronzetaufschluss hat Herder seines Amtes gewaltet. Nicht weit von der Kirche, an dem früheren „Chimnasiūm“, wie der Münster sich ausdrückte, vorbei, steht noch immer das einfach anständige Fachwerkhaus, das Herder bewohnte. Naftlos hat er hier gearbeitet, und menschlich waren es vielleicht die bedeutsamsten Jahre seines Lebens. Hier führte er seine Braut, die Caroline Flachsland, heim. Sie war „lebhaft, schlank, blond, blauäugig“, fähig, seine Interessen zu teilen. Ihr späteres Bild zeigt sie hochachtbar, aber wenig liebenswürdig, das häufige Los der Frau mit einer großen Familie und geringen Mitteln. Wohl manchmal hat sie ihre Freunde und Gönner durch Empfindlichkeit, durch übertriebene Ansprüche gequält. Hier in Bückeburg war sie jung und glücklich, hier wurde ihnen der erste Sohn geboren.

### Herford, 3. September.

Wieder die Bitterkeit einer nagelneu aussehenden, uralten Kirche. Wie herrlich könnte das große Münster von der Vergangenheit und den Wandlungen der Zeit erzählen! An einer andern gotischen Kirche riß man nieder, baute man wieder auf; die Stiftskirche auf dem Berg haben sie, wie mir seufzend ein Steuerzahler mitteilte, für 165.000 Mk. neu restauriert. Ich konnte mir das Ergebnis denken und ging nicht hin.

Für Kunstliebhaber und Altertumsfreunde müßte es einen kleinen Führer, „Unverdorbene deutsche Denkmäler“ geben. Es wäre ein sehr dünnes Heftchen, würde mit jeder neuen Auflage zusammenschmelzen. Ich kenne zwei schöne, wirklich alte, unrestaurierte Burgen, will sie lieber nicht nennen; auf dieser Wanderung fand ich drei unverhönte architektonische Denkmäler, das dem Restaurator ausgelieferte Schloß Schaumburg, Schloß Norven und die Bücke-

burger Kapelle. Diese rastlosen Herforder Bürger haben wiederum ihr altes Rathaus, nach der Photographie zu urteilen war es ein ungewöhnlich vornehmer Bau, abgerissen, von der berühmten Abtei ist keine Spur verblieben, nur mit Mühe konnte ich die Stätte ermitteln.

Unter den Karolingern im Jahre 823 wurde das Frauenkloster gegründet, bis 1803, fast eintausend Jahre, hat es sich gehalten, immer unter Äbtissinnen fürstlichen Geschlechts. Hier verlobte sich die anziehendste Fürstin unsrer alten Geschichte. Mathilde war eine vornehme, junge Sächsin, in Enger zu Hause, aus Wittekinds Geschlecht. Sie wurde bei ihrer Großmutter, der Äbtissin, im Herforder Kloster erzogen. König Heinrich der Finkler hörte von ihrer Schönheit, vom Adel ihres Wesens, reiste unerkannt nach Herford, sah sie im Münster und kam dann mit stattlichem Gefolge nach dem Kloster und warb um ihre Hand. So wie die Geschichte sie uns überliefert, hat sie einen herrlichen Stil. In glücklicher Ehe gebar sie dem König Heinrich Söhne und Töchter, auf seinem Totenbett gab er kund, wie viel er ihrem Rat, ihrer sanften Vermittelung verdanke. Nur einen verzeihlichen Fehler werden wir an ihr gewahr, ihre zu offene Hand; diese Freigebigkeit führte einmal zu einer Entzweierung mit ihrem Sohn, dem großen Kaiser Otto. Sie ging stets prächtig geschmückt, christlich demütig, den Armen eine Schwester, war sie doch ihrer Stellung wohl bewußt, keiner wagte es, sich in ihrer Gegenwart zu setzen. Liudbrand erwähnt ihrer mit folgenden Worten: „Sie steht über allen älteren Frauen, die ich je gesehen, oder von denen ich je gehört habe.“

Hier hat sie ihre Mädchenjahre verlebt.

Die bedeutendste Äbtissin war Elisabeth, Pfalzgräfin bei Rhein, die Tochter des Winterkönigs. Sie zeigte die seltene, aber sympathische Verbindung einer strenggeschulten Philosophin und einer frommen, werktätigen Christin. Als schöne junge Prinzessin schlug sie die Hand des polnischen Königs aus, da sie ihren Glauben nicht abschwören wollte, in Holland hat sie sich mit ihrem Vetter, dem jungen Friedrich Wilhelm, späteren Großen Kurfürsten angefreundet, er ernannte sie zur Äbtissin von Herford, damit zur reichsunmittelbaren Fürstin und Prälatin des heiligen römischen Reichs. An dem Hochaltar der dem Stift nahverbundenen Münsterkirche fand ihre Einführung statt.

Sie war die begeisterte Schülerin von Cartesius, hatte, wohin sie kam, im großen Kreis der Verwandten eifrig zur Verbreitung seines philosophischen Systems beigetragen, blieb ihm zitlebens eine Freundin. Nicht weniger nah stand sie dem Genser Sittenreformator Labadie, er und seine Anhänger, darunter die von der Fürstin verehrte Dichterin Anna von Schürmann, lebten längere Zeit, unter ihrem Schutz den Anfechtungen der lutherischen Geistlichkeit trotzend, in Herford. Zu den englischen Quäkern hatte sie Beziehungen; Penn, der Gründer von Pennsylvania, der schottische Landjunker Robert Barclay of Ury, mein Vorfahre mütterlicherseits, besuchten sie hier. Als reichsunmittelbare Fürstin faß sie zu Gericht, bewies hierbei praktischen Sinn neben gütiger, milder Geduld; sie war überaus wohltätig, heißbetrauert wurde sie in dem Chor der Münsterkirche bestattet.

Wahrscheinlich erstreckte sich der Abteigarten bis nach dem rauschenden Flüßchen; hier fand ich noch altes Mauerwerk, auch altmodische Häuser aus Fachwerk oder mit Schiefer bekleidet. Das Hauptgebäude lag dicht am Münster, zu allen Festlichkeiten zog die Äbtissin mit den Nonnen oder Stiftsdamen feierlich herüber, ganz gewiß hatten sie reichgeschmückte Kirchenstühle, ganz gewiß hat diese vor kürzerer oder längerer Zeit ein Regierungsbaumeister im Namen nüchtern, fälschender Stilreinheit entfernt.

Dann sahre ich nach Enger, dort will ich Wittekinds Heimat sehen. Wittekind, noch immer ein lebendes Wort. In jenem wundervollen Buch, den „Denkwürdigkeiten eines Arbeiters“, erzählt der Bauarbeiter Fischer in seinem großen, einfachen Stil, wie er auf Wittekinds Spuren kam.

Ein baumbestandenes, leichtbewegtes Gelände mit vielen einzelnen Höfen. Meistens waren es stattliche Gebäude, oft weiß oder hellblau bemalt mit dunklem Fachwerk, auch wohl mit Bretter- oder Schindelbekleidung. Am First eine gefällige Dachspitze, so ein schmiedeeiserner Schwanz. Als schönster Schmuck herrliche alte Bäume, welche die Höfe manchmal in parkartiger Fülle umstanden, oft umzäumten geschnittene Hecken den Besitz. Selbst große Höfe mit neuen Anbauten wahrten musterhaft den alten Bauernhausstil. Ich sollte bald Näheres über die Besitzer dieser vornehmen Anwesen hören. In den Dörfern machten sich bereits böse stückbeworfene Vorstadtbüschen breit, sie waren nicht so schlimm wie die der Mark, aber schlimmer als irgend etwas, das mir in diesen Wochen begegnet war, doch tastete der Ungeschmack die Gediegenheit der Bauernhöfe nicht an.

Im kleinen Landstädtchen Enger gibt es anziehende, weinberankte Häuser, Fachwerkhäuser, alle unregelmäßig zerstreut; in ihrer Mitte erhebt sich an der Stelle von Wittekinds Kirche der jetzige alte Bau. Er ist romanisch-gotisch, hat eigenartigen Charakter. Abseits, für sich, steht der niedrige Turm, am Westportal sind Steinbilder eingemauert. Sie wurden hier gefunden, gehörten anscheinend zu Wittekinds Burg. Mir stockte der Atem, während ich diese fremdartigen, rohen Gestalten betrachtete; ein Mann mit kriegerischer Rüstung, kurzem Backenbart, vorstehendem Schnurrbart, mit gewelltem Haar, zwei andre Männer mit rollenden, hervorquellenden Augen, dann ein wildansiehender Kopf, den man für einen Heidengott, für den Wotan hält. Aus Wittekinds Burg! Das Portal war bis vor kurzem zugemauert, denn hier an der Westseite wurde vor elshundert Jahren Wittekinds Sarg hereingetragen, hinfürder sollte man den Eingang nicht benutzen. Die Stelle, an welcher der Sarg aufgebahrt wurde, heißt noch heute der „Leichdehl“. In einem kleinen Gewölbe daneben wurde der Herzog bestattet, es wurde beschlossen, daß kein anderer jemals in der Kirche ruhen dürfe, und so hat man es bis zum heutigen Tage gehalten. Der Todestag wird all jährlich gefeiert, Stadtdiener „verlängten“ am Abend vorher „die Leiche“, am Morgen versammelt man sich in der Kirche, es wird ein Gedächtnisgottesdienst gehalten. Am Schluß läutet man zur „Einsenkung der Leiche“, dann werden die Amtspersonen bewirtet, die Schulkinder und Armen beschenklt.

Im Schiff der Kirche ist es bereits dämmrig. Gestühl, Kanzel und Altar sind alt und beschmiert, ein frühes Kruzifix, ein spät gotisches Altarbild haben viel Gutes. Hinter diesem Dionysiusaltar ist das Heiligtum der Kirche, das Wittekindgrab. Auf dem steinernen Unterbau ruht der Herzog, so wie man ihn sich im zwölften Jahrhundert dachte: bartlos, mit langem Haar, im langen, reichverbrämten Taltengewand, eine Krone auf dem Haupt. Seine Gebeine hatte man in dieses Grabmal unter der Platte bestattet, dann kamen sie später nach Herford, bis Friedrich Wilhelm III. sie nach Enger überführen ließ. Da zogen die Sattelmeyer ihrem Herzog entgegen, gaben bis zur alten Grabstätte das feierliche Geleit. Bei den Gebeinen waren Wittekinds Schädel, die er der Kirche vermacht hatte; die Bewohner von Enger schenkten sie Friedrich Wilhelm IV., vor kurzem hatte ich sie im Berliner Museum gesehen. Sie waren ursprünglich in der uralten gewölbten Sakristei gewesen, diese hatte, wie es scheint, die Königin Mathilde zu Ehren ihres Ahnherrn erbaut, als sie sich nach dem Zwist mit ihrem Sohn in die alte Heimat zurückzog. Hinter dieser eisenbeschlagenen, schweren Tür ruhten die Schädel. Allerwahrscheinlich sind es die Taufgeschenke, die Karl der Große ihm in Attigny gab. Prächtig reich ist das Reliquarium, goldbesponnen, mit Zellenschmuck und Halbedelsteinen, mit verschlungenen Tiergestalten verziert. Diese goldene Tasche hat er sich auf Reisen umgehängt, die zauberkräftigen Reliquien begleiteten ihn zum Kampf.

Während langer Jahrhunderte wurde er als wundertätiger Heiliger verehrt, von weither kam das Volk und kniete am Grabe des großen Herrführers der Sachsen. An diesem Denkmal hat im vierzehnten Jahrhundert Karl IV. ehrfürchtig geweilt, er war hierher gereist, der schlanke, eingebaute Herr, den uns eine gewiß ähnliche Statue zeigt. Ohne sittliche Kraft, ohne zielsbewußtes Handeln hatte er doch eine wahre Freude an der Geschichte, an der Kunst, an allem Schönen und Interessanten.

Heute knien hier keine Pilger, nur selten kommt ein Reisender des Weges, aber noch immer ist Wittekind, wie es in einer alten Chronik heißt, „König von Engern“. Hier weilt er noch immer, von den Seinen umgeben. Die Geschichte kann nur wenig von ihm berichten, um so mehr die Überlieferung, und ihre genau angegebenen Einzelheiten bergen keine Unwahrcheinlichkeiten, werden durch Ausgrabungen und Funde bestätigt. Hier in Enger weiß man genau, daß eine Burg dort „an der Burgstätte“ sich erhob, hier herum zog sich der Graben, hier war die Pferdechwemme, der Hühnerhof. Wo jetzt dieser Garten sich erstreckt, war Küche und Backhaus. Zu Füßen der Burg lag mit Toren und Türmen die damals wichtige Stadt. Dorthin, nach Schildeiche zu, war des alten Helden Lieblingsgang. Er weilt noch mitten unter den Seinen.

Wohl hatte ich schon früher von den Sattelmeyers gehört, sie waren mir ein mythischer Begriff. Während ich mir Kaffee geben lasse, erzählen mir die übrigen Gäste der Wirtschaft über diese Familien. Es gibt deren noch vierzehn, fünf wohnen in der unmittelbaren Umgebung von Enger, alle haben von altersher ihre unterscheidenden Namen. Da gibt es die

Nordmeyers, Ebmeyers, die Barmeyers und die Kingstmeyers, die Meyers zu Hücken, zu Hiddensehausen, zu Rahden. Der mir Auskunft gebende Mann, er ist groß, blauäugig, mit rotblondem Haar, einem ruhigen Blick, kennt sie anscheinend alle. Bei diesem war er Sonntag zu Tisch; jener ist ein berühmter Landwirt, hat zwölf Pferde im Stall, auch bei dem andern ist „alles sehr gut imstande“, der Sohn von einem dient jetzt im Regiment, beim andern wird nächstens Hochzeit gehalten. Ich gehe am Feldweg nach dem nächsten dieser Gehöfte. Ein mächtiges Bauernhaus im mustergültigen Zustande. Hier die große Einsfahrt in die Tenne, ein etwas vortretendes Giebeldach, kleine Fenster mit weißgestrichenem Kreuz, ringsumher herrliche Bäume.

Ist dies nicht der älteste, auf ererbter Scholle lebende Adel Europas?

Nachdem Wittekind mit dem Kaiser Frieden geschlossen hatte, erwählte er sich hier seinen Wohnort, und seine treuen Freunde und Waffengenossen zogen mit ihm her. Er gab ihnen Grundbesitz und verteilte die Ehrenämter. Wenn sie mit dem Herzog ausritten, trabte der Meyer von Heddenhausen voran, beschloß der zu Hücken den Zug, Ebmeyer war Jagdmüller, der Marstall war dem Kingstmeyer unterstellt. Wittekinds Genossen leben noch immer in dieser Gegend, von allen geehrt. Im Leben sind sie stolz auf ihre Überlieferung, noch im Tode huldigen sie bis heute ihrem Herrn. Stirbt einer von ihnen, so wird die Leiche drei Tage hintereinander „beläutet“, wird dann in die Kirche getragen, im Chor niedergesetzt. Da liegt der Sattelmeyer zu Füßen seines Herzogs und nimmt von ihm Abschied.

Hier, wo die Vergangenheit so eindrucksvoll redet, hier endete meine Wanderung im urdeutschesten Gebiete.

# Der Ursprung des Lebens.

Eine Grenzbestimmung zwischen Wissenschaft und Metaphysik.

Von  
J. Reinte.

Drei Hauptsätze sind es, in die sich unser Wissen vom Ursprunge des Lebens einkleiden läßt. Der erste Hauptatz lautet: Omne vivum ex vivo, d. h. jedes lebende Wesen, jeder Organismus wird von einem andern Organismus geboren.

Den zweiten Hauptatz könnte man so formulieren: Die Körpersubstanz aller Organismen entstand aus Erde, d. h. aus denjenigen chemischen Verbindungen, die in den festen, flüssigen und gasförmigen Bestandteilen unsres Planeten gegeben sind.

Beide Sätze stehen scheinbar in Widerspruch miteinander. Denn prüfen wir das Fleisch der Tiere und die Substanz der Pflanzen auf ihre chemische Beschaffenheit, so ergibt sich, daß beide übereinstimmend zusammengesetzt sind aus Eiweiß, Kohlenhydraten, Fetten und zahlreichen andern organischen Verbindungen, die in der anorganischen Erdrinde nicht vorkommen. Allein der Chemiker belehrt uns darüber, daß die Elemente, aus denen jene organischen Verbindungen des Tier- und Pflanzenkörpers aufgebaut sind, nämlich Kohlenstoff, Sauerstoff, Wasserstoff, Stickstoff, Schwefel und Phosphor, identisch sind mit den elementaren Bestandteilen der leblosen Erdrinde, wenn sie auch in letzterer nur als anorganische Verbindungen, und zwar als Kohlensäure, Wasser, Ammoniak, Salpetersäure, Schwefelsäure und Phosphorsäure vorkommen. Auch kehren beim Tode der Lebewesen ihre organischen Verbindungen durch Zersetzung wieder in anorganische Verbindungen zurück; der Organismus wird wieder zur Erde, aus der er entstanden war.

Dieser Kreislauf des Stoffes, von Erde zu Eiweiß, Zucker und den übrigen sogenannten Baustoffen der Organismen, dann wieder zu Erde zurück, spielt sich täglich vor unsern Augen im größten Maßstabe ab. Denn die Pflanzen verstehen die Kunst, daß Anorganische zum Organischen zusammenzufügen, und bauen damit nicht nur den eigenen Körper auf, sondern mittelbar auch den der Tiere, weil das Tierreich vom Pflanzenreiche lebt.

Dieser wichtige Prozeß der Assimilation wird aber nur möglich, wenn lebendige Pflanzenzellen gegeben sind, und diese Zellen werden erfahrungsmäßig nur von andern Zellen geboren. Die Geburt braucht sich aber nur auf die Keime größerer Organismen zu erstrecken. Ist der Stein eines Apfelbaumes entstanden, so vermag sich aus diesem unter Assimilation von Erde und von Kohlensäure aus der Luft der ganze große Apfelbaum zu entwickeln. Hiermit gelangen wir zu einem dritten Hauptsatze der Lehre von der Organisation, der lautet: Den Keimzellen der Tiere und Pflanzen wohnt das Vermögen inne, zu einer bestimmten, mehr oder weniger scharf vorgeschriebenen Gestalt auszuwachsen, und diese Gestalt ist annähernd die gleiche wie die der Eltern.

Noch eine wichtige Tatsache ist hervorzuheben. Die chemischen und physikalischen Kräfte, sowie die in ihren Äußerungen hervortretenden energetischen Gesetze bleiben die gleichen, ob die anorganischen Verbindungen in der Erdrinde enthalten sind oder ob sie in die organischen Verbindungen der Zellsubstanz umgewandelt werden. Daher war es der Intelligenz des Chemikers möglich, im Laboratorium Zucker und Fett durch künstliche Synthese aus anorganischen Verbindungen aufzubauen, und für die Eiweißstoffe wird dies wahrscheinlich in nächster Zukunft gelingen; prinzipiell steht auch letztere Aufgabe auf keine unüberwindlichen Schwierigkeiten. Soweit unsre Erfahrung reicht, vollzieht sich jede solche Synthese nur durch Eingriff menschlicher Intelligenz oder unter dem Einfluß lebender, vegetabilischer Zellsubstanz.

Durch diese Darlegung dürfte der scheinbare Widerspruch zwischen unserm ersten und zweiten Hauptsätze beseitigt sein. Eine Keimzelle, d. h. ein mikroskopisch kleines Stück lebender Zellsubstanz, muß aus andrer lebender Zellsubstanz geboren werden; dann kann solche Keimzelle sich durch chemische Assimilation von Erde zu riesengroßen Pflanzen und Tieren entwickeln. Aber diese Entwicklung vollzieht sich unter fortgesetzter Zellteilung, wobei die Millionen und Milliarden von Zellen des fertigen Organismus an Größe der Keimzelle mehr oder weniger gleich bleiben können. Das Prinzip der Geburt ist zurückzuführen auf Zellteilung, auf die Teilung einer Mutterzelle in zwei Tochterzellen. Auch die Keimzellen sind durch solche Teilung im elterlichen Organismus entstanden bezw. aus diesem ausgeschieden worden.

Die Substanz der Zellen besteht aber nicht nur aus einem Gemenge organischer Verbindungen, als deren Hauptvertreter uns fortan die Eiweißstoffe genügen mögen, sondern diese Verbindungen sind in der Zellsubstanz derartig zusammengesetzt, daß die Vorgänge des Lebens entstehen, deren Grundlage das Vermögen, zu assimilieren, zu wachsen und sich durch Teilung zu vermehren ist. Diese Eigenschaften des Lebens hat aber noch kein Chemiker dem Eiweiß einzuhauen vermocht, und wir können es als Ergebnis aller unsrer bezüglichen Erfahrungen bezeichnen, daß die Belebung des Eiweißes für den Chemiker unmöglich ist. Es gibt also neben der chemischen Synthese noch eine höhere, eine biologische Synthese, die in der uns bekannten Welt nur durch die Pflanzenzellen ausgeführt wird. Dadurch ist ein tiefs gehender

Unterschied zwischen lebender und lebloser Materie festgestellt. Wir können künstlich lebende Materie nicht aus lebloser erzeugen, auch wenn wir Eiweiß, Zucker usw. dafür verwenden wollten; wohl aber ist es leicht, lebendige Substanz zu töten, d. h. in einen Zustand überzuführen, in dem die chemischen und physikalischen Energien nicht mehr durch das Band des Lebens zusammengehalten werden.

Die Möglichkeit, ihr Leben zu führen, ist bei den Organismen an gewisse äußere Bedingungen geknüpft. So an das Dasein von Nahrung, dann aber auch an bestimmte Grenzen der Temperatur. Lebendige Wesen, wie wir sie kennen, können bei einer Temperatur, die höher ist als 70 Grad C., nicht dauernd existieren. Sie meistern extragen keine längere Erwärmung auf 50 Grad. Diese Tatsachen bringen unsren ersten Hauptfaß, daß Zellen nur durch Geburt aus andern Zellen entstehen können, Organismen nur von andern Organismen geboren werden, in Widerspruch mit den Lehren der theoretischen Geologie. Diese weiß es in höchstem Grade wahrscheinlich zu machen, daß unsre Erde einst ein glutflüssiger Feuerball war, dessen Rinde durch Abkühlung erstarrte, wie wir heute die aus dem feurig-flüssigen Erdinnern hervorbrechenden Lavaströme erstarrten sehen. Auf glühender Lava wächst aber kein Kraut und kann keins wachsen; darum muß auch die Erdkugel nach ihrer Erfaltung zunächst alles pflanzlichen und tierischen Lebens entbehort haben. Woher kamen nun die ersten Pflanzen? Hier versagt das Prinzip der Geburt, denn wer sollte sie geboren haben? Von den Tieren können wir absehen, weil ihr Dasein das Dasein von Pflanzen zur Voraussetzung hat. Damit tritt uns ein schwieriges Problem der theoretischen Biologie entgegen, ein Problem, das der Erfahrung ganz unzugänglich ist, weil es kein Instrument gibt, um die fernste Vergangenheit zu durchschauen. Denn Reste jener ältesten Erstarrungskruste der Erde mit ihren Erstlingsorganismen sind nicht auf uns gekommen.

Die Reihen der sich durch Geburt fortpflanzenden Organismen müssen also zu Beginn der Zeit, da Leben auf unserm Planeten möglich wurde, einen Anfang genommen haben, der nicht durch Geburt erfolgte. Worin bestand dieser Anfang? Daraüber wissen wir nichts; das Problem des Ursprunges der Organismen auf Erden kann somit lediglich Gegenstand spekulativer und theoretischer Grörterung sein.

Orientieren wir uns zunächst einmal über die ältesten Pflanzen und Tiere, von denen wir etwas wissen. Sie sind uns erhalten in versteinerten Resten der ältesten neptuniischen, d. h. aus dem Meere abgelagerten Formationen. Es ist klar, daß nur solche Reste versteinern konnten, die sich nicht leicht beim Absterben zerstörten; so die Schalen von Weichtieren, die festeren Teile von Pflanzen. Die älteste Versteinerungen führende Formation ist das Kambrium, in dem sich keine Reste von Pflanzen, sondern nur Reste von Meertieren finden. Unter diesen gibt es Vertreter der kleinen einzelligen Gruppen der Foraminiferen und der Radiolarien. Ihre wohlerhaltenen Schalen deuten auf Formen, die den heute lebenden Typen beider Gruppen im wesentlichen gleichen. Von größeren Tieren finden sich Krebse (Trilobiten)

und Armfüßiger. Die Trilobiten sind zwar im Laufe der älteren Erdgeschichte ausgestorben, an Höhe der Organisation stehen sie aber kaum hinter den heute lebenden Krebsen zurück. Von den kambrischen Armfüßigern reichen mehrere Typen durch alle Formationen bis in die Gegenwart hinein. Auf das Kambrium folgen das Silur und das Devon. Zu ihnen finden sich bereits Fische und Landpflanzen versteinert. Die Pflanzen sind Hainkräuter und Gymnospermen von ähnlicher Organisationshöhe wie ihre noch heute lebenden Geschlechter. Dies sind die paläontologischen Akten, mit denen wir zu rechnen haben.

Jeder Biologe und jeder Paläontologe ist davon fest überzeugt, daß die kambrischen und silurischen Reste nicht den ältesten Tieren und Pflanzen zugehören, die einst die Erdrinde besiedelten. Man nimmt an, daß die Zeit zwischen dem ersten Auftreten von Lebewesen und dem Kambrium mindestens ebenso lang war als der vom Kambrium bis zur Gegenwart verflossene Zeitabschnitt der Erdgeschichte. Leider kennen wir keine Versteinerungen aus den vorkambrischen Abschnitten der Erdgeschichte, und es ist kaum Ansicht vorhanden, welche jemals kennen zu lernen, weil die in jenen Zeiten aus dem Wasser niedergeschlagenen Schichten dermaßen durch nachträgliche Kristallisationsvorgänge verändert sind, daß jede Spur einer organischen Struktur dadurch ausgetilgt wurde. Für die vorkambrische Welt der Organismen sehen wir uns daher gleichfalls auf spekulative Erörterungen beschränkt.

Den drei vorhin dargelegten, aus der Erfahrung geschöpften Hauptfäden der Entwicklungslehre kann noch ein vierter angereiht werden, der lediglich auf einem Analogieschluß beruht. Er lautet: Wie die Entwicklung der höheren Tiere und Pflanzen mit einer mikroskopischen Keimzelle beginnt und durch Wachstum zu den großen und kompliziert gebauten Körpern jener Organismen fortschreitet, so waren mutmaßlich an der Erdoberfläche einst nur mikroskopische, einzellige Tiere und Pflanzen vorhanden, aus denen sich im Laufe der Erdgeschichte nach den durch die Abstammungslehre aufgestellten Regeln die heute lebende Fauna und Flora des Erdreiches entwickelte; die Stammesgeschichte der Tiere und Pflanzen wäre somit analog vorzustellen der Entwicklungsgeschichte der Individuen. Wie wir in dieser von Keimzellen sprechen, führt die Abstammungslehre auf Urzellen zurück.

Wenn wir feststellen können, daß die fossilen Radiolarien des Kambriums und des Silurs von den lebenden nicht wesentlich verschieden sind, so ist auch nicht ausgeschlossen, daß unter den heute in großer Zahl vorkommenden einzelligen Organismen sich solche befinden, die den Urzellen sehr nahe stehen; es wären das Urzellen, die sich seit den ältesten Zeiten nicht weiter entwickelt hätten. E. Haeckel hat dies für die von ihm als Moneren bezeichneten einzelligen Wesen direkt angenommen. Wenn Haeckel jene Moneren für strukturilose Plasmaklumpchen hielt, so ist dies allerdings widerlegt worden, indem W. Böpf<sup>1)</sup> und andre einen Zellkern in ihnen nachgewiesen haben; auch die neuerdings von Haeckel als Moneren in Anspruch genommenen Bakterien und Phycochromaceen sind keineswegs strukturlos. Nach meinem Dafürhalten

<sup>1)</sup> Niedere Pilztiere. S. 19. 1885.

gibt es eine niedere Stufe von Zellen, die noch keinen Kern besitzen, und eine höhere, die aus Protoplasma und Zellkern bestehen. Zur Vereinfachung der Grörterung bin ich gern bereit, anzunehmen, daß die Urzellen kernlos waren, also Moneren nach der Bezeichnung von Haeckel darstellten.

Das Problem vom Ursprung des Lebens auf unserm Planeten spükt sich somit zu auf die Frage nach der elternlosen Entstehung der ersten Urzellen, von denen dann alle späteren Zellgenerationen durch Teilung, also durch Geburt, abstammten. Während ein Teil der Urzellen im Laufe der Generationen sich wenig veränderte, vervollkommenen sich andre bis zu Armfüßern, Krebsen, Fischen, Farnkräutern hinauf — kurz, bis zur Mannigfaltigkeit der Tiere und Pflanzen, mit denen die Paläontologie und die Biologie sich beschäftigen.

Die Bedingungen für die Möglichkeit eines elternlosen Auftretens der hypothetischen Urorganismen, denen die Fähigkeit der Ernährung, der Assimilation und der Fortpflanzung durch Teilung unbedingt zugeschrieben werden muß, die wir uns also mit allen Grundeigenschaften des Lebens ausgerüstet vorstellen müssen, bestanden in erster Linie in einer hinlänglichen Erkaltung der Erdkruste und in deren Beweinung durch Niederschläge bezw. der Ansammlung von Wasser in größeren Becken. Dagegen fehlten in der Erdrinde jener Urzeit alle organischen Kohlenstoffverbindungen, weil diese im vorausgegangenen glutflüssigen Zustande des Planeten hätten zur Kohlensäure verbrennen müssen. Darum kommt für unser Problem auch die Frage der Möglichkeit einer Entstehung kleinstes Lebewesen aus organischen Verbindungen, z. B. aus Eiweißstoffen, gar nicht in Betracht; ich begnüge mich mit dem Hinweis darauf, daß das Vorkommen einer solchen Urzeugung von Zellen oder Moneren aus leblosen organischen Substanzen durch die Versuche Pasteurs als endgültig widerlegt gelten darf. Für unsre Betrachtungen handelt es sich nur um die Frage, ob Lebewesen einfacher Art aus den anorganischen Stoffen der Erdrinde durch spontane Urzeugung entstehen können. Weil in der Gegenwart eine solche Urzeugung unter keinen Umständen zur Beobachtung gelangt, so sehen wir uns in der Behandlung dieser Frage lediglich auf die Grörterung von Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten beschränkt.

Es sei ferner hervorgehoben, daß die hypothetische Urzeugung stets als ein natürlicher Vorgang aufgefaßt wird, d. h. es sollen die materiellen Kräfte, die physikalischen und chemischen Eigenschaften der Erdrinde ausreichen, um durch ein geeignetes Zusammenwirken lebendige Substanz aus lebloser, also aus den Mineralstoffen der Erdrinde, aus Wasser und Luft hervorgehen zu lassen.

Die Anhänger der Urzeugung folgern: Weil das Leben an der Erdoberfläche nicht von Ewigkeit her bestehen konnte, so muß es einmal durch die der Erdrinde innenwohnenden materiellen Kräfte erzeugt worden sein. Im einzelnen gehen dabei die Ansichten der Vertreter der Urzeugungslehre auseinander. Die wichtigsten unter diesen Vertretern sind Ernst Haeckel, Karl Naegeli und August Weismann. Wir müssen ihre Ansichten gesondert betrachten.

Haeckel glaubt, es seien aus den anorganischen, in Meerwasser gelösten Substanzen zuerst einfache, stickstoffhaltige Kohlenstoffverbindungen gebildet, aus diesen sei Eiweiß entstanden; die Eiweißmoleküle hätten sich zu Plasmakörnchen und diese sich zu sichtbaren Urzellen (Moneren) zusammengelagert. Über die Zeit solcher Entstehung von Urzellen im Wasser scheinen seine Ansichten geschwankt zu haben. Ursprünglich nahm er wohl nur eine einmalige Urzeugung an, die den Beginn des Lebens auf der Erde bezeichnete; in seinen letzten Schriften lässt er die Möglichkeit offen, daß Urzeugung auch noch in der Gegenwart vorkomme.

Der Botaniker Raegeli<sup>1)</sup> geht von der allerdings schwer zu begründenden Voraussetzung aus, die Urzeugung sei eine „aus dem Gesetze der Erhaltung von Kraft und Stoff folgende Tatsache“. Dann aber folgert Raegeli aus dem Axiom von der Konstanz der Naturgesetze sowie der Unveränderlichkeit von Kraft und Stoff, daß die Urzeugung nicht nur bei Beginn des Lebens an der Erdoberfläche stattgefunden habe, sondern zu allen Zeiten der Erdgeschichte bis in die Gegenwart hinein. Wenn wir in der Gegenwart Urzeugung tatsächlich nicht beobachten und „die Wesen, die einer spontanen Entstehung fähig sind“, nicht kennen, so liegt dies daran, daß sie viel zu klein sind, um selbst mit unsren besten Mikroskopen wahrgenommen zu werden. Er nennt diese unsichtbaren kleinsten Lebewesen im Gegensatz zu den sichtbaren Urzellen Probi en. Der Bildung der Probi en müsse die spontane Bildung von Eiweißstoffen vorausgegangen sein, denn die Probi en müßten schon die Grund-eigenschaften des Lebens besitzen: Ernährung, Wachstum und Teilung. Ihre Entstehung geschehe wahrscheinlich „nicht in einer freien Wassermasse, sondern in der benetzten oberflächlichen Schicht einer feinporösen Substanz (Lehm, Sand), wo die Molekularkräfte der festen, flüssigen und gasförmigen Körper zusammenwirken“. Es soll die Entstehung der Probi en aus Eiweißstoffen nur möglich sein in dem Momente, wo das Eiweiß selbst sich durch Synthese gebildet hat; daher habe Pasteur keine Urzeugung in Flüssigkeiten beobachtet können, die lediglich fertiges Eiweiß enthielten. Das Eiweißmolekül sei an sich weder tot noch lebendig, erst durch die Zusammenordnung der Moleküle zu größeren Gruppen (Mizellen) und dieser zu Probi en könne das Leben entstehen.

Weismann<sup>2)</sup> nimmt gleichfalls an, daß die ersten und unvollkommensten Lebewesen, die er Biophoriden nennt, viel zu klein gewesen, um mikroskopisch erkennbar zu sein; erst aus ihrer Vereinigung entstanden sichtbare Urwesen. Weismann verlegt den Vorgang der Urzeugung an den Anfang des Lebens und gesteht, daß wir noch weit entfernt seien, diesen Vorgang in seinen Ursachen als eine Notwendigkeit begriffen zu haben; denn wenn wir ihn auch als ein Postulat unserer Vernunft anzunehmen hätten, „so wollen wir doch dabei keineswegs verbrechen, daß diese Annahme noch völlig fern von einem Begreifen liegt. Ich meine damit keineswegs nur,

<sup>1)</sup> Theorie der Abstammungslehre. S. 83. 1884.

<sup>2)</sup> Vorträge über Deszendenztheorie. Bd. II, S. 410 ff. 1902.

daz̄ wir nicht wissen, unter welchen äūßersten Bedingungen die Entstehung lebender Substanz in kleinsten Mengen erfolgen konnte, sondern vor allem, daz̄ wir nicht begreifen, wieso diese einzige Substanz nun plötzlich Eigen-schäften offenbart, die an keinen andern chemischen Verbindungen sonst jemals wahrgenommen wurden: den Kreislauf des Stoffes, Wachstum, Empfinden, Wollen und Bewegung.“ Man erkennt schon aus diesen Worten Weismanns seine überragende Bedeutung als kritischer Naturforscher, weil er nicht dogmatisch verkündet, wie sich mit anscheinend spielernder Leichtigkeit der Vorgang der Urzeugung vollzogen habe, sondern die Urzeugung für ein rein spekulatives Postulat erklärt und ihre Unbegreiflichkeit einräumt. Indem er die spontane Entstehung von Eiweiß aus Mineralstoffen und die Entstehung von einfachsten Lebewesen (Prokaryoten, Biophoriden) nur an den Anfang des Lebens auf der Erde verlegt, trägt er der Erfahrung Rechnung, weil diese Vorgänge sich in der Gegenwart nicht nachweisen lassen.

Auf eine wichtige Konsequenz dieser drei Formen der Urzeugungshypothese sei mit wenigen Worten andeutend hingewiesen. Sind Urzellen gegeben, ist damit der Anfang des Lebens gesetzt, so kann die speulative Abstammungslehre daraus theoretisch die ganze Fülle der Lebewesen nicht nur bis zur erdgeschichtlichen Periode des Kambriums, sondern bis in die Gegenwart hinein ableiten. Fand aber Urzeugung zu Beginn des Lebens statt, so traten doch mutmaßlich Urzellen in sehr großer Zahl, über die Erdoberfläche verteilt, in Millionen und Milliarden zutage. Bildete jede derselben den Ausgangspunkt einer Abstammungslinie, so wäre dadurch der Gedanke an eine Blutsverwandtschaft der Arten und Gattungen miteinander entweder ausgeschlossen und ihre Ähnlichkeit eine bloße Analogieerscheinung, wie dies Friedmann<sup>1)</sup> glaubhaft zu machen gesucht hat, oder wir müssen annehmen, daz̄ die ungeheure Mehrzahl jener Urzellen wieder zugrunde ging, und daz̄ nur einige wenige von ihnen zu andauernder Fortpflanzung und damit zu einer Fortbildung gelangten, weil sie hinreichend erhaltensmäßig organisiert waren. Dies war auch Haeckels Meinung, der von den zahllosen spontan entstandenen Urmoneren die meisten im Kampf ums Dasein untergehen lässt, so daz̄ nur sehr wenige die Möglichkeit zur Fortentwicklung fanden. Damit erst würde das Auftreten „einiger weniger Urformen“ verständlich werden, aus denen Darwin durch Spaltung und Divergenz der Merkmale bei der Fortpflanzung die verschiedenen Arten unter Annahme einer Blutsverwandtschaft derselben ableiten konnte.

Kehren wir indes zu unsrer Hauptfrage zurück. Die Entstehung von Eiweiß und Urzellen aus feuchtem Lehm — wie wir einmal mit Raegeli annehmen wollen — soll ein rein physikalisch-chemischer Vorgang gewesen sein. Was sagen nun Physik und Chemie dazu? Beide setzen voraus, daz̄ die Stoffe vor Milliarden von Jahren mit den gleichen Kräften begabt waren wie heute; sie stellen ferner fest, daz̄ die Entstehung von Eiweiß aus feuchtem Lehm nach der Gesamtheit unsres Wissens für die Gegenwart als ein Ding

<sup>1)</sup> Die Konvergenz der Organismen. 1904.

der Unmöglichkeit bezeichnet werden muß. Wollten wir einen Klumpen Ton, zur Hälfte von Meerwasser umspült, in dem alle Nährstoffe der Pflanzen in genügender Menge ausgelöst würden, in einem Glaskolben sich selbst über lassen, jeder Chemiker würde prophezeien, daß der Lehmklumpen aus den ihm innenwohnenden Kräften heraus sich nie mit einer Schicht von Eiweiß bedecken werde, auch wenn wir alle Bedingungen herzustellen suchten, die möglicherweise nach Erkaltung der Erde an deren Oberfläche geherrscht haben. Wir könnten unsern Glaskolben den verschiedensten Temperaturen aussetzen, wir könnten den Kohlensäuregehalt der Luft und sonstiges darin beliebig variieren, wir könnten die verschiedensten elektrischen Spannungen, Beleuchtungen, radioaktiven Strahlungen darauf einwirken lassen: Der Chemiker würde den mit Kopfshütteln betrachten, welcher hoffen könnte, auf diese Weise Eiweiß hervorzubauen. Einst hat Pflüger die Meinung geäußert, daß bei der Erderkaltung eine Bildung von Chyan, einer Verbindung von Kohlenstoff mit Stickstoff, stattgefunden hätte, und daß dies Chyan der Ausgangspunkt einer spontanen Bildung von Eiweiß gewesen sein könne. Allein die Fortschritte der neueren Eiweißchemie lassen auch diese Hypothese als unstatthaft erscheinen. Sollte man aber annehmen, daß an der Oberfläche des betreuten Tons, wie Naegeli es auch für die Gegenwart als möglich annimmt, nicht nur Eiweiß, sondern auch lebende Proben entstehen, so wäre die Kleinheit solcher Proben kein stichhaltiger Einwand gegen ihre Erkennbarkeit, denn sie müßten sich in genügender Menge abscheiden, um chemisch mittels der Eiweißreaktionen nachgewiesen werden zu können. Für die Gegenwart bleibt die Spontane Entstehung von Eiweiß aus Mineralstoffen daher ganz unvorstellbar, und für die Zeit der eben erkalteten Erdrinde, in der diese aus verwitterter Lava bestand, lassen sich keine physikalisch-chemischen Bedingungen erfinden, die damals geherrscht hätten und heute sich nicht künstlich wiederholen ließen, und durch deren Eintreten die Urzeugung chemisch weniger unvorstellbar erschien. Auch kennen wir keinen geophysikalischen Prozeß, durch den aus Kohlensäure organische Kohlenstoffverbindungen hervorgebracht werden könnten. Dazu bedarf es besonderer Einrichtungen, die wir maschinelle oder Maschinenbedingungen nennen können, und die lediglich in der lebendigen Pflanzenzelle vorkommen oder künstlich durch verwickelte Maßnahmen des Chemikers im Laboratorium herbeigeführt werden. Aus diesen Gründen erklärt schon du Bois-Reymond die Urzeugung für „anscheinend rettungslos verloren“: und daß die Chemiker nicht für sie eintreten können, wird am besten durch die Tatsache bewiesen, daß einer ihrer hervorragendsten Repräsentanten, Arrhenius, alle eiderlichen Argumente zusammensuchte, um die zuerst von A. G. Richter aufgestellte Hypothese der Einwanderung lebendiger Keime aus dem Weltraum auf unsre Erdoberfläche zu verteidigen.

Wenn ich einerseits davon überzeugt bin, daß die Spontane Entstehung von Eiweiß, rein chemisch betrachtet, heute wie in der Vorzeit undenkbar ist, so kommen physikalische bzw. energetische Erwägungen hinzu, die sie mir als unmöglich erscheinen lassen. Unmöglich ist ein hartes, ein stolzes Wort. Dennoch glaube ich, daß es hier seinen Platz findet.

Unter Energie verstehen wir eine Kraft, sagen wir einmal eine materielle Kraft, die befähigt ist, mechanische Arbeit zu leisten. Solche Arbeitsleistungen vollziehen sich an oder in einem materiellen System. Nicht nur jede Maschine, jeder Organismus ist ein solches materielles System, sondern auch jede chemische Verbindung, der Erdball, unser Sonnensystem usw. Es gibt also Systeme höherer und niederer Ordnung, d. h. umfassende und Teilsysteme. Für alle diese Systeme gelten aber die gleichen Gesetze, die man Arbeits- oder Energiegesetze nennt. Sie gelten auch für die Lebenstätigkeit der unvollkommensten Zellen und müssen Geltung besitzen für die hypothetischen Proben wie für die sie zusammensetzenden chemischen Verbindungen. In der Natur tritt uns die Energie in zwei Formen entgegen, als Arbeitsvorrat oder gespeicherte Energie und als Bewegungsenergie. Außerdem können wir verschiedene Grade der Spannung oder Intensität von Energie unterscheiden. So ist die Intensität oder Spannung der Energie höher in einem wärmeren als in einem kälteren Körper, höher in einer frisch aufgezogenen Taschenuhr als in einer halb abgelaufenen, höher in letzterem Zustande als in dem ganz abgelaufenen: in diesem ist die Energiespannung der Feder auf den Nullpunkt gesunken. Eins der wichtigsten Gesetze, der sogenannte zweite Hauptsatz der Energetik, besagt nun, daß in einem materiellen System Energie von selbst nur aus dem Zustand höherer Spannung in den Zustand niederer Spannung übergehen kann, nicht aber umgekehrt. So kann die Taschenuhr keine rückläufige Bewegung einschlagen, d. h. sich selbst aufziehen; so kann Wärme nur aus einem heißen auf einen kälteren Körper übergehen, nicht umgekehrt. Sind bei der Wärmeabgabe eines Körpers an einen andern die Temperaturunterschiede ausgeglichen, so ist die Spannung beseitigt, und von selbst, d. h. ohne einen Eingriff, der von außen her Wärme zuführte, kann sich die Temperatur der beiden Körper nicht erhöhen. So kennen wir in bezug auf den Energiegehalt materieller Systeme einen gespannten und einen spannungslosen Zustand. Nur der erstere kann von selbst in den letzteren übergehen oder sich ihm nähern; wäre auch das Umgekehrte möglich, so hätten wir ein Perpetuum mobile, und ein solches gibt es nicht. Es bedarf stets einer am System zu leistenden äußeren Arbeit, um den spannungslosen Zustand in den gespannten überzuführen. Denken wir uns eine auf ihrer Basis ruhende Pyramide, so können wir deren Zustand als spannungslos ansehen. Hebe ich sie ein klein wenig an einer Seite, so tritt Spannung ein; diese erreicht ihren Höhepunkt, wenn ich sie auf die Spitze stelle und mit der Hand festhalte. Lasse ich sie los, so fällt sie um, und der spannungslose Zustand ist wieder da. Jedermann wird es aber als unmöglich anerkennen, daß die Pyramide sich von selbst auf die Spitze stellt.

Analoge Beziehungen finden wir zwischen den verschiedenen chemischen Verbindungen der gleichen Grundstoffe. Es sei noch hinzugefügt, daß die Bezeichnungen spannungsloser Zustand und stabiles Gleichgewicht, sowie gespannter Zustand und labiles Gleichgewicht gleichbedeutend sind. So ist mit Beziehung auf den Sauerstoff der Luft die Kohlensäure eine spannungslose oder stabile Verbindung, weil sie durch den Sauerstoff nicht weiter verändert

werden kann; alle organischen Kohlenstoffverbindungen hingegen, insbesondere Fett, Zucker, Eiweiß, sind labile Verbindungen. Mit Bezug auf den Sauerstoff bedeuten sie einen Spannungszustand, weil sie durch diesen verbrannt und dadurch in Kohlensäure übergeführt werden können. Die Kohlensäure ist vergleichbar der auf der Basis ruhenden Pyramide; die Verbindungskette des Kohlenstoffs in den organischen Verbindungen entspricht der auf die Spitze gestellten Pyramide, wobei wir uns die Atome durch die in den Molekülen stattgehabte Verankerung in der labilen Stellung festgehalten denken, wie die Pyramide durch die Hand. Die Verbrennung der organischen Verbindungen zu Kohlensäure ist dem Wegziehen der Finger und dem Umfallen der Pyramide vergleichbar.

Denken wir uns den Zustand der Erdoberfläche bei Entstehung der ersten Lebewesen so eigenartig wir wollen, so können auch damals die für Bildung von Eiweiß, also eines labilen chemischen Systems, erforderlichen Elemente Kohlenstoff, Wasserstoff, Stickstoff und Schwefel nur als relativ stabile Systeme, nämlich als Kohlensäure, Wasser, Salpetersäure und Schwefelsäure dagewesen sein, und aus diesen Verbindungen kann sich niemals von selbst das labile, hochgespannte System des Eiweißes erzeugt haben. Es wäre das ein Widerspruch, ein Verstoß gegen den zweiten Hauptsatz der Energetik. Wenn wir solche Umwandlung stabiler chemischer Verbindungen in labile in den Pflanzenzellen täglich vor Augen haben, so ist hier eben etwas wirksam, was der Hand entspricht, die die Pyramide auf die Spitze stellt und in dieser Stellung festzuhalten weiß. Die Möglichkeit des Gingreifens einer solchen Hand vermag aber auch die kühnste Phantasie in den der anorganischen Erdkruste eigen tümlichen Kräften nicht zu entdecken, wäre auch eine halbe Ewigkeit seit dem Auftreten der ersten Lebewesen verstrichen. So grundverschieden können die „Bedingungen“ in der damaligen Erdkruste von den in der heutigen herrschenden nicht gewesen sein. Denken wir uns die älteste Erdrinde im kleinen wie im großen von physikalischen Katastrophen aller Art, wie Blitzeschlägen, Erdbeben, Radiumstrahlungen usw. häufiger erschüttert als die gegenwärtige, so konnte wohl vorhandenes Eiweiß versengt und zerstört, aber dadurch nicht aus Kohlensäure, Schwefelsäure usw. aufgebaut werden. Und sollte die Mischung der zur Synthese von Eiweiß erforderlichen Verbindungen damals eine viel günstigere gewesen sein als gegenwärtig, niemals würde sich ein Vorgang spontaner Eiweißentstehung entgegen dem zweiten Hauptsatze der Energetik haben vollziehen können. Wenn wir dann weiter in Betracht ziehen, daß nicht Eiweiß allein, sondern daß nur ein Gemenge organischer Verbindungen, unter denen schon die Enzyme<sup>1)</sup> nicht fehlen dürften, für den Aufbau lebendiger Proben oder Urzellen nötig war, damit sie ihrer Umgebung gegenüber erhaltenzmäßig reagieren und sich fortpflanzen könnten, so gerät man in eine schier endlose Steigerung der Schwierigkeiten, die dem Gedanken an spontane Urzeugung entgegenstehen.

<sup>1)</sup> Durch das Wort Enzym ist das gleichbedeutende Wort Ferment in der biologischen Literatur unserer Tage nahezu verdrängt worden. Man nimmt gegenwärtig an, daß bei fast allen biochemischen Vorgängen im Protoplasma Enzyme beteiligt sind.

Halten wir an der Unveränderlichkeit des gesetzmäßigen Ablaufes der Naturerscheinungen fest, erblicken wir in den Naturgesetzen die unveränderlichen Bedingungen des Geschehens, so muß die Annahme einer Notwendigkeit der Urzeugung auch für die fernste Vergangenheit abgelehnt werden. An der Tatsache eines ersten elternlosen Auftretens von Lebewesen auf der Erde können wir nicht zweifeln; aber naturwissenschaftlich verstehen, d. h. chemisch und physikalisch begreifen, können wir diese Tatsache nicht, weil sie im Widerspruch mit allen unsern chemischen Erfahrungen und mit den Grundprinzipien der Energetik steht. Wenn daher Maegeli sagte, die Urzeugung sei eine aus dem Gesetze der Erhaltung von Kraft und Stoff folgende Tatsache, so ist dies eine sinnwidrige Behauptung, denn nicht das Erhaltungsgesetz, der sogenannte erste Hauptsatz der Energetik, ist hier entscheidend, sondern, wie ich nachgewiesen habe, der zweite Hauptsatz. Fügt dann Maegeli hinzu: „Die Urzeugung leugnen, heißt das Wunder verkünden“, so erkläre ich dagegen: Die Naturwissenschaft kann nun und nimmer dahin gelangen, weder auf Grund positiver noch auf Grund negativer Ergebnisse, ein Wunder zu verkünden; denn die Naturwissenschaft hat es lediglich mit kontrollierbaren Vorgängen der Erscheinungswelt zu tun, von denen jedes Wunder grundsätzlich ausgeschlossen ist, — mögen solche Vorgänge für uns auch noch so unerklärbar dastehen. Die Naturwissenschaft hat nichts weiter zu tun, als in solchen Fällen, in denen ein Vorgang ihr verständlich und unerklärbar bleibt, Entfaltung zu üben, ihr Nichtwissen einzugestehen und eine Schranke ihrer Kompetenz anzuerkennen, wie das schon du Bois-Reymond in bezug auf die erste elternlose Entstehung von Organismen getan hat. Darum hat das Urzeugungsproblem eine so ungeheure prinzipielle Bedeutung, denn bei ihm scheiden sich Wissenschaft und weitergehende Wünsche, die man als metaphysische bezeichnen kann.

Ich bin der letzte, es in Abrede zu stellen, daß kein denkender Mensch solchen metaphysischen Wünschen und Bedürfnissen entrinnen kann. Darum ist es so begreiflich wie menschlich, daß die Phantasie das Problem des ersten Auftretens von Lebewesen auf unserm Planeten zu ihrem Spielball gemacht hat. Alle darauf bezüglichen Hypothesen sind aus dem Gebiete der Naturwissenschaft in das Gebiet metaphysischen Fabulierens zu verweisen. Dahin gehört schon das Dekretieren der spontanen Urzeugung durch Haeckel und Maegeli, indem diese Autoren jede Andeutung einer Vorstellung davon unterlassen, wie durch das Zusammenwirken der bekannten und konstanten materiellen Kräfte aus rein mineralischer Erde sich Eiweiß, Proben und Urzellen gebildet haben sollen. Dahin gehören ferner die Ausfluchtshypothesen von Fechner, Preyer einerseits, von Richter, Arrhenius anderseits, denen allen nur der negative Wert zukommt, daß sie von der Unmöglichkeit einer chemisch-energetischen Erklärung der Lebensentstehung auf der erkalteten Erdrinde ausgehen. Mit wenigen Worten sei auf diese Hypothesen noch eingegangen.

Nach der durch Preyer ausgebauten Hypothese Fechners begann das Leben nicht erst mit der Erkaltung der Erdrinde, sondern als der Erdball

noch eine Feuerkugel war, „lebten“ darin bereits Feuerorganismen, die sich beim Erkalten in die uns bekannten Plasmaorganismen verwandelten. Woher die Feuerorganismen kamen, bleibt unerklärt und der Phantasie eines jeden überlassen; ein gleiches gilt von ihrer Umwandlung in Plasmaorganismen. Da die Biologie nur Plasmaorganismen kennt und sich die Eigenarten jener erdachten Feuerorganismen im einzelnen überhaupt nicht vorstellen kann, so handelt es sich in diesem ganzen Versuche um ein so kühnes Stück Metaphysik, wie nur je eins erfunden worden ist. Auf eine Erklärung des Auftretens von Plasmaorganismen kann solch Phantasiestück keinen Anspruch machen; selbst als naturphilosophische Hypothese kann man es nicht gelten lassen.

Im Gegensatz dazu suchen Richter und Arrhenius das Problem der Urzündung aus der Welt zu schaffen durch die Hypothese, daß das Leben und sein Träger, das Eisweiß, so alt seien wie die Materie selbst, daß es von jeher dagewesen, daß es überhaupt keinen Anfang gehabt habe, daß es in Ewigkeit bestanden habe und bestehen werde. Nach der neueren Hypothese von Arrhenius sollen kleinste Keime von Lebewesen den Himmelsraum erfüllen und durch den darin herrschenden Strahlungsdruck durch die gasförmige Erdhülle auf die feste Oberfläche unsers Planeten getrieben worden sein. Ganz abgesehen davon, daß die Erfahrung keine solche Einwanderung lebendigen kosmischen Staubes kennt, daß man bei der ihm durch den Strahlungsdruck erteilten Geschwindigkeit sein Verbrennen beim Eintritt in die Lufthülle erwarten müßte, muß auch die angenommene Ewigkeit des Lebens wirklicher Plasmaorganismen als eine metaphysische Annahme gekennzeichnet werden, die in ihrem regressus ad infinitum die Schwierigkeiten des Lebensproblems nur auf die Unendlichkeit vertagt, anstatt sie in einer, wenigstens metaphysisch befriedigenden Weise zu heben.

Demgegenüber muß die Naturwissenschaft einen festen Standpunkt einnehmen, und der kann nur bestehen in einem Bekenntnis zum Agnostizismus in bezug auf den Ursprung des Lebens. Für den Biologen sind die Organismen etwas Gegebenes, mit dem er rechnet, und an deren Erkenntnis er zu arbeiten hat. Das Leben ist einmal da; es hat mit höchster Wahrscheinlichkeit seinen Anfang genommen aus dem anorganischen Material der erkalteten Erdrinde und sich von da aus bis zu den Lebewesen der Gegenwart fortentwickelt. Dies ist der archimedische Punkt, von dem die Naturforschung auszugehen hat unter Verzicht auf eine Kenntnis der den Ursprung der ersten Lebewesen bewirkenden Ursachen. An der Tatsache des Daseins der Lebewesen muß sich die Naturwissenschaft genügen lassen.

Doch darüber hinaus kann den Menschen nicht verwehrt werden, ihrem Kausalitätsbedürfnis zu folgen und über die Wahrscheinlichkeit jener Ursachen des Lebens zu spekulieren. Philosophische bzw. metaphysische Spekulationen sind ein gutes Recht des Menschen, und er hat zu keiner Zeit darauf verzichtet. Es kommt nur darauf an, die Grenzlinien zwischen wissenschaftlicher Forschung und metaphysischer Spekulation scharf zu ziehen, wie ich es im Vorstehenden getan habe.

Problem und Begriff der Urzeugung wurden dahin eingeschränkt, daß sie nur durch materielle Kräfte zustande kommen sollte. Für die Metaphysik bleibt die Frage bestehen, ob wir berechtigt sind, in einer nach Abschluß ringenden Weltanschauung lediglich die Wirksamkeit materieller, d. h. in der unorganischen Materie schlummernder Kräfte, anzuerkennen. Der Mensch ist mit der bloßen Negation nicht zufrieden; ein inneres Bedürfnis treibt ihn, eine positive Lösung zu suchen. Die Geschichte der Naturphilosophie lehrt uns solche Versuche kennen auch für den Ursprung des Lebens. Diese Versuche bestehen in Analogieschlüssen, die aus der natürlichen Sphäre in die metaphysische hinübergreifen. Um sie würdigen zu können, ist es nötig, zunächst die Grundlage ins Auge zu fassen, auf die jene Analogie sich stützt. Diese Grundlage ist allerdings selbst eine viel umstrittene, es ist das Verhältnis zwischen Leib und Seele des Menschen.

Die Beziehungen zwischen beiden sind kürzlich von einem hervorragenden Mathematiker, von Leo Pochhammer<sup>1)</sup>, zum Gegenstande einer eingehenden Erörterung gemacht worden. Die klar und anziehend geschriebene Schrift ist darum für den Naturforscher besonders wertvoll, weil ihre Betrachtungen mit aller Schärfe und Exaktheit mathematischen Denkens durchgeführt sind. Pochhammer geht davon aus, daß es weder denkbar noch vorstellbar ist, wie unser Wollen, Fühlen und Denken durch materielle Prozesse zustande kommen kann. Er stellt darum die Hypothese von der Wirksamkeit supramaterieller Kräfte im Menschen auf, die unser Seelenleben, in erster Linie die Willens-tätigkeit, bedingen. Wenn die Erfahrung uns die Übertragung supramaterieller Kraftwirkungen auf die Materie unsers Körpers, sowie einen Einfluß unsers körperlichen Systems auf das Seelenleben lehrt, so fehlt uns doch jedes Verständnis für die Art der Verbindung zwischen supramateriellen und materiellen Kräften. Begreifen können wir den Einfluß der supramateriellen Kräfte nicht; das Prinzip von Ursache und Wirkung hier anzuwenden, liegt anscheinend in unerreichbarer Ferne. Freilich begreifen wir auch nicht, warum Eisen am Magnet haftet. Im Seelenleben treten uns tatsächlich Mächte entgegen, deren Wirken von dem der materiellen Kräfte gänzlich verschieden ist; darum bedürfen die materiellen Vorgänge im Menschen einer Ergänzung durch die Annahme supramaterieller Kräfte. Wenn die seelischen Vorgänge nicht durch die materiellen Kräfte allein bestimmt sein können, so darf doch nicht bezweifelt werden, daß mit jedem seelischen Vorgang ein gleichzeitig auftretender körperlicher Vorgang verbunden ist.

Dies ist der Grundgedanke von Pochhammers Hypothese der supramateriellen Kräfte. Ich möchte meinerseits hinzufügen, daß man sich wohl hüten muß, die supramateriellen für übernatürliche Kräfte zu erklären. Nach meiner Auffassung gehören auch sie zur Natur, weil sie mit dem System unsers Körpers zur Entwicklung gelangen; ob und in welcher Ausbildung sie bereits im Keime des Körpers vorhanden sind, läßt sich durch Erfahrung nicht feststellen. Ihre erbliche Übertragung von Generation zu Generation und

<sup>1)</sup> Zum Problem der Willensfreiheit. 1908.

ihre Entwicklung von der Keimzelle des Menschen an dünnst mich aber viel wahrrscheinlicher als die Annahme, daß die supramateriellen Kräfte erst mit der Fertigstellung des Gehirns ins Tasein getreten sein sollten. Ganz abgesehen davon, daß solche supramateriellen Kräfte auch für das Seelenleben der Tiere in Betracht kommen müssen, und wir gar nicht wissen, ob und in welchem Umfange sie auch in das Pflanzenleben eingreifen, würde ihre Anlage nicht nur in der Keimzelle eines Säugetiers, sondern auch bereits in den Urzellen angenommen werden müssen. Dann aber ist nur noch ein Schritt bis zu der Hypothese, daß supramaterielle Kräfte auch bei der Entstehung der Urzellen, bzw. des Kreativität aus Mineralstoffen, wirksam gewesen wären. Wird doch eine künstliche Synthese des Eiweiß im Laboratorium niemals ohne Mitwirkung der supramateriellen Kräfte im Hirn eines Chemikers zu stande kommen können. Auch soll nicht in Abrede gestellt werden, daß die supramateriellen Kräfte in irgendeiner Form bereits im glutflüssigen Zustande der Erde vorhanden gewesen sein können.

In der Geschichte der Weltanschauungen ist der Gedanke einer Mitwirkung supramaterieller Kräfte bei Entstehung des Lebens oft genug geänbert worden. Unter einigen anzuführenden Beispielen verweise ich zunächst auf das erste Kapitel der Genesis, in der ich den Niederschlag tiefen Nachdenkens über die Natur aus dem damaligen Zustande menschlichen Wissens heraus erblicke. Wenn es dort heißt: „Im Anfang gründeten die Elohim Himmel und Erde und befahlen der Erde, aufzugehen zu lassen Gras und Kraut, das sich besame.“ so kann man die Elohim in naturphilosophischer Redeweise mit supramateriellen Kräften übersehen; wenn Luther dafür Gott und Schopenhauer dafür den Willen sieht, so sind das nur andre Ausdrücke für den gleichen Begriff. Gewiß ist dies eine ins Gebiet des Metaphysischen übergreifende dichterische Fiktion. Wie wenig eine solche aber z. B. dem Geiste Goethes widerstrebt, geht aus folgenden Worten im vierten Buche von „Wahrheit und Dichtung“ hervor:

„Die Überzeugung, daß ein großes, hervorbringendes, ordnendes und leitendes Wesen sich gleichsam hinter der Natur verborge, um sich uns fühllich zu machen, eine solche Überzeugung drängt sich einem jeden auf: ja, wenn er auch den Faden derselben, der ihn durchs Leben führt, manchmal fahren ließe, so wird er ihn doch gleich und überall wieder aufnehmen können.“

Als dritten Zeugen solcher Aussäffung nenne ich Charles Darwin, der seiner Überzeugung dahin Worte verloren hat, daß den ersten und unvollkommenen Urwesen vom Schöpfer das Leben eingehaucht worden sei; auch er vermochte sich also den Ursprung des Lebens ohne das Eingreifen supramaterieller Kräfte nicht vorzustellen.

Ich mache auf diese Stellungnahme Goethes und Darwins namentlich deswegen aufmerksam, weil sie von den Verfechtern der spontanen Urzengung, die sich sonst so gern auf beide Geistesheroen berufen, verschwiegen zu werden pflegt. Der Zusammenhang zwischen dem Ursprunge des Lebens und seiner Fortentwicklung, zwischen der „archimedischen“ Basis und dem Ausbau der

belebten Welt wird auch durch folgenden Auspruch *Lohes*<sup>1)</sup>, der in gleicher Richtung sich bewegt, treffend gekennzeichnet:

„Wir leugnen nicht, daß in dem einmal vorhandenen Zusammenhange der Welt die organische Bildung sich nur durch eine mechanische Tradition forterhält; aber die erste Stiftung jener Keime, in deren blinder und notwendiger Entfaltung der Naturlauf jetzt besteht, glauben wir nicht, ohne die Voraussetzung eines ordnenden Bewußtseins einzusehen.“

Der Kürze halber und im Anschluß an Luthers Bibelübersetzung pflegt man solchen Eingriff eines naturwissenschaftlich unerkennbaren, also metaphysischen, transzendenten Prinzips in der naturphilosophischen Literatur gewöhnlich als Schöpfung, das Prinzip selbst als Gott zu bezeichnen. Ob man dies Prinzip als der Welt immanent (Pantheismus) oder ihr transzendent gegenüberstehend (Theismus) ansehen will, ist von sekundärer Bedeutung und hängt von dem Standpunkte ab, von dem aus der Metaphysiker die Natur betrachtet. In keinem Falle läßt sich etwas darüber vorstellen und aussagen, auf welche Weise supramaterielle Kräfte beim Ursprunge des Lebens eingegriffen haben können; nur davon muß man überzeugt sein, daß sie sich zu ihrer Durchsetzung der materiellen Kräfte bedient haben. Gewiß ist die Schöpfung keine naturwissenschaftliche Erkenntnis, sondern ein Ergebnis metaphysischer Überlegung; daß Gott in der Naturwissenschaft so wenig Platz habe wie im Exzerzierreglement, habe ich bereits an anderer Stelle ausgesprochen<sup>2)</sup>. Die Naturwissenschaft kann sich ein einmaiges Eingreifen in den Naturlauf ohne gesetzmäßige Wiederholung nicht vorstellen. Nur die Metaphysik vermag es auf Grund logischen Schließens anzunehmen. Für die Metaphysik gibt es kein Wissen, sondern nur einen auf Argumente, die aus dem Wissen geschöpft sind, sich stützenden Glauben. Darum kann auch von kosmologischen Beweisen für das Dasein Gottes nicht die Rede sein, sondern nur von Argumenten, die über sich hinaus auf die Wirksamkeit supramaterieller Kräfte hinweisen. Das war auch die Meinung Kants. Hier hört das Wissen auf, und der Glaube tritt in sein Recht. Die physiko-chemische Undenkbarkeit einer spontanen Urzeugung wird zu einem der kräftigsten Argumente in dieser Richtung. Daß aber auch die gesamte Harmonie der Natur einen so gewaltigen, streng mechanistisch denkenden Geist wie Newton auf solchen Glauben hinführte, zeigen folgende Worte seines Schülers Cotes in dessen Vorrede zur Newtonschen Naturlehre:

„Wahrlich, auf keine andre Weise konnte diese durch die herrlichste Mannigfaltigkeit der Formen und Bewegungen ausgezeichnete Welt entstehen als aus dem freien Willen eines alles voraussehenden und lenkenden Gottes.“

Wenn mit Entstehung der Urzellen der Strom des Lebens, der Aufstieg organischer Entwicklung an der Erdoberfläche begann, so ist auch dieser nur eine Phase in der Gesamtentwicklung der Natur. Das Prinzip der Entropie, wie es aus dem zweiten Hauptzweck der Energetik folgt, lehrt den Naturlauf als einen Energiestrom ansehen, der einmal einen Anfang gehabt haben muß

<sup>1)</sup> Mikrokosmos. Bd. II, S. 24. 1878.

<sup>2)</sup> Die Welt als Tat. Vierte Auflage. S. 490.

und einem Ende zustrebt, in dem alle Energieunterschiede und alle Wärmeunterschiede sich ausgeglichen haben werden, so daß dann überhaupt kein Naturgeschehen mehr möglich ist. In diesem Strome stehen auch wir, und in diesem Weltstrome ist das irdische Leben mit seinem Anfang, seiner Entwicklung und seinem voraussichtlichen Ende nur eine Episode. Mag man auch eine Million von Jahren als eine Sekunde des Naturlaufs ansehen, ewig kann derselbe nicht währen. Auch das Geschehen hat einen Anfang gehabt und wird ein Ende haben; das ist eine unausweichliche Konsequenz des von der Physik des letzten Jahrhunderts festgestellten Prinzips der Entropie<sup>1)</sup>.

Ich fasse das zuletzt Gesagte noch einmal zusammen. Der Naturforscher muß sich hinsichtlich des Ursprungs der Organismen im Agnostizismus bescheiden. Dem menschlichen Verstände bleibt es aber unbenommen, über jenes Problem nachzudenken und sich darüber eine Meinung zu bilden, die ihm einleuchtet und die ihn wahrscheinlich dünt. Es ist niemandem zu verwehren, daß er die Grenzen zwischen Wissenschaft und Metaphysik, zwischen Erkenntnis und Fabel überschreitet. Aber er muß genau darüber im klaren sein, was er tut, und in seinen Lehren jene Grenzen nicht zu verwischen suchen.

Wenn wir auch das Menschenge Geschlecht als stammesgeschichtliches Endergebnis des Entwicklungsganges einer Urv Zelle aufzufassen, wie der einzelne Mensch mit Leib und Seele Erzeugnis einer Keimzelle ist, der wir keine wesentliche Verschiedenheit von andern Keimzellen ansehen können, so kommt in der Geistesstätigkeit des Menschen die Wirkung der supramateriellen Kräfte ernst zur Geltung, die bereits am Anfang des Lebens jene Urv Zelle ins Dasein rief. Daß dies ein Wissen ist und kein Forschungsergebnis, brauche ich wohl kaum hervorzuheben. In der Weltanschauung ringt der Mensch nach Formeln des Verstehens; er darf dabei nie vergessen, daß die Wahrheit sich nicht nach uns richtet, sondern daß wir uns nach ihr richten müssen. Hat er aber solche Formel als sein Eigentum erworben, so muß er auch seinen Mann stehen und sie bekennen.

<sup>1)</sup> Als Gesetz der Entropie bezeichnete Clausius die Tatsache, daß sich wohl alle übrige Energie restlos in Wärme umwandeln läßt, daß aber die Wärme nicht restlos in andre Energie zurückverwandelt werden kann. Daraus ergibt sich die wichtige Folgerung, daß das Naturgeschehen mit einer völligen Entwertung der Energie endigen muß. Wenn nehmen wir den in der Natur gegebenen Vorrat an Energie noch so hoch an, er muß sich nach dem Entropiegesez bei sehr langer Zeitspanne einmal vollständig in Wärme umwandeln, die keinen Temperaturunterschied aufweist: solche Wärme kann aber keine mechanische Arbeit mehr leisten, ist also energetisch entwertet. Es kann dann in der Natur überhaupt nichts mehr geschehen. Die Energie als Arbeitsvermögen wird dann abgeslossen sein wie ein Bach ins Meer, der versiegt, weil seine Quelle und sein Regen ihn mehr speist. Das Verhältnis von Energie und Entropie ist vorzüglich auseinandergezählt in dem populären Vortrage von Felix Auerbach, Die Weltherin und ihr Schatten (Jena, Fischer); unter Weltherin ist die Energie, unter dem Schatten die Entropie verstanden.

# Ludwig XIV. und Madame de Maintenon.

(1635—1714.)

Von  
Lady Blennerhassett.

~~~~~

(Schluß.)

## I. Der letzte Widerstand Ludwigs XIV.

Es ist nicht Zweck dieser Darstellung, die Geschichte des Successionskrieges zu erzählen. Sie muß sich darauf beschränken, ein Bild der Lage und die Rückwirkung der Ereignisse auf die Schicksale der Persönlichkeiten, denen wir gefolgt sind, zu geben.

Im Jahre 1709, nachdem neue Verhandlungen mit den Holländern eingeleitet waren, gewannen Eugen und Marlborough, die mit dem kaiserlichen Gesandten Binzendorf sich später selbst nach dem Haag begaben, die Überzeugung, daß Frankreich in alle, auch in die härtesten Friedensbedingungen zu willigen gezwungen sein werde. Der Winter war so ausnehmend streng gewesen, daß die Ernteausichten zerstört waren und die in vielen Teilen Frankreichs herrschende Hungersnot auf das ganze Land sich auszudehnen drohte. In Paris mangelte das Getreide. Zu Versailles genossen viele, unter diesen Madame de Maintenon, nur Haferbrot. Seit mehr als zwanzig Jahren berichteten Intendanten, daß in ihren Provinzen Leute an Hunger starben und große Strecken Landes wegen Mangel an Arbeitskräften und Sämereien unbewohnt blieben. Seit 1700 wurden diese Zustände akut. Vaubans „Dîme royale“, die 1707 erschien, berechnet die Einwohnerschaft der Monarchie auf etwa zwanzig Millionen und ihre Verminderung durch Tod und Auswanderung auf eine halbe Million für die letzten sieben Jahre. Das namenlose Elend, das die Menschen litt, trieb die Landbevölkerung und die Arbeiter in den Städten zum Aufruhr, selbst in Paris. Die düsteren Vorhersagungen von Fénelons Brief an den König waren mehr als übertroffen. Seine Feinde wußten es und handelten danach. Die letzten Friedensbedingungen, die im Haag während des Frühjahrs 1709 gestellt wurden, schlossen Philipp V. ohne jedwede Entschädigung von der Succession in Spanien aus. Der Vertrag von Münster (1648), im Sinne der Forderungen des Kaisers interpretiert, sollte zur Basis der Verständigung mit ihm dienen, Ludwig XIV.

die Königin Anna Stuart und die protestantische Succession in Großbritannien anerkennen, den Engländern Tünkirchen abtreten, den katholischen Thronen bei Jakob III. aus Frankreich entfernen, den Holländern alle eroberten oder noch von den Alliierten zu erobernden festen Plätze im Artois, im westlichen und wallo-nischen Flandern, im Cambrésis und im französischen Hennegan, dazu Huy, Lüttich und Bonn, also viel mehr als die sogenannten Barrierenplätze abtreten. Rouillé, der Bevollmächtigte Frankreichs im Haag, erwartete, nach Bekanntgabe solcher Bedingungen, seine Abberufung. Statt dessen versammelte Ludwig XIV. am 18. April den Dauphin, den Herzog von Bourgogne, Pontchartrain, Beauvillier, die Staatssekretäre Chamillard, Desmarez und Torcy zu einer Beratung, bei der Tränen flossen. Beauvillier, Pontchartrain und Desmarez gehörten zur Partei des Friedens um jeden Preis und schilderten Frankreichs Lage als trostlos. Seine Hilfsquellen, so erklärten sie übereinstimmend, seien erschöpft. Zum Erstaunen, selbst von Ludwigs unerbittlichem Gegner Heinsius, erschien anfangs Mai der Staatssekretär des Älteren, Torcy, selbst im Haag, um von den Holländern Frieden zu erhalten. Diese aber weigerten sich, ohne die Alliierten vorzugehen. Nachdem sowohl ihre als die englischerseits gestellten Bedingungen vom französischen Bevollmächtigten bewilligt werden waren, verlangte Prinz Eugen die Rückgabe des Elsaß und Straßburgs. Erst nachdem Torcy den Vertragsentwurf in 40 Artikeln verlangt und erhalten hatte, der, als Haager Präliminarvertrag bekannt, die Forderung enthielt, innerhalb zweier Monate dafür Sorge zu tragen, daß die spanische Monarchie an den österreichischen König Karl III. von Spanien überging, wurden die Verhandlungen, die auch dann nur einen kurzen Waffenstillstand, nicht den Frieden, in Aussicht stellten, endlich doch abgebrochen. Torcy kehrte nach Versailles zurück, wo der König entschlossen war, die Nation zum Richter darüber zu machen, ob er recht gehandelt habe, indem er es ablehnte, die eigenen Enkel durch Waffengewalt zu entthronen.

Bereits 1705 hatte Vendôme die Berufung der Generalstaaten empfohlen, um von ihnen die Mittel zur Fortführung des Krieges zu erhalten, Ludwig XIV. aber sich geweigert, seinem ganzen Regierungssystem durch einen solchen Schritt zu entheben. Daher wandte er sich in einem Sendschreiben an die Erzbischöfe, Gouverneure und Intendanten des Reiches. Er zehrte ihnen die Lage auseinander: sie sollten wissen, daß er zu den schwersten Opfern zur Erlangung des von ihnen mit Recht gewünschten Friedens bereit gewesen wäre, wenn es von seinem Willen abgehängt hätte, ihn zu erreichen. Nun, da alle Zugeständnisse das nicht vermocht hatten, bleibe nichts übrig als fortgesetzter Widerstand.

Des Königs Rotschrei verhallte nicht ungehört. Er gab das Beispiel der Entäußerung, indem er sein Goldgeschirr einschmelzen ließ, worauf Private ihr Silberzeug in die Münze schickten. Das von Madame de Maintenon wurde auf etwa 14000 Franken gewertet. Das Eintreffen einer Flotte, die 20 Millionen für französische Kaufleute aus Mexiko brachte, erleichterte die Ausgabe einer Zwangsanleihe; diese und die Umlprägung französischer Münzen ermöglichten den Ankauf von Getreide und die Proviantierung der hungernden,

bis da auf Raub und Plünderung angewiesenen Heere. Ludwig XIV. zog die Mehrzahl seiner Truppen aus Spanien zurück. Mercy im Elßäß, der Savoyer in seinem Erbland wurden zum Rückzug gezwungen. Villars, unter dessen Befehlen der tapfere alte Boufflers freiwillig diente, begegnete sich am 11. September bei Malplaquet mit den alliierten Heeren und wurde von Eugen und Marlborough nicht unruhmlich, aber vollständig geschlagen. Tournai und Mons gingen verloren, aber der Feind drang nicht in französisches Gebiet ein, und Ludwig verhandelte wieder mit Holland, ohne bessere Bedingungen von den durch neue Verträge zusammengeschlossenen Gegnern zu erhalten. Selbst der energische Villars, der Abgott der Soldaten, berichtet am 22. April 1710 an Torcy, Frankreichs Schicksal hänge vom Zufall eines Tages ab. Da bot Torcy Subsidien für die militärische Aktion, die Philipp V. aus Spanien vertreiben sollte. Die Ratgeber des Königs, der Dauphin und der Herzog von Bourgogne, die anfänglich protestiert hatten, schlossen sich Torcys Vorschlag an. Er wurde mit der Beschränkung sicherer Erfolges für denselben von den französischen Unterhändlern gemacht und Ludwigs XIV. Verzicht auf jegliche Entschädigung für seinen Enkel angeboten. Am 13. Juli 1710 wiederholten die Holländer das Verlangen, der französische Monarch habe innerhalb zweier Monate die Rückgabe Spaniens und Indiens zu veranlassen. Die Verhandlungen wurden abermals abgebrochen. Ludwig XIV. sprach das historische Wort: „Wenn die Fortsetzung des Krieges unvermeidlich sei, dann ziehe er es vor, ihn seinen Feinden und nicht seinen Kindern zu machen.“ In beiden Lagern beriefen sich die Gegner auf das Urteil Europas, um die Verantwortung für den weiter zu führenden Krieg von sich abzuwälzen. Die Entscheidung lag vorläufig in Spanien.

Seit Frühjahr 1709 war der kleine Prinz von Asturien zum Nachfolger seines Vaters von den Cortes anerkannt. Zur Gegenwehr bis aufs äußerste entschlossen, gab Philipp V. unzweideutig zu verstehen, daß er, wenn Frankreich ihn aufgebe, mit den Alliierten und gegen dasselbe verhandeln werde. Ihre Armeen standen in Catalonien. Von einer anglo-holländischen Flotte, die Truppen landete, unterstützt, drangen ihre Heerführer in Castilien ein, schlugen Philipp V. im Juli 1710 bei Lerida, im August bei Saragossa und besetzten am 28. September zum zweiten Mal die Hauptstadt.

Aus Valladolid, wohin die Königin geflüchtet war, gelangten dennoch auch jetzt nur Äußerungen ungebrochenen Mutes nach Versailles. Die Seele des Widerstandes war die Prinzessin des Ursins. Zwischen Mai 1706 und Dezember 1711 schrieben sie und Madame de Maintenon sich allwochentlich Briefe; die der Prinzessin, um diese Zeit von ihr zurückverlangt, sind dennoch zum Teil in Abschrift erhalten und in vier Bänden mit denen von Madame de Maintenon veröffentlicht worden. Sie enthalten die ganze Geschichte der Zeit, berichten über die Ereignisse bei Hof und in der Gesellschaft und sind durch die Korrespondenz vervollständigt, die Madame des Ursins mit französischen Ministern und hohen Würdenträgern führte, und worin sie sich vorwiegend mit Politik beschäftigt. Die Cameriera Mayor legt ihre Seele bloß und verschmäht jede Zurückhaltung. Sie redet wie jemand, der zu gebieten

gewöhnt ist und wenn auch mit Beobachtung der höchsten Normen, in Staatsangelegenheiten mitzusprechen hat. Madame de Maintenon ist ihrerseits nie offener als im Verkehr mit der Freundin, aber sie beobachtet sich dennoch stets, auch mit ihr, und sagt nur, was sie sagen will, auch wo sie auf den scherenden Ton der Briefe aus Madrid eingeht: „Man behauptet, Madame, meine Schlichtheit vermöge Ihre Absichten nicht zu durchschauen: Sie seien entschlossen, den König und die Königin nach Frankreich zu bringen und meine Stelle bei dem König einzunehmen, indem Sie mich entweder mit dem Hof broniillieren oder vergessen oder auf meinen nahe bevorstehenden Tod warten wollen? Das nennt man Scharfsinn, und ich bitte Sie, sich bei mir zu rechtsetzigen.“ Der Brief ist von 1706 und spielt auf Gerüchte an, die wir erwähnt haben. Aber sie war völlig aufrichtig, wenn sie der Prinzessin sagte, daß sie in ihr Eigenschaften, die Ehrlichkeit und Gerechtigkeit der Gemüttung finde, deren sie im Umgang mit den Menschen nicht entbehren könne. Die Freundschaft zwischen den beiden Damen blieb unerschütterlich, auch dann als mit Verschärfung der politischen Krise ihre Ansichten so weit auseinandergingen, daß der Verkehr für Madame de Maintenon ein schwieriger wurde. Sie hatte stets die Möglichkeit eines dauerhaften Bündnisses zwischen den Kronen Frankreich und Spanien bezweifelt. Die Niederlagen von 1702-1703 reisten bei ihr die Überzeugung, nur ein Wunder vermöge Philipp V. zu retten, und Wunder erwartete sie nicht. Madame des Ursins hörte verzweifelte Worte: „Sie sind der Meinung, Madame, es sei besser, zugrunde zu gehen, als sich zu ergeben. Ich denke, daß man der Gewalt weichen muß, daß Gottes Arm gegen uns ist, und daß der König seinen Völkern mehr schuldet als sich selbst . . . Nicht unsre Minister sind für die Hungersnot, die Empörung der Elemente, die der Bevölkerungen haftbar, Chamillart, Torch, Desmarez, Villeron, Villars, Boufflers, sie alle halten die Fortsetzung des Krieges für ausgeschlossen . . . Meine Ratschläge werden weder Krieg noch Frieden machen, also sage ich freimüttig, was ich denke, da es nur von geringem Wert ist . . . Meine Besürchtungen steigen nicht bis zur Vorahnung, es könnte uns jemals wünschenswert erscheinen, den König und die Königin von Spanien entthront zu sehen. Worte vermögen den Schmerz des Königs, der Herzogin von Bourgogne, den meinigen nicht auszudrücken . . . Sie sind eine zu gute Französin, um Spanien um den Preis von Frankreichs Ruin retten zu wollen. Der Zorn, der in Ihnen gärt, ist ein Beweis Ihres hohen Mutes, aber auch Ihrer Zweifel an der Wahrheit meiner Schilderung . . . Wären Sie hier, Madame, Sie würden ganz ebenso denken wie ich.“

Ludwig XIV. hatte den Entschluß gefaßt, den Enkel seinem Schicksal zu überlassen. Nach der Niederlage von Malplaquet (September 1706) schrieb er an Amelot, seinen Botschafter in Madrid, solange Philipp V. auf dem spanischen Thron bleibe, sei der Friede unmöglich. Diese Erklärung sei hart, aber aufrichtig: Spanien müsse von der bitteren Wahrheit in Kenntnis gesetzt werden. Amelot wurde abberufen und durch Blécourt, der den Rang als Botschafter nicht erhielt, ersetzt. Man hielt in Spanien Ludwig XIV. für fähig, dem Marschall de Bezons gegen den ausdrücklichen Befehl Philipps V. ver-

boten zu haben, die Österreicher mit den letzten französischen Truppen und in günstiger Stellung aufzuhalten. Jedenfalls zog sich Bezons unverrichteter Dinge vor dem Feinde zurück. Amelot war der Vertraute und Mitarbeiter Madame des Ursins bei den Reformen in Spanien. Nach seiner Abberufung hielt es Ludwig XIV. für wünschenswert, auch die Prinzessin vom Hof zu entfernen, doch stellte er es ihr frei, selbst darüber zu entscheiden, ob sie Spanien verlassen wolle oder nicht. Sie erklärte sich zu gehorchen bereit, erhielt keine bestimmten Befehle, zögerte und blieb. Ihre Briefe füllten sich mit Vorwürfen über einen schmählichen in Aussicht genommenen Frieden, über die Leute, die, statt den Nacken zu steifen, sich vom widrigen Schicksal beugen ließen. Sie schrieb spöttend an die Freundin, ob sie vielleicht auch erwarte, daß der Himmel einfallen werde, um das Maß des Unglücks voll zu machen? Sie sandte ihr ein seither verloren gegangenes Memoire zur Herstellung der Finanzen, das in kürzester Zeit und „wie durch ein Wunder“ Millionen, und zwar ohne neue Steuern, schaffen sollte. Madame de Maintenon Antwort läßt erkennen, von welcher Tragweite die Vorschläge der Prinzessin gewesen sein mögen, denn sie bemerkt, es sei zu viel von Ludwig XIV. verlangt, „nach sechzig Jahren seine Regierungsform zu ändern“. Überdies liebe es der König nicht, wenn Damen sich in Staatsangelegenheiten mischten. Aber auch Ténelon sah nur noch Abhilfe in der Berufung von Notabeln, ja vielleicht der Generalstaaten: der Krieg, der bisher des Königs Sache gewesen, müsse national werden! Nach Bezons' Rückzug brach Madame des Ursins in die nichts mehr verschleiernenden Worte aus: „Wenn der Marschall bei seiner letzten Unternehmung wirklich dem König gehorcht hat, so verbietet es die schuldige Ehrfurcht, einer so großmütigen Seele wie der seinigen diesen seinen Ruhm befleckenden Befahl zuzuschreiben und ihn einer Handlungswise fähig zu halten, die von allen anständigen Menschen verurteilt wird. Für eine solche Feigheit wollen die katholischen Majestäten nur den Marschall de Bezons verantwortlich machen... Die Maxime, seinen Gegnern stets nur Mitleid einzlösen zu wollen, ist sonderbar und hat sich nicht bewährt. Wenn man daran festzuhalten entschlossen ist, so wird man, fürchte ich, sich selbst und uns in den Abgrund reißen.“ Die Prinzessin sorgte dafür, daß es nicht geschah. Sie nicht zum wenigsten rettete Spanien. Die Castilier blieben treu und eilten zu den Fahnen Philipp's; er trat an die Spitze seiner Heere, Madame des Ursins verständigte sich mit Blécourt, wie sie sich mit Amelot verständigt hatte; die Königin blieb starkmütig und im Volke sehr beliebt. Madame de Maintenon nannte das Verhalten ihrer Freundin durchaus edel und loyal, der König dankte ihr, auf ihrem Posten geblieben zu sein.

„Banken Sie mich nicht so, von Frieden ist keine Rede mehr,“ berichtete jetzt Madame de Maintenon. „Der Stolz und die Ungerechtigkeit der Feinde sind den Interessen des Königs von Spanien sehr förderlich geworden,“ schrieb seinerseits Torcy der Prinzessin. Diese war von den Massen besessen worden, stand in den Siebzigern, geriet Spaniens wegen in Streit mit dem Papst, und nichtsdestoweniger befand sie sich in bester Laune: „Wir sind erkältet und bewohnen ein eisiges Haus, in dem wir von allem möglichen Ungemach leiden,“ ant-

wortete sie dem Minister; „daß alles ist gleichgültig, wenn Herzen so vergnügt wie die unsrigen sind, Sie wären es nicht wert, die jeter aux chiens, wenn Sie anders empfinden würden . . . Wie Abbé de Polignac es den Holländern bei den Unterhandlungen vorausgesagt hat, werden wir ohne sie und bei uns verhandeln.“ Die Wendung war eingetreten. Auf Philipp V. Witten hatte Ludwig XIV. den Marschall Vendôme im Herbst 1710 nach Spanien geschickt und dieser und der König hatten am 10. Dezember den entscheidenden Sieg von Villaviciosa über die Anglo-Österreicher davongetragen. Madame de Maintenon sah „das Wunder“, auf das sie nicht gerechnet hatte.

Inzwischen spielten sich in des Königs Nähe schlimme Intrigen und Personenwechsel ab, für deren Ergebnisse Saint-Simon und die Herzogin von Orléans nach ihrer Gewohnheit nur eine Schuldige kennen. Ihr Zeugnis steht nach wie vor mit den Tatsachen in grellem Widerspruch. Es wird nicht nur von andern zeitgenössischen Berichten, sondern durch Saint-Simons eigene, leider nur zum geringen Teil vorhandene Briefe böswilliger Entstellung, wenn nicht geradezu der Lüge überführt.

Madame de Maintenon soll den Sturz ihres Freundes Chamillard veranlaßt haben, und zwar zur Strafe dafür, daß dieser für den ihr allerdings und mit Recht sehr unsympathischen Vendôme gegen den Herzog von Bourgogne Partei genommen und Ludwig XIV. veranlassen wollte, ohne die Freundin sich zum Heer nach Lille zu begeben. Madame de Maintenon dagegen sagt wiederholt, daß der König dem Wunsche des Volkes nachgegeben, indem er sowohl den unfähigen Villeroi als den Minister aus ihren Ämtern und vom Hof entfernt habe. Sie selbst war, wie übrigens alle Welt, zur Einsicht gelangt, daß Chamillarts Aufgabe seinen ungenügenden Fähigkeiten eine unerträgliche Last aufbürde, und der Starrsinn, mit dem er auf Frieden gerechnet, Frankreich in die gefährliche Lage gebracht habe, auf Fortführung des Krieges nicht vorbereitet zu sein. Nach wie vor hielt sie ihn für einen Ehrenmann. Sein Nachfolger wurde Vouzin, dessen Frau Madame de Maintenon während des Feldzuges von 1692 zu Namur kennen gelernt und lieb gewonnen hatte. Vouzin war mit dem Finanzsekretär Desmarez verwandt. Saint-Simon nennt seine Wahl „den Triumph von Madame de Maintenon“, ihn selbst insolent, hart und servil, „von gemeiner Abkunft“, dem Verbrechen, daß er nicht verzich. Bestimmte Anklagen fehlen; von der Frau weiß auch er nur Gutes zu sagen. Vouzin war ein ehrlicher Mann, aus parlamentarischer Familie. Madame de Maintenon hielt ihn augenscheinlich für fähiger als er war, schreibt jedoch die Entscheidung an dieser Wahl dem Dauphin zu. Für Villars, mit dem sie viel und lange korrespondierte, für Boufflers, den sie hochachtete, wie er es verdiente, war ihre Freundschaft tren, nicht blind. Sie sah ihre Fehler, fand diese jedoch durch Eigenschaften aufgewogen, die denn auch wirklich die Situation retten halfen.

Die größte Schwierigkeit bereitete dem König der Herzog von Orléans. Dieser sehr begabte, aber unsuste und früh durch schlimme Umgebung des Vaters, wo nicht direkt durch den Einfluß des Erziehers, des nachmaligen Kardinal-Ministers Dubois, korrumptierte Prinz hatte sich, wie bereits gesagt,

bei der Belagerung von Turin ausgezeichnet. Ludwig XIV. hatte ihn hierauf nach Spanien als Generalissimus der dort vereinigten Armeen geschickt und der Herzog sich auch dort erfolgreich erwiesen. Dennoch zeigte es sich, daß die Bedenken des Königs gegen eine solche Sendung sehr begründet gewesen waren. Anfangs handelte der Herzog in völligem Einverständnis mit Amelot und der Prinzessin des Ursins. Diese, die ihm damals noch sehr wohl wollte, trieb die Willkür so weit, daß sie durch Madame de Maintenon die Einwilligung Ludwigs XIV. zur Verleihung einer Höflichkeit bei der Königin von Spanien für des Herzogs damalige Maitresse erbat. Diese Frau hatte den schlechtesten Ruf; der Herzog von Orléans war mit der Tochter des Königs und der Montespan verheiratet. Madame de Maintenon entgegnete, sie urteile nicht wie eine alte Frömmlein über solche Dinge, aber auch darin gebe es Abstufungen; sie halte es für ein Unglück, daß der Herzog von Orléans ein derartiges Verlangen stelle. Als sie dem König davon sprach, lehnte dieser in höchster Entrüstung ab. Inzwischen hatte Philipp von Orléans sich in Madrid in Regierungsangelegenheiten gemischt, war populär geworden und verriet sehr bald ehrgeizige Absichten. Ende 1708 kehrte er aus Spanien nach Versailles zurück und begab sich unverzüglich zu Madame de Maintenon, die ihm direkt in einem Brief von 1706 und bei andern Anlässen die höchste Anerkennung gezollt hatte. Er gestand, daß er in Spanien Schwierigkeiten begegnet sei, erklärte sich aber bereit, dahin zurückzukehren und Philipp V. ferner zu dienen. Davon konnte keine Rede sein. Philipp, wie immer durch seine Egeria, die Prinzessin des Ursins, zum Handeln angepornt, hatte dessen Abberufung verlangt. Und zwar deswegen, weil beide Beweise in Händen hielten, daß der Herzog mit unzufriedenen spanischen Granden und mit seinem Jugendgenossen, dem englischen Befehlshaber Stanhope, sich verständigt und erklärt hatte, daß er für den Fall der Vertreibung Philipps V. als Präsident in Spanien aufzutreten bereit sei.

In Frankreich gehörte der Herzog von Saint-Simon zur Partei Orléans. Er gesteht die Pläne des Herzogs, die dieser selbst ihm wenigstens teilweise mitgeteilt hatte, zu. Aber er leugnet die verräterische Absicht, die mit der Wendung der Dinge zugunsten Philipps V. ohnedies gegenstandslos geworden sei. Es wäre, sagt Saint-Simon, zum Nutzen Frankreichs gewesen, den Herzog an eines Fremden Statt zum König zu wählen. Den Bruch mit Madame des Ursins und Madame de Maintenon habe ein beleidigender Toast herbeigeführt, den der Herzog bei einem Liebesmahl zu Madrid auf beide Damen in angeheitertem Zustand ausbrachte. Die Herzogin Elisabeth Charlotte nennt Madame des Ursins „einen eingefleischten Teufel, die ihr Sohn zu alt gefunden habe, um ihr Liebhaber zu werden“. Sie sprach von Vergiftungsversuchen, die allerdings in Spanien vorausgesetzt werden durften.

Ihr Sohn befand sich in Lluquade. Saint-Simon war es, der ihn zu Madame de Maintenon schickte, um des Königs Gunst wieder zu erlangen. Sie erreichte zunächst von ihm, daß er die Maitresse entließ, versöhnte ihn hierauf mit Ludwig XIV. und verhalf seiner Tochter zur Heirat mit dem Herzog von Berry. Dann erschien Saint-Simon als Bittsteller bei ihr und begehrte für

seine Frau die Würde einer Ehrendame bei der Herzogin von Berry, die sie auch erhielt. Er erzählt, mit welcher vollendeten Liebenswürdigkeit er von Madame de Maintenon empfangen wurde und vergalt ihre guten Dienste mit schreiemdem Andank. Von Saint-Simon spricht sie überhaupt nur einmal und flüchtig, allerdings um zu erwähnen, daß er, seiner religiösen Gesinnung wegen, für den Botschafterposten in Rom nicht tauglich befunden worden sei. Bei Hof war er gänzlich ungesährlich, denn Ludwig XIV. mochte ihn nicht. In einer Audienz, die er ihm damals (1710) gewährte, rügte er seine böse Zunge und seine beständigen Ausfälle gegen Menschen und Dinge, entließ ihn jedoch gnädig und ahnte nie, daß er den unerbittlichen Senator vor sich hatte, der auch ihn vor der Nachwelt brandmarken sollte.

„Wegen der dem Herzog von Orléans schuldigen Ehrfurcht“ enthielt sich Madame de Maintenon jeder Rüge über seine Person. Madame des Ursins sprach frei. Dafür, daß sie ihn aus Spanien weggeschickt hatte, beglich er die Rechnung als Regent Frankreichs, indem er sich auf ihre Kosten mit Philipp V. aussöhnte. Nur über Elisabeth Charlotte hat Madame de Maintenon geklagt. „Ich stehe sehr schlecht mit ihr,“ schrieb sie der Freundin nach Madrid, „sie erweist mir Ehren, die ich nicht beanspruche, und verfolgt mich mit einem Haß, den ich nicht verdiene.“ Elisabeth Charlotte warf ihr unter anderm vor, sich durch Getreidelieferungen an die Truppen zu bereichern.

Der Rückschlag so mancher bitteren Erfahrung auf sie, die sich mit Recht der Mäßigung rühmen durfte, war unvermeidlich. Zuzeiten verdüsterte sich ihr Gemüt, das sie auch jetzt noch „als natürlich heiter“ bezeichnet. „Sie haben Recht,“ schrieb sie an Madame des Ursins, „die Menschen sind sonderbare, oft sehr wilde Tiere . . . man sieht täglich Beispiele davon, die in die Wüste locken könnten. Die Guten sind uneins unter sich, und die Redefreiheit kennt keine Schranken mehr . . . Wenn ich kann, flüchte ich nach Saint-Gyr, wo die Herzen noch nicht verderbt sind . . . Es ist ein großes Unglück, da zu lieben, wo man nicht leiten darf, und Denjenigen fortwährend peinigen zu müssen, der der Ruhe bedürfte, und dem man sie nicht geben kann.“ Der Gleichmut des Königs im Unglück, seine Standhaftigkeit und unverdrossene Arbeitskraft entrissen ihr steigende Bewunderung. Die liebevolle Treue für sie blieb die Fessel, in die er sie schlug. Bis an sein Ende hat sie die Würde, aber auch eine neue, schwere Verantwortung mit Ludwig XIV. geteilt.

## II. Der Friede von Utrecht und die religiöse Krise.

Den Erfolgen Vendômes in Spanien folgte 1711 der Umschwung in der englischen Politik, wo der Sieg der Tories der Partei des Friedens die Oberhand gab. Kaiser Joseph starb noch jung und kinderlos am 17. April 1711. Sein Erbe war der Erzherzog, der sich Karl III. von Spanien nannte. Auf seinem Hause durften die Kronen Karls V. sich nicht vereinigen, ohne das europäische Gleichgewicht abermals zu stören. Die britische Regierung trat in geheime Verhandlungen mit der französischen ein. Ludwig XIV. versprach

im wesentlichen die Anerkennung der protestantischen Succession, die Abtretung Gibraltars und Port-Mahons, den Abschluß eines Handelsvertrages, die Verzichtleistung Philipp's V. auf die Nachfolge in Frankreich. Die Engländer meldeten im Haag, diese und andre Konzessionen erschienen genügend, um den Zusammentritt einer Konferenz zu ermöglichen; sie erreichten Versprechungen Ludwigs XIV. zur Zufriedenstellung der Alliierten.

Am 29. Januar 1712 begannen die Verhandlungen zu Utrecht, die zwei Monate später wieder unterbrochen wurden. Engländer und Franzosen konferierten jedoch weiter. Die Entscheidung lag in der Lösung der Successionsfrage. Philipp V. wurde von England vor die Wahl gestellt, entweder König von Spanien zu bleiben und auf die Thronfolge in Frankreich endgültig zu verzichten, oder seine Rechte auf den französischen Thron zu behaupten und mit Sizilien und den Ländern des anderweitig zu entschädigenden Herzogs von Savoyen sich zu begnügen. Ludwig XIV. empfahl die letztere Alternative, die Frankreich vergrößert haben würde. Philipp V. entschied zugunsten der ersten, betrachtete sich jedoch, wie es sich zeigen sollte, trotzdem als Träger der Legitimität und eines Erbrechtes, das, von Gott verliehen, weder durch Gewalt noch durch Staatsverträge ihm geraubt werden könne. Ludwig XIV. erzwang 1712 seines Enkels Verzicht und mußte den der französischen Prinzen auf die spanische Krone vom Parlament eintragen lassen. Dann erst kam es zum Waffenstillstand in Flandern zwischen Engländern und Franzosen.

Dort stand Frankreichs letzte Armee unter Villars' Befehlen. Mit ihr, so erklärte der fünfundsechzigjährige König, wolle er untergehen oder den Staat retten, bevor, wie befürchtet wurde, die Kaiserlichen auf Paris marschierten. Da am 24. Juli 1712 siegte Villars bei Denain; die festen Plätze des Nordens wurden größtenteils zurückeroberiert, die Konferenzen von Utrecht wieder aufgenommen und der Friede zwischen Frankreich und den Alliierten am 11. April 1713 geschlossen. Mit Ausnahme des Kaisers, gegen dessen Heere unter Prinz Eugen Villars am Rhein fortkämpfte, bis auch zwischen ihnen im März und September 1714 zu Kastatt und Baden der Friede ermöglicht wurde. Erst im Herbst 1715 kapitulierte Barcelona, und Philipp V. wurde wieder Herr in Catalonien. Vom spanischen Erbe behielt der Kaiser die italienischen Reiche und die Niederlande. Die Souveräne des vergrößerten Savoyen und Preußens erhielten die Anerkennung des Königstitels; in Polen regierte der Kurfürst von Sachsen; Frankreichs Alliierte, Schweden und die Türkei, waren geschlagen. Straßburg, ein Teil Flanderns, die Freigrafschaft blieben französisch. Mit der Lage von 1661, als Frankreich über Krieg oder Frieden gebot, verglichen, war das Ergebnis von 1713 eine Verminderung seiner Macht und die Behauptung der Bourbons in Spanien durch die Tatsache an Wert beschränkt, daß die Gefährdung der Allianz zwischen beiden Kronen bereits als Möglichkeit erwogen wurde. Am Schluß seiner Regierung hat Ludwig XIV. noch damit zu rechnen gehabt.

So wurde es endlich Friede. Madame de Maintenon hatte ihn seit Jahren ersehnt. Jetzt wollten es die Umstände, daß sie dessen nicht froh werden konnte.

Sowohl des Königs langer Kampf gegen Holland als die Intrigen mit den Stuarts und der Antagonismus gegen das protestantische England hingen mit seiner religiösen Politik zusammen. Die Demütigung der protestantischen führenden Seemächte war gescheitert und zur Hauptursache von Frankreichs Zurückweisung aus der gebietenden Rolle in Europa geworden. Madame de Maintenon hatte diese Politik bewundert; mehr als einmal fehrt in ihrem Briefwechsel die Äußerung wieder, Gott werde gläubigen Fürsten doch endlich den Sieg über die Häretiker verleihen. Sie teile, so sagt sie, das populäre Vorurteil gegen die Engländer, wenn sie sich auch dessen schäme. Sie war „Jakobitin“ und den verbaunten Stuarts treu ergeben. Über die Witwe Jakobs II. hat Macaulay das nicht unparteiische Urteil gefällt, im Unglück groß, sei sie im Glück hochmütig, ja grausam gegen ihre Feinde und habgierig gewesen. Madame de Maintenon kannte sie nur im Unglück und verehrte sie, wie alle, die der Königin nahe traten, als eine Heilige. Sie selbst hoffte, lange genug zu leben, um die katholische Restauration in England zu sehen, und das auch nach Utrecht, und nachdem der Prätendent, aus Saint-Germain verbannt, in Lothringen eine Zufluchtstätte gesucht und gefunden hatte.

Die höchste Gefahr, die beständige Drohung, deren mögliche Folgen Ludwig XIV. und sie auch während der Tragödie des Krieges keinen Augenblick aus den Augen verloren, war und blieb die Häresie. Niemals war der König von der Vorschrift des Testamento Mazarini abgewichen, „die Sekte des Jansenismus, ja selbst ihren Namen nicht zu dulden“. Wer sich in religiösen Angelegenheiten nicht bedingungslos fügte, galt als politisch gefährlich. „Ein Jansenist“, so sagte d’Harcourt, „ist sehr oft nichts andres als ein Mann, den man bei Hof verderben will.“ Wegwerfend betont Saint-Simon, der König sei in bezug auf Religion unwissend wie ein Kind und gewöhnt, sein Seelenheil auf dem Rücken anderer zu wirken. In der Beurteilung des Jansenismus begegneten sich die Anschauungen zwischen Rom und Versailles lange Zeit hindurch nicht. Wie Junocenz XI. dachte, ist gesagt worden. Der Papst, der aus Arnaulds Feder zweimal ein Reformprogramm für die Gesamt-Kirche entgegennahm und ihn des Purpurs würdig erachtete, ließ seine Geistlingsgenossen unbekilligt. Sein zweiter Nachfolger, Junocenz XII., untersagte es, wegen so schwieriger theologischer Fragen, wie die Gnadenlehre, mehr als die Beurteilung der fünf Propositionen zu verlangen. Obwohl Arnauld damals, 1693, Nicole ein Jahr später gestorben und die erste große Generation von Port-Royal längst ins Grab gesunken war, zählten das Kloster und seine geistige Gemeinde zahlreiche Anhänger im Klerus, in den Orden, unter den gelehrten Körperschaften, in der Kirche, in der Welt. Die Jesuiten empfanden die Rivalität um so bitterer, als ihnen die Zeiten ungünstig waren. Die Beurteilungen der laxen Moral wiederholten sich; die der chinesischen Riten, wegen welcher ihren Missionären strafliche Toleranz heidnischer Gebräuche vorgeworfen wurde, folgten seit 1688. Die Gesellschaft Jesu kannte auf den König rechnen, wenn sie, um ihr Ansehen zu heben, zum Angriff überging. Eine berühmte Anecdote verriet, wie er gespukt war. Der Herzog von Orléans hatte ihm für ein hohes Amt einen Kandidaten empfohlen. Er

sei Jansenist, bemerkte ablehnend Ludwig XIV: „O nein, er ist Atheist.“ erwiderte der Herzog, und die Ernennung fand anstandslos statt. Es steigerte die feindselige Haltung des Monarchen, daß er auch zu Versailles Anhänger von Port-Royal nicht los werden konnte. Wer dahin ging, verfiel seiner Ungnade. Nur widerwillig gestattete er, daß der Herzog von Coislin und der Dichter Racine dort auf ihren letzten Wunsch begraben würden. Auch Madame de Maintenon begegnete irregelteiten Seelen bis in der eigenen Familie. Ihre Verwandte, Madame de Caylus, hatte Entschädigung für eine unglückliche Ehe in der Neigung zum Herzog von Villeroi gesucht, und dieser eine Tochter Louvois geheiratet. Madame de Caylus änderte ihren Sinn und stellte sich unter die Leitung von La Tour, des bekannten Oratorianers, der ihr ein aus Port-Royal stammendes Erbauungsbuch gab. Madame de Maintenon fand die Art der Bekehrung anstößig, ein Zeichen geistigen Hochmutes. Als nach Jahren die liebenswerten Eigenschaften von Madame de Caylus sie zurückgewonnen hatten, klagte sie noch über Gründe der Entfremdung, die gemildert, nicht aufgegeben seien. Die schwerste Enttäuschung bereitete ihr der Kardinal von Noailles. Durch die Heirat ihrer Nichte mit dem Erben des Herzogstitels, war diese mächtige Familie zur ihrigen geworden. Eine große Anzahl ihrer Briefe ist an Mitglieder derselben, Männer und Frauen gerichtet, vor allem an den Prälaten selbst, den sie gegen seinen Wunsch zum Erzbischof von Paris bestimmt hatte. Trotz des Tones nie versagender Erfurcht lesen sich diese Briefe wie die einer Mutter an den des Rates bedürfenden Sohn. Sie enthalten Mitteilungen und Wünsche über Personen, über den Hof, über kirchliche Ernennungen und religiöse Angelegenheiten aller Art. Es liegt ihr fern, verborgen zu wollen, daß sie auf diesem Gebiet als Macht mitspricht. Sie ist die Wächterin des Gewissens des Königs, und dessen erste Pflicht besteht darin, die Orthodoxie seines Glaubens zu wahren. Das ist das Grundthema der Korrespondenz von Madame de Maintenon mit Noailles. Ihre Stellung war auch darin schwierig. Weder mit La Chaize noch mit seiner Gesellschaft befand sie sich in Einklang. Die Erhebung Fénelons hatte ihr unsäglichen Kummer bereitet, seine Freunde waren nicht mehr die ihrigen; in den Angelegenheiten, die ihr als die höchsten galten, blieb sie unter dem Einfluß des strengen und frommen Godet, Bischofs von Chartres, der in Glaubenssachen intolerant wie sie selbst war. Wenn es zu handeln galt, rechnete sie auf das Einverständnis mit dem ungleich mächtigeren Noailles.

Da traten Ereignisse ein, die es erschütterten.

Mitten im ungeheuren Wagnis des europäischen Krieges, der Anspannung aller Kräfte zu erfordern schien, brach der religiöse Konflikt von neuem aus.

Jesuiten waren es, die den Kirchenfrieden zuerst brachen. Seit Arnaulds Flucht nach Holland befand sich dort unter seinem Nachfolger, dem Oratorianer Quesnel, das Zentrum des theologischen Jansenismus. Bereits in den neunziger Jahren denunzierten meist anonyme Pamphlete „die Irrlehre“ wieder. Quesnel, ein streitbarer Mann, hob den Fehdehandschuh auf und verlangte von Rom, wenn man dort ehrlich Frieden wolle, Bestrafung der verwegenen Angreifer. Noch lebte Innocenz XII. Noailles, das wußte man,

war den Jesuiten nicht günstig gesinnt. Er werde stets ihr Freund, niemals ihr Diener sein, hatte er zu Bourdaloue gesagt. Im Jahre 1696 wurde er aufgefordert, ein wieder aus Licht gezogenes Buch zu verurteilen, weil es das Glaubensbekenntnis Saint Cyrans enthalte. Bossuet kam zuhilfe. Er wollte die Moral von Port-Royal gerettet wissen, berief sich auf die Lehre des heiligen Augustinus und beschränkte sich darauf, zu verurteilen, was dieser Lehre im demunzierten Buch widersprach. Der Angriff gegen Noailles war geächtigt und wurde erneuert. Ein anonymes Pamphlet stellte ihm 1698 die Frage, ob er auch jetzt ein Buch gutheiße, das er als Bischof von Châlons wenigstens zum Teil mit seiner Approbation versehen habe? Es war Luesnels Kommentar zur Heiligen Schrift, „Réflexions morales sur le nouveau Testament“, das Jahrzehnte hindurch Frankreich in zwei Lager spalten und den Sturm entfesseln sollte, der bis heute nachwirkt. Saint-Simon sagt: La Chaize habe es stets auf seinem Schreibtisch gehabt, vortrefflich genannt und geäusserzt, er nehme das Gute, wo er es finde. Der Papst hatte Luesnel gepriesen.

Bossuet griff abermals in friedfertiger Absicht ein und schrieb eine sehr gemäßigte Rechtfertigung des Buches, die erst 1710, als jede Verständigung ausgegeschlossen und er selbst 1704 gestorben war, erschien. Vom Zeitpunkt seines Todes an verlor Noailles den Halt, dessen sein edler aber schwankender Willen bedurft hätte, um nicht in fortwährende Widersprüche zu geraten und Handlungen sträflicher Schwäche auf sein Gewissen zu bürden. Zu seinem Unglück arbeitete der nach Bossuet mächtigste Einfluss in der französischen Kirche fortan gegen den Erzbischof von Paris.

Des Königs Vertrauter, sein okkuler Minister, war seit 1701 der Herzog von Chevreuse. Wenn Chevreuse sprach, vernahm Ludwig XIV. Fénelons Stimme. Der Glanz seiner Unterwerfung hatte das Ansehen des Erzbischofs von Cambrai nur erhöht. In seinem Sprengel vergöttert, fand er Gehör in Rom. Seine Beziehungen zu den Jesuiten wurden inniger, er stellte sich ihnen zur Verfügung. Die Gegner, „die ihn zu erdrosseln versucht hatten“, Bossuet, Noailles, waren auch die ihrigen. Der Streit um die Mystik hatte die Öffentlichkeit kühn gelassen und war verkümmert; an eine Reform des Regierungssystems unter dem alten König dachte Fénelon nicht mehr. In neun wichtigen Denkschriften, die nach dem gleichnamigen Schloß von Chevreuse, wohin sie gerichtet wurden, die *Tables de Chaulnes* genannt sind, entwarf der Erzbischof dem Thronfolger das Herrscherprogramm. „Um Gottes Willen, er entschlüpfe uns nicht“, schrieb er an den ihm gänzlich ergebenen Beauvillier. Ein Teil des Programms war die Vernichtung des Jansenismus. Aus voller Überzeugung verpflichtete sich ihm der Herzog von Bourgogne. Fénelon überwachte gleichzeitig durch verlässige Werkzeuge die Orthodoxie Philipp's V. in Madrid. Dazu war Madame des Ursins nicht zu gebrauchen. Als der Papst wankend geworden war und die österreichische Kandidatur unterstützt hatte, versuchte die Prinzessin mit Unterstützung von Amelot und Orry gallikanische Regierungsgrundsätze in Spanien zur Geltung zu bringen und ohne Einwilligung Roms, mit dem der Bruch drohte, eine freiwillige Steuer vom

Klerus zu erhalten. Torch riet zur Verständigung, sprach jedoch vom gerechten Zorn Philipp's gegen die Kurie. Statt dessen geriet Madame des Ursins mit der Inquisition in Streit und wagte es, dem König, der wenigstens die Autodafé hätte, den kühnen Rat zu geben, er möge das Tribunal abschaffen. Beim Antritt ihrer Herrschaft mußte sie sich, wie hier erwähnt, den Jesuiten d'Aubenton als Beichtvater des Königs gefallen lassen, obwohl das Amt in Spanien von alters her den Dominikanern zugehörte. Durch Madame de Maintenon wissen wir, daß d'Aubenton dem Umstand seine Wahl verdankte, daß seine antijansenistische Gesinnung dem König seit der Zeit bekannt war, wo er als Beichtvater der Dauphine seines Amtes waltete. Bald darauf entdeckte Madame des Ursins, daß er auch gegen sie und die Franzosen intrigiere, verzichet ihm jedoch, weil er ihr seine Schuld eingestand. Philipp V. schickte ihn 1705 dennoch fort, weil er u. a. beschuldigt wurde, seine Beichte verraten zu haben. Das ist, und gewiß mit Recht, bestritten worden. Denn Philipp V. sah den Beichtvater täglich und gab ihm Gelegenheit genug, sich durch den vertrauten Umgang mit ihm über das, was vorging, zu informieren; er rief ihn 1716 auch zurück. Madame des Ursins machte nie ein Hehl aus ihrer Abneigung gegen Leute seines Schlags und den Schaden, den sie stifteten. Wenn Madame de Maintenon der Prinzessin ihre kirchlichen Sorgen klagte, antwortete diese: „Wir haben ernstere Dinge zu tun. Warten Sie auf den allgemeinen Frieden, um sich die Mützen von den Köpfen zu schlagen.“

Ludwig XIV. hatte nicht gewartet und bereits 1700 von der Versammlung seines Klerus die Verurteilung Quesnels verlangt. Mit fast allgemeiner Zustimmung hatte er den Protestantismus auszurotten versucht. Er nahm, gegen den Rat Bossuet's, gegen den von Chevreuse, Noailles und andern, die jetzt zu einer rein geistlichen Propaganda rieten, den Kampf noch einmal auf; zwischen 1702 und 1705 ließ er den Gevennenaufstand der Camisarden mit wilder Grausamkeit niederwerfen und die zum Teil abgeschwächten Zwangsmaßregeln gegen die Protestanten wieder, wenn auch abermals nutzlos verschärfen. Die Ausrottung der Irrlehre in der Christenheit hörte er als rettende Tat, sich selbst als neuen Konstantin und Theodosius preisen. Er hielt sich berechtigt, die Orthodoxie auch innerhalb der Kirche, wenn es sein mußte mit Gewalt zu erzwingen.

Noailles, ein musterhafter Priester, war der Mann der Kompromisse; er bestand nie auf einer von Rom abweichenden Lehre, sondern auf seiner bischöflichen Jurisdiktion. Und in ein Kompromiß hatte, um Port-Royal zu retten, selbst Pascal gewilligt, wenn er auch später mit seinen Freunden das Zugeständnis als Schädigung der Wahrheit beklagte. Dieser Meinung war jetzt noch der friedfertige Le Nain de Tillemont, der größte Gelehrte und einer der besten Menschen, die aus der Schule von Port-Royal hervorgegangen sind. Aus ihrem Schoß erhielten Noailles und vierzig Theologen der Sorbonne ein Gutachten, das geheim bleiben sollte, aber 1701 bekannt wurde. Dieses Dokument, *Le Cas de conscience*, begehrte nochmals Entscheidung darüber, ob ein Priester absolviert werden könne, der zwar die fünf Sätze verurteilte, aber nicht glaube, daß sie im Werk des Jansenius zu

finden seien. Die ganze Kontroverse begann nach Jahrzehnten von neuem. Noailles, die Tragweite derselben erkennend, dachte ernstlich daran, seine Würde niederzulegen. Er möge bleiben, beschwore ihn Madame de Maintenon, und sich von jedem Verdacht des Jansenismus reinigen. Die Jesuiten seien niemals schwächer gewesen, meinte sie; er möge sich an die Spize derjenigen stellen, die keiner Partei angehörten. Es klang wie ein Echo aus den Tagen Madame Scarrons, „keine Partei, das sei die ihrige“. Aber Madame de Maintenon war längst Partei. Einer von denjenigen, die sich unabhängig hielten, war Saint-Simon. Er bewunderte die Menschen, die Port-Royal erzogen hatte und hätte gewünscht, ihnen zu gleichen. Jansenist, so sagt er, sei er dennoch nie gewesen; er habe im Jesuitenorden heiligmäßige Leute, aber auch andre, und viele Freunde gekannt. Aber Saint-Simon war „aus Gewissen wie aus Politik“, Gallikaner. Er sah in den Freiheiten der französischen Kirche weder Usurovationen noch Privilegien, sondern das alte kirchliche Recht, daß sie stets bewahrt und gegen Rom aufrecht erhalten habe.

Seit 1700 regierte Papst Clemens XI. Erzensurierte den Cas de conscience. Noailles und neunzehn Bischöfe taten nach ihm ein gleiches. Fénelon allein verurteilte bei dieser Gelegenheit den ganzen Jansenismus. Auf Befehl des Königs von Spanien wurde Luesnel in Brüssel verhaftet und seine beschlagnahmten Papiere nach Versailles geschickt. Ludwig XIV. verlangte jetzt vom Papst, der ihn zur Vernichtung der Häresie aufgerufen hatte, die Verdammung derselben durch eine Bulle und verbürgte sich für ihre Annahme in Frankreich. Nach gallikanischem Rechte war die Zustimmung der Gesamtkirche zur Gültigkeit einer päpstlichen Entscheidung notwendig, und bevor ein päpstlicher Erlaß in Frankreich publiziert werden durfte, mußte das Parlament ihn registrieren. Im Jahre 1705 erschien die Bulle *Vineam Domini* und wurde von Klerus und Parlament zwar angenommen, aber mit Erklärungen begleitet, die ihre Wirkung auf den Grund hin abschwächten, das Dokument sei ja selbst ganz unbestimmt gehalten. Der Papst, dem unbedingter Gehorsam vom König versprochen worden war, nannte sich betrogen, und der Streit ging fort. Im Juli 1708 verurteilte die römische Inquisition das Buch Luesnels. Das Tribunal war in Frankreich verhaftet und nicht anerkannt. Zwei Minister des Königs, Torcy und Pontchartrain, sein Generalprokurator, d'Aguesseau, verboten die Verkündigung des Urteils und von da an bildeten Jansenisten und Gallikaner eine Koalition. Ludwig XIV. selbst glaubte die gallikanischen Grundsätze durch sein Vorgehen nicht gefährdet; Noailles wollte weder Bruch mit dem Papste, dem er Versicherungen des Gehorsams und der Ergebenheit sandte, noch mit dem König, dessen Rechte er mit den seinigen zu verteidigen dachte. Es gab ein Mittel, Ludwig XIV. zu besänftigen. Sein Haß gegen Port-Royal war offenkundig. Seit 1678 stand das Kloster durch Verbot, Novizen aufzunehmen, auf dem Aussterbeetat. Nur zweihundzwanzig bejahrte Nonnen lebten noch. Auf des Königs Befehl sollten diese die Bulle von 1705 unterzeichnen, und Noailles, den sie als ihren Freund betrachteten und der Port-Royal bewundert hatte, gab sich dazu her, ihn auszuführen. Der alte Geist überdauerte; wenn, wie Noailles versicherte,

die Bulle nichts Neues enthielt, warum sollten sie dann nochmals unterschreiben? Da er ihre Gewissensängste nicht zu heben vermochte, exkommunizierte er sie. Sie wandten sich nach Rom, wo man ihnen mit dem Vorbehalt zu unterzeichnen erlaubte, es geschehe im Sinne des Kirchenfriedens. Der Papst hob hierauf die Exkommunikation auf, der König verfügte die Aufhebung des Klosters.

La Chaize war anfangs 1709 gestorben; niemals, sagt Saint-Simon, würde er in die Zerstörung von Port-Royal gewilligt haben. Sie wurde die Morgengabe seines Nachfolgers, des Jesuiten Le Tellier. Am 11. Juli schritt man zum Äußersten. Die armen, in ihr Schicksal lautlos ergebenen Nonnen wurden von Soldaten des Polizeichefs d'Argenson wie Sträflinge weggeführt und in andre Klöster verteilt. Dann geschah eine vandalische Tat. Ludwig XIV. ließ Kirche und Abtei dem Erdboden gleich machen, die Gräber entweihen, um die Gebeine der Toten fern von der geliebten, durch so viele Gebete, Tränen und Werke geheiligen Stätte in fremde Erde legen zu lassen. Es entspannen sich entsetzliche Szenen. Leichen wurden von Hunden benagt, Gebeine berühmter Männer und frommer Büßer und Frauen umhergestreut, den wenigsten wieder ein Grab gegönnt. Das geschah wenige Stunden von Versailles. Noailles war empört, Madame de Maintenon wurde zuerst vom Geschehenen in Kenntnis gesetzt. Sie schrieb, augenscheinlich verlegen, dem Maréchal Villeroi, „sie habe alle Vorsichtsmaßregeln zur Milderung der Interessierten getroffen“. Nichts verrät, daß sie die Schmach empfand. Auf Le Tellier übte sie nie Einfluß, aber sie arbeitete ihm dennoch in die Hände. Sie war es, die Bossuet den Nachfolger Bissy geben ließ, einen fanatischen Mann, der den Konflikt schürte und Kardinal wurde. Mit Le Tellier verständigten sich Fénelon und Beauvillier gegen Noailles. Der Herzog von Bourgogne wurde in den Zwist hineingezogen und verlangte gleichfalls vom Erzbischof die Verurteilung Quesnels. Nachdem es bekannt geworden war, daß Le Tellier eine Erklärung gegen Noailles verfaßt und den Bischoßen zur Unterzeichnung eingesandt hatte, entzog der Erzbischof den Jesuiten seines Sprengels die Vollmacht, Beichte zu hören und erklärte Le Tellier unwürdig, der Gewissenrat des Königs zu sein. Da wandte sich dieser ein zweites Mal nach Rom und verlangte eine Konstitution zur Vollendung des Werkes der Bulle von 1705.

Zwei Jahre ließ Clemens XI. ihn warten. Dann, 1713, erschien die Bulle Unigenitus, von der Saint-Simon behauptet, sie sei ohne des Papstes Erlaubnis vorschnell in Rom veröffentlicht worden. Ihre Urheber waren Kardinal Fabroni und der Jesuit d'Aubenton. Seit der Ausweisung aus Spanien lebte er in Rom, wo er 1706 am Punkt war, das Generalat der Gesellschaft Jesu zu erhalten.

Die Vorgänger Clemens XI. hatten fünf Sätze in den Folianten des „Augustinus“ verurteilt. Die Bulle Unigenitus verurteilte hundertundneinen Satz im Buch Quesnels. Rom bedürfe der Ermutigung, hatte Fénelon an Beauvillier geschrieben. Er, der Verteidiger der reinen Gottesliebe, möchte erschrecken, als er die Behauptung verdammt fand, „ohne die Liebe sei kein

Gott und keine Religion". Theologen fanden Stellen aus dem heil. Paulus und Augustinus verurteilt. Der berühmte Satz 91 forderte Unterwerfung, auch unter eine ungerechte Erkommunikation. „Ungerecht, nicht unwahr“ sei gesagt, erklärte Le Tellier dem entsehnten Saint-Simon, der die Throne wanken sah und die Bulle einen Schlag gegen Kirche und Staat, das Unheil der Religion nannte. Kardinal La Trémoille hatte von Rom aus dem König versichert, nichts in der Bulle verändere die gallikanischen Freiheiten. Der König verlangte und erhielt durch Anwendung von Zwangsmafzregeln ihre Annahme von der Versammlung des Klerus und ihre Registrierung vom Parlament, konnte jedoch nicht verhindern, daß abermals Erklärungen und Vorbehalte hinzugefügt wurden. Noailles und fünfzehn Bischöfe taten mehr. Sie forderten ein Nationalkoncil und verboten die Verkündigung der Bulle, die sie als verhängnisvollen Eingriff Roms in französische Kirchenangelegenheiten bezeichneten. Auf ihrer Seite standen die Sorbonne, alle Orden mit Ausnahme der Franziskaner und Jesuiten, die Hochschulen Frankreichs, die Mehrheit des Klerus, die ganze Magistratur, Minister des Königs. Fénelon, der die Bulle mit Jubel als einen persönlichen Erfolg begrüßt hatte, sprach jetzt von ihrer Zerstörung — le désastre. Sie werde im Publikum verhöhnt und verspottet: alles sei von vorne anzufangen. Die Jansenisten wurden populärer als zu Pascals Tagen, auch bei solchen, die sich längst nicht mehr um den theologischen Streit kümmerten. In Rom galt Noailles bereits als schismatisch. Er hatte, um seine Rechtläufigkeit zu beweisen, Port-Royal geopfert. Jetzt opferte er Quesnel und verurteilte das Buch, das er approbiert hatte. Dann appellierte er vom schlecht informierten an den besser informierten Papst. Nichts mehr, so klagte Madame de Maintenon, werde diese unglücklichen Angelegenheiten jemals beschwichtigen. Noailles wurde von Ludwig XIV. aus Versailles verbannt und der Mann der Nation. Frankreichs streitbare Körperschaften in Kirche und Staat warteten auf den Tod des Königs zur Aufnahme des eigentlichen Kampfes.

### III. Die Ernte des Todes zu Versailles.

Eine neue Generation war unter den Augen des alternden Monarchen herangewachsen. In Paris stand 1713 ein junger Mann namens Voltaire im zwanzigsten Jahre und veröffentlichte sein erstes Drama; es enthielt die Verszeile:

*Les prêtres ne sont pas ce qu'un vain peuple pense,*

*Notre ignorance fait toute leur science.*

Der Despotismus, der über die Gewissen zu gebieten sich erfühlte, war an der Brotsfrage gescheitert. Die Unzufriedenheit in der Hauptstadt hatte einen solchen Grad erreicht, daß Mitglieder der königlichen Familie öffentlich insultiert wurden, wenn sie sich dort zeigten. Den Spottversen über Madame de Maintenon folgten schlimmere, die höher zielten:

*Le grand-père est un fanfaron,*

*Le fils un imbécile,*

*Le petit-fils un grand poltron,*

*Ohé, la belle famille.*

Gegen hungernde Massen Gewalt anzuwenden, war nicht durchführbar, man zahlte, um sie zu beruhigen. Im Jahre 1709 hielt der venezianische Gesandte den König zu Versailles nicht für geborgen, wenn der Friede nicht zustande kam. Von da an gerieten die französischen Finanzen in den Zustand der Verwirrung, aus dem sie bis 1789 nicht mehr dauernd sich befreiten. Das jährliche Defizit betrug die Höhe des Einkommens. Vauban verlangte die Heranziehung aller, nicht nur zur Verteidigung des Landes, sondern zur Besteitung seiner Lasten nach Betrag des Einkommens, also Aufhebung aller Privilegien. In der „Dime royale“ schlug er 1707 Abschaffung der meisten vorhandenen Steuern und ihren Ertrag durch eine Einkommensteuer vor, die ein Zwanzigstel betragen hätte. Vauban fiel in Ungnade. Im Jahre 1710 zwang die Not zur Erhebung eines Zehntels, die provisorisch sein sollte und permanent blieb; aber keine der früheren Steuern wurde aufgehoben. Der Klerus gab 8 000 000 Franken, um ihr zu entrinnen. Ähnliches taten verschiedene Provinzen. Der Herzog von Bourgogne protestierte, bäuerliche Bevölkerungen revoltierten. Im Jahre 1715 schuldete der Staat 2 Milliarden; Desmarez willigte tatsächlich in den Bankrott. Der König, seine Verschwendungen, wurden haftbar gemacht. „Man findet“, schreibt Madame de Maintenon, „daß er sich einschränken sollte, daß die Aufenthalte in Marly den Staat ruinieren; man möchte ihm seine Pferde, seine Hunde, seine Dienerschaft, sein Mobilier nehmen . . . Solche Vorwürfe werden an seiner Tür laut.“ Er versuchte, Ersparnisse zu machen, vereinfachte seine Tafel, zahlte die Armeen aus seiner Privatschatulle, versuchte 1710 seinen Schmuck zu versehen, als die Vieeranten selbst den Hof nicht mehr ohne Barzahlung versorgen wollten. Es waren Tropfen ins Meer; der Hunger kloppte an den Palästen und an den Strohhütten. In der wohlhabenden Normandie, wo der Ökonomist Boisguillebert Beamter war, flüchteten die Menschen in die Wälder und wurden Banditen. Im District Rouen, der 700 000 Einwohner zählte, fand der Gouverneur der Provinz nur 50 000 Menschen, die ihr tägliches Brot hatten und nicht auf Stroh schliefen. Auch hier war das System falsch. Die Steuereinnehmer, les fermiers généraux, ruinierten den Landmann, der Ruin der ackerbauenden Bevölkerung zog den des Staates nach sich.

Ludwig XIV. ging noch immer von der Überzeugung aus, es dürfe der Glanz des Hofes von Versailles weder vor dem Ausland noch vor der Nation erbleichen. Der Fasching von 1711 wurde infolge der günstigeren Wendung der politischen Angelegenheiten wieder durch besondere Festlichkeiten gefeiert und ging fröhlich zu Ende.

Im April kam eine Katastrophe. In seinem Schloß zu Meudon, wo er ein keineswegs erbauliches Leben führte, nach wie vor der Jagd oblag und den Tafelfreuden bis zum Übermaß huldigte, erkrankte der Dauphin an den Blattern. Am 14. April 1711 konnte Saint-Simon die Haltung des Hofes am Sterbebett des Thronerben beobachten. Das fürchterliche Übel, dem er erlag, steigerte die Schrecken des Todes, dessen Zeuge Ludwig XIV., die Gefahr der Ansteckung nicht achtend, bis zum Ende blieb. Der Dauphin war sein einziger überlebender legitimer Sohn und der Vaterschmerz aufrichtig, wenn auch von kurzer Dauer. Den Herzog von Bourgogne überkam das

Gefühl der Tragweite des Verlustes und der Verantwortung. Von diesem Augenblick an veränderte sich sein ganzes Wesen. Die Schüchternheit und Weltflucht, die man ihm zum Vorwurf gemacht hatte, wichen einer energischen Haltung und großer Liebenswürdigkeit im Umgang. Das Wissen, das er gesammelt hatte, stellte er fortan in den Dienst des Staates und schenkte sich nicht mehr, für seine Überzeugungen einzutreten.

Von seiner geistigen Überlegenheit, seiner Seelenreinheit und Unabhängigkeit der Gesinnung entwirft Saint-Simon ein mit Recht berühmtes Bild. Er blieb rücksichtsvoll und gehorsam gegen den König, aber fortan sprach er so, wie er, wie Fénelon dachten. Vom fiskalen Regime sagte er unverhohlen, fast mit Tränen, „ein der Ungerechtigkeit ausgeliefertes Reich könne weder gedeihen noch von Gott gesegnet werden“. Er begehrte zu wissen, „mit welchem Recht das Blut des Volkes vergossen werde? Unbewaffneten Landleuten die Schrecken des Krieges aufzudrängen, ihre Hütten verbrennen, ihre Weinberge zerstören, ihre Bäume umreißen, sei eine Feigheit und ein Räuberhandwerk. Er beneidete solche, die keine Verantwortung treffe. Noch hatte die neue Dauphine zwei Söhne, den 1707 geborenen Herzog der Bretagne, den 1710 geborenen Herzog von Anjou. Mit ihrem Schwiegervater stürzte eine ihr und ihrem Gatten feindliche Kabale: „Ich werde ihre Königin sein!“, hörte man sie, von ihren Gegnern sprechend, sagen. Der unerschöpfliche Frohsinn, den Madame de Maintenon den Grundzug ihres Wesens nennt, gewann bald die Oberhand; der König hielt sie zu wichtigen, schwierigen Dingen befähigt; er überließ sie gern den Zerstreunungen, die sie liebte. Die Zeiten der Trägheit waren ja vorüber, von denen Madame de Maintenon auch sie ergriffen und ernst geworden gesehen hatte. Sie selbst besaß weder freie Zeit noch Fähigkeit mehr, sich der Jugend anzubekommen; das ihr auferlegte Joch beanspruchte ihre letzte Kraft. Eine ihrer intimen Mitteilungen aus den Kriegsjahren spricht laut genug: „Der König bleibt des Morgens bei mir, bis er zur Messe geht. Ich bin nicht angezogen; wenn ich es wäre, hätte ich keine Zeit, zu beten. Ich trage also die Nachthaube auf dem Kopf. Trotzdem gleicht mein Zimmer einer Kirche, jedermann kommt und geht. Nach der Messe erscheint der König wieder, hierauf die Herzogin von Bourgogne mit ihren Damen. Sie bleiben, während ich speise. Ich verlange zu trinken; man beeilt sich, mir ein Glas Wasser zu reichen, es ist eine große Ehre, aber ein Diener wäre mir lieber... Da ich im eigenen Hause bin, ist es an mir, Lente zu unterhalten, die wie Monseigneur, kein Wort sprechen, und das Geschwätz und die Witze anwesender Damen anhören... Sie haben ausgeruht, ich nicht. Nach der Tafel kommt der König mit dem ganzen Hof wieder. Es ist erdrückend heiß... Meine alte Person ist der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit, an mich muß man sich wenden, durch mich geht alles, und ich hasse den Hof... Nach der Jagd kehrt der König allein zu mir zurück. Ich muß seine Traurigkeit, seine vapours ertragen. Zuweilen bricht er in Tränen aus. Er ist nicht gesprächig. Minister bringen schlechte Nachrichten, er arbeitet. Wenn ich beim Conseil anwesend sein soll, werde ich gerufen; wenn nicht, ziehe ich mich zurück und versuche, eine halbe Stunde hindurch zu beten. Das Abendessen wird mir aufgetragen; ich muß es auf des Königs Bitte so schnell absertigen, daß ich mir die Füchte

zum Fleisch servieren lasse . . . So wird es spät. Ich bin todmüde, fange an zu gähnen und fühle mein Alter, nachdem ich seit früh sechs Uhr nicht aufatmete. Sie sind erschöpft, sagt der König, gehen Sie zu Bett. Ich tue es, so schnell ich kann, denn die Frauen, die mich bedienen, stören ihn. Der König setzt sich an mein Bett. Ich bin kein verklärter Leib, niemand ist da, mir zu helfen. Er ist stets und überall der Herr. Die Großen denken nicht daran, daß man sich um ihretwillen überwinden muß. Zuweilen glaube ich an Hustenanfällen zu ersticken . . . Der König bleibt bis zum Souper, um zehneinhalf Uhr, die Prinzen holen ihn ab. Das ist mein Tag. Sehr oft verhindert mich die Übermüdung, einzuschlafen."

Kein Wunder, wenn Madame de Maintenon jahrelang an Fieber litt: sie mußte auch in diesem Zustand dem König nach Marly und Fontainebleau folgen, und die einmal angenommene Gewohnheit, ihrer Gegenwart stets zu bedürfen, blieb.

Was sie bei Hof sah, bekümmerte sie mehr und mehr. Sie hatte die Heirat des Herzogs von Berry mit der Prinzessin von Orléans begünstigt und bei dieser Enkelin der Montespan den Vorstand der Mortemart wiedergefunden. Die kleine Herzogin wurde ein Ausbund des Lasters und ihre kurze Existenz von vierundzwanzig Jahren eine Erinnerung der Schande. Über den Ton der jungen Damenwelt klagte Madame de Maintenon ebenfalls. An Madame des Ursins schrieb sie: „Die Frauen von heutzutage sind mir unausstehlich. Ihre unsinnige, anstößige Kleidung, ihr Tabak, ihr Wein, ihre Gefräzigkeit, ihre ungezogenen Manieren, ihre Trägheit sind nicht nur gegen meinen Geschmack, sondern, wie mich düntkt, auch gegen die Vernunft. Ich kann sie nicht ertragen. Ich liebe bescheidene, heitere, mäßige Frauen, die ernster Gedanken fähig sind, die höflich und harmlos zu scherzen verstehen, ohne zu verleben, ein gutes Herz und einen hellen Kopf haben und einfach genug sind, mir zu gestehen, daß sie sich in diesem unabsichtlichen Bilde wiedererkennen.“

Die alten Freunde starben weg, einer nach dem andern. Den Bischof von Chartres, der einundzwanzig Jahre hindurch ihr Vertrauen gehabt hatte, ersetzte sie durch einen Sulpicianer, un imbécile, sagt kurzweg Saint-Simon, der ihn jedoch einen musterhaften Priester nennt.

Eine in der Provinz lebende Frau, Madame Dunoyer, die Aufzeichnungen hinterließ, dem reformierten Bekenntnis angehörte und in ihrem Urteil den König selbst nicht schonte, gibt den Eindruck wieder, den Madame de Maintenon, als nunmehr sehr bejahrte Frau, auf die Außenwelt machte. Man fand sie stets sanft und höflich gegen jedermann, aber in der Öffentlichkeit zeigte sie sich nur dann, wenn sie mit dem König ausführte. Sie trug sehr einfache Kleidung, die nur ein Diamantkreuz schmückte, bediente sich der Brillen und hielt eine Stickerei in Händen, an der sie auch während der Fahrt zu arbeiten pflegte. Madame Dunoyer zweifelt nicht, daß sie mit Ludwig XIV. verheiratet sei und zitiert das spöttische Wort Wilhelms III., der König von Frankreich habe junge Minister und eine alte Maitresse. Noch im hohen Alter habe die in Versailles zu Besuch weilende Lady Greter ihre schönen Augen, ihren Mund und das gewisse, undefinierbare Etwas bewundert, das

die Jahre nicht zerstören und ein Gemisch von Majestät und Humut gewesen sei. Einen Rang bei Hof habe sie nie eingenommen, und es sei von ihr bekannt, daß sie weder Bekleidungen noch Wohltaten jemals vergesse. An der Verfolgung der Protestantenten, so meinte Madame Tunoyer, trage sie keine Schuld.

Der Gegenstand immerwährender Sorge blieb die Dauphine. Zwoohl sie als ihre Schwester, die Königin von Spanien, waren erblich mit elender Gesundheit belastet. Das Leben beständiger Aufregung, das sie führte, trug dazu bei, ihre Kräfte auszuzehren. Am 9. Februar 1712, nicht ein Jahr nach dem Tode des älteren Dauphin, konstatierten sieben Ärzte bei der Dauphine den Ausbruch der Masern mit heftigem Fieber. Die Behandlung, wiederholte Aderlässe, Opium, Rauchen von Tabak beschleunigten nur die Krisis. Am 11. Februar mußte Madame de Maintenon der Kranken sagen, es sei Zeit, mit dieser Welt abzuschließen. Sie tat es mutig und sah in ihrem frühen Tod eine über ihren Gatten verhängte Prüfung. Auf des Königs dringende Bitten blieb dieser in seinen Gemächern eingeschlossen, um ihn, wie man hoffte, vor der Krankheit zu bewahren, da er selbst bereits stark fieberte. Die Dauphine verlangte einen bis dahin ihr unbekannten Beichtvater, der lange bei ihr blieb und die letzten Trostungen der Religion reichte. Man glaubte sie bereits entschlafen, als ein starkes Mittel sie noch einmal zum Bewußtsein brachte. „Madame, Sie gehen zu Gott“, sprach weinend ihre alte Freundin. „Ja, meine Tante,“ hörte man sie noch flüstern. Der König harrete bis zuletzt bei ihr aus: es war der tiefste und aufrichtigste Schmerz seines Lebens, sie, die es verklärt und beglückt hatte, zu verlieren. Madame de Maintenon ließ durch ihre Verwandte Gaylus die Schreckenskunde nach Madrid melden. Erst im April schrieb sie selbst dem Herzog von Noailles die befremdenden Worte: „Mein ganzes Leben hindurch werde ich die Dauphine beweinen, aber täglich vernehme ich Dinge, die mich befürchten lassen, daß sie mir großen Kummer bereitet haben würde. Gott in seiner Barmherzigkeit hat sie zu sich genommen.“ In den Mémoires Saint-Simons finden sich unbestimmte Andeutungen weitgehender Unvorsichtigkeiten, entrainements. Der Wechsel des Beichtvaters gab allein zu denken. Aber die Dauphine blieb angebetet, das Leben von Versailles mit ihr erloschen, der Hof wie ausgestorben. Die Liebe des Gatten blieb vor Enttäuschung bewahrt. Als ihn Ludwig XIV. zu Marly, wohin man ihn geschickt hatte, schluchzend in die Arme schloß, erschrak er über das Aussehen des Enkels. Dieser aber verschmähte jede Schonung und arbeitete am nächsten Tag noch drei Stunden mit Torch. Dann versagte ihm die Kraft, rote Flecken zeigten sich. Der Dauphin wußte, was ihm bevorstand: er sterbe freudig, sagte er zu seiner Umgebung. Seine letzten Tage verbrachte er in Gebet und frommen Lesungen. Elisabeth Charlotte beschreibt das Ende eines Heiligen, der reif für die Ewigkeit gewesen sei. Am 18. Februar ging er schweigend hinüber. Der König verbrannte eigenhändig die Korrespondenz seines Enkels mit Beauvillier und Genelon, zum Kummer von Madame de Maintenon, die den Inhalt kannte. „Diejenigen, die recht tun, werden niemals beschämmt werden“, schrieb sie dem Herzog. Am 8. März folgte der kleine fünfjährige Herzog der Bretagne seinen Eltern. Sein Bruder Anjou, ein kränkliches, gleichfalls von den Masern ergriffenes Kind, wurde den Experimenten der Ärzte, die auch ihm

zu Ader lassen wollten, nur durch den Widerstand seiner Wartefrauen entzogen und dadurch am Leben erhalten. Er wurde König Ludwig XV. Des greisen Monarchen Tränsale waren nicht zu Ende. Nachdem er drei Enkelkinder in ein gemeinsames Grab gelegt hatte, starb 1714 der unbedeutende, aber liebenswürdige und einst so lebensfrohe Herzog von Berry nach unglücklicher Ehe und kinderlos. Ludwigs XIV. Haus war bis auf ein vierjähriges Kind vertilgt. Seit 1712 sprach alles von Vergiftung. Elisabeth Charlotte, die auch jetzt wiederholte, Madame de Maintenon habe Louvois auf dem gleichen Weg aus der Welt geschafft, schenkte solchen Gerüchten willig Glauben. Sie ahnte noch nicht, daß ihr Sohn, der Herzog von Orléans, der Giftmorde beschuldigt wurde.

Standhaft, ungebeugt und selbstbeherrscht blieb allein der König. Er weigerte sich, dem Verlangen des Herzogs nach Einleitung einer Untersuchung zu willfahren und erfüllte seine Herrscherpflichten mit einer Seelenstärke, die unter anderm dem venezianischen Gesandten staunende Bewunderung abnötigte. Nur Madame de Maintenon sah Tränen fließen. Wer wagte zu behaupten, daß der Monarch ein Heuchler gewesen sei, der in der Tiefe des Unglücks das Geständnis ablegte, Gott habe ihn gestrraft, weil er es verdient habe.

Fern von ihm und auch jetzt nicht gerufen, brach einem andern das Herz. Fénelons Lebenstwerk sank mit dem Marcellus der Dynastie in die Grust, die er mit der angebeteten Gemahlin teilte. Es war vorbei mit dem Zukunftsreich der Gerechtigkeit, mit der Reform von oben herab, unter dem in Kirche und Staat von einer nicht ausschließlich, aber doch vorwiegend aristokratischen Vertretung unterstützten christlichen Fürsten. Das Todesjahr des Herzogs von Bourgogne ist das Geburtsjahr J. J. Rousseaus. Das falsche Humanitätsideal des geistigen Urhebers der Revolution sollte an die Stelle der viellundertjährigen Monarchie treten, die zu reformieren keinem mehr gelang. Wäre Fénelons System gegliickt? Und wäre sein Telemach der erleuchtete Herrscher einer neuen Ordnung geworden? Es ist eitles Bemühen, für derartige Probleme Lösungen zu wagen. Wir wissen nur, daß Fénelons Anker sich mit des Dauphins Tod lichteten, daß er bis zuletzt ein geistesmächtiger Mann, zielbewußt im Wollen, mild in der Form blieb, ein Bezwinger der Seelen, den selbst Gegner lieben lernten und niemand ganz verstand. Vor Ludwig XIV. ist er 1715 gestorben.

An den König trat die Notwendigkeit heran, für die Regentschaft nach Eintritt seines Todes zu sorgen. Nach dem Abscheiden Berrys, im Juli 1714, erschien das Edikt, das die zwei legitimierten Söhne des Monarchen und der Montespan im Fall des Aussterbens der legitimen Erben successionsfähig erklärte. Es war ein Staatsstreich, den das Parlament registrierte und der die Bestimmungen des Testamentes ermöglichte, in dem Ludwigs XIV. Mißtrauen gegen die Person des Herzogs von Orléans zum Ausdruck kommen sollte. Madame de Maintenons Liebe für den Herzog du Maine, der fittenrein, energielos und begabt war, wurde für den ungeheuerlichen Entschluß vor allem haftbar gemacht. Bereits im Juli 1714 sandte Philipp V. einen Botshafter, del Giudice, nach Marly und beanspruchte die Regentschaft. Der König empfing del Giudice nicht. Philipp V., fortan auf Intrigen angewiesen,

schickte einen geheimen Agenten, seinen späteren Gesandten Gellamore, um Ansprüche durchzusehen, die auch in Frankreich viele Verteidiger fanden. Madame de Maintenon und der Herzog du Maine sind ihnen damals nicht fern gestanden; der Herzog allein ist später dadurch in die Verschwörung mit fortgerissen worden, deren Opfer er werden sollte.

Philippe V. war Madame des Ursins entschlüpft und unter das Dach einer andern ehrgeizigen Frau geraten. Die arme junge Königin, Schwester der Dauphine, vom Schicksal ihrer decadenten Klasse getroffen, war 1714 gestorben. Die Macht der Prinzessin des Ursins schien so festbegründet, daß Gerüchte über die Verheiratung der Greisin mit dem dreißigjährigen Monarchen zirkulierten. Das war denn doch unmöglich. Sie beschloß vielmehr zur Sicherung ihrer Stellung Philipp V. unverzüglich wieder zu verheiraten. Zu ihr Vertrauen hatte sich Alberoni, ein Günstling Vendômes eingeschlichen, der nach dessen Tod in Spanien blieb. Er versicherte, die Prinzessin von Parma werde sich fügsam und Madame des Ursins ganz ergeben erweisen. So band sie sich die Rute, mit der sie gezüchtigt werden sollte, befürwortete die Heirat und reiste der neuen Königin entgegen. Diese empfing sie mit Vorwürfen über ihre Haltung und ihren Anzug, die beide korrekt waren. Statt begütigende Aufklärungen entgegenzunehmen, sprach sie von Zensuren, überhäufte die vor Erstaunen sprachlose Dame mit Schimpfreden und zog eine Vollmacht Philipps aus der Tasche, die Alberoni, im Einverständnis mit ihr, dem schwachen Monarchen abgerungen hatte. Madame des Ursins wurde in derselben Winternacht, ohne Begleitung und Gepäck, über die Grenze gebracht. Sie hatte zu Utrecht eine Souveränität für sich im Luxemburgischen beansprucht, dadurch die Friedensverhandlungen verzögert und schließlich nichts erreicht. Der Urteilsspruch des Königs für sie, die ungleich mehr Gutes als Schlimmes gewirkt hatte, war empörend; sie wußte auch dieses Mal eine Niederlage, die endgültig sein sollte, mit gelassener Würde zu tragen. Madame de Maintenon, obwohl sie geglaubt hatte, die Prinzessin deute sich nach dem Tod der savoyischen Königin zurückzuziehen, verließ sie im Unglück nicht. Als sie von der Katastrophe ihres Sturzes Kunde erhielt, schrieb sie von der Bestürzung der Freunde und ihrer eigenen, Madame des Ursins „wie eine Verbrecherin behandelt zu sehen“. Aber Feinde hatten Ludwig XIV. gegen sie aufgebracht. Nichts ließ sich erreichen, als eine Abschiedsandizenz in Versailles und die Gewährung einer Pension. Im eigenen Interesse der Prinzessin, so riet ganz offen Madame de Maintenon, möge diese Frankreich eiligst verlassen. Der Herzog von Orléans duldet ihre Anwesenheit nicht, durchkreuzte die Intrigen Philipps V., die zur Erneuerung des Krieges geführt hätten, versöhnte sich aber offiziell mit ihm. Ludwig XIV. entwarf sein Testament. Es bestimmte den Herzog von Orléans an der Spitze von Conseils zum Regenten für den minderjährigen König, entzog ihm aber die Vormundschaft desselben und übertrug sie dem persönlich ungleich achtbareren Herzog du Maine. Die Absicht war unverkennbar und durch die Umstände bedingt. Der Staatsakt blieb, bis zu Ludwigs XIV. Tod, streng geheim.

Es blieb die Entwirrung der religiösen Angelegenheiten. Im Vordergrund derselben stand die Person des Kardinals de Noailles. Der Papst hatte

den Kirchenfürsten zur Rechtfertigung seines Verhaltens nach Rom geladen. Der König verbot die Reise. Nun schlug der Papst vor, dem Erzbischof eine Frist von vierzehn Tagen zur Unterzeichnung der Bulle Unigenitus zu stellen. Widerstand Noailles, so sollte er entnationalisiert werden, den kanonischen Strafen verfallen und des Kardinalates verlustig gehen. Fénelon befürwortete noch den Vorschlag. Ludwig XIV. wies ihn zurück: Noailles durfte seine Rechtsansprüche in Frankreich nicht verlieren. Durch einen speziellen Gesandten schickte der König einen Gegenvorschlag nach Rom. Er erließ demzufolge eine Deklaration im Namen seines Königreiches und seines Klerus, daß sie alle die Bulle annähmen. Diese Erklärung hatte das Parlament zu registrieren und seinerseits die Bulle ein zweites Mal anzunehmen. Hierauf erfolgte die Berufung eines Nationalkonzils, um den Erzbischof von Paris und seine bischöflichen Anhänger zu richten. Was in der Seele des Königs vorging, schildert treffend ein Brief Madame de Maintenons vom 24. Februar 1715 an den Pfarrer von Saint-Sulpice: „Es ist wahr, daß Rom bis jetzt kein Konzil will. Die Partei (die Jansenisten) scheint es zu fürchten. Der Herr Kardinal und seine Geistigen genossen zeigen sich hartnäckiger als je zuvor. Was vermöchte mein Interesse für ihn, nachdem er seinem Herrn und Wohltäter, den ihm so wohlgesinnten König, der alles, selbst Bitten und Tränen beim Tode unserer Prinzen aufgeboten hat, um ihn zurückzugewinnen, dennoch widersteht? Es ist unzweifelhaft, daß er des Königs Tage kürzen wird, denn sein Herz ist zwischen der Religion und den Rechten des Königreichs gepreßt.“ Aus diesem Dilemma fand Ludwig XIV. den Ausweg nicht. Diejenigen, in deren Hände er geblieben war, priesen ihn als den Retter der Kirche, und mit vollem Recht konnte er sich, wie er es tat, rühmen, daß er es gewesen sei, der den Papst zur Ausübung seiner Macht in Frankreich förmlich gezwungen habe. Clemens XI. erklärte jetzt, das französische Nationalkonzil dürfe entweder gar nicht oder nur unter der Bedingung zusammentreten, daß er, der Papst, die Entscheidung treffe. Als das Parlament dagegen protestierte, ließ der König wissen, er werde es, wie vor sechzig Jahren, unter seinen Willen zwingen. Es war zu spät. Bis 1715 schien Ludwig XIV. ein rüstiger, leistungsfähiger Mann. Dann kamen Anzeichen des Verfaulens, obwohl er sich noch unverdrossen den Staatsangelegenheiten widmete. „Was ist's? Glaubt man mich zu alt, um zu regieren?“ bemerkte er einst unmutig zu seiner Umgebung. Madame de Maintenon teilte seine Illusionen. Sie fand den König erstaunlich für sein Alter und glaubte vor ihm zu sterben, da sie ein lebendes Skelett, fast erblindet und taub sei, eine Schätzung ihrer selbst, die andre zum mindesten sehr übertrieben fanden.

Im August 1715 veränderte sich das Aussehen des Königs. Er flagte über Schmerzen am Bein. Es war der Beginn des Altersbrandes. Einige Tage hindurch kämpfte er gegen das Übel, ließ sich zu Madame de Maintenon, und zum Empfang des Hofs tragen und fuhr fort zu arbeiten. Dann aber zögerte er nicht mehr, sich auf den Tod mit so wunderbarer Ruhe vorzubereiten, als trete er eine gewöhnliche Reise an. Der letzte Gang, so meinte er, sei nicht so schwer: er trenne sich leicht von dieser Welt. Den kleinen Dauphin nannte er bereits den König und ordnete alles, bis ins kleinste, für dessen Über-

siedlung in die gute Lust von Vincennes, das lange unbewohnt geblieben war. Dann kam der Abschied von den Seinen. Elisabeth Charlotte hatte ihm die letzten traurigen Jahre noch etwas zu erheitern gewußt. Sie glaubte vor Schmerz zu vergehen, als er ihr Lebewohl sagte und versicherte, er habe sie stets mehr geliebt, als sie es gewußt. Den Prinzessinnen seines Hauses empfahl er lächelnd, einig zu bleiben. Von Madame de Maintenon nahm er wiederholt und gerührt Abschied.

Das zweite Mal weinte er und fragte, ob sie allein seien: „gleichviel,” fügte er dann hinzu, „wenn man hört, daß ich weich mit Ihnen geworden bin, wird es niemanden wundernehmen.“ Zuletzt quälte ihn der Gedanke, daß nicht für sie gesorgt worden sei, und was aus ihr werden solle. Sie beruhigte ihn mit den Worten: „Ich bin ein Nichts, kümmern Sie sich um nichts.“ Er empfahl sie dennoch dem Herzog von Orléans, dem er sagte, sie sei ihm in allem und vornehmlich für sein Seelenheil nützlich gewesen. Ihre Ankläger haben ihr den Vorwurf nicht erspart, auf seinem Sterbebett habe sie Ludwig XIV. verlassen. Er war es, der sie sich zurückzuziehen bat, weil ihre Gegenwart ihn zu sehr ergreife. Ihre Vertraute, Mademoiselle d'Almale, berichtet, Madame de Maintenon habe dem König von Restitutionen gesprochen, und dieser erwidert, als Privatmann habe er keine zu machen, in bezug auf das Königreich vertraue er der Barmherzigkeit Gottes. Seinem Hof dankte er für die ihm geleisteten Dienste; er gehe, der Staat bleibe; er hoffe, sie würden sich seiner zuwenden erinnern. Dann segnete er den kleinen Dauphin: er habe den Krieg und die großen Ausgaben zu sehr geliebt, darin möge er seinem Beispiel nicht folgen. Dem Kardinal de Noailles, der ihm geschrieben, ließ er wissen, gern wäre er in seinen Armen gestorben, er könne es nicht, da der Kardinal sich nicht entschließe, die Bulle Unigenitus anzunehmen. Nam ihm dennoch der Gedanke, er sei zu weit gegangen und habe seine Autorität mißbraucht? Jedenfalls erinnerte er zwei anwesende Kardinäle, Bissy und Rohan, und den Weihbauer daran, daß er auf ihren Rat in kirchlichen Angelegenheiten gehandelt. Habe er unrecht getan, so seien sie vor Gott und ihrem Gewissen verantwortlich. Am 30. August abends verlor er vorübergehend das Bewußtsein. Madame de Maintenon verließ ihn und Versailles und begab sich nach Saint-Cyr. Erst am 31. August, nachdem er noch mit lauter Stimme gebetet, fiel er in Schlaf zurück. Am 1. September früh entschlief, bei vollem Bewußtsein, der Monarch, der, wenn alles gesagt ist, jeder soll ein König war. Damals und nie wieder sah Versailles ein solches Sterben.

#### IV. Der Ausgang von Madame de Maintenon.

Der Vorhang fiel für immer über ein andres Dasein. Weder Neugierige noch Übelwollende erhielten mehr Kunde von der anonymen Königin von Frankreich. Sie war lautlos von der Bühne abgetreten, aus Berechnung, so sagten die einen, mit Würde und dem ihr nie versagenden Takt, meinten die andern. Ihre letzte Handlung, bevor sie Versailles verließ, hatte darin bestanden, die ihr gehörenden Gegenstände in ihren Gemächern

unter den anwesenden Personen ihrer Umgebung zu verteilen. Sie hatte sich auf Lebzeiten die Rente des Besitzes von Maintenon, der dem Herzog von Noailles bestimmt war, vorbehalten. Am 6. September morgens war der Herzog von Orléans zu ihr nach Saint-Cyr gekommen, um des Königs lebtem Wunsch zu entsprechen. „Ich war sehr zufrieden,“ schrieb sie dem mit Orléans befreundeten Herzog von Noailles; „man sprach vom Guten, das man mir erweisen wolle, und versicherte, was wahr ist, daß ich nicht so viel begehrte hätte. Meine Freunde wollen wissen, was der König mir gegeben habe? Ich sagte es.“ Es war eine Jahresrente von 48 000 Livres, die, wie es scheint, so unregelmäßig ausgezahlt wurde, daß Madame de Maintenon eines Tages nur noch über 6 Louisd'or verfügte. Ihr Einkommen ging an Arme, ein beträchtlicher Teil desselben an Madame de Caylus. Sie schaffte ihre Karosse ab, entließ ihre Dienerschaft bis auf den Koch und einige Diener und bewohnte ein paar einfache Zimmer im Erdgeschoß von Saint-Cyr, das sie nicht mehr verließ. Nur zuweilen besuchte sie bedürftige Dorfsleute. Den Herzog von Noailles bat sie, seinen Besuch zu verschieben, da nichts ihren Zustand mildern könne als Einsamkeit. Der Prinzessin des Ursins sprach sie schriftlich vom König: „Es bleibt nichts übrig, als das Haupt unter der Hand zu beugen, die uns schlägt. Ich wollte, Ihr Zustand wäre ebenso glücklich als der meinige. Ich sah den König wie einen Heiligen, wie einen Helden sterben; ich vertauschte die Welt, die ich nicht möchte, für die lieblichste Zufluchtstätte, die ich wünschen kann.“ Zur Vorsteherin von Saint-Cyr, einer Freundin, sprach sie offener: „Der König hat es beklagt, mich nicht glücklich gemacht zu haben. Er liebte mich nach seiner Fähigkeit, zu lieben, denn Männer, über die Leidenschaft nicht gebietet, sind wenig zärtlich in der Freundschaft.“ Sie war Herzenskennerin und betrachtet ihre Aufgabe als gelöst. Nach Saint-Cyr ging noch jemand, und das war Elisabeth Charlotte, die Gemütsregungen hatte. „Sie tat recht daran, denn sie verdankte ihr, nach dem Tode ihres Mannes, alles, was sie vom König erhielt,“ bemerkte höhnisch Saint-Simon. Der Briefwechsel der Herzogin von Orléans, der über diesen Besuch schweigt, verrät nichts weniger als eine Milderung der Gesinnung über Madame de Maintenon. Noch in der Einsamkeit von Saint-Cyr erschien sie ihr eine Gefahr für ihren Sohn. Elisabeth Charlotte, die so gründlich zu hassen, so innig zu lieben wußte, behielt bis zu ihrem 1722 erfolgten Tode ihre eigene Religion, ihre unverlöhnlichen Antipathien, ihre unerschütterliche Unabhängigkeit für deutsches Wesen. Diese hartgeprüfte Liebe zur Heimat ist ihr unvergessen geblieben. In der rauen Schale, unter allen Ausbrüchen einer stolzen, leidenschaftlichen, in sich selbst konzentrierten Natur lebte ein Geist der Wahrhaftigkeit und des Widerstandes gegen Menschen und Dinge, die sie verachtete. Das von Elisabeth Charlotte entworfene Weltbild ist durch Vorurteile getrübt und von Irrungen nicht frei. Aber es enthält viele Züge, die wir anderswo vergebens suchen würden und bezeugt eine Freiheit der Gesinnung, die über viele Mängel hinweg täuscht.

Einer bayrischen Landsmännin, der Herzogin von Orléans, schuldete Madame de Maintenon die Tröstungen treuester Freundschaft. Mit den Worten, sie sei, wenn nicht freudig, doch sehnfütig erwartet und niemals heißen

geliebt, bat sie Tangeaus vortreffliche Frau nach Saint-Gyr. Sie und gern besprach sie sich mit dem ihr treuen Marschall Villeroi über die Vergangenheit. Andre Freunde wurden nicht vergessen, aber fern gehalten: sie sollten sie als nicht mehr unter den Lebenden betrachten und ihren Namen nicht mehr nennen. Ihrer Umgebung war sie ein Gegenstand bewundernder Liebe und Verehrung. Das Alter hatte sie mitteilsam gemacht; verschämlichen Fragen wehrte sie lächelnd mit den Worten ab: davon solle die Rede nicht sein; von den unwahrscheinlichen Geschehnissen, die sie emporgehoben und, wie sie es fest glaubte, zum Werkzeug Gottes gemacht hatten, sprach sie unbesangen. Erbauliche Briefe und sorgfältig ausgezeichnete Unterredungen von ihr mit Priestern, Damen von Saint-Gyr und einigen Vertrauten füllten viele Bände. Aber sie empfand im Umgang mit diesen weltabgeschiedenen Freundinnen den Wegfall der Interessen, die ihr Dasein ausgesäuft hatten, blieb auch jetzt der Ansicht, daß es zu viele Klöster gebe, und daß fromme Übungen nur das Äußerliche der Religion seien. Sie entzädigte sich mit der Jugend. Als sie nicht mehr ins Pensionat gehen konnte, nahm sie kleine Mädchen auf ihre Zimmer, spielte mit ihnen und lehrte sie lesen. Bereits 1713 hatte sie alle an sie gerichteten Briefe Ludwigs XIV. verbrannt; aber sie hieß es gut, daß Mademoiselle d'Alunale, ihre Sekretärin, Dinge, die sie betrafen, notierte. So entstand ein Bild von ihr, etwas monoton und leblos, nach Art von Heiligenlegenden, die von keinen Übergängen wissen, keine Schatten mehr aufzuhören und psychologisch unwahr sind. Nur Madame de Gaylus schildert eine andre Frau, die Humor zu schwärzen wußte und einst bei Betrachtung der Karten von Fontainebleau lächelnd bemerkte: „Elles sont comme moi, elles regrettent leur bourse!“ Da der Genuß nach intellektuellem Verkehr nicht mehr zu haben, half sich Madame de Maintenon, die wieder ohne Brillen lesen und arbeiten konnte, durch Lektüre historischer Werke, worunter eine Übersetzung Xenophons und der Memoiren von Tanguay, die ihr Erlebnisse auferweckten. Der Entschluß, sich gänzlich der Welt zu entziehen, gelang nicht völlig. Als Peter der Große 1717 in Paris erschien, sprach er den Wunsch aus, Madame de Maintenon zu besuchen. Sie war ein Teil der Sehenswürdigkeiten von Frankreich, und so ging er nach Saint-Gyr. Sie empfing den gewaltigen Barbaren zu Bett. Auf die Frage, was ihr fehle, ließ sie ihm die Antwort überschauen, es sei die Schwäche des Alters; er schien nicht zu verstehen und zog die Vorhänge etwas zurück, um sie zu betrachten. „Sie können sich vorstellen, ob er zufrieden war,“ schrieb sie in scherzendem Ton über den wenig willkommenen Besuch. Von Madame des Ursins vernahm sie noch zuweilen, sand sie jedoch für ihren Geschmack zu frivol geblieben. Sie war nach manchen Irrfahrten nach Rom zurückgekehrt, wo sie die Vertraute der verbannten Stuarts wurde, nie aufhörte, den Weltereignissen, an denen sie beteiligt gewesen war, das regste Interesse zuzuwenden und, vom Schicksal umgebogen, 1722 starb. Was Madame de Maintenon über Staat und Kirche vernahm, erschütterte sie bis ins Innerste. Das Testament Ludwigs XIV. lag zerrissen. Wenige Stunden nach des Königs Tode hatte der Herzog von Orléans mit Zustimmung des Parlaments dessen

Vorführungen umgestoßen und Parlamentarier in seine Conseils berufen. Des Herzogs du Maine Vormundschaft über den kleinen König war nicht mehr durchführbar. Er gab sie auf. Zwei Frauen, die Königin von Spanien in Madrid, unter Alberonis Einfluß, die nicht weniger ehrgeizige Gattin des Herzogs du Maine, verstrickten diesen in eine Opposition, der er nicht gewachsen war und die der Regent mit Degradation der Bastarde beantwortete. Es folgte die Konspiration von Caraman zur Übertragung der Regentschaft an Philipp V. Sie schlug fehl und führte zur Verhaftung des Herzogs. Der Schmerz, den Madame de Maintenon darüber empfand, verriet sich in den Worten, lieber hätte sie seinen Tod als diese Tat beweint. Elisabeth Charlotte allein verstand die Sache dahin, „daß die Alte gemeint habe, mit ihm noch zu regieren, und wie sie gesehen, daß dies Stück ihr gefehlt durch den du Maine, ist sie vor Leid gestorben und von dem chagrin nicht wieder aufgekommen.“ Er hatte keine andre Mutter als sie gekannt, pflegte sie zuweilen zu besuchen und brachte ihr einmal seine Kinder nach Saint-Chr. Die Freilassung ihres Lieblings erlebte sie nicht; er führte von da an in Vergessenheit ein unrühmliches, aber tadelloses Leben und nicht zum wenigsten im Interesse Phillips von Orléans wünschte Madame de Maintenon die Erhaltung Ludwigs XV.; auf den Regenten rechnete sie zur Verhügung der religiösen Anarchie.

Aus rein politischen Erwägungen, nicht ohne Zögern, übertraf er ihre kühnsten Erwartungen. Parteinahme für Jansenisten, Gallikaner und Parlamentarier hätte nach innen Verzicht auf den Despotismus und Teilnahme des Parlaments an der Verwaltung des Staates bedingt. Ein solcher Frontwechsel würde die äußere Politik des Herzogs von Orléans durchquert, seine Familieninteressen geschädigt und seiner Indolenz fortgesetzte Tatkraft aufgenötigt haben. Die Kirchenfrage war eine bloße Machtfrage für den Mann, der auf seinen zynischen Unglauben selbstgesäßlig pochte. Während Jahrzehnten waren Bischöfse mit ultramontanen Gesinnungsgenossen Fénelons besetzt, der Papst in Ansprüchen der Autorität über die französische Kirche bestärkt worden, die er nie mehr aufgab. Im Jahre 1715 bekannte Madame de Maintenon im Gegensatz zu früheren Äußerungen: „Die Jesuiten regieren uneingeschränkt; ob willig oder nicht, mit ihnen muß man rechnen.“ Der Klerus und die Mehrheit der Nation waren gegen sie. Gleichviel, die Kirche ließ sich von oben herab beherrschen wie der Staat. Im Jahre 1718 erfolgte der Coup d'Etat, der Phillips von Orléans Entscheidung brachte. Die Conseils, mit denen er bis dahin regiert hatte, wurden abgeschafft, der bis zur Revolution währende Kampf mit oppositionellen Parlamentariern wurde eröffnet und der skandalöse Dubois erster Minister, Kardinal, Nachfolger von Fénelon zu Cambrai.

Der Hof schwiege Henchelei, hatten Elisabeth Charlotte, Saint-Simon und andre mit ihnen während der letzten Zeiten Ludwigs XIV. geklagt. Einen derartigen Tribut erhob der Regent nicht. Ihm genügte Unterwerfung ohne jede, wenn auch nur vorgebliche Überzeugung. Sein erstes Opfer war der Erzbischof von Paris. Noailles und die Appellanten, wie die Gegner der Bulle

hießen, wurden 1718 in Rom verurteilt; er gab, durch die langen ihm aufgelegten Qualen geistig und körperlich gebrochen, seinen Widerstand gegen die Bulle *Unigenitus* 1728, kurz vor seinem Tode, endlich auf. Parlamente und Theologen führten den Verzweiflungskampf weiter. Es kam zu einem Zustand, von dem treffend gesagt worden ist, die Sakramente seien denjenigen aufgenötigt worden, die sie nicht empfangen wollten, und denjenigen verweigert, die sie als ihr höchstes Gut ersehnten. Eine ganze Literatur erzählt, was die Seelen damals litten. Frankreich füllte sich mit suspendierten Priestern; hundert Lehrer der Sorbonne allein wurden abgesetzt, Laien verfolgt und bedrängt. Eine Orthodoxie, die Dubois vorschrieb und der Regent erzwang, wurde den Weltkindern gleichgültig und den Gleichgültigen verächtlich. Die Macht religiöser Ideale auf den Geist und die Bildung in Frankreich gingen verloren, die politische Reaktion gegen den Absolutismus erstarke. Das erste Oppositiionsblatt wurden die „*Nouvelles ecclésiastiques*“, die das Publikum verschlang. Gallikanische Parlamentarier sind die Vorgänger und zum Teil die Führer von 1789 geworden.

Solche Entwicklungen hat Madame de Maintenon merkwürdigerweise geahnt, gefürchtet und nicht mehr erlebt. Am 15. April 1719 ging sie sanft hinüber. Sie hatte sich auf den Tod vorbereitet, alle ihre Bestimmungen mit größter Sorgfalt getroffen und ein einfaches Begräbnis angeordnet. Ihrem Wunsch wurde entsprochen. Der Herzog von Noailles beantragte jedoch den Schriftsteller Abbé Vertot mit Abschaffung einer langen, schwülstigen Grabschrift, deren Stil allein genügt haben würde, ihren untrüglich guten Geschmack zu verlehen. Die Damen von Saint-Cyr verstanden sie besser und hätten nichts als die einfachen Worte auf ihrem Leichenstein gewünscht:

Ci-git Madame de Maintenon Institutrice.

Sie treffen ihr innerstes Wesen. Kinder lieben, Mutter sein, wenn nicht nach dem Recht der Natur, so doch nach dem Recht des Herzens, daß hatte sie gewollt und getan. Es war der stärkste und unverfälschte Zug ihres Charakters; es bahnte ihr den Weg zum Herzen Ludwigs XIV., daß sie, mehr als ihn, längst vor ihm, seine Kinder liebte. Dann erzog sie weiter, Generationen armer Mädchen, und vor allem diejenigen, die sie mit ihr erziehen sollten.

Ihre Methoden sind veraltet, der Geist, der sie erfüllte, ist es nicht. Sie richtete an das weibliche Geschlecht den Ruf zur Pflicht, zu unermüdlicher, stiller Arbeit im Dienst des Guten.

Die Gruft, die ihre Gebeine deckte, ist entweicht worden wie die Ruhestätten von Port-Royal, wie die Königsgräber von Saint-Denis. Ihre Briefe sind durch die Torheit ihrer Verehrerinnen zu Saint-Cyr in die Hände eines Fälschers geraten, der ihre Gestalt vor der Nachwelt verzerrt hat. Um ihre außerordentlichen Schicksale zu erklären, hat man zu allen möglichen Voraussetzungen grippen und außer acht gelassen, daß die Wirklichkeit Zufälle kennt, vor denen alle Gebilde der Phantasie verblassen. Der Zufall, den sie anders nannte, spielte der Witwe Scarron einen König in die Arme. Sie wußte ihn zu halten und wurde seine Frau. Aber sie sagte es nicht. Auch das war ungewöhnlich wie alles andre.

## Literarische Rundschau.

### Conrad Ferdinand Meyer.

Briefe Conrad Ferdinand Meyers. Nebst seinen Rezensionen und Aufsätzen. Herausgegeben von Adolf Frey. Mit 4 Bildern und 8 Handschriftenproben. Zwei Bände. Leipzig, H. Haessel. 1908.

Wenn man im allgemeinen Briefe eines Dichters in der Hoffnung zur Hand nimmt, in ihnen eine unmittelbarere Spiegelung zu genießen als es die aus der Objektivierung des Lebens entsprungenen Werke zu geben imstande sind, so wird man sich nach der Lektüre der beiden umfangreichen Bände der Meyer-Briefe, die uns der Biograph des Dichters beschert hat, arg enttäuscht fühlen. Wem im Umgang mit den Dichtungen Conrad Ferdinand Meyers nie die ehernen Pforten aufgesprungen sind, die aus den schweigenden Vorhöfen der Werke in die dunklen Kammern des Seelenlebens dieses Dichters führen, wer nie die heimlichen Quellen rauschen gehört, die diesen in majestatischem Ernste ruhenden See speisen: die Briefe werden ihm das Tieffste in Meyers Wesen nicht erschließen. Getäuscht abwenden werden sich aber auch diejenigen, die in allen schriftlichen Äußerungen eines Dichters eine Einheit vermuten, die erwarten, daß Conrad Ferdinand Meyers Briefe an sich schon poetische Werte bieten müssen, ähnlich etwa den Episteln Gottfried Kellers oder Bettinens, die sich oft wie ausgestoßene Kindlein aus der gleichen Sippe aussnehmen wie die glücklicheren Geschwister, auf denen des Erzeugers Auge länger und mit größerer Liebe geruh.

Es darf, fürchte ich, nicht einmal behauptet werden, daß in den 33 Briefgruppen, die uns Frey vorführt, das Wichtigste niedergelegt sei, was sich an Meyerschen Korrespondenzen erhalten hat. Wenigstens begegnet man in den beiden Bänden keinen Briefen, die uns den Menschen Meyer so nahe brächten oder von so anmutvollen Plaudergeistern belebt wären, wie es bei den Briefen an die François der Fall ist, die Bettelheim publiziert hat. Die für die Entwicklung Meyers aufschlußreichsten Dokumente, die Briefe an die Schwestern, aus denen ja Frey einiges in seiner Biographie ausgezogen hat, die Korrespondenz mit dem Herausgeber der „Deutschen Rundschau“, werden uns nicht mitgeteilt. Dass auch die Briefe an Liliencron sowie die an Franzos fehlen, sei nur kurz festgestellt; letztere dürften für die Gedichte wertvolles Material bergen. Die Briefe an Fr. Th. Vischer und an Louis Vuillemin wird man auch fürder in den besonderen Publikationen auffinden müssen.

Die Bedeutung der vorliegenden Sammlung liegt in einzelnen Briefreihen, um der willen der Freund Meyers die vielen, die Dauer eines Tages nicht überlebenden Blätter in den Kauf nimmt.

In erster Linie wird man Frey für die Mitteilung des Briefwechsels zwischen Meyer und Keller danken. Was man über das gegenseitige Verhältnis der beiden Dichter aus der Keller-Stormschen Korrespondenz und aus den Schilderungen Betsy Meyers gewußt, was bereits Meyer selbst unmittelbar nach dem Tode Kellers öffentlich ausgesprochen — in diesen Briefen findet man es bestätigt. Aus jeder Zeile Meyers spricht die große Verehrung gegen den älteren Meister, klingt's wie ein Werben und verhaltenes Biten, während man in Kellers immer höflichen, manchmal allerdings auch leis ironisierenden Antworten die strengen Worte an Storm zu hören vermeint: „Ich bin in diesem Punkte starr und intransigent“. Die Bewunderung Meyers für Keller äußert sich dann besonders warm in jenen für die „Deutsche Dichtung“ niedergeschriebenen „Erinnerungen“, die Frey in dankenswerter Weise im zweiten Bande

wieder abgedruckt hat. Der wundervoll elegischen Stimmung dieser paar Seiten in ihrem kunstvollen Aufbau entzieht man sich nicht leicht, und lange noch wirkt im Leser die Schilderung des letzten Besuches am Lager des Sterbenden nach.

Neben Keller sind dann auch die Beziehungen zu einem andern großen Dichter der Schweiz, zu Carl Spitteler, für Mener besonders charakteristisch. Der jüngere Dichter naht voll Vertrauen dem älteren, bereits allgemein anerkannten Landsmann. Meyer ist in Verlegenheit, denn die poetische Produktion Spittelers sagt ihm nicht zu. Allein sein Können flöszt ihm Achtung ein, und er will dem jüngeren Kollegen wohl. Und nun ist es rührend, zu beobachten, wie sich Meyer eifrig bemüht, für ein Buch von Spitteler, die bei Haefel erschienenen „*Extramundana*“ (1882), Interesse zu erwecken. An Bischof, an Heyse, an Otto Brahm<sup>1)</sup>, der damals als verstandnisvollster Kritiker der „Deutschen Rundschau“ sich bemerkbar machte, wird das Erscheinen des Buches signalisiert. Wer das Schicksal Spittelers kennt, wer da weiß, daß es noch mehr denn zweier Jahrzehnte bedurfte, ehe sich dieser Poet im deutschen Dichterwalde mit Hilfe eines namhaften Musikers Gehör verschaffte, der wird die Tragik ermessen, die darin lag, daß Meyers gewichtiges Eintreten gerade für ein mißlungenes Produkt erfolgte, das einzige, das man sich aus dem Gesamtwerke Spittelers ohne Neue hinwegdenken könnte, ja das der Dichter selbst schon damals grausamlich verspottete. Und doch lag dazumal bereits Spittelers unvergleichlicher Erzähler, der „Prometheus“, vor! . . . Über diesen hat Meyer wie die meisten Zeitgenossen — mit Ausnahme Gottfried Kellers, der staunend das „tragelaphische Gebilde“ betrachtete — nicht gelesen oder, wenn er einen Blick hineingetan, mit Unwillen weggelegt. Mit Unwillen, den man begreift. Denn läßt sich ein größerer Gegensatz ausdenken als seine eigene, aus den angehäuften Kulturreichtümern der Jahrhunderte schöpfende Kunst und die weltfremd-naive Weise des „Prometheus“-Dichters, der, nichts weniger als gesetzlos, doch seinen, wie Keller sagt, „urweltlichen“ Gesang derart anstimmt, als hätte es nie vor ihm eine Dichtkunst gegeben? . . . Meyer wehrt sich gegen die fremde Welt, die ihn aus Spittelers Dichtung anglozt: „Mein Glaubensbekenntnis,“ schreibt er ihm, „ist das Wort Meids zu Goethe; nicht das Poetische realisieren, sondern das Reale poetisieren“ (ein Wort übrigens, das eben nur auf die „*Extramundana*“, nicht aber auf irgendein andres Werk von Spitteler paßt). Gutgesint wie er ihm ist, versucht es Meyer, den nach seiner Meinung Irrrenden von der mythischen Poesie abzubringen: ja er möchte sich dazu sogar mit Keller verbinden: er geht diesen direkt darum an. Wir wissen nicht, ob Keller zu dem Beklirbungswerke seine Hand geliehen: Ären hat die betreffende Stelle in Kellers Antwort (Bd. I, S. 296, Brief vom 2. Januar 1883) unterdrückt. Von selbst lenkt Spitteler von dem bisherigen Weg ab und schlägt, der Rat gehorchend, andre Bahnen ein, die ihn für lange Jahre von der hohen Poesie fernhalten sollten. . . Auf Meyers überzartem Gewissen lastet jedoch der Misserfolg Spittelers, gleichsam als trafe ihn die Schuld dafür. „Ich bin — wissenschaftlich — einer Ungerechtigkeit nicht fähig,“ schreibt er einmal an die François, und der ganze Mener steht in diesem Worte. Und so beschäftigt er sich denn immer wieder mit dem jüngeren Dichter, und noch nach Jahren fließt es ihm in einem Brief an Widmann unvermittelt aus der Feder: „Ich denke oft an Ihr neues Drama und tue gute Wünsche. Auch für Spitteler . . . daß es ihm bald durch ein Werk gelinge, die allgemeine Anerkennung zu finden, die seinem großen Talent unbedingt gebuhrt. Ja“ — sagt er hinzu — „seltsamerweise wäre das für mich wie eine persönliche Beruhigung.“

Die überaus vornehme Gesinnung Meyers, wie sie sich hier im Verlehr mit Spitteler ausspricht, kommt selbstverständlich auch sonst noch häufig zum Ausdruck, und wer die Mühe, weite Strecken durchwandern, nicht scheut, wird in diesen Briefen öfters, und gerade an den unvermutetsten Stellen, auf Zeugnisse einer außerordentlich fein organisierten Menschennatur stoßen, die, in einer

<sup>1)</sup> Daß von den Briefen an Brahm der an erster Stelle abgedruckte vielmehr dem Jahre 1891 gehört, hat bereits Erich Schmidt in der „Deutschen Literatur-Zeitung“ vermerkt.

Atmosphäre peinlichster Korrektheit atmend, sich so vor allzu nahen Berührungen der Außenwelt schützt und, konziliant bis zur Schwäche, nicht ahnen lässt, welch ausdauernde Kraft sie entfalten konnte im Kampfe mit den Dämonen in der eigenen Brust oder mit den gewaltigen Schatten, die dieses Dichters mächtiges Schöpferwort ins Leben gerufen.

Jonas Fränkel.

### Zwei Gedichthücher.

1. Gedichte. Von Carl Busse. Sechste und siebente Auflage. Mit dem Bilde des Dichters. Stuttgart und Berlin, J. C. Gottsche'sche Buchhandlung Nachf. 1909.
2. Aus Traum und Tanz. Von Rudolf Presber. Zweite Auflage. Im gleichen Verlag. 1908.

Ein herzhafter Ton der Freude am Dasein klingt in gleicher Art aus Carl Busses wie Rudolf Presbers Gedichten, und damit wird eine Weise wieder laut, die für geraume Zeit verstummt schien, die immer wieder verstummt, um immer wieder laut zu werden. In der Entwicklung aller Lyrik kennt man den ständig sich erneuernden Kampf um die Lebensfreude.

Freilich: weder Carl Busse noch Rudolf Presber gehören irgendwie zu den Pionieren in solchem Streiten. Sie haben sich vielmehr der Nachhut angegeschlossen, und eben deshalb mag ihr Lied so laut, so froh, so zuversichtlich klingen, weil sie in Sicherheit marschieren. Sie haben die Tradition, und zwar eine gute Tradition, für sich. Auch verdienen sie mindestens so sehr Beachtung durch das, was sie wirken, als durch das, was sie sind. Sie tragen ihre Lebensfreudigkeit in weite Kreise hinaus. Von Carl Busses „Gedichten“ liegt eben die sechste und siebente Auflage vor, und Rudolf Presbers neues Buch „Aus Traum und Tanz“ wird schwerlich an Erfolg dahinter zurückbleiben. Die allgemeine Zeitsinnung kommt den Poeten der Lebensfreude wieder entgegen.

Busse wie Presber verfügen beide über große Leichtigkeit und Gefälligkeit der Form, und das ist ein Lob, das nicht immer ganz unbedenklich klingt. Wenigstens nicht Presber gegenüber. Die sehr willfährige Gabe verführt ihn manchmal, etwas zu weit zu gehen, auch hat er zuweilen des Reims nicht genügend acht, vielleicht gerade aus dem Gefühl heraus, daß er ihn sehr souverän kommandiert. Glatte und fließende Form einen sich nicht immer mit starker plastischer Kraft: und gerade in diesen Erstlingsgedichten ist Busse ihm darin voraus:

Bienengeslüster — sonst nichts.  
 Im Feuer des Sonnenlichts  
 Träumt die Heide in Mittagssonne.  
 Es schlägt jede Regung — nur immerzu  
 Wie heimliche, seitjende Fieberstimmen  
 Im Kreise das Summen und Brummen der Immen.  
 Mählich im glühenden Flammenchein  
 Schlummert auch ihr Gewisper ein.  
 Dann raschelt ein Eidechs durchs niedrige Kraut  
 Und wieder schlägt alles und wieder kein Laut,  
 Im lohenden Brande des Sonnenlichts  
 Kein Flüstern mehr, kein Tönen . . . nichts.

Das ist aus Anschauung geboren. Das prägt sich ein. Gleiches aber gilt von Busses sinnlich greifbarer Darstellung des „Julisonntags“, von seinem eigenartigen „Meergejicht“. Sieht man bei Presber von dem einen „San Francisco“ ab: das Erdbeben hat an den Festen der Stadt gerüttelt, das Feuer frisst an den Häusermauern, das Irrenasyl hat seine Insassen freigegeben, und Wahnwitz feiert seine grauen Orgien angefichts des Unterganges und der Zerstörung —, sieht man von diesem einen Gedicht ab, das freilich eine starke und eigenartige dichterische Vision vergegenwärtigt, so gleichen Presbers Verse mehr den geschickten Plaidoyers eines liebenswürdigen Advokaten, der für die Lebensfreude in immer neuen und klugen

Ausführungen eintritt. Eine abgeschnittene Voge, eine Karnevalsmaske, ein gelöster Gürtel werden als Beweismaterial auf den Zeugentisch niedergelegt. An aphoristisch prägnanten Wendungen fehlt es nicht:

Ich lernt auf langer Wanderfahrt  
Nach erstaunten Rämpfen und tollen Streichen:  
Das Glück ist eine Redensart  
Für das, was andere erreichen.

Die Landschaft erschließt ihre Meize, für beide Poeten werden bestimmte Jahreszeiten besonders stimmungsträchtig. Bei Busse ist alles Sommer. Das Getreide steht hoch, der Zylinder düstet, die Laube ist hinter Rosen versteckt. Ein blondes Kind naht vorsichtig auf den Spalten schreitend, den Finger auf dem Munde. Das wiederholt sich vielfach. Es ist aber soviel echte Jugendlichkeit, eine so unverwüstliche Freude am Dasein, soviel Empfindung für Knospandrang und Blütenzauber darin, daß man diese nun doch schon alten Gedichte, selbst gealtert, gern wieder liest. Bei Presber herrscht Herbststimmung vor, freilich mit einem ganz bestimmten Unterton: dem der Dankbarkeit. Diesem Herbst ist der vergangene Frühling nicht verloren. Was lichtes Erlebnis war, bleibt lichte Erinnerung. „Was tut's, mein Freund, ich hab geblüht.“

Und die Erinnerung schreitet weiter, über den vergangenen Frühling hinaus. Sie öffnet die Tür zu einem Kindheitszimmer, an dessen Fenster der Schnee sich lautlos häuft. Auf dem Tisch in der Ecke steht in seinem Kerzenschmud der Weihnachtsbaum.

Beide Sammlungen sind reich an religiösen Gedichten, Busse zumal fehlt es nicht an ernsten Aspirationen:

Noch ist mein Blick nicht frei, noch wallt der Dunst  
Der Welt vor ihm . . . so kläre mir das Auge,  
Weih mich zum Priester deiner wahren Kunst,  
Dß ich ins Herz mir deine Sonne singe.  
Führ mich zur Freiheit, Herr, und halbe mich,  
Denn König ist der Dichter hier auf Erden,  
Allwiger, Gewaltiger, lasz auch mich  
Ein großer Dichter und ein König werden.

Aber diese Aspirationen sind nicht das Wesentliche an ihm, sie liegen auch nicht auf der Linie seines Könnens. Ihm die Rosenlaube, Rüstetauschen und Becherklang! Presber die Karnevalsschallheit! Man empfindet es deutlich, wie Presber erst völlig er selbst wird, wenn er dem Übermut die Zügel schließen läßt, sich unbefangener Heiterkeit hingibt, das aktuelle Tagesereignis mit dem lustigen Rankenwerk seiner Einfälle umspinnt. Da ist er köstlich. Da verfügt er über ganz eigene Töne. So, wenn er die berühmten Tänzerinnen Neoue paßieren läßt und ihrer ertanzten Sommervolleggiaturen gedenkt; so, wenn er d'Annunzio bei der Arbeit schildert, die nur an einem Schreibtisch vor sich gehen kann, den einst Cosimo von Medici besessen, nur mit einer Feder, die schon Cavour in die Tinte tauchte. Moderner Snobbismus aller Art findet in ihm den gehänslichten Gegner oder vielmehr den verwegenen Frontireur:

Nun trieft der Otto Brahm den Hauptmann,  
Dß er was Neues von sich läßt,  
Und in der Schnemannstraße standt man  
Den Shakespeare ab zum Siegesfest.  
Nun freut sich dieblich der und jener,  
Weil Halbe eine Schlacht verlor,  
Nun führt im Zirkus die Tratehner  
Ein dicker Kommissionstrat vor.  
Nun wird ein neuer Scheclot drohen,  
Und manches Schaupiel ohne Sinn  
Läßt peinlich die Kritik verrothen —  
Saisonbeginn.

Warum den Schalt aufs Piedestal erheben? Er ist auch ohnedies willkommener Gast.

Ernst Heilborn.

**48. Goethes Briefe an Charlotte v. Stein.**

Mit dem Briefwechsel aus den Jahren 1794 bis 1826. Herausgegeben von Jonas Fräntel. Kritische Gesamtausgabe. Drei Bände. Mit einem Porträt, drei Faksimiles, sechszwanzig Handzeichnungen von Goethe und zwei Bildern von Tischbein. Jena, Engen Tiedrichs. 1908.

An dieser Ausgabe ist manches zu rühmen: die grundlegenden Arbeiten Erich Schmidts, Wahles und v. d. Hellens unzählig, bietet Fräntel Einzelheiten des Textes noch korrekter als seine Vorgänger und ordnet mehrere der undatierten Briefe neu mit einwandfreier Begründung ein; die Nummerungen sind knapp und bringen mit Vorliebe Goethes eigene Notizen aus den Tagebüchern und Briefen; die Handzeichnungen sind gut reproduziert; ein Register fehlt nicht: der Druck ist klar und schön. Aber bedenkthamer als die fördernde wissenschaftliche Arbeit, die sich dezent zurückhält, weniger von ihren Mühen als von ihren Meintaten spricht, ist es, daß Fräntel in dieser Ausgabe die Briefe als Kunstwerk gefaßt und sie als autobiographische Urkunde über die zehn Jahre, die von Goethe selbst nicht geschildert sind, zwischen „Dichtung und Wahrheit“ und die „Italienische Reise“ einfügt. Er sieht und will Lottes Gestalt gesehen wissen, wie Goethe sie sah, dessen Phantasie sie in die Sphäre Iphigeniens und der Prinzessin Leonore rückte. Darum berichtet die Einführung nicht von ihren persönlichen Verhältnissen, von ihrem Charakter — noch heute der Lieblingsgegenstand klatschlüstigen Gefündels — noch zwängt sie in Formeln, was Goethe die Frau gewesen ist, und sucht nicht vergeblich in Prosa zu sagen, was die Lektüre der Briefe in seiner ganzen Tiefe nur ahnen läßt. Dieser Verzicht dient hier einem höheren Zweck und ist daher berechtigt. Mit kräftigen Strichen zeichnet Fräntel, was Weimar damals bedeutete, was Goethe in ihm war und wurde; den jungen Dichter, der mit der Welt der Wirklichkeiten ringt, um den „alten Adam der Phantaseyen“ auszuziehen, der als Minister in allen erdenklichen Efforts erfolgreich tätig ist, bis nach jahrelangen Mühen die Durchführung seiner Pläne am Herzog scheitert: wie er resigniert, wie er dem Kreis der Freunde entwächst flieht und in Rom sich selbst und seine Kunst wiederfindet ... Ein plastisches Relief, tritt die Darstellung dieser Wandlung durch ihre meisterliche Gedrungenheit dem überwallenden Gefühlsleben, das sich dann in den Briefen entfaltet, gegenüber.

**49. Wilhelm von Humboldts Briefe an eine Freundin.** Zum ersten Male nach den Originale herausgegeben von Albert Leizmann. Mit einem Bilde Humboldts und einer Handschriftprobe. Zwei Bände. Leipzig, Insel-Verlag. 1909.

Mit welch gewissensoser Willkür Charlotte Tieke, Humboldts „Freundin“, deren zerstörtes Leben er in diesen berühmt gewordenen Briefen wieder aufzurichten bemüht war, mit ihnen bei der Herausgabe verfahren ist, hat der Jenenser Germanist Leizmann entdeckt, als er zum ersten

Male die Originale, von denen sich noch etwas mehr als die Hälfte in Tegel befindet, mit dem von Charlotte festgelegten Text verglich. In einem der nächsten Heften der „Deutschen Rundschau“ wird Leizmann selbst die Verstümmelungen und Fälschungen, mit denen sie „Heiligtum“ entweicht hat, nachweisen. Hier sei nur auf die sorgfältige, geschmackvoll ausgegestaltete Ausgabe, die die Briefe nunmehr in ihrer gereinigten Gestalt sowie eine kurze Biographie der Empfängerin, Erläuterungen und ein Register enthält, verwiesen. Noch tiefer und nachhaltiger als bisher kann dieses Buch wirken, daß die Frauen lieben, und daß, so geadelt, für jene hohe Lebensanschauung eintritt, die durch den Materialismus und Utilitarismus ins Wanken geraten scheint. Hier spricht ein Idealist, der die Wirklichkeit meistert, dessen ruhige Natur die Vereinigung zwischen dem täglichen Leben und der Phantasie vollzog, nach der Goethe rang, und ein Menschenkenner, der unermüdlich beobachtet und forscht, und trotz des offenen Blicks für das Praktische sich in seinem Handeln nicht von den Erfolgen und Zwecken, sondern von sittlichen Motiven leiten läßt.

**43. Duchesse de Dino. Chronique de 1831 à 1862.** Publiée avec des annotations et un index biographique par la Princesse Radziwill, I. 1831—1855. Avec un portrait en héliogravure: Deuxième édition. Paris, Plon. 1909.

Die Herausgeberin dieses Wertes, Fürstin Anton Radziwill, ist die Entelin der Herzogin von Dino; sie versah es mit allen nötigen Erläuterungen zu den vorkommenden Landsitzen und Nebenpersonen, läßt den Leser aber im unklaren über die Vorahren. Nicht nur nimmt sie an, daß jedem der Lebenslauf des Herzogs von Talleyrand klar vor Augen stehe, daselbe wird auch von seiner Nichte, der Memoiren-schreiberin, vorausgesetzt. Nicht einmal, daß sie die Tochter der Herzogin Dorothea von Kurland war, noch das Jahr ihrer Geburt, noch, daß sie ihrem angeheirateten Onkel das Haus führte, wird erwähnt. Man kann gebildet sein und hat doch nichts von M. de Bacourt, dem Freund, an den die Briefe gerichtet sind, gehört. Anscheinend haben diese aufstellenden Unterlassungen wenige geübt, das Buch hat bald nach seinem Erscheinen die zweite Auflage erreicht — und mit vollem Recht. Die Herzogin ist eine kluge, politisch klarendende Frau, eine feine Beobachterin, sie führt eine leichte Feier. — Der erste Teil spielt in London, wo ihr Onkel als französischer Botschafter akkreditiert ist. Niemand, der die Periode vor der Reformbill studieren will, wird diese Quelle übergehen, und für jeden sind die Schilderungen interessant. Anschaulich beschreibt uns die Herzogin ihre Kollegin, die berühmte Prinzessin Lieven. „Eine Frau wird so gezeichnet, wird so hoch gestellt, wird so umworben. Die politische Bedeutung, die sie ihrem angeregten Geist und ihrer Gewandtheit verdankt, vereint sich mit einer unbestrittenen Autorität auf dem gesellschaftlichen Gebiet. Gewiß hat man sich oft über ihre Herrschaft, ihre hochmütige Abschließung beklagt, aber eben dadurch

errichtete sie eine nützliche Schranke zwischen der ersten Gesellschaft und den weniger erlesenen Elementen. Keine Einladungen waren zu begeht wie die ihren, bei ihr zugelassen zu werden, galt für eine hochzu bewertende Auszeichnung. Ihre Haltung, wenn auch etwas stier, wirkte bei allen großen Gelegenheiten vorzüglich: ich kann mir kein drawing room ohne sie vorstellen." Lord Palmerston kommt schlecht bei dieser Ghroustum weg. "Vonig Charaktere enthalten sich so deutlich in den Zügen, seine Augen sind scharf und stumpf, seine Nase aufgestutzt und dreist, in seinem Gesicht, in seiner Haltung ist nichts Eßenes oder Würdevolles oder Vornehmes zu veriputen, sein Gespräch ist trocken, obwohl das much ich zugeben, nicht ohne Geist. Den Tempel der Anmahnung, Unanständigkeiten und des Eigenfinns, den er trägt, entspricht, glaube ich, seiner wahren Natur." Sie findet, daß der Herzog von Tallenrand zu nah am Amtshangt und schreibt ihm einen langen Brief; er stauntlich offen und ernst redet diese Worte zu ihrem gereien Entel, einem in ganz Europa berühmten Staatsmann. Er verargte ihr die Mahnung nicht und nahm den Abchied! So lernt sie das Frankreich Louis Philippe's leunen, ein Übergangsstadium, ein Gemisch von Tradition und neuzeitlichem Fortschritt. Sie lebt mit dem Entel im schönen Schloß Valençay, und auch im häuslichen Umkreis vermengten sich recht verschiedene Elemente. Sie interessiert sich lebhaft für eine Klosterkirche; in der Strumpfwirkerie von Valençay hingen die Abgüsse der Beine aller Freunde und Freunde des greisen Hausherrn, des ehemaligen Kirchenfürsten; nach diesen Modellen wurden die seidenen Strümpfe dieser Dame ge webt. Ein Weib vornehmer Engländerinnen zeigt die erstaunliche Umwälzung englischer Anschauungen auf sozialem Gebiet. Wahrend aufsere Formen bereits feststehen, so die abendländische große Toilette auch im Kleinsten Kreis, so mehrtägiger Landbesuch, zu dem die Gäste genau so vorsorglich abgewogen werden wie zu einem Zettel in der Stadt, fühlt sich die Kontinentalin peinlich durch das mangelnde Verständnis der Engländerinnen an dem Wohl und Wehe der unteren Klassen berührt. Diese in der Gesellschaft sehr liebenswürdigen Lamen begriffen gar nicht, wie die Herzogin so harmlos herzlich mit den Waisenkindern verlebten könnte. Sie wunderten sich zweisellos, daß ich mich bei Indr loretz zu benehmen wisse, und meine Kleider bei der Palmeire arbeiten lässe." Hente betätigt sich gerade die vornehme Engländerin am eingehenden, am persönlichsten in sozialen Fragen. Noch mehrere Wände werden diesem ersten folgen, gern sieht man ihnen entgegen. Ein besseres Lob läßt sich nicht sagen.

73. **Ariadne in Maura.** Zwei romantische Szenen von Bertrand Lee. Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von Elie Schanlhofer. Berlin, S. Fischer. 1909.

Ein dramatisches Bild aus der großen italienischen Zeit, eigenartig und reizvoll. Es ist der Höhepunkt zwischen Kultur und Naivität, hier verfeinerte, hochgeborene Menschen, dort eine naturkästige Kultifane, in aller Reihen und

Aufopferungsfähigkeit ihrer Empfindung. Tiefer Herzog, die rüftlichen Damen verkörpern Tradition, Erziehung und Zivilisation; ohne sie, wie die Tichterin im Vorwort meint, wäre die Welt eine Rauberhöhle; die Abenteuerin, der der Herzog das Leben verdankt, die aus Liebesgrau in den Tod geht, ist das Einbild jener leidenschaftlichen Triebmacht, ohne die die Welt an blutleerer Mäßigung verginge. Vielleicht sind die Tiere zu zart für das Bühnenlicht, doch sind die Szenen in ihrer Herbeit spannend und farbig; Unwahrscheinlichkeit müssen zwar dahingezommen werden. Der Herzog erkennet nicht jene Magdalene, die ihm die Vergangenheit verklärte, ihm die Flucht ermöglichte, als sie in der Gestalt eines jungen Sängers auf das Schloß in Mantua kommt, um ihn von der Schwermut zu heilen. Aber die Sieder, die Diego Magdalene ihm singt, die ihn so früh an die verlorene Geliebte gemahnen, lassen ihn die Liebe als beglückendes Wahnbild erkennen. Er steht wieder mit klarer Blicke in der Welt und willigt ein, die ihm verlobte Braut zu ehelichen; Hippolita, die gemessene Fürstentochter, ist überzeugt, vermöge ihres Blutes, ihrer Zucht das Edle zu wollen, sie wird dem Gatten in moralöser Würde zur Seite stehen. In einer poetischen Szene, nachts auf der Terrasse, spricht der Fürst dem Sänger von der wunderbaren Geliebten, Diego Magdalene kam sich kaum fassen, aber da überflutet sie selber Mondesduft, sie sehen sich, es kommt wie ein Frostel über sie beide, und der Herzog erzählt, wie ihm die Überwindung der Liebe gelang. Das Hochzeitsfest wird gerichtet, als Hohepunkt ein Singspiel auf der Insel des Sees, der die hohen Mauern umgibt. Der freude Sänger, zu einer schönen Frau umgewandelt, singt der verlorenen Ariadne Liebesklagen, der Herzog wird blaß, die Gäste und hingerissen, besonders als zum Schluss Ariadne sich in den See stürzt. Alles bricht in Jubel aus, man verlangt den Sänger zu feiern; aber er kommt nicht, und die Leiche eines jungen Weibes wird aus dem See gezogen. — Ein Renaissancebild, von einer geübten Kennerin des Italienisch gezeichnet. Die Übersetzung ist gut, die Ausstattung geschmackvoll.

74. **Geschichte der römischen Literatur.** Von Martin Schanz, ord. Professor an der Universität Würzburg. Dritte ganz umgearbeitete und stark vermehrte Auflage. München, 6. Bd. Preis 1907.

Das Handbuch der Gedichte der römischen Literatur von Martin Schanz ist ähnlich wie das der griechischen Literatur von Christ Schmid ein Standard-Work, das bereits zum dritten Mal in die Welt geht. Bei einem solchen Werk kommt alles darauf an, daß es jeweils genau den Stand unseres Wissens widerspiegelt, indem die Bibliographie stets aus laufende gebraut und die Fortschritte der Galerunters am jedem einzelnen Punkt zur Anwendung gebracht werden. Dazu gehört eine große Beiträgen mit dem Stoff und mit der Wissenschaft des Tages in allen Landern und ein nie ermattender Fleiß. Alle diese Eigenheiten beim Martin Schanz in hohem Maße, und so ist auch diese dritte

Auslage seines Werkes des höchsten Lobes würdig. Das Werk, ursprünglich auf Kürze berechnet, ist freilich immer breiter geworden; wenn es aber den Kreisen, die darauf angewiesen sind, wirtlich dienen sollte, so mußte überall das Beweismaterial möglichst vollständig mitgeteilt werden, und dazu gehörte mehr Raum, als ursprünglich in Aussicht genommen war. Wie genau alles behandelt ist, davon überzeugt man sich beispielsweise an § 64, der von dem ältesten römischen Historiker Fabius Victor handelt. Hier wird ein allgemeines Urteil vorausgesetzt, das Fabius' Wahrheitsliebe betont: dann folgt in Anmerkungen ein Verzeichnis der Literatur, Biographisches, Charakteristik der griechisch abgefaßten Annalen, Fabius' Verhältnis zu Diokles von Pergathos, antike Urteile über Fabius, Fabius als Quelle für andre alte Historiker, seine lateinischen Annalen und ihr Verhältnis zu den griechischen: alles ist knapp, präzis und am richtigen Ort übersichtlich dargelegt.

### **7. Preußen im Kampfe gegen die französische Revolution bis zur zweiten Teilung Polens. Von Kurt Heidrich. Stuttgart, Göttingen. 1908.**

Einen viel verhandelten Stoff nimmt hier ein junger Historiker wiederum vor, um — vornehmlich nach den Acten des Berliner Archivs — die preußische Politik von 1789 bis 1793 neu zu beleuchten: in ausführlicher Form. Diese Politik war nicht sowohl von persönlichen als von sachlichen Motiven geleitet, und ihr jähler Frontwechsel ergab sich aus den Veränderungen der politischen Lage. Preußen trat in den Kampf gegen Frankreich nicht wegen eines Prinzips, noch zu seiner Verteidigung ein (S. 397): es hatte den einzigen Zweck, zu erobern (lebenda), und zwar wollte es Polen, Gnesen und Kalisch als seinen Anteil an der durch Katharina II. Politik notwendig werdenden zweiten polnischen Teilung haben, wogegen es Österreich Bayern und die Oberpfalz zu überlassen bereit war (S. 225 ff., 397—400). Es ließ Polen jäh im Stich, weil es doch nicht zu retten war. Mit der Durchführung der zweiten polnischen Teilung erlöst Preußen Interesse am französischen Kriege; es führt ihn zunächst noch weiter, weil es sich dazu verpflichtet hat: aber wie sich Österreichs hinterhaltige Politik immer deutlicher fundiert, und auch die Freundschaft mit Russland einen Niß bekommt, zieht es sich ganz vom Kriege zurück und beteuert sich im Baseler Frieden zur Politik der Neutralität.

### **8. Reise eines jungen Deutschen in Frankreich und England. Von Georg Brand. Leipzig, Wigand. 1909.**

Der junge deutsche Kaufmann, der 1815 seine Ausbildung reise antrat, hieß A. Brückner. Die Pietät seiner Familie hat die vergilbten Blätter, die seine Eindrücke über Land und Leute wiedergeben, aufbewahrt und veröffentlicht. Die Einleitung zu derselben, fast fünfzig Seiten, ist unnötig lang. Das Postskriptum ans dem Frankfurter Brief: „Ich habe bei dem Herrn Poststallmeister unsre zwei Kisten zurückgelassen i. tüzen!“, sie waren auf dieser Reise ohne

Nugen,“ ist nicht böswillig herausgewählt: vieles in diesen Berichten ist nicht spannender. Manches liest sich ganz angenehm, und die Schilderung Englands, so wie es dem Reisenden erscheint, ist nicht ohne Interesse. Die Briefe sind übrigens nicht von Brückner, sondern von seinem Begleiter, dem „Magister“ Grusius, verfaßt.

### **9. Goethes Wehlarer Verwandtschaft.**

Von Robert Sommer, Dr. med. et phil., o. Professor an der Universität Gießen. Mit 8 Abbildungen. Leipzig, Johann Ambrosius Barth. 1908.

In seinem Werke „Familienforschung und Vererbungslehre“ (im selben Verlage 1907) hatte Sommer bereits auf den etwagen psychologischen und morphologischen Zusammenhang Goethes mit der Wehlarer Familie Lindheimer, der seine Großmutter mütterlicherseits entstammte, hingewiesen. Er selbst widmet jetzt dieser Aufgabe ein eigenes Schriftchen, in dem er aus Bild, Schrift und Überlieferung über die Familie seine fachwissenschaftlichen Schlüsse zieht. Goethes Mutter war eine Textor, deren Mutter im Lindheimer. Der letzteren erhaltenes und im Schriftchen reproduziertes Bildnis soll nun beweisen, daß Goethe allein dieser Großmutter mütterlicherseits seinen morphologischen Gesichtstypus verdanke, wobei anzuerkennen ist, daß auch andern bereits diese Ähnlichkeit aufgesessen ist. Wie demnach Goethes Mutter morphologische Eigenheiten, die sie selbst nicht besaß, gewissermaßen als Zwischenträgerin auf ihren Sohn Wolfgang vererbte, so nimmt Sommer, einen weniger sicher Schritt weiter gehend, an, daß auch die „Lust zu fabulieren“ von dieser mütterlichen Großmutter, der geborenen Lindheimer aus Wehlar, herstammen dürfte, so daß also Goethe wohl in psychologischer wie morphologischer Beziehung eine sehr wesentliche Determination aus der Familie Lindheimer empfangen hätte. Es käme nun darauf an, das geistige Niveau der Lindheimers zu bestimmen, aber das Material ist ziemlich spärlich. Einiges doch ist sehr interessant. Goethes Großmutter, geb. Lindheimer, hatte eine Schwester, die, in erster Ehe mit einem Herrn Diez, in zweiter mit einem Geheimrat Lange verheiratet, als des letzteren Witwe in Wehlar zur Zeit von Goethes Aufenthalt derselbst (1772) lebte. Ihr Sohn Horst Diez war damals mit Lotte Buffs älterer Schwester Karoline verlobt, ihre Tochter Lange — es handelt sich also um einen blutsverwandten Cousin und blutsverwandte Cousinen von Goethes Mutter — waren mit Lotte Buff befreundet. Man vermisst die Bedeutung dieser Aufstellungen für die Werther-Zeit. Stark erregende Charakterzüge werden wenigstens an einem Bruder der Frau Geheimrat Lange, einem Leutnant Lindheimer, aufgewiesen, von einem böswilligen Gerücht über ihre Schwester, Goethes Großmutter, wird Notiz genommen. Dieser drei Geschwister Vater aber, der Gechtsprokurator am Reichstammergericht in Wehlar, Dr. Lindheimer, ist Mitverfasser einer politisch-militärischen (deutsch geschriebenen) Satire mit dem Titel „Diarium obsidionis Wetzlaricensis“, die

§. "4—39 abgedruckt wird. Aus dieser Satire entwickelt Sommer eine Anzahl witzlicher Züge, die er in ganz ähnlicher Weise bei Goethe wiederfindet. Aus dem von diesem Dr. Lindheimer herstammenden Komplex von Eigenschaften und den rationalen Zügen nebst Sammeltriebe des Vaters Goethe will Sommer zunächst die Persönlichkeit Goethes herleiten und begreifen. Er bleibt sich dessen selbst bewusst, daß seine Konstruktion nichts eigentlich Zwingendes oder Abgeschlossenes hat. Zum Schluß sagt er: „Ist diese Auffassung richtig, so haben wir zugleich eine Vermutung über das Geistliche dieser eigentlich genialen Eigenschaft des künstlerischen Fabulieens bei Goethes Nachkommen schaft; jene erscheint als leichter Anslanfer einer Anlage, die, von einem manuellen Stamme ausgehend, durch Vermittlung der Tochter, Frau Doctor, und Guelin, Frau Rat, in die Familie Goethe hineingetragen worden ist, um nach einem leichten, heitigen Aufblitzen zu verlöschen.“ Und hiermit deutet der Verfasser auf ein weiteres Problem hin, dessen auf diesem Wege möglicherweise zu gewinnende Lösung gewiß sympathischer berührt als mancherlei, was in letzterer Zeit von pathologischer Seite über Goethes Nachkommenhaft gesagt worden ist.

*gu. L'évolution du Théâtre Contemporain*. Par Alphonse Séché et Jules Bérant. Avec une préface par Emile Faguet. Paris, Mercure de France, 1905.

Ein Büchlein, wie es auch dem deutschen Theater zu wünschen wäre — denn die drei Franzosen verstehen unter „Théâtre contemporain“ ausschließlich das von Paris. Ein paar Hauptmotive — Ehebruch, Scheidung, politischer Kampf — ; eine Reihe der wichtigsten Faktoren — die Menge, der moderne Don Juan, die „grande amoureuse“, die „sympathische Persönlichkeit“ — ; endlich die beliebtesten Schablonen — der Amerikaner, der Ingenieur und der Arzt, der „brave Mann“ und die „gute Frau“ — werden durch die Hauptstücke des modernen Repertoires verfolgt. Zwei große Mächte werden dabei fortwährend auf ihre Einwirkung hin geprüft: die Entwicklung der allgemeinen Auffassungen — und die Persönlichkeit der führenden Schauspieler. In beiderlei Hinsicht ergeben sich zu unsrer einheimischen Evolution Parallelen von fast erstaunlicher Genauigkeit: der rettende Amerikaner (der wohl eine Monographie verdiente) beherrscht bei uns jene Stütze, die ich „Brasilianerdramen“ benannt habe (z. B. von Fläschlen); und der schauspielerische Typus Vacque erscheint wie eine Übersetzung Emil Devrients ins Französische, der Preissants wie eine Pariserische Wiedergabe Sonnenthals. Aber auch in allgemeineren Beziehungen läßt sich aus dem Buche lernen. Die Unentbehrlichkeit der Schablonen wird uns von dem räsonnem der Tumas und Genossen so nachdrücklich gepredigt wie von dem Parasiten der antiken Komödie; was unsre Kritiker gegen böse Schwiegermutter (auf der Bühne) milder stimmen sollte. Die Entwicklung der Volkszene ist auch hier langsam und lehrreich; und in jerner Ansicht steht ein Volstdrama, in dem der einzelne nur als Haupt der Menge erscheint — „Florian

Gehet“! Ein genaues Verzeichnis der Namen und Dämonen macht die sehr lesbare gedruckte Unterschrift — der mit einem Kapitel über weibliche Dramatiker unorganisch nachküßt — auch in andre Indien leicht verwetbar.

*gu. L'Esthétique des Villas*. Par Emile Magne. Paris, Société du Mercure de France, 1905.

Das Problem des Stadtbanes wird von der Häufigkeit unserer wachsenden Städte und von der wachsenden Häufigkeit unserer Städte den Schönheitsfeinden aller Völker angesprochen. Nach Wals und Zitte haben Wurli, Hildebrand, Endell, Schulze Hannburg und wie viele noch sich bei uns an diese Frage gewagt. Unser Franzose geht gern empirisch vor und zeigt an reichen Beispielen aus alter Welt, wie Pariser und Friedhöfe ansiehen können, wie die Bewegung in den Straßen und die feierlichen Züge sich gestalten lassen, was Feuer und Wasser für die Verschönerung der großen Amerikabauten in leisten imstande sind. Das Schlüpfkapitel über die Architektur der Zukunftstadt zeigt dann mit interessanten Hinweisen auf Augustin und Labelais, Gobet und Morris, Zola und Wells die Verhüngung dieser Schönheitsstramme mit dem Ideal reiner Zweckmäßigkeit.

*gu. Historical and Political Essays*. By William Edward Hartpole Lecky. London, Longmans, Green & Co., 1905.

Der große englische Historiker Lecky ist am 22. Oktober 1903 in einem Alter von 75 Jahren gestorben. Er war in seinen letzten Jahren mit einer Ansicht aus seinen Aufsätzen und gelegentlichen Ergänzungen dazu beschäftigt, die uns Elisabeth Lecky in einem schwunden Bande von 324 Seiten vorlegt; ein genaues, auf Einzelheiten eingehendes Register macht den Band leicht benutzbar und läßt erkennen, wie viele wertvolle Aufschlüsse aus ihm zu holen sind. Die einzelnen Titel der 14 Essays lauten: 1. Gedanken über Geschichte. 2. Der politische Wert der Geschichte. 3. Das Reich: sein Wert und sein Wachstum. 4. Irland im Lichte der Geschichte. 5. Bildende Einflüsse. 6. Carlyles Botschaft an sein Zeitalter. 7. Israel unter den Nationen. 8. Frau von Staël. 9. Peels Privatscorrespondenz. 10. Der fünfzehnte Earl von Derby. 11. Henry Reeve. 12. Stefan Witman. 13. Königin Victoria als eine spirituelle Kraft. 14. Altersgedanken. Diese Überblicken lassen schon erkennen, wie weit verzweigt Leckys Interessen und Studien gewesen sind, und die Lektüre der Essays selbst bietet durchweg einen einzigartigen Genuss, weil der Verfasser ebenso gedankentrich und fesselnd als klar schreibt: wie aus dem Warmer gesammelt stehen diese stolzen und schlichten Sätze da. Der Aufsatz über Wert und Wachstum des englischen Reiches hat uns besonders gefallen, weil Lecky hier den ganzen Umwidmung uns vorführt, durch den die Engländer von der Herrschaftnahme der Kolonien, die mehr als ein Schaden für das Mutterland denn als ein Nutzen angesehen wurden (Bentham, James Mill), bis zum Imperialismus der Gegenwart sich entwickelt haben; der Historiker selbst steht im Lager derer,

die stolz darauf sind, daß durch dieses Reich die englische Sprache den Vorrang vor allen andern gewonnen hat und die Reichs-Rasse geschaffen worden ist. Nicht minder feststehend ist der Aufnahmearbeit über Königin Victoria, die Leich vermöge ihrer Klugheit und Pflichttreue als ein leuchtendes Gegenstück zu dem unheimlichen Umsturzgreifen des plutokratischen Elementes in England und Amerika hinstellt; daß ihr Tod ein tiefes Gefühl von Kummer und Bewunderung hervorrief, erscheint ihm als ein ermutigendes Zeichen der Zeit. Aber auch alle andern Essays sind in ihrer Art nicht minder wertvoll und belehrend als die zwei genannten, und wer Leicht sonst nicht kannte, wird nach diesen Proben seines Geistes ihn würdigen lernen.

#### 9. Lebensbilder aus der Tierwelt.

Herausgegeben von H. Meermann. Erste Folge: Säugetiere. Zweite Folge: Vögel. Leipzig, R. Voigtländer. D. J.

Dieses Werk, von dessen sechs Bänden die beiden ersten abgeschlossen vorliegen, bedeutet einen Wendepunkt in der populär naturwissenschaftlichen Literatur und ist aufs freudigste zu begrüßen. An die Stelle der steifen Zeichnungen, die die charakteristischen Merkmale der Tiere wohl genau wiedergaben, aber doch nur an ausgestopfte Museumsexemplare erinnerten, sind photographische Aufnahmen nach der Natur getreten. Die Kolibriimutter etwa, die ihr Junge im Nest füttert und den langen Schnabel tief in den Hals des Jungen steckt, die kämpfenden Hiriche, oder die zwei Zwergmäuschen, die auf einer Ahre sitzen und Zwiesprach halten, wie anders wirken diese Bilder auf die Phantasie, zumal der Kinder, ein. Das vorzüglich reproduzierte, sehr reiche Bildermaterial macht den Hauptwert des Werkes aus. Es ist der Ertrag eines internationalen Aus schreibens für Photographien frei lebender Tiere, das der umsichtige Verlag R. Voigtländer erlassen hat, angeregt durch Schillings' bekanntes Buch "Mit Blick und Büchse", das zum ersten Male Photographien wilder Tiere gebracht hat. Auf Vollständigkeit konnte natürlich kein Gewicht gelegt werden, es handelt sich vorläufig um

einen Grundstock für weitere Arbeiten. Der Text beschreibt nicht, sondern erzählt; er schildert in kurzen Abschnitten nicht nur das Äußere, sondern vor allem das Leben und Treiben der Tiere, ihre Gewohnheiten, Wanderungen. Fritz Bley ist ein größerer Raum gestaltet worden für den "Edelhirsch", dessen weit verzweigte Entwicklung er in großem Zusammenhang behandelt. Von den andern Mitarbeitern ist Hermann Löns und Martin Braeß der Hauptanteil zugefallen. Die Darstellung ist anschaulich und gewandt, könnte aber an vielen Stellen der Wohlfeilen "poetischen Ausschmückungen", die besonders bei Naturvorgängen angebracht sind und auf die Dauer ein tödlich wirken, entbehren. Ruhe und Einfachheit steht dem Wissenschaftler, auch wenn er populär, für die Jugend schreibt.

9. Die Brücke Europas. Von Gustav Camper. Schkeuditz, W. Schäfer. 1902.

Die "Brücke Europas" ist der St. Gotthardt, und das Motto des Bändchens gibt Gottfried Kellers Ausdruck: "Des Mannes höchstes Gut ist sein Volk." Aber Campers "Volk" umfaßt nicht den Begriff „soweit die deutsche Zunge klingt“, sondern ihn ergreift allein erst „freudiges Gefühl beim Erblicken des Grenzpfahls“, daran geschrieben steht das stolze Wort: Schweizerische Eidgenossenschaft.“ In dieser Beschränkung zeigt er sich aber als enthuasiastischen Meister des schönen Wortes und schwungvoller Gedanken. Das Schweizer Militär wird schwerlich einen entzückteren Lobredner finden können, als Camper, dessen bewunderndes Auge keinen Mangel zu sehen vermag. Die Berge, die Städte, die Dörfer der Schweiz, das Volk in allen seinen Schichten, Ständen und Berufen werden poetisch verklärt und gepriesen. Das ganze Bändchen Gedichte nutzt an, ein einziger Hymnus an die Schweiz, voll Liebesglut und Begeisterung, aber ohne verhöhnlichen Ausblick auf eine große und durch keine Grenzfähle trennbare deutsche Geistesgemeinschaft: Solche Aussichtslosigkeit ist bei Keller, Meyer oder Zahn nicht zu finden, deren Werke eben deutsche Werke sind und in der Schweiz wie in allen deutschen Landen als solche gepriesen werden.

Den Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Juni zugegangen und, versieben mit, haben es eingebettet Raum und Gelegenheit uns vorbehalten:

**Aronsohn.** — Oswald Alving. Eine pathologisch-literarische Studie zu Hesses „Steppenkirche“. Von Dr. med. Oskar Aronsohn. Hoff I der Erläuterungen zu Hesses pathologischen Gestalten. Halle a. S. Carl Marthold. 1909.

**Baedeker.** — Süddeutschland, Oberrhein, Baden, Württemberg, Bayern und die angrenzenden Teile von Österreich. Handbuch für Reisende von Karl Baedeker. Mit 51 Karten, 11 Plänen und 11 Grundrissen. Dreigliedige Auflage. Leipzig, Karl Baedeker. 1909.

**Bartr.** — Tagebuch von Hermann Bartr. Berlin, Faut Gabinet. 1909.

**Barine.** — Madame mere le Regent. Par Arvede Barine. Paris, Librairie Hachette & Cie. 1909.

**Bender.** — Die alte Zodiende. Roman aus dem Kinderleben. Von Ludwig Bender. Dresden, veimich Wilsden. 1909.

**Berg.** — Sexuelle Jungenderziehung. Briefe an eine Großmutter. Von Leo Berg. Band II der Kultur- und Menschheitsdokumente. Herausgeber Joh. Gaulke. Tempelhof, Freier literarischer Verlag. 1909.

**Blume.** — Ritter Wilhelm der Große und sein Kriegsmünster Leon als Gründer des preußisch-deutschen Heeres. Von General W. v. Blume. Mit zwei Porträts und zwei Kabinettberägen. Zweite Auflage. Lüdenscheid i. Br., Ferdinand Stalling. 1909.

**Böhmer.** — Grundzüge für eine wirtschaftliche Verbesserung der belgischen Zölfte. Von Statthalter Rudolf Böhmer. Stuttgart, Max Stellmann. 1909.

**Brandt.** — Die Renaissance in Florenz und Rom. Acht Vorträge von Karl Brandt. Dritte Auflage. Leipzig, B. G. Teubner. 1909.

**Braun.** — Eduard von Hartmann. Von Otto Braun. Frommanns Klassiker der Philosophie XX. Stuttgart, Fr. Frommann. 1909.

**Broughton.** — A wail's progress. By Rhoda Broughton. London, Macmillan & Co. 1909.

**Chiquet.** — Littérature allemande. Par Arthur Chiquet. Histoires des littératures. Paris, Librairie Armand Colin. 1909.

**Combertin.** — Pages d'histoire contemporaine. Par Pierre de Couvertin. Paris, Librairie Plon. 1909.

**Curti.** — Das Fest des Empedokles. Ein dramatisches Gedicht von Theodor Curti. Zürich, Rascher & Cie. 1909.

**Divoire.** — Faut-il devenir mage? Par Fernand Divoire. Les deux idées, vol. I. Paris, H. Falque. 1909.

**Dreßler.** — Mohnblumen. Ein Novellenreigen aus den Tageblattblättern meines Lebens. Von Adolf Dreßler Jr. Leipzig, B. Bolker. 1909.

**Götter.** — Götters Handbüchlein der Moral neben einer Auswahl seiner Unterredungen. Mit einer Einleitung über die hohe Physisophie. Von Dr. Heinrich Schmidt (Jena). Leipzig, Alfred Krenz. 1909.

**Erhardt.** — Babel und Bibel. Von W. Erhardt. Wiesbaden, Moritz & Kündel. 1909.

**Eichelbach.** — Der Abtrünnige. Drama in drei Akten. Von Hans Eichelbach. Ravensburg, Friedrich Adler. 1909.

**Ettinger.** — Das Verbrecherproblem in anthropologischer und soziologischer Bedeutung. Ein historisch-kritischer Beitrag zur Kriminalsoziologie. Von Dr. Samuel Ettinger. Erster Teil. Band LXIII der Berner Studien zur Philosophie und ihrer Geschichte. Bern, Scheitlin, Spring & Co. 1909.

**Föttlinger.** — Benjamin Gontran. Der Roman eines Lebens. Von Josef Föttlinger. Berlin, Egon Fleischel. 1909.

**Fournier.** — Wie wir zu Bosnien kamen. Eine historische Studie von Professor Dr. August Fournier. Wien, Christoph Reissers Sohne. 1909.

**Frei und gewiß im Glauben!** Beiträge zur Vertiefung in das Wesen der christlichen Religion. 35 Referate aus der Arbeit der „Religiösen Diskussionsabende“. Herausgegeben von Pfarrer F. Kochler. Berlin, Arthur Glane. 1909.

**Fresenius.** — Der Staat, ein sittliches Ideal. Ein Mahnwort an alle Vaterlandsfreunde. Von Sigismund Wilhelm Fresenius. Wiesbaden, C. W. Kreidels. 1909.

**Gantier.** — Relects d'histoire. Par Paul Gantier. Paris, Librairie Hachette. 1909.

**Merhardt.** — Das Erzbistum merseburg. Ein Schatzkasten der Geschichte und Geschichtsschreibung des Mittleren Zeitalters. Erstmals bearbeitet von Gustav Merhardt. 1909.

**Gesell, Frankfurt.** — Aktive Währungspolitik. Eine neue Orientierung auf dem Gebiet der Notenmission. Von Silvio Gesell und Ernst Frankfurth. Groß-Lichterfelde: Physiokratischer Verlag (Georg Eluenthal). 1909.

**Griehens Reiseführer.** Band 18. Das Riesengebirge, Iser- und Lausitzer Gebirge, nebst dem Glatzer und Waldenburger Gebirge. Praktischer Reiseführer. 21. Auflage, bearbeitet von Dr. A. Otto. Mit acht Karten und vier Panoramen. Band 2. Die Schweiz. Praktisches Handbuch für Reisende. 26. neu bearbeitete Auflage. Mit 1. Karten. Band 47. Die Hohe Tatra. Nebst den wichtigsten Touren in den Westkarpaten. Von Dr. A. Otto Siebenhaar, neu bearbeitete Auflage. Mit fünf Karten. — Band 42: Marienbad und Umgebung und der Nachbarort Königswart nebst Umgebung. Praktisches Handbuch für Kurzeste und Touristen. Fünfte Auflage. Mit drei Karten. — Band 112: Friedrichroda und Umgebung. Praktischer Führer für Kurzste und Touristen. Zweite Auflage, neu bearbeitet von W. Liedloff. Mit zwei Karten. Berlin, Albert Goldschmidt. 1909.

**England.** — Mein Buch von der Stadt Venegig. Von Luise Guglia. Wien, Gerlach & Wiedling. 1909.

**Hammacher.** — Das philosophisch-ökonomische System des Marxismus. Unter Berücksichtigung seiner Fortbildung und des Sozialismus überhaupt dargestellt und kritisch beleuchtet von Dr. Emil Hammacher. Leipzig, Duncker & Humblot. 1909.

**Handelman.** — Napoleon et la Pologne. (1806-1807). Par M. Handelman. Bibliothèque d'histoire contemporaine. Paris, Félix Alcan. 1909.

**Hansjakob.** — Aus dem Leben eines Pietzeliebten. Radikalpredigt von Heinrich Hansjakob. Stuttgart, Adolf Bong & Co. 1909.

**Hartmann.** — Der Islam. Geschichte - Glaube - Recht. Ein Handbuch von Martin Hartmann. Leipzig, Rudolf Haupt. 1909.

**Hennig.** — Jobannes von Müller. 1752-1809, auf den zweiten Gedächtnistag seines Todes im Auftrage des historisch-antiquarischen Vereins des Kantons Schwyz veranlagt von Dr. Karl Hennig. Zug: 1752-1759. Mit sechs Abbildungen. Stuttgart, 3. o. Costa Raaff. 1909.

**Herwegh.** — Herweghs Werke in drei Teilen. Herausgegeben mit Einleitungen und Anmerkungen verlesen von Hermann Dardel. Goldene Staatsbibliothek. Berlin, Bong & Co. 1909.

**Hodann.** — Genie und Liebe. Ein Romanroman von Valente Hodann. Dialektal. Hans Bentz. 1909.

**Hoppe.** — Gärten und Gartenarchitekturen. Von Kurt Hoppe. Wiesbaden, Westdeutsche Verlags gesellschaft. 1909.

**Hvidler.** — Ein Gang aus Argendwo. Von Carl Hvidler. Zweites Tausend. Hamm i. W., Eigen verlag. 1909.

**Jerusalem.** — Einleitung in die Philosophie. Von Wilhelm Jerusalem. Vierte, verbesserte Auflage. Wien, Willh. Braumüller. 1909.

**Jordan.** — Es muß auch jude sein geben. Heiteres und Ernstes. Gesammelte kleinere Erzählungen von Gustav Jordan. Leipzig. Verlag im Literatur Raum. 1909.

**Kado.** — Regeneration der Freimaurer. Ein Vortrag von O. Kado. Leipzig, Reinhard & Gerhard. 1909.

**Kemmerich.** — Kultur-Kuriosa. Von Dr. Max Kemmerich. München, Albert Langen. 1909.

**Klar.** — Hiltrud Klar. Leben und Bestimmung eines Predigers vor 30 Jahren. Von Alfred Klar. Berlin, Georg Leimer. 1909.

**Kohlbeck.** — Der Totenbibel. Ein Gedächtnisbuch von Karl Kohlbeck. Leipzig, B. Bolker. 1909.

**Kutz.** — Weichheit einer Liebe. Anfang. Von A. Kutz. Leipzig, B. Bolker. 1909.

**Louise.** — Heinrich Louises gesammelte Werke. In fünfzig Bänden. Ritter-Ausgabe von Albert Hanet veraus gegeben von H. & H. Louisen. 26. bis 27. Tafelens. Leipzig, K. Seemann. 1909.

**Wind.** — Abendboten. Gedichte von Stefan von Wind. Cotta, 29. Erstaufl. 1909.

**Wind.** — Die Namen der Salterfamilie Germanniens und deren Deutung. Von Bruno von Wind. Verlag der Bruno von Wind Gesellschaft. 1909.

- Luchaire. — La société française au temps de Philippe-Auguste. Par Achille Luchaire. Paris, Librairie Hachette. 1909.
- Macdonald. — La légende de Jean-Jacques Rousseau rectifiée d'après une nouvelle critique et des documents nouveaux. Par Frédérique Macdonald. Ouvrage renfermant trois fac-similés du manuscrit de l'Arsenal. Paris, Librairie Hachette. 1909.
- Mantoux. — A travers l'Angleterre contemporaine. Par Paul Mantoux. La guerre sud-africaine et l'opinion, l'organisation du parti ouvrier, l'évolution du gouvernement et de l'état. Préface de M. Gabriel Monod. Paris, Félix Alcan. 1904.
- Marcel. — Charles le Brun. Par Pierre Marcel. Les maîtres de l'art. Paris, Librairie Plon. S. A.
- Metzthil. — Das liebenes Leben der Gottheit. Von Wechtlitz von Magdeburg. Ins Neudeutsche übertragen und erläutert von Melch. Escherich. Berlin, Gebrüder Fabel. 1909.
- Meisel-Heß. — Die sexuelle Krise. Eine sozial-psychologische Untersuchung von Grete Meisel-Heß. Erstes bis fünftes Tausend. Jena, Eugen Diederichs. 1909.
- Die Meisterstücke des deutschen Volks- und Kirchenliedes. Mit Einleitung und Anmerkungen von Richard M. Meyer. Berlin, Wilhelm Weicher. 1904.
- Mittwoch. — Rückblende. Von Dr. Kreisler von Mittwoch, R. Wirth, Staatsminister und Ministerpräsidenten a. Z. Mit dem Stichie des Verfassers. Erste bis zweite Auflage. Stuttgart, S. O. Cotta Nachf. 1909.
- Möhr. — Kinder vor Gericht. Von Wilhelmine Möhr. Erste Auflage. Berlin, Modern-Pädagogischer und Pädagogischer Verlag. 1909.
- Mulford. — Der Urfund des Sterbens. Ausgewählte Essays von Prentiss Mulford. Bearbeitet und aus dem Englischen übersetzt von Sir Galahad. München, Albert Langen. O. J.
- Müller. — Carla Wenckebach. Pioneer. By Margaretha Müller. Boston, Ginn & Co. 1908.
- Münz. — Die Lage der Bergarbeiter im Kuhgebiet. Von Dr. Heinr. Münz. Essen, G. D. Beadeker. 1909.
- Ranmann. — Ausstellungsbüro von Friederich Ranmann. Erstes bis sechstes Tausend. Berlin-Schöneberg, Buchverlag der „Hölle“. 1909.
- Sitten. — Aus den Tagebüchern des Grafen Protetsch von Sien, f. f. Botdorffs und Heldzeugmeisters. 1830—1834. Wien, Christl. v. Reitzenh. Edm. 1909.
- Ostwald. — Energetische Grundlagen der Kulturwissenschaft. Von Wilhelm Ostwald. Band XVI der philosophisch-sozialistischen Bücherei. Leipzig, Dr. Werner Klinkhardt. 1909.
- Pautier. — Aus meinem Leben. Jugendgedanken von Friederich Pautier. I. 3. Tausend. Jena, Eugen Diederichs. 1909.
- Pechel. — Christian Wernickes Epigramme. Herausgegeben und eingeleitet von Rudolf Pechel. Palaestra Band LXI. Berlin, Mayer & Müller. 1909.
- Prudhomme. — Le bien social. Par Sully Prudhomme. Publié d'après les manuscrits posthumes de l'auteur. Avec une préface et une introduction par Camille Henmon. (Bibliothèque de philosophie contemporaine.) Paris, Félix Alcan. 1909.
- Quintus. — Natura; die Seherin. Dramatisches Zeitbild von Quintus. Leipzig, B. Bolger. 1909.
- Kahmer. — Heimlich von Viecht als Mensch und Dichter nach neuen Quellenforschungen von S. Kahmer. Mit zwei Porträts und einer Tafelabbildung. Berlin, Georg Reimer. 1909.
- Renilly. — La Bancaut et ses amies. Étude historique des mœurs saphiques au XVIII<sup>e</sup> siècle. Par Jean de Renilly. Ouvrage orné de trois planches gravées. Paris, H. Daragon. 1909.
- Rüdiger. — Envia. Biedenkunst. Drama in einem Aufzug. Von Gustav Rüdiger. Berlin, Ernst Wittber. 1909.
- Rignano. — Generationenfolge und Progression in der Erbschaftssteuer. Von Eugen Rignano. Autorisierte Übersetzung aus dem Italienischen von Otto Sülekum. Mit einem Vorwort von Eduard Bernstein. Berlin, Curt Wigand. 1909.
- Rodrigues. — Le problème de l'action. La pratique morale. Par Gustave Rodrigues. Bibliothèque de philosophie contemporaine. Paris, Félix Alcan. 1909.
- Rohrbach. — Das politische Krisengebiet Europas 1908—1909. Von Dr. Paul Rohrbach. Berlin-Schöneberg, Buchverlag der „Hölle“. O. J.
- Röje. — Seidejäumeier Uwe Martin. Roman von Nelticas Rose. I.—10. Tausend. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co. S. S.
- Roebler. — Von Wien und seinen Gärten. Von Arthur Roebler. Mit 16 photographischen Originalaufnahmen von Bruno Reiffenstein. Wien, Karl Graeser. O. J.
- Röbler. — Grundriss einer Geschichte Roms im Mittelalter. Von Oscar Röbler. Erster Teil: Bis zur Schwelle des 1<sup>o</sup>. Jahrhunderts. Berlin, Gebrüder Fabel. 1909.
- Schneider. — Hermann und Dusnoba. Ein Schauspiel. Erster Aufzug von Adel Freiherr von Eichenborn. 3<sup>o</sup> weiter bis dritter Aufzug von Ludwig Schneider. Leipzig, B. Bolger. 1909.
- Schöpp. — Die Phantäne nach ihrem Wesen und ihrer Bedeutung für das Geisteleben. Von O. Schöpp. Leipzig, Dürr. 1909.
- Schwabe. — Komm' tübe Nacht. Berse von Toni Schwabe. München, Georg Müller. 1909.
- Semeran. — Die Condottieri. Von Alfred Semeran. Jena, Eugen Diederichs. 1909.
- Singer. — Bismarck in der Literatur. Ein bibliographischer Versuch. Von Arthur Singer. Würzburg, Curt Kabitzsch. 1909.
- Staley. — Famous women of Florence. By Edgcombe Staley. Illustrated. London, Archibald Constable and Co. 1909.
- Sieber. — Überfeierbung zum Tode. Novellen von Ferdinand Sieber. Leipzig, M. Braunschweig. 1909.
- Strau. — Die zweite Etunde und andere Novellen von Rudolph Strau. Berlin, Hermann Ebbod. S. S.
- Tolstoi. — Jüdische Legenden. Von Leo Tolstoi. Gesammelt von J. Teneromo. Deutsch von Emanuel Mischagnowsky-Runin. Berlin, Curt Wigand. 1909.
- Kristolos. — Eine biblio-graphie. Temesvár, Verlag der Tototischen Buchhandlung. 1909.
- Vasari. — La vie des peintres italiens. Par Giorgio Vasari. Traduction nouvelle par T. de Wyzewa. I. Filippo Sippi et Boticelli. Avec 16 photographies. II. Fra Angelico et Benozzo Gozzoli. III. Filippino Lippi et Lorenzo di Credi. Paris, Frédéric Gitter. 1909.
- Widder. — Unläng' Gänge. Von Friedrich Theodor Widder. 3<sup>o</sup> Auflage. Stuttgart, S. O. Cotta Nachf. 1909.
- Völtér. — Aegypten und die Bibel. Die Urgeschichte Israels im Licht der ägyptischen Mythologie. Von Professor Dr. Daniel Völtér. Vierte, neu bearbeitete Auflage. Leiden, E. J. Brill. 1909.
- Volz. — Reiseerinnerungen aus Ostasien, Polynesien und Westafrika. Von Dr. Walter Volz. Mit einer biographischen Einleitung von Dr. Fritz Lotmar. Bern, A. Francke. 1909.
- Waldorf-Bauhoff. — Zwischen Frühling und Herbst. Gedichte von Erta von Waldorf-Bauhoff. Stuttgart, S. O. Cotta Nachf. 1909.
- Weidel. — Jesu Persönlichkeit. Eine psychologische Studie von Dr. Karl Weidel. Halle a. S., Carl Marbold. 1908.
- Weinheimer. — Geschichte des Volkes Israel von den Anfängen bis zur Gestirnung Jerusalems durch die Babylonier. Von Hermann Weinheimer. Berlin-Schöneberg, Buchverlag der „Hölle“. 1909.
- Weiß. — Elogio dei libri. Di Gerolamo Weiss. Milano, Baldani, Castoldi & Co. 1909.
- Weltsprache und Weltstadt. Gedanken über die Einführung der internationalen Hifssprache in die Wissenschaft. Von Prof. S. Conturat, Dr. Jespersen, Dr. Lorenz, W. Windholz, S. Pfandler. Jena, Gustav Fischer. 1909.
- Wiliuhn. — Jons Tomoschus. Roman von Anton Wiliuhn. Berlin, Curt Wigand. 1909.
- Windholz. — Im Garten der Bianca Capello. Novellen aus der Renaissance. Von S. L. Windholz. Buchdruck von L. Blaustein. Wien, Verlag „Eumen“. 1909.
- Windholz. — Liebe. vier Novellen. Von S. L. Windholz. Buchdruck von L. Blaustein. Wien, Verlag „Eumen“. 1909.
- Windholz. — Abhäuser. Der Einfielder. Zwei Erzählungen. Von S. L. Windholz. Buchdruck von L. Blaustein. Wien, Verlag „Eumen“. 1909.
- Wolff. — Wiggon. Ein Beitrag zur Geschichte des Wilhelm Heiner. Von Eugen Wolff. Mit zwei Bildtafeln. München, Österl. Verl. 1909.

# Die arme Margaret.

Ein Volksroman aus dem alten Steyr  
von  
E. von Handel-Mazzetti.

(Fortschreibung.)

## VII.

So still, so still liegt die arme Margaret in den rotweißen Kissen.

Mutter Anna führt auf dem lindnen Seiffel neben dem Schmerzenslager, den Rosenkranz in der verrunzelten Hand. Wohl zwanzig Psalter hat sie gebetet die Nachtstunden entlang, dabei alles für die Kranke getan, was sie nur wußte: auf den verletzten Arm ihr feingeriebene Schwarzwurz gelegt, ein weinetränktes Tüchlein auf das Herz, birkenen und holleren Absud ihr eingeflößt, das ist gut für die Kraft; auch Weihwasser und Ignatiuswasser um sie gesprengt, und eine Reliquie vom heiligen Rochus ihr unters Kopfkissen getan.

Zeit grad von einer Stund her ist das große Fieber gewichen und sie in einen natürlichen Schlummer gefallen. Aber, mein Gott, wie elend liegt sie da. Bleich wie eine weiße Rose, ein gebrochene. Nur ihr Mund ist rot; Blut ist kommen, wie sie so herzereißend geschrien hat um Hilf wider ihren Verderber. Das Leut, das armi! Die Alte weint auf ihren Rosenkranz vor Erbarmnis.

Ha, der Fallot, der wilde! Durchs Herz pfählen sollten s̄ den, wie in der alten Zeit geschehen ist, ja, in der alten Zeit warend Leut nit zartisch mit solchene Höllkerln.

.... gebenedeit ist die Frucht deines Leibes, Jesus, den du, o Jungfrau zu Elisabeth getragen hast."

Klar scheint die Sonne in das Stübel, ein Amselvogel singt auf dem Baum fürm Haus, aufm höchsten Ast. Das Kind der armen Margaret, das sein kleines Fieberlein schon ausgeschlaßen hat, sängt jetzt mit der Amsel um die Welt zu schreien an.

"Bis stadt, Spižbua!" schilt die Alte. "Važ bei armes Muatterl schlafa."

Aber da zuckt schon das Haupt der Tulderin vom Polster in die Höhe, die Hände lösen sich von der Brust, und leise ächzt sie: „Trinken — gel — Wolfi?“ —

Ihre Hand langt nebens Bett hinnunter nach dem Korb. Die Alte muß ihr das Kindlein reichen.

Margaret deckte mühsam ihre schwache Brust auf. Und dieweil ihr das Kind am Herzen lag und sie in ihrer Schwäche meinte, es trinke, hob sie die Hand ein wenig auf und dentete um sich herum:

„Wo is denn — mein Raasten — mein Tisch — ist alles — verdraht im Zimmer? — Mein Gott, wo bin ich? — Wer bist denn du?“

„D' Bruederhausmasterin bin i, bist in Bruederhaus, tua di nit ängsten.“ Die Anna strich ihr beruhigend übers Haar, ein Goldglanz ist das, glitzt kein weihnächtlich Meßgewand ajo schön. „Der Herr Vorstand, Herr Zettl, hat di herbracht, gestern bei der Nacht, waist draußt ban Messererkreiz mit 'n Kinderl bist glegen ölendig. Woast es nimma?“

Margaret hob matt die Hände an die Stirn, versucht sich zu besinnen. Stückweis bringt sie's zusammen — das Wetter — kalt, kalt! — der Hagel! — Fort von Haus, ja, ist sie — vor dem — Leutenant. Da kam die Angst, das Fieber wieder. „Leutenant,“ keuchte sie, die Zähne schlugen ihr im Mund zusammen. „Wild, wild . . . laßts'n — nit herein.“

„Ha, der Fallot da!“ farrte das Weiblein und schüttelte die kleine, runzelige Faust. „Aussa mit eahm, furt! — Tu dir nit fürchten, er darf nöt einö, da ist ein befreit und geweihtes Ort, Kirchen glei hiedanu.“<sup>1)</sup>

Margarets Haupt war wieder auf den Polster zurückgesunken.

„Kirchen —“ hauchte sie leis. „Davor hab ich . . . Orgel gschlagen . . . gehört . . . vielstarf!“

„Na, Orgel gschlagen habends heunt nit,“ sagte die Alte. „Gschlossen aber habends fürchterli in Steyrdorf.“

„Gschlossen —?“ erzitterte Margaret.

„Na, na, böllert a weng,“ verbesserte sich die Anna schnell. Der Fallot mit seine Männer hätt geschossen mörderisch, habens unterm Fenster fürhin geredet, davon nix sagen dürfst dem Leutl; heilig na, den Menschen sollens fahen.

„Mein Vater hat Orgel gschlagen,“ redete schwach die Margaret. Das Kind war an ihrer Brust eingeschlummert. „Furt hat er müessen im Winter, kalt, kalt,“ sie schauerte. „Und mein Liebster —“, die fiebergroßen Augen, blau wie ein Veilchenbeet, irren zum Fenster hinaus auf den Dachsberg, wo schneeweisse Kirschenbäume im Grünen stehen, lauter junge Kirschbäume; durch das Unwetter sind sie fast all ihrer Blütenpracht entkleidet.

„Mein Liebster — hat sterben müssen — habend ihn gerichtet zu Linz — Kindlein kombre — war mein erstes — ist er schon . . . in Turn gewest.“ Langsam flossen die Tränen von ihren goldenen Wimpern herab.

„Wia moanst? Wia d' entbunden bist, war er in Turn?“ fragte die Alte, die ein wenig hart hört, freundlich.

Die Dulderin nickte. „Gweint hab i so viel — ihn Statthalter versprochen hab i — darmub hat er diesen — Offizier — geschickt . . .

<sup>1)</sup> Die Kirche ist gleich daneben.

„Der hat mich strafen sollen . . . Laßt 'n nit herein!“ flehte sie, richtete sich mit gefalteten Händen auf, sank aber zugleich zusammen. „Ah weh! ah weh!“ wimmerte sie elend.

„I wird dir nech' Umschläg macha, glei, glei,“ die Alte ließ im Zimmer um, suchte sich dies und das zusammen. „Asoda, den Sloan Žpižbnam nimbi dir jehten wega, i wird dir Haarlinjal aufn Armb anslegen, sirt es, tama's Hemat a wengel taní<sup>1)</sup>, asoda, soda, dös tut guat, geljo!“

Zu diesem Augenblick hört man hōjopp, hōjopp, Huſe klopfen, Kürz klingen, Schwerter klirren von fern.

Margaret tat einen gellenden Schrei: „Jesus, Jesus! Er kommt, er kommt geritten.“ Aus dem Bett aufschneidend, hing sie sich der Alten um den Hals. „Hilfe! Hilfe!“ schrie sie herzerreibend. „Er kommt! Luts mi verstecken! Mein Wolfi! Helfts mir, helfts! Mein Gott! Er kommt! Er nimbt mi! Er fängt mi! Er is stark! Ich stirb! . . . Mein Kind . . .“ Ihre Stimme erlosch. Blut kam über die Lippen. Schwer und bleich hing sie in den Armen der Alten.

„Jes Maria, das is was! Haller!“ kreischte Anna. „Dös armi Häutl! Sie stirbt ma ja auf der Hand! Haller! Haller! Basilikum! Ihr is anders!“

„I kumm!“ tönt Hallers Ruf vom Oratorium, und gleichzeitig füllte das ganze Haus eine andre mächtige Stimme:

„Also seinds glücklich abgeschoben, die zwanzig Lumpenhund. No, jeht kommt ihner sauberer Herr und Meister aa bald dran. Wie geht es der armen Franen, ich kumb etwan nachschauen. Der Arzt ist unterwegs.“

„Fürhin hats recht geschrien.“

Die Tür des Schmerzenszimmers wird geöffnet; seine wichtigen Schritte dämpfend, tritt Zettl ein, Haller hinter ihm her, reicht seiner Fran ein Büchschén; ein dritter Mann bleibt auf Zettls Wink hinter der Tür zurück.

„Wie gehts denn! Ich bin's, Margaret! Ich, der Zettl!“ So redet ein mitleidiger Vater an seiner Tochter Schmerzensbett.

Des rauhen Mannes Herz erzittert, wie er das arme Geschöpf sieht dahinsiegen, weiß wie Schnee, zuckend, Blutperlen auf den Lippen, und wie er hört ihr irres sterbendes Flehen: „Helfts — mir — schicks ihn — sirt — Wolfskundi.“

„So steht es, Anna! Hast denn du nit aufgeschaut?“ redete er im Ton des Vorwurfs die alte Pflegerin an.

„Heili, Herr Vorstand, i han aufgeschaut!“ weint die. „Aber der Schrocken ist über sie kumben wieder, wias Reiter ghört hat, hats gmoant, der Kerl is's mit sein Soldatua.“

„Sein Soldaten warend,“ sagte Zettl flammenden Blickes. „Nach Parz geführt hat man sie, ein halb Kompanie Arkebusier ist mitgritten, daß's nit auskomben. — Der Kerl, der is aber — ander ist wo.“ Er beachtete den neugierig fragenden Blick der Alten nicht, zog aus seiner kammertuchenen, brettsteifen Brust eine Flasche heraus, die sah grün und alt her. „A Glasel!“ herrschte er. Haller ist damit schon zur Stelle. Zettl füllte das Glas mit funkelndem,

<sup>1)</sup> Schieben wie das Heind ein wenig herunter.

dunkelrotem Wein aus der Flasche an. „Margaret,“ redete er sanft zu der Ärmsten. „Schaug, da han i dir was mitbracht, der Wein ist gar von Hungarn her, ein wunderaltes Gewachs, mueßt'n trinka, weißt, daß d' wieda wirst, daß d' zu deine Kräften kommst, irzt schön trinka.“

Der Wein, von dem die Maß dreizehn Dukaten kostet, derselbe, mit dem der Erzbischof von Gran des Kaisers Friedrich Gesundheit getrunken hat, im Schloß haben sie ein Faß davon, und dort hat ihn Zettl gekauft.

Der Wundertrank gibt der Ärmsten für den Augenblick einen Schein von Kraft und eine feine, trügerische Röte.

„Sie wird schon, sie wird!“ freute sich Zettl.

Er ließ sich auf den lindernen Stuhl neben dem Bett nieder in seiner gewichtigen Stattlichkeit. „Geh du, Haller,“ gebot er. „So viel Leut im Zimmer ist vor sie unguet. Tür laßts a weng offa, ist heiß da. — Alsdann Margaret, mein arms Kind, i han vor dich ein guete Post. Brauchst di nit angsten mehr noch sorgen. Die grau samben Reuter seind von Steyr furt.“ Er sprach nachdrücklich, Wort für Wort. „Alli, verstehst? Und den Kerl von Lieutenant —“ Sie zitterte und fuhr sich mit den Händen ins Gesicht. „Bis geruhig, den habend wir hopp, der kann dir nimmer schaden.“

„Furtgeschick habts'n, ja?“ leuchte froh die Margaret. „Weit, weit? Weit furt is er gritten — Wolfi!“ hauchte sie selig und langte mit ihrer schneeweißen Hand zum Körbel hinunter. „Wolfi! furt, furt is er gritten.“

„Nein, Mayrin!“ sprach Zettl mit Nachdruck. „Er ist nit furtgritten der, na, schreck di nit. Es ist vor dich noch besser. Der Fallot liegt gsangen.“

„Gott sei's Dank!“ hob die Anna beide Hände auf. „Jesusgerl na, was i hab bet't, daß der gstraf't wird! Dös is aber schnell ganga.“

„Gsangen?“ fragte Margaret ganz schwach und sanft. „Was hat er denn angstellt?“

„Du armes Kind, du guetes.“

Ihr Feind liegt gesangen, und sie freut sich nit, sie fragt, was er hätt' getan.

„Was er angstellt hat, Margaret? Ein Lilien zart hat er mit Füßen treten, einen Engel hat er woll'n zum Teufelswerk brauchen, einen Tempel Gottes hat er woll'n entweih'n, mein Kind, und der bist du.“

Wieder ganz leise sprach die Dulderin: „Es ist — ja nit — beschehen.“

„Mein Gott, das Leutl, das Leutl!“ tat die Anna; ihre alten Augen waren voll Wasser. „So hergricht wiär ers hat, van anders schreiat auf ihm Galgen und Rad.“

„Nit beschehen, wiä?“ sprach Zettel, nahm ihre schwache Hand und hielt sie in seiner. „Grad das allerlezte nit, wiä? Aber in der höchsten Not warst du, ich bin es, der dich hat in Eis und Hagel halbtot mit deinem Kind gefunden, ich weiß es wohl, wie er hat an dir getan, was beschehen an dir; himmelschreiend ist es, wanns auch nit das letzte war. Schaug, Margaret, da bin ich jetzt auch herkomben, daß ich von dir die Umstände erfahren möcht. Tu mir erzählen, wie du weißt, daß es war, von dem Mann, was dich erinnerst. Willst du mir's erzählen?“ Sie bewegte die Lippen und schwieg.

„Nit? Aber wann i di schön bitt? Ich han dich gfunden in dein Jammer, Kind. Alsdann ich tu dich schön bitten, erzählt.“ Er blickte über ihren goldenen Scheitel und den rotweißen Polster hinweg gegen die halboffene Tür, machte mit dem Kopf ein Zeichen. Ein Mann in Herrenmantel und Spangenfranze trat geräuschlos ein. Es war der Sekretär Prevenhueber. Von Margaret ungesehen, stand er jetzt hinter dem Bette, ein Notizblatt und den Silberstift in der Hand. Die Aussag, die sie außer dem Fieber tut, nimmt er zu Papier, denn das ist vor die Klag hochwichtig.

„Alsdann?“ fragte Zettl sanft wie ein gütiger Weichtwater. „Erstlichen dieser Kerl ist ankomen, war grausamb, hat dein Sacherl verwüst und zerhant.“

„Das ward ihm geschaffen,“ hauchte sie. „Bald i — den Statthalter — versprochen hab — hat er mich föllen — strafen.“

„Strafen, a solchener Lansbub mit zwanzig Jahr an armi Witfrau mit an Brustkind! Wer das dem Exzellenz hätt eingraten, dem ghört a Bindband, aber koa goldens nit,“ murmelte Zettl. „Alsdann und wia er di g'straft hätt, der Bua, hat er dich zu seiner Sünd und Lust wöllen branchen, wia hat er da getan?“

„Nit tan — nit —,“ wimmerte Margaret. Ihre Hände krampften sich über dem Herzen zusammen, die schwachen Knie zogen sich empor. Der Mann, o der Mann, der viel wilde! Das ganze Schrecknis, jetzt ist es vor ihr, er greift sie, schleppt sie, lacht dazu, seine Eisensäuse zerknirschen sie.

„Heiland . . . Heiland . . .“ jammerte sie. Wie ein armes zertretenes Tier zitterte sie unter den Decken. Aber die Klage, die schwere, die, wenn sie, sie schreit auf ihn, nach Kaiser Karls Recht ihn töten muß, kommt nicht über ihre Lippen.

„Wia ward es also?“ sprach Zettl immer ruhig und sah, ob seine Wut auch himmelhoch aufstobte angesichts der Märtyrerin, wie sie in ihren Schmerzen vor ihm lag und in ihrer heiligen Scham.

„Packt hat er dich, gel? Tragen? Wia? Dein Kleider wollt' er dir nehmen?“ Prevenhueber reckte den Kopf, man hört beide Männer schnauben wie zwei Löwen. Die Kranke sah mit ihren Fieberaugen zum wächsernen Eece homo auf und schwieg.

„Wia hat er tan, der Leutenant? Jetzt mußt du aber reden, Kind. Ich habe dich gefunden in letzter Not, ich frage dich! Wie war es?“

Sie sah ihn weh an.

Mußt reden, und so hart, viel hart, ist reden.

„Da“ — stammelte sie, zeigte auf ihr Herz, „hat er tragen — Bild von — seiner heiligen — Mutter Gottes.“

„A Skapulier?“ tat Zettl dumpf, stirnrunzelnd, und die alte Anna, die über das Fußende des Bettes lehnte und mit der gelben Hand die zitternden Knie der Dulderin sanft tätschelte, nickte zornig mit dem Kopf: „A Staplier! Der Fallot, schau her! Wega reißen sollens eahms.“

„Nit, nit!“ hob Margaret ihre weiße Schmerzenshand. „Er hats — von der Mutter.“

„Und das Skapulier hat er tragen, wie er di übergwältigt hat? Margaret? Wia?“

Ta jah ſie zum Himmel ſchmerzenreich und lächelnd: „Hat wöllen . . . aber nit tan . . . Ich habe ihn erbeten — umb dieses Bild und — umb ſein Muetter — hat er mich — geſchont.“

„Jo! Und weil du dich entwehrt und geſchrien haſt. Und weil Gott gedonnert hat, und weil du gerungen haſt, daß er dich getötet hätt und entehrt zugleich, der Kerl, etwan er wollt kein Mörder do nit ſein, aber bei Gott, er iſt eſ!“ ſtant Zettl wichtig auf.

Sie jah ihn an wie ein geſchrecktes Böglein: „Nit tan, nit tan.“

Durchs Herz geht ihm dieser Blick. O Taube ſunder Gallen, die diejer Habicht hat zerwürgt! Da fragte er ſie, und ſeine Stimme wankte für Schmerz und Zorn:

„Wie alt biſt du, mein Kind?“

„Einundzwanzig zu Lichtmeſſen —“ hanchte ſie.

„Wann haſt du denn entbunden?“

„September,“ lallte ſie. „War mein Liebster — in Turn —“ Da ſing ſie ſchwach zu weinen an.

„Seind ſieben Monat — das Kind trinkt noch. O Kerl, wär ich Freimann, vor den einen, deinen Tag! Martern tat i di! — Anna, gib ihr von meinem Wein, ſie erſchwachet!“

Sie jah ihn an mit ihren Augen blau wie ein Weilchenbeet; iſt ein Riese über das Beet gegangen, hat die Weilchen extreten, jetzt weinen ſie.

„Nit, nit —“ bat ſie. „Nit . . . martern den andern! Bett gar ſchön —“ ſie legte die Hände zusammen wie ein bettelndes Kind. „Nur wegſchicken — tuſts'n — ſchenkis ihm — Pferd — daß er weit — weit — furtreut — weit!“

„Ja, wir werden eahm was ſchenken!“ lachte Zettl auf. „Er wird ſchon reutend werden der! — Herr Doktor Animäus, ſeid willkommen, jetzt iſt die Reih an Euch. Ein Töchterl hab ich da überkommen auf meine alten Täg, vor die müßt Ihr gut jorgen, es wird Euch auch stattlich vergolten.“

Der Arzt trat ein, war ein grauer Mann mit einer hörnernen Brille, die er für den Star trug. Er fühlte der Kranken das Herz und den Pulſ. „Schwach iſt ſie,“ ſprach er, „ſehr schwach.“ Und dann mit viel Latein dazwiſchen: „Innen in ihrem zarten Leib, etwan beim Herzen, da ſcheint mir ein Aderl lädiert zu ſein, was ohne Zweifel vom Ringen mit diesem Unhold kommt; ſie muß gar ſtill liegen, jo bringen wir ſie vielleicht noch heraus; Wein, gueten, kräftig Speißen ſollt ſie haben, daran wird es Herr Zettl ja nit fehlen laſſen; das Kind tränken foll ſie aber nit, ſie iſt zu elend.“ Dann gab er der Pflegerin allerhand weitläufige Vorſchriften und ging.

„Er bringt ſie heraus, Herr Valentin!“ rief Zettl seinem Begleiter freudig zu; da wirds die arme Margaret gewahr, daß noch ein Mann in der Stube iſt; ſchmerzlich und ſhamhaft fängt ſie zu zittern an und fragt, wer der iſt, den Zettl gerufen hat.

„Ein Freund von mir, Margaret, kennst ihn ja auch, Herr Prevenhüber,“ beruhigte ſie Zettl. „Iſt ja von deinem Glauben, der Herr, Innerberger Sekretarius, ein Hochgelahrt.“

Prevenhüber trat vorsichtig an das Bett, seine Schrift im Kleide verborgend, bot der Kranken die frauenshaft weiße, mit einem Smaragden geschmückte Hand.

„Freilich kennend wir uns,” sprach er, „dein gueter Mann hat mir manch schönes Stück in meine Annalen gemalt, sonderbar den Händlischen Hahn, sein hat er den gemalt. Schade umb den Wölfen, schade umb ihn! daß er muß sterben mit so junge Jahr.“

„Habend ihn gericht Märzen — hantete Margaret.

„Ich weiß, ich weiß.“

„Und er war unschuldig — unschuldig!“ weinte sie innig. Dann dentete sie auf das Wolf. „Das ist sein Kindlein! In Wasserturn ist er gelegen sieben Monat . . . kalt . . . kalt! Ta hat er gesprochen: Jahre wohl . . .“ Sie schluchzte in ihr Kissen: „Nahre wohl, Nahre wohl.“ Dann richtete sie sich auf: „Tuts den andern nit einsperren.“ bat sie mit gebrochener Stimme. „Die Gefängnis — ist so viel — bitter.“

Die beiden Männer sahen sich an mit blichenden Augen, jeder hatte denselben Gedanken. Taube, Taube ohne Galle! Zehnmal so schwer, umb deiner Geduld willen, zehnmal so schwer soll man ihn strafen.

„Herr Valentin, und nun wir müßend zu dem andern Geschäft schangen.“ Zettl nahm Weihwasser, segnete groß die Kranke und das Kind. Auf dem Gang sprach Prevenhüber: „Neucher Umlständ habend wir nit gehört . . . Sie schweigt.“

„Das liab Kind . . . arm!“ tat Zettl heißen. „Wartet, Herr, ein Nun. Ich geh nur den Heiland grüßen.“

Als Zettl aus dem Oratorium trat, rannen ihm die Tränen über das rotbraune, derbe Gesicht.

Margaret lag wieder dahin still, und das Kind lag neben ihr im Möblein. Der Mittag glastet vor dem Fenster. Aus der Gmoanistuben kam dumpf, fast schaurig das Gebet der Altmänner heraus. Und von Steyr der Stadt her, fern, fern, wirrte Getös. In Steyr sind Menschen, grausam viel, wie zum Steyerermarkt. Ihr Getös hört man bis herunter in die Sternigerstraße.

Das Wölflindlein quält. Die schwache Mutter weint lind, daß sie es nicht stillen darf. Aber die Anna gibt ihn ihr nicht an die Brust, trotzdem sie innig fleht, sondern tränkt ihn bedächtig aus der Flasche und redet ihm dabei mit ihrer alten zerbrochenen Stimme für:

Maria ginge in den Garten,  
Drei schöne Englein sie täten warten,  
Der eine war Gabriel, der andre Michael,  
Der dritt war Sankt Rafael,  
Da sprach Maria: Hör, Gabriel,  
Was siehest du, St. Michael?  
Ich sehe etwas in Baumbein tomben,  
Ein Mann —

Aber schau! es ist eine Frau. Einö, mir städ. — Jo, es geht ihr schwach. Mit Gotts Hilf halt, müß still liegen. So redet Mutter Anna zur Türe

hinaus, dann humpelt sie zum Bett und fragt die stillweinende Hinliegende: „Eine ist da, die Ploni sagts heiſt's! Därſſt kombre?“

„O ja — ja,“ lächelt die Arme verloren. „Das ist mein liebe Freundin.“

Apollonia kam herein. Sie war mit Sachen ganz beladen. Ihr Gesicht war rot von der Sonne und naß von Tränen.

„Margaretl — Jesu mein Gott — da liegt's.“ Das derbe Weib lud ihre Sachen ab mit Krach und kniete neben dem Bett hin und hob die Händ gefaltet empor und schrie mit schlußzender Stimme auf: „Margaret — Margaret, kannst uns denn verzeihen im Leben!“

„Aber ja,“ hauchte die Dulderin, „kannst ja du auch nit davor —“

„Er ist ganz zerrütt,“ schwor Apollonia noch auf den Knieen, „i hab eahm gsagt, du woäßt, unser Kinder wird uns Gott nehma, und verflucht müßend wir sein wie die Bethlehemiten, die Maria und Jesu habend von ihr Tür gewiesen. Margaret, Margaret, hast du ihn versprochen, meinen Mann, in der Nacht? O verzeihe ihm.“

„Geh, steh auf,“ lagte Margaret müde, „i hab ihn ja nit versprochen, hat mi ja unser Herrgott gerett sambt dem Kindlein; mit deinen Kindern sollt du auch Freud habn, seind ja brav.“ Sie streckte ihre schwachen Hände aus. Apollonia sprang auf und fing an, sie stürmisch zu herzen. Die alte Anna riß sie heftig am Gewand zurück. „Wirst es lassen, nit drucken därſſt es, sie ist ja ganz zermartert von dem Menschen seiner Gewalt.“

„I drucks nit,“ tat Apollonia erschrocken, „oan Bußl gib i ihr nur. Zermartert hat ers, zermartert?“ redete sie mit schlußzender Stimme zu Anna hinüber. „Der Lump, der elendige, der Teufel der, der Schandkerl, jo a Kerl —“

Margaret erbebte unter der Decke, wie sie reden hörte von dem Fürchterlichen. „Leutenant — Leutenant“ — flüstert sie schreckenvoll.

„Sei stad von dem Menschen,“ sagte Anna der Himmelpointerin hastig ins Ohr. „Sie kanns nit hören, so ein Schrotten hats noch in ihr.“

„Den Kerl sollens henken!“ redete Apollonia leise zornentbrannt zurück. „I habn gsegn, wias'n eingeführt habn — glacht hat er, der Fallo!“

„Nixi redn, nixi redn,“ warnte Anna dringend.

„I red nixi nimma. — Margaretl,“ beugte sich Apollonia zärtlich zur Kranken. „Do schaug, i han dir öbbs mitbracht, was i no hab auffagfangt aus dein Häusl, jetzt kann niemand mehr einö, es is jetzen alls abgesperrt und gkiegelt mit dem kaiserlichen Siegel; aber i hab mir gschlaunt, i war glei durken, wias den Rauber auffergführt haben. An Rauken hats ghapt von lauta Pulver und Saliter, in ganzn Haus, frei zan Dasticka, und glost habend no die Doppelbäum, aber i hab denna umgestiert überall, und was i gfunden hab, bring i dir.“

Margaret sah sie an mit irrem Blick. „Glost — ja hats denn — brennt?“

„Ja freili, woäßt es denn nit, er hat nit wollen gfangen sein, hat si wollen vertädigen in Häusl, habend di Kaiserlichen geschlossen mit Pixin und Kanon, darvon ist der Dachstuhl frei alser ganzi abbrennt.“

„Mei Häusl! Mei Häusl!“ wimmerte Margaret leis.

„Dös hättst ihr aa nit sagu braucht, du.“ knurrte Anna. Und die Apollonia gab reumütig zu: „As eh woahr.“

Margaret weinte still und bitterlich vor sich hin: „Als verbronnen! Als verbronnen!“

„Na, na, nit als. Da schau, schau, i bring dir öbbs.“ Apollonia trug aus dem Winkel, wo sie ihre Sachen abgeladen hatte, Stück für Stück der Armen ans Bett und zeigte es ihr. „Da ist dein blauwes Gwand, a Paar Schuh, a weng a Leinwat, dei Spinnraderl, dei Körbl, da han i dir an Braten einigfaht.“ Sie hob zwei piepende Tauben an den Flügeln empor: „Mußt ders recht schmecka lassen, Schäherl, gel? Und da ist van griesglasernes Krügerl und van Becherl Rosnazinn, und da —“

Zu ihr Geschwätz hinein klang wie eine Glocke ein heller Schrei der Margaret: „Jesu, meine Wiegen!“

„So die han i aa.“ plauderte Apollonia. „Da is's, da kannsts Kinderl glei einölegen, anbrennt is's grad nur a Kloans bissal.“

„Gib's her, gib's her!“ flehte Margaret. Sie lächelte wie ein Engel in ihren Schmerzen: „Mein Wiegen, mein Wiegen! — Wolfskind,“ neigt sie sich zu dem Kleinen hinunter, daß im Korb der Anna zu ihren Füßen lag und Schäflein hüttete, „dei Wiegen hat mir d' Ploni bracht, und jetzt kimmst glei hinein, mein Kindi, komb, mein Kindi. — Gehts Frauna,“ bat sie, „halts mi d' Wiegen und gebts mirs Kindi auf di Schoß.“

Die Weiber sahen einander gerührt an. Anna nahm das Wolfsi aus dem Korb, reichte Apollonia das Bauernkinderzeug aus dem Korb, und Apollonia stäffierte die Wiege damit aus. Dann hielt sie der armen Mutter die Wiege dar. Margaret hob sich aus dem Kissen.

„Wolfskindi!“ lockte sie. „Da schaung, da ist dein Wiegen! Die hat dein Vater tischelt, wie ich dich unter mein armen Herzen hab tragen. Die hat dein Vater gemalen, der vielgute Mann. Blumen hat er gmalen, Rosen und Vergißmeinnicht — und Bögerl — und den Tobias mit dem Englein. da schaung, alles, alles ist noch zum Sehen und nichts darvon ist verbronnen. Da ist er gesessen und hat gemalen viel fleißig, dann ist er zu mir komben und hat mich geherzet, da hast du unter mein Herzen gewohnt, mein Kindlein, dich und mich hat er geherzet. O der schönen Zeit! Fahre wohl, fahre wohl! Komb, mein Kindi, komb in deine Wiegen.“ Sie küßte das dunklige Lockenköpflein. Still mit ihren weißen Schmerzenhändenbettete sie das Kind in die Polster. „Gucki, liegt mei Wolfsi in der Wiegen. Freust dich auch, Kindi, freust dich?“ Ob sich das Kindlein freute! Wie ein Hähnchen krähen hub es an, aus den Windeln schnellte sichs, hast dus nicht gesehen, und hob die rosigen Füßlein hoch über sich vor Lust und Wonne, daß es nur wieder seine Wiege hat. Die Mutter lächelte schwach und selig.

„Gehts,“ sprach sie dann zu den Frauen, „tuts ein Wiegenband anbinden, ich will mein Wolfsi wiegen.“

Die alte Anna knüpfte das Band an und gab es, die Wiege neben das Bett stellend, der Mutter in die Hand. Leise, leise begann Margaret

die Wiege zu schaukeln, und leise, leise, süß lallte sie: „Heidi, heidi, heidi pupeidi.“

Dann ganz leise fragte sie: „Das Dach von mein Haus ist abgebronnen, sagstu und das Wiegerl war unter Dach und ist nit verbronnen? Wie ist denn das ziegangen?“

„Na, d' Wiegen war nit unterm Dach,“ sagte Apollonia. „In der schön Stuebn is's gstanden.“

„Schönen Stuebn?“ fragte Margaret leisschauernd, „da — da hat der — Leutenant gehaußt —“

„Bein Bett ganz zuvi grückt wars, dem Bett von dein Eltervater.“

„— Bett,“ erzitterte Margaret. „Das ist — sein Bett gewest, sein Bett“ — o des Schreckens, o des Schmerzes.

Häftig zitternd lag sie da. Aber schon in ihrer armen Seele regte sich's fromm: In seiner Stuben? Bei sein Bett — des Leutenant — stund mein Wiegen? Aus dem Feuer — geflücht't — wer hat sie denn? Etwan — er selbst... der starke, der schrecklich Mann?

Sie faltete die weißen Hände auf der gemarterten Lilienbrust: „Jesu Christi! Ist ers gewest — ein armi Mutter — tut danken.“

Dann fing sie wieder das Wieglein sind zu schaukeln an: „Heidi, heidi, heidi pupeidi.“

So lieblich klang ihre schwache Stimme, wie wenn Maria im Grünen singt. Um das Haus fuhr der Lenzwind, schüttelte die letzten Blüten von den Kirschbäumen; da war es, als flögen schneeweisse Engel um das Haus und lauschten dem zarten Muttersang.

Siebenundvierzig Personen sind unterschrieben. Über Jakob Zettls breite Mosesstirne rinnt der Schweiß. Ja, Schweiß hat sie kostet, die klag. In der Innerberger Kanzlei da haben sie sie selbander abgesaßt, er hat die Punkten fürgefragt in seinem groben Landerteutsch; Prevenhueber hat alles in Korialstil übersetzt und dann zu Papier gebracht in schönster Lapidarschrift. Die Innerberger vom ersten zum letzten haben alle unterschrieben, vom Kammergrafen Erhard von Klaassenau, der ebendiesen Tag, das ist eine lichte Hütigung Gottes, von Eisenerz herunterkommen ist, bis zum Kastner und Buchführer. Sodann ist Zettl mit dem Bogen von Haus zu Haus gewandert, zum Bürgermeister, zum Stadtrichter, zu allen Ratspersonen, zu den Viertelmeistern, dann zur Geistlichkeit, Kapuzinerguardian, Dominikanerprior, Stadtpfarrer, alle hat er gewonnen, zuletzt war er noch beim Abt Anton in Garsten, und auch der hat sich aufgeschrieben. — Gespeist hat Herr Zettl diesen Tag nicht, nur ein Schusterbrot beim großen Bäcken in der Enge, Berthold Lintl, hat er genossen, und dazu einen Trunk Bier getan aus dem Krug, den ihm des Bäckens blondes Töchterlein Kathi kredenzte. Und als er aus des Bäckens Haus hinaustrat auf den Platz, den vollgefüllten Bogen in der Hand, da fing der Platz, der schwarz von Menschen war, und blühend von Piken und Musketen, die in dreisachem Kordon das Hirschenhaus umgaben, auf einmal zu reißen an wie ein flutendes Meer; der Zettl kommt, der Zettl.

Ein Feilschmied, ein Riesenmann, stieg zum eisernen Sankt Leopold hinauf und redete mit Riesenstimme gleich einem Orator ins Volk hinunter: „Es Leut von Steyr! Wir habend ein Bürgermeister, heißt Johann Mayer, der ist ein lieber Herr, der ist quet katholisch, der geht zu den Armen ins Spittel und redet auf sie gar schön, der redet wie ein Buch. Der ist mit Herrn Statthalter quet Freund, sihet an seiner Tasel, der ist des Kaisers getrewer Diener, trägt von ihm ein güldeu Ketten; der ist überall quet Freund und gar niri nit zu tadlen an ihm, dann daß er etwan zuviel quet Freund ist überall. Leut, bald ist die neuch Wahl, sagt es den Benannten: es ist ein Mann in Steyr, der kann so sein nit reden als der Mayer, geht nit so freundlich umb mit die Leut, ist ehender ein grober dann ein feiner. Der ist nit allermanns Freund, daß Leut von ihm reden. Aber er tritt auf wider das Unrecht, wie Jesu Christi, mit Macht und Gewalt, und wenn es ein mächtiger Ritter und Reuter tut, und wenn er es an einer armalinga Witfranen tut — das leidt Herr Jakob Zettl nit. Da kommt er, sieht, rinnt ihm der Schweiß vom Gesicht, so steht er ein vor die verfolgte Armut aus Leibeskräften — Leut von Steyr, das ist ewer nächst und höchster Bürgermeister, sagt es den Benannten; Jakob Zettl von Ennsdorf, ein Narber.“

Jakob Zettl! Jakob Zettl! stieg ein Donnerschrei, wie wenn der Abgrund rast dem Abgrund; da lächelt der derbe Mann: „Herdigatter habend quete Lungen die.“ Es freut ihn von den Leuten, aber wahrlich, es ist ihm nicht um solche Ehren, heunt schon gar. — Drei Uhr, da ist's hohe, höchste Zeit vor Linz. Rasch trat er von der Gasse zurück in Lintls Gewölb, ging durch den Hof bis an das Wasser hinunter und fuhr mit einer Arbeiterzille nach Ennsdorf. Die Leut auf dem Stadtplatz, die wie besessen nach ihm schrien, bekamen ihn nicht mehr zu Gesicht.

In Ennsdorf auf seinem Hofe hieß er alsgleich von seinen zottigen Pinzgauer Schwerfuhrwerkrossen eines satteln. Er hat drei Knecht, verlässliche Männer, den Bartolome, den erlebten grauen von Leonstein, den großen Gaspar aus Molln und den starken Prägartner Kumpolt. Aber keinem vertraut er die Schrift, die kostbare, an. Wenn du eine Kreuzreliquie verschenkst, gelt, da übergibst du sie auch am liebsten von Hand zu Handen, nicht durch einen dritten. Diese Schrift ist sie getränkt wie Martyrerlinnen, und aller ehrlichen Männer von Steyr Zorn brennt darin wie die heilige Glut im Rauchsaß. Ja, aller ehrlicher Männer Zorn. Beglastet haben ihre Augen, der Junnerberger und der Ratsleut, als sie da unterschrieben die Klageschrift, die rechten, groben, herzhaften Männer, die daheim ihre liebe Frauen haben, rotblonde, goldblonde, bräunlete, schwarze, auch silberweiße, und Kindlein jeder genug. Beglüht hat ihr Zorn, heiß als die Schmelzöfen in Eissenerz, in Eissenerz, wo die Junnerberger Radmeister hansen und abbauen das beste Erz der Welt.

Unsre Frauen lassend wir nit schänden! Nein, nit schänden, so wahr uns Gott helfe, nein, nein, nein.

War sie gut, Zettl? Gut war sie, die Schrift, dein und deines Volkes goldene Bulla, die so ehrerbietig grüßt den hoch und wohlgeborenen Herrn,

Herrn Adamen Grafen von Herberstorff, Freiherrn auf Kahlstorff, Pitoves, Tauschetin, Selinz, Herrn der Herrschaft Ort, Ritter des Ordens Callatrava, die da prangt mit schönen klassischen Wendungen und kostbaren Metaphern; und aus dem stylum curiae, dem blühenden Blumengewind, da rast das Unier auf, der Steyrerpanther, Flammen schießend aus Augen, Ohren und Nachen: Sünd ist beschehen in Steyr, Sünd an unsren Frauen, an unsrer Stadt, an unsrem Glauben, der Decurio Ernst Albrecht von Herliberg, Ritter, der des enthaupteten Schreibers Mayr Weib hat wollen schänden, sein Bluet wollend wir, Herr Graf von Herberstorff, Freiherr, Ritter des Ordens Callatrava, schicke dein Strafkommission oder gib uns Recht, ihn zu strafen, sunst gehend wir zum Kaiser, uns fünfzig Männer vor fünfzigtausend, das ganze obderennserisch Land, dies wir schwören im Namen dessen, der im Altertum alles Volk im Sündwasser hat untergehen lassen um Unzucht, und der Sodoma um Unzucht hat untergehen lassen in Blut, in Blut und in Feuer.

Der Tag ist blau, es geht der Sturm, mit verhängtem Zügel sprengt Zettl über die Heide. Die Schrift ruht in seiner kammertuchnen Brust neben dem Reisezeugen und dem heiligen Kreuz wohlgeborgen.

Dumpfe Echo klopfen von rechts, von links, wie der Bauerngaul die Erde schlägt mit seinen Pfundhufen. Kein Mensch weit und weit, von allen Hueben, von allen Höfen sind sie Stadt Steyr zugefahren.

Im Reiten betet Zettl. Den Herrgott mußt du anrufen zu solchem Werke, sunst wird es nicht, oder wenn's wird, wird es ein Unseggen. — Bevor er in den Fried des Klosters Gleink einreitet, blickt er von der Höhe noch einmal zurück gen Steyr, das liegt so still in den Bergen und zwischen dem Wasser, als sei keine Untat heut noch gestern noch in alle Ewigkeit geschehen.

„Ja, Herr Leutenant!“ spricht Zettl, reckt seine Rechte aus gen die Enns, wo das rote Dach des Hirschenhauses herschaut im Sonnenglast. „Es ist so, Herr, wie ich Euch hab gesagt, wir habend noch Artekleria in Steyr.“

Dann schweift sein Blick gen Sierning hin, schaut ein Türmlein fromm aus den zerhauenen Kirschenbäumen. Armi Haut, wie geht's der denn jetzt? In dein zarten Leib ein Aderlein ist dir gesprungen, hat der Arzt gesagt, wirst do nit sterben! Sollt noch manichen Trost han, du vielzarte Marterin; dein Haus ich laß dir neu aufbauen, ja, das will ich. Wiah, Fuchs, wiah! Müessend wir heint no auf Linz!

Wann der Statthalter zu Abend ißt, mein Schrift muß neben seiner gülden Schüssel liegen.

Der Name des Herrn sei benedict  
Zeit und zue aller Zeit.  
Unsre Hilf kommt vom Herrn —  
Der Himmel und Erden erschaffen hat.  
Wol zua! Wiah, Fuchs'l, wiah!

Seit die beiden Wölfe den Abt von Garsten, Leonhardt, vor seiner Kammer erschlagen haben, ist ein solcher Zulauf und Sturm von Leuten in Steyr nie erhört gewesen. Selbst da Stephan Fadinger auf dem Rathaus mit dem Richterschwert judizierte, und der Bauernprädikant bei Caspar Reinhardts Fenster auf den mit Maibaumen gezierten Stadtplatz hinab das Evangelium las, kamen nicht solche helle Haufen vom Lande herein. Als es gegen die Vesper geht, sind wohl an die 10000 Menschen in Steyr. Handel und Wandel stockt, die Geschäfte sind geschlossen. Das endlose mächtige Reden hört sich an, als zögen zehn Bittprozessionen zugleich durch Steyr und begegneten sich immer wieder auf dem Stadtplatz. Wohl geschieht keine Gewalt, aber wer in die Gesichter der Leute schaut, der fühlt es, jeden Augenblick kann sie losbrechen.

Das Hauptquartier ist in eine Festung verwandelt, die ganze Besatzung, drei Fahnen und eine Kompanie, ist konsigniert und zum größten Teil auf dem Stadtplatz zusammengezogen, und schon sind Ordonnanzen nach Euns und Linz unterwegs, Suksurs zu erbitten; denn wenn der Zustrom vom Lande noch etliche Stunden so weitergeht, halten drei Fahnen und eine Kompanie die Ordnung nicht mehr aufrecht.

„Darzu hat der müssten nach Steyr kommen, Fraß malefizierter der, so was hat uns noch gefehlt, die in Parz können ihnen was einbilden auf ihre Jeunesse dorée. Donnergranatenjupiter!“ flucht Herr Begoy in seinem Prunkgemach; sein alter Kötter kläfft mit ihm um die Wette. De Layre ist beständig in seiner Nähe, um die widersprechenden Befehle, die er in seiner Aufregung hervorsprudelt, aufzuhalten, umzuändern und verbessert an die Stabsöffiziere weiterzugeben. Im Oberstock des Hauptquartiers liegt eine Viertelsfahne de Layres. Man hat den Gefangenen da herangetragen, auf die Layres Befehl in die eigene Stube des Hauptmanns.

Schmied und Schlosser haben in Eile die Fenster mit Eisenstangen und Krampfen, die Tür mit schweren Schlössern und Ketten versehen müssen. Vor der Tür liegt die Viertelkompanie, und in der Kammer selbst stehen sechzehn Mann Wache, die Büchsen auf das Herz des Gefangenen, daß nur das blutige Hemd deckt, gerichtet. Seine Unbändigkeit macht diese strenge Vorsicht nötig. Wund und ohne Waffen ist er noch fürchterlich. Von seinem Grimm hat das Haus erzittert, als ihm verkündet ward, nicht in Parz vor seinem Capo, sondern hier in Steyr werde ihm Recht gesprochen werden, von einer andern delegierten Instanz. Da tobte er, dem Helden Alcides gleich, der im vergifteten Hemde sich zutode raste. Keinen Zuspruch wollte er hören, keine Speise zu sich nehmen, keinen Verband auf seiner Wunde dulden.

Das Regiment, es ist das Regiment, das sie besudeln wollen; er weiß es: die herrlich pappenheimische Armada soll es diesen Heulassen entgelten, daß sie seit Efferding alle Trümpfe in der Hand hat; wie er vor den alten Esel, den Begoy, ward gebracht, da sicherten die Fähnrich: Kurtembachisch Heldentat. O diese Tat, die Tat, unselig Tat, Herr Gott, warumb hab ich sie getan? Besser, ich wäre nie geboren, besser, ich läg erschossen, erschlagen vor Wiesloch, vor Stadt Loen, im Gmundner Bauerngrab.

Unter seinem eisenverwahrten Fenster zogen die Steyrer in Schwärmen hin und her, sie schüttelten die Fäuste gegen's Fenster, warfen Staub und Steine hinauf, schrien hinauf schändliche Namen; da hat er's zwanzigmal hören müssen, und jedesmal, wenn er es hörte, wand sich sein stolzes Herz wie ein Raubtier in der Falle, dem der Draht Zoll für Zoll den Leib durchschneidet.

Im Steyrdorf, im Steyrdorf, da is's hiaxt koa Gspoäß,  
Da hand Öffizierna auf d' Wittraun jo hoäß.  
Dan Pappenheimb-Leutenamt is temman, a jnaga,  
Hätt Moarin gern gwunna und hat mit ihr grunga.  
D' Moarin is nöt botschat<sup>1)</sup>, er hats nöt dasangt,  
Der si schamben mneß, is hiaxt der — Leutenamt.

Die Lippen zerbiß er sich, setzte sich die Nägel ins Fleisch, auf der Erde wälzte er sich und schlug sein Haupt gegen die Mauer vor Marter. Doch unter der heißen Pein, die ihm sein verwundeter Stolz bereitet, zuckt ein anderer, wilder und doch süßer Schmerz; was ist denn mit ihr — der Blonden, der Zarten, der er — dieses hat getan? Die liegt frank! Was ist mit ihr, Herr Gott! Besser? Schlimmer? Wird sie es ihm — vergessen? Da redete er zu den Wachen hinüber gleichgültig, als läge ihm nichts daran, und dabei jagen heiße Blutwellen über seinen fiebernden Körper: „Kerls, weiß keiner, was ist denn mit — der — Margaret Mayr?“

Die Kerle stehen wie Stein, die Karabiner auf sein Herz gerichtet.

Da knirscht er mit den Zähnen, biegt mit wilder Faust die Eisenstangen, die der Schmied tief in den Stein eingelassen, hin und her: „Läßt mich nur liegen in der Falle und krepieren — bin ja ein wilde Bestia — und gestern — und gestern — war ich — ein Held — — —.“

Die Riegel und Vorhängketten klirren, leis tritt de Layre ein, traurigen Blickes betrachtet er den gefangenen Riesen, öffnet leise den Spind, darein er seine Bibliothek, eifl geistliche Bücher, verwahrt, nimmt eines heraus und legt es auf den Tisch. „Da ist etwas zum Lesen vor Euch, Herliberg, könnt Ihr kursiv lesen? Wann ich Euch sonst etwas tun kann, tue ich es gern, wünscht Ihr etwas?“

Ein Fieber ohnmächtiger Wut übersäßt den Elenden. Der, der, der ist, der hat dich gesiegert, der hat dein Schwert gestohlen, und läßt dich jetzt in seiner Heiligenklausen umreisen und brüllen wie ein wildes Tier.

„Ich will nichts von Euch! Heuchler, hinaus! Schließ nicht umb mich herum wie eine Ratte, sonst tret ich dich!“

Plötzlich heftet er seine Augen, die irr leuchtenden, groß und hilflos auf das mönchische Gesicht:

„Wie es der — Frau geht — möcht ich wissen . . . es sagt mir . . . niemand was.“ —

„Sie lebt annoch. Schwach ist sie auf den Tod.“

<sup>1)</sup> dum.

„Auf . . . den . . . Tod . . . Sunst . . . wißt Ihr . . . nichts?“  
„Nichts.“

Der Wolf, der wilde, hängt in der Zwietralfalle, da muß er elendig verbluten, und es ist niemand, der einem solchen Mörder hilft!

Das schwarze fromme Büchlein, das da erzählt vom Beato Luigi Gonzaga della Compagnia di Gesu, primogenito di Don Ferrante Gonzaga Princepe hat er in die Hand genommen, auf dem Bettrand sitzend hat er buchstabiert, mühselig, wie der Prinz Aluigi geboren worden ist mit höchster Todesgefahr der Gräfin, seiner Mutter . . .

Liegt auf den Tod! Blonde Zarte — annoch lebt sie — aber schwach auf den Tod.

Wie eine höllische Natter peinigt ihn der Gedanke an einen Sarg und an ein bleiches, weißes, lächelndes Gesicht. Aufspringt er da und mit gewaltigem Schritt durchmischt er sein Gefängnis. Die verguldeten Silbersporen klingen, das einzige, was er noch an sich hat von seiner Reiterpracht. Unausgesetzt belauern ihn die Musketiers. Ihre Lutten flammen auf.

Jetzt steht er still mitten im Zimmer, fröstelnd und frierend. Jesus am Kreuz blickt ihn von der schrägen Wand an, vieltraurig.

„Jesus, Jesus am hohen Kreuz! Erbarme dich! Herr Offizierer, verschont einer armen Mutter.“

Und gleich daneben durchs Fenster dringt ein Haufen gliherndes, blendendes Licht herein, und im glorreichen Lichte hängt ein Entsehen, zweien schwärzblaue Gesichter, die schwiken Blut in der Sonne.

Und ich wüßt' ein drittes Haupt . . .

Unten heult die Menge auf: „Scham di, scham di, Herr Leutenant.“

Ta verwirren sich ihm die Sinne. „Helfts mir,“ fleucht er mit bleichen Lippen, „tuts ihn von meinem Herzen weg, der sticht mich tot, der Tazzelwurm.“ Auf die Bettstatt de Layres fällt er hin, ächzend wie ein zerschossenes Wild, „o Frau, Frau, was hab ich dich müssen jemals sehen, warumb so holdselig warst du und warum war ich so wild.“ In de Layres harten Pfuhl wühlt er sein dunkles Haupt, und das blutbefleckte Kapulier zerwürgt er zwischen den Händen. Armer gefallener Engel, gestern um diese Zeit da hobest du den Pallash gegen die Sonne wie Joshua, der die Sonne stillstehen hieß zu Gabaon: „Mir nach!“

Es blüht der Himmel auf, rotrosenfarben, leuchtet wie ein Maiengarten wundersam herein in den Kerker. Die Segenglocken klingen und spielen sanft durcheinander. Aus dem offenen Tor der Kirche tönt Orgelklang und feierlicher Choral:

O Lumen Ecclesiae,  
Doctor veritatis,  
Rosa patientiae,  
Ebur castitatis . . .

Der junge Sünder liegt in Ermattung. Mit der Dämmernis kommt ein barmherziger Traum, wiegt den Erschöpften. Sie ist nimmer krank . . . still — dort — sieht sie ja — singt ihr Kind. — Die Musketiere belauern

ihn, wie er seufzt im Schlaf: Frau . . . Frau. Heimlich reden sie mit einand, ob er mit dem Schwert oder mit dem Strange wird gerichtet.

„Jetzt müessen doch von Enns kommen, Herrgott Sabaoth, seids dort angewachsen, oder ist bei Ewer Damen und Demoiselles gar so guet sein?“ schaute Begoy wild. Gerüstet schreitet er in seinem Zimmer auf und nieder, die Hauptleute Zoyhel und De Layre sind bei ihm. In der Feldkanzlei stehen in Waffung die Subalternen. „Unheimisch is die Gschicht, unheimisch!“ Er trat ans Fenster und spähte auf den Stadtplatz hinab. Der wimmelt, als reisete das Pfaster. Und jetzt ist es neun Uhr abends. Von Pechpfannen, die vorm Innberger Gebäu und vor dem Rathaus brodeln, spielt roter Flammenschein in das Staatszimmer, das nur eine einzige blasse, angsthafe Seele erhellt.

Gut 4000 Leute und die Hälfte Bauern, schäkt Zoyhel. „Man hätt sie nit sollen herein lassen, Tör sperren. Herr Obristleutnant, höret doch, jetzt hebt es dort oben beim Madlseder zu singen an. Das wird Aufrühr, sag ich.“

Der Obristleutnant murkte: „Wo? Singen? Hör nix,“ schoberte wie ein Gaul vorm Wetter, läuschte.

Dumpf steigt das Lied:

Zu Frankenburg im Gotteshaus  
Hört man ein Stimm mit grossem Graus  
Schreien gar befunder —

— bricht ab. Eine Stimme hat hinuntergerufen: „Still!“ Bei den Innerbergern hat es gerufen.

„Bandelts noch länger in Enns, tut's es nur,“ fauchte Begoy. „Liegts auf die Ohren in Linz. Zoyhel! Rebellion!“

„Das hab ich ja gerade gesagt, Herr,“ stellte sich Zoyhel ausfordernd hin. „Herr Obristleutnant, Sie sollten, meine Avisa in der Sach, den Kerl an den Rat ausliefern, so ist Fried; mach mar ihnen die Freud!“

„Ja, ich wird dir die Freud machen,“ reckte sich Begoy empor. „Halts Maul, verstehst? Daß du es weißt, wer mir einräät, die Artikel zu brechen — Profos! Verstehst?“

Zoyhel brummte etwas zwischen den Zähnen.

„Daß es wißt!“ donnerte Begoy. „Nur der militärischen ordentlich delegierten Justiz liefer ich ihn aus — aber denen da —“ er wies, mit der Wulsthand wütende Kreise beschreibend, zum Fenster hinaus — „niemals! Leid ißt mir, daß ich ihn nit hab nach Parz extradiert! Leid! Du hast mirs eingeredt, Layre! Ha, die schäbigen paar Mut Traid, dazu brauchend wir den Bettl nit, und sein Kapital, was er mir aufgedrängt hat und schuftigerweis mir kündigen will, da soll er mir den . . .! Martern, hörst Zoyhel, von diesen Kanaillen laß ich einen tapfern Buben, der er trotz allem ist, nit! Nein! Da laß ich mich ehender von die Bestien auf Hasenpfeffer hauen, daß d' es weißt.“ So wetterte er überlaut. Dann winkte er De Layre zu sich und redete diesem, seine Stimme plötzlich dämpfend, ins Ohr: „Franzl, was treibt er denn droben jetzt?“

„Etwan ruhen,“ sagte De Layre.

„Grâce à Dieu! Wenigstens demoliert er uns das Haus nit. Tonner, Melzo und Basta, der Jungteufel hat müssen nach Steyr kommen, daß i zwei Nächte nir schlafen und zwei Tag wir essen kann. Mein Sympathikus meldet sich schon. Au! — Und der Pöbel, sagst, hab schon einmal den Kordon durchbrochen?“

„Wollen. Vom Mat waren sie gleich zur Stell, haben Erdnung gemacht.“

„Habts also die Moian am Grünmarkt aufgestellt?“

„Nein, in der Berggasse. Mit dem Grünmarkt hat sich wohl der Herr geirret, dort hätte es die Lente sehr verdrossen, mitten in der Stadt.“

„Hast recht, habs mit bedacht. Komb, Franzl, setz dich auf diesen alten Patamflan<sup>1)</sup> zu mir. Du bist mein einziger Trost in meiner Trübsal. Eigentlich ist es schad umb den Teufelsfraben, das End wird doch die Alkebne sein, die Leut schreien zu arg, die schreien bis nach Wien. Und eigentlich ist es eine große Willkür.“

Begoy warf die Arme in die Höh und lehnte den unsörmlichen Kopf gegen die Mauer zurück, gegen die Füßlein einer zierlichen Leda zu, die ihren Schwan auf der flämischen Tapete liebkoste.

„Was haben die Holsteiner alles trieben — Herrschaft!“

„Jawohl, Herr,“ sprach de Layre ruhig, „was der Herliberg trieben hat, wird dadurch nicht besser, daß eine verrufene, zuchtlose Soldateska dasselbe oder Ärgers hat tan. Daß die Holsteiner ungestrafft ausgingen, war eine der größten Bevnuen, die im Kriege gemacht worden sind. Nein Herr, in dieser Sach geh ich mit Zettl. Ein Exempel muß statuiert werden, das verlangt der Ruf der Liga.“

„Der arm Fratz!“ tat Begoy mit Gefühl. „Tut er dir nit erbarmen?“

„Er erbarnt mir gewiß, aber die Ehr und die Integrität der Liga stehen mir höher! Und am höchsten steht mir die fromme Sitte eines Volkes, dessen Brot wir essen und dessen Wohl in unsre Händ ist gelegt.“

„Na, die fromme Sitte, entre nous soit dit . . . Ha, was ist das?“ fuhr Begoy aus den fainten Polstern, in die er sich hatte sinken lassen. „Da wird blasen — wo?“

„Von der Kirche!“ schrie Zoyhel, der von Fenster zu Fenster gegangen war. „Aufm Turm seind Lichter.“

Selbstam und fast grausig kläng's durch die klare Sternnacht über die dumpf rollenden Menschenwogen hin, da klangen drei Posaunen, und eine Knabenstimme sang das Lied:

Warum betrübst du dich mein Herz!

Es war eine Weise, die ging durch Mark und Wein. Begoy ward plötzlich ganz bleich. Er griff nach De Layres Arm.

„Sie geben ihnen ein Zeichen. Jetzt werdent sie losgehen. Herrgott Sabaoth . . .“

„Nicht doch, Herr, es ist das gewöhnlich Abendlied, so der Türmer blaßt, nur beinah etwas spät.“

„Es ist das lutherische Verbündnislied,“ murmelte Begoy. Seine Zähne schlugen zusammen.

<sup>1)</sup> Ungeschlachtes altes Möbelstück, alter Tiran.

Unten schrie eine Stimme auf: „Ja, betrüben wir uns, denn der Teufel wollt zu Steyr einen Engel schänden.“ „Sch — sch —“ zischte es vom Innerberger Haus her — und alsgleich ward Ruhe in den Lüsten, über den Platz und die Stadt hinweg klagte bang der Choral.

„A — hm,“ räusperte Begoy dumpf und bebend. „Lahre, ist kein Feuerwerker da — kein Gloriet im Haus? Rogeten werfen, Rädel!“

„Feuerwerkers sind alle am Berg bei den Batterien. Die Rogeten werfen kann ich selber.“

Im Dunkel, das ist ein halsgefährliches Stück, steigt De Lahre auf das Dach aus der Bodenluke; steht in der Traufe und seine Knechte reichen ihm Schwefel, Pulver und Gloriet auf einer Schaufel hinaus.

Von seiner Hand geschleudert, in riesigem Bogen über den Stadtplatz gegen den Tabor zu fliegen jetzt die Raketen durch die Nacht; ihr Knallen und Puffen mischt sich mit dem dumpfen Donner der tausend Stimmen tief unten auf dem Platz, mit den Trauerposaunen, die vom Pfarrturm schwelen, und mit dem Brausen der Enns.

Pass! Ein Leuchtschuß hinter Gleink. Und nun, verweht vom Wind, Trompeten. „Signal!“ ruft De Lahre. „Sie kommen, sie kommen!“

Begoy sieht bebend, den Kopf in beiden Händen, auf dem Patamflan, die Leda lächelt canailös auf ihn nieder.

Schwarz von Pulver und Gloriet stürzt De Lahre ins Stabszimmer: „Sukkurs! Hinter Gleink heraus! Reuter!“

Begoy schnellt vom Diwan auf: „Herrgott Sabaoth! Endlichen! Franzl, du Aff, komm, du bist mein einzige Konsolation! Aber Zeit wars! Bombenschwendi! Sengsten hat der Zoyhel geschen! Aufrechte!“

Schreien und Rufen im Haus, Türen auf, Türen zu, von fern der Donner ansprechender Truppen; der gefangene Korazzier fährt jäh aus dem Schlaf. Der Hufschlag, der vertraute Ton, ist es, der ihn weckt. Ein elendes Herzlein schwelt in der Nische.

Weg sind Türken und Mohren, die er soeben hat bestritten und besiegt, weg Fahnen, Sieg und Ehr, kein Schwert an seiner Hüfte, und um ihn die Wächter, ihre Schatten gaukeln riesengroß an den Wänden. — Weh, gefangen liegt er. — Aber unten pochen die Huße! Und Schwerter klirren! Und Trommeten blasen klar und wild! Und rufen hört man. Ist das nicht — unser Heldenruf, „Jesus Maria?“ Vom Lager springt er auf, stürmt ans Fenster, die Männer sind hinter ihm her. „Reiter! Reiter!“ jaucht er. „Unsre Reiter kommen!“ Ja, sie sind! Sie müssen sein! Der Berliner, der lustige Alte! Da reckt er sich hoch auf gegen die Schiebochsen und lacht sie an mit leuchtenden Augen: „Zeht werds mich nimmer lang bewachen, ihr Helden da! Zeht geht es nach Paro! Zeht gehts zu mein'n Capo! Pfeif auf euch alle!“

Wild und klar schmetterte das Signal. Begoy bog sich weit aus dem Fenster. „Hallo ho! Statthalterische! Karabinier! — Nein, Dragoner! Hohoho! — Mit Intervalle rentend, Mordskerls, seind Kroabaten!“

Auf dem Stadtplatz ward ein ungeheueres Gewirr. Die Eskadron riß den Menschen schwarm auseinander im Finstern, wie Hochwasser die Mauern sprengt.

„Steyrich Kanaille! Furt, furt, steyrich Bestie!“

Schmerzensruße Niedergerittener gellten, murrend wichen die Massen, im Gedränge wurden die Pfähle mit Pechpännchen ungerissen. Holz singt feuer, Klosterhohe Flammen sprangen empor, in ihrem blutroten Schein sah man die fürchterlichen Reiter, die sahen aus der Hölle heraufgerittenen Teufeln gleich, hatten greuliche Gesichter mit schwarzen Zottelhaar, und ihre Rüstungen und Waffen schienen brennendes Gold, und über ihren Häuptern türmten sich achtzehn Schuh hohe Lanzen.

Kommandos in seltsamer Sprache dröhnten durch die Nacht über den Platz: „Dol iz konj! Preskrbi mi ljudje!“ — Der Führer sprang vom Pferde. Zwei hälften ihm aus den Bügeln, knieten dabei fast vor ihm. Ein Bogatsch hielt eine Fackel. Dumpfes Reden lief um den Platz herum: „Ein Prinz, ein Prinz!“

In Begloys Gemach war der ganze Stab beisammen.

„Dober večer, Gospodje! Ecconi.“

Prächtig kommt der Kroatenchef daher, ein Hut mit riesiger roter Feder schattet über sein gelbes Gesicht, ein eitel goldenes Stück deckt seine Brust, Silber flimmert an seinen Achseln und auf den Knien, sein silberfunkelnder Schleppssäbel tappt an den Boden bei jedem Schritt; dazu hat er noch zwei Pistolen und einen von blau und roten Steinen schimmernden Dolch im Gürtel stecken.

„Hier bin ich, meine Herren, was macht's denn ihr für Geschichten.“

„Me ne consolo! Don Tarquinio Conti!“ fuhr Begoy jovial mit der Rechten aus, doch seine Miene war durchaus nicht freundlich.

„Wir machen keine Geschichten, die Geschichten hat uns ein anderer gemacht.“

„Cospetto, der Erlberg, übliche Geschichte. Der Statthalter ist rasend vor Zorn, meine Herren!“ Conti sprach rasch, ein feines Deutsch mit leichtem Welschklang. Begoy winkte seinen Stabsherren abzutreten und behielt nur De Layre bei sich. Denn diese Dinge sind nicht für alle Ohren.

„Morgen bekommen Sie den Freiherrn Walkun her mit Stab der hohen Ämter, welchen Seine Exzellenz an Feldmarschalls Statt zum Präses des Reiterrechts über den Erlberg hat ernannt, darzu drei Rittmeister, drei Leutnants, drei Rottmeister werden votieren; Rittmeister von der armierten Lanze, Dragoner-rittmeister und Kroatenrittmeister, den letztern seien Sie ier,“ sprach Conti.

Begoy tat den Mund auf, als wolle er einen Bissen schnappen. „Frent mich, zu hören.“

De Layre nickte befriedigt. In der Feldkanzlei gurgelte eine seltsame tierähnliche Stimme, ein Schleppssäbel schlug den Boden. „Oho! Dragotin!“ rief Don Tarquinio. „Har noter, moj ljubi Dragotin.“

Ein vierzehntöriger Kerl, ockergelb im Gesicht, mit niedriger Stirn, schiefgeschlächten tückischen Augen und geölten straffen schwarzen Zöpfen, die ihm bis auf die messingnen Brustplatten herabhingen, kam geduckt, einem anspringenden Panther ähnlich, zur Tür herein. Conti redete ihm auf slavonisch ins Ohr. — „Das ist mein tapfer Rottmeister“, stellte er ihn sodann den Kaiserlichen für. „Dragotin Takić; der hat am Mühlbachsteg bei Vöcklabruck den Kasparus mit der Lanze niedergestochen und ihm, dieweil er noch schnappte, den Kopf abgeschnitten. Fameuser Kerl!“ Der Schiefaugige fletschte die Zähne, zog seinen Säbel aus, setzte ihn sich oberhalb des Adamsapfels an den Hals; „Takó sem maredil!“ grinste er und bewegte den Säbel sängend hin und her; so hat er es gemacht, so hat er dem Kasparus den Kopf abgeschnitten.

„Bravo!“ nickte Begoy, zuckte aber unwillkürlich mit dem Kopfe zurück. „Raccappriccia il Signore?“ lächelte Conti. „Bejzi! Le hitro bezzi, Dragotin!“ gebot er dem Kopfsabschneider, der scharrte mit dem Fuß hinten aus und schloß davon.

„Der wird zur Exekution ausrücken“, bemerkte Conti immer lächelnd. „Wenn der Erliberg durch die 24 Lanzen ist gelassen, wird ihm der den Fang geben.“

Begoy glöckte in fahlem Entsezen. „Wie? Exekution? Lanzen? Umb Gottes —“

De Layre fasste die bleichen Finger ineinander, und seine Lippen bewegten sich: „Mein Gott!“

„Ja, Exekution. Mir zu machen. Der Statthalter ist rasend vor Wut. Habe ihn nie so gesehen. Dieser Steyrer Kettel oder Zettel da war umb sieben Uhren aufm Landhaus. Umb acht waren alle Befehl schon da. Ja, meine Herrn, das ist eine ganz verfluchte Geschichte. Il y va de l'honneur de son Excellence, da hockt der Teufel in der Pastete. Die Sach an sich, Mordmarter, ist doch kein Kasus; Soldat und Dirne, in der Confessione geht jedes Regiment; aber leider ist Seine Exzellenz impliziert. Der Erliberg ist von Höchst Ihr berufen und mit eigenhändigem Kreditiv nach Steyr geschickt worden; wird das ruchbar, so geht in Wien der Tanz los wider den Methodus gubernandi et catholizandi Seiner Exzellenz, und der Boden ist Höchst Ihr abgegraben. Der Kaiser ist ihr ohnedies nicht grün. Und darum ist es ein Kasus. Sonst wär's ein Possen.“

„Possen, Herr Graf?“ fragte De Layre. „Das Weib — nicht Dirne! — liegt halbtot im Spittel.“

„So, ist die so delikat?“

„Nein, aber der Mann ist ein Riese, Herr, und wider ihn hat sie gerungen. Das seind kein Possen.“

Beide Kriegsleute blickten sich ausfordernd in die Augen.

„Stechen wir nicht Silben,“ sprach Conti mit einem höhnischen Zwinkern. Der berühmte Hauptmann, der alle Tag Psalter betet, sich geißelt und kein Maienehe duldet in seiner Kompagnie! Der halbet Mönch! „Possen oder nicht, mir ist es Hekuba, was ein Pappenheimer treibt und was mit ihm geschieht; diese sogenannten Erzengel der Liga sind nichts dann ein hochnafige,

eingebildete Koterie, die meinen, sie haben die Kriegskunst mit Löffeln gefressen, dabei sind vier Manövers ihr ganzes Um und Aus; im Postenkrieg können wir nicht, da muß man uns anschauen, wir turnieren die Flanken, diagonal reitend schießen wir nach allen Seiten. Ma foi, die Pappenheimer waren nie und sind nicht mein faible, aber als Reiter sag ich, einen tapferen Reiter, queleconque, abschlagen wegen einer blonden Mahe, das ist eine militärische Todsünd. Der Erliberg ist der brillantest Soldat in der bayrischen Armee. Bei Efferding hat er einen Hauf, 100 Mann tief, superbi chokiert, chokiert vor der Decharge, den Pallaſch in der Hand, ein prodigo ... No und hier hat er ein paar Pharisäer chokiert und darumb soll er fürs Maleſizrecht. Wahnsinn!"

"Wer sollen die Pharisäer sein? Der Mann, der in Linz geklagt hat, Herr, ist kein Pharisäer!" rief De Layre fast dränend.

Gonti warf ihm einen Blick lächelnder Verachtung zu, wandte sich an Begoy: „Einen Helden peinlich verhören und der populace zum Spott erequieren lassen — mich verdrießts, bei Gott! Und es hätt nicht sein brauchen. Jetzt freilich ist mir mehr zu machen. Aber der faux pas bei der Sach ist von Eurer Seiten geschehen, meine Herren, und kommt auf Euer Rechnung."

Begoy schüttelte entrüstet den dicken Kopf.

„Ja, mein Herr, auf Euer Rechnung. So etwas läßt man nicht nach Linz passieren! So einen Wisch wie diese benedete Klag inhibiert man! Und so einen Querulanten wie diesen Trottel aus Günsdorf sieht man in Turem auf Karenz oder verbietet ihm das Maul mit einer guten Musketen. Capito?"

„Und schindet das Recht?" klang schwertshars von De Layres Lippen.

„Wir sind das Recht, wir Soldaten," hieb Gonti zurück, ließ den Säbel wuchtig auf die Tielen fallen. „Wir schützen das Reich, wer wider uns ist, der ist Reichsfeind, nieder mit ihm."

Begoy zog den Mund schief. „Wann er aber die ganz Stadt hinter ihm hat, und er hat sie gehabt."

„Koulenvre, Koulenvrine, Aff, Affin, Ihr habt doch Batterien?"

„Batterien habend wir, ja, wider die Feind! Aber wider wehrlose, friedlich Bürger habend wir kein Geschütz; denn wir sind ehrliche Kriegsleut und keine Freireiter und Briganten!" hob De Layre machtvoll die Stimme, sein bleiches, mit Gloriet und verbranntem Schwefel beschmiertes Gesicht erglühete vor Zorn. „Wir liegen hier, das Volk zu schützen, nicht es zu martern und zu morden! Wenn Ihr sagt, das Recht ist der Soldat, ich sage, Gott gibt das Recht und ist das Recht! Und Gott steht hinter diesem Volke, das seine frommen Sitten nicht schänden läßt, und hinter dem Mann, der den Mut hat, des Volkes Sprecher für den Hochmögenden zu sein! Hut ab vor Herrn Zettl! Und eine arme Muetter, vor sieben Monat entbunden, ihr Kind trinkt noch, der Mann ist enthauptet worden im Märzen, das ist kein Kitz, wie der Herr fürhin sagte, und Gottes sechstes Gebot ist kein Possen oder Bagatell! Mir ist weh um den Erliberg! Er ist ein tapser Mann, und der ihn geschickt, hat die größt Verantwortung; aber bei Gott, so nicht

ein anderer Richter sich hätt gefunden, ich hätt selbsten die Urkebuße genommen und den, der dieses Volk gefränt hat in seinem Heiligsten, durch sein Herz ja, durch sein armes junges Herz hätt ich ihn geschossen, und ich hätte es nicht bereut; Frauenehr ist Gottesehr, wer sie veracht und mit Füßen tritt, dem gebührt der Tod, denn die Frau trägt auf ihrer Schöß die Zukunft der Welt und das Reich Gottes."

„So ist es!“ rief Begoy, durch das Feuer des Asketen mitgerissen. „Frauenehr ist Gottesehr, auch ich leist Salut vor dem Zettl.“

„Eviva dunque il Cartellon!“ lachte Conti, ein böses Funkeln war in seinen Augen. „Es ist erfreulich vors Herz in diesen verderbten Zeiten, daß unser Rittershaft sublime Wort — in den Mund nimmt; übrigens des Herrn De Layre Urkebuße brauchen wir nicht, wir haben unsre Kopias, und mein Dragotin hat seinen türkischen Sabel zum Kopfsabschneiden. — Apropos, Herr Begoy de Tegos! Ich hatte jüngst Gelegenheit, der Donna Emilia della Scala güldenen Schuh zu bewundern; Kazianer, der in ihrem Boudoir wohlgesessen ist, brachte ihn mir . . . Saperlipoppette, das Ding war nicht größer als ein Viperkopf. Man sagt, Herr Begoy, daß Ihr der Spender dieser Schuh wart; bekommt man hier in Steyr so hübsche Quinceaillerien?“

Begoy ward rot wie ein gesottener Hummer. „Rifel vom Burgherrn, man ist ihr, wißt, Attitionen, ich mein, Politesse ist man ihr schuldig — man — hau!“ hustete er. „Aber wie kommt denn der Kazianer . . . ?“ grölte er plötzlich wild.

„Wie kommt er in ihr Boudoir? Durch die Tür. Bedaure, wenn er auf Euren Gründen jagt. Ich kann weder ihm noch — Euch die Emilia vor übel haben; erstens soll sie sehr hübsch sein, zweitens, wie mein Freund Brautöme klar erweist, war jeder große Kapitän, à partir d'Alexandre et de Charlemagne, ein großer Damenfreund. Mucker und Sauertöpf, deren es bei jeder Waffe geben soll — und gibt, haben noch nie eine Schlacht gewonnen. Eure Jesuiten sagen anders, Hauptmann De Layre, nicht wahr?“ drehte sich Conti zum zürnenden Asketen herum, dabei klirrte das Gold und Silber an ihm, und ein Wald von lästerhaften Fältchen erschien um seine Augen. „Sie führen als Beispiel ihren Ignatius an, der die Schlacht von Pampelona — auch nicht gewonnen hat. Frauenehr ist Gottes Ehr! Das Sprüchlein laß ich mir in Perlen auf mein und der Gräfin Conti — oj ti ljuba moja zena! — Schlummerkissen sticken; es gefällt mir exzellent. Im übrigen, da ich morgen meines Umts im Reuterrecht als Votant zu walten habe, möcht ich mir jetzt den Strafmäßigen anschauen. Wo liegt er denn in Ketten und in Banden, der berühmte chokante Pappenheimer? Obrist Walkun hat vor, die Sach summarie abzutun, ich werde den Mann ausfragen und seine Responses zu Papier bringen, so sind wir morgen schneller durch. Wo habt ihr ihn?“

De Layre finstern Blickes wehrt ab, der Gefangene hätte den ganzen Tag getobt, jetzt ruhe er, man dürft ihm diese letzte Rast für seinem Tag und Urteil nicht schmälern. Tarquinio Conti aber zieht die Handschrift des Statthalters hervor, derzu folg der Gefangene der Herberstorff'schen Macht mit Leib und Leben, zu Haft, Recht und Urteil gehört. Damit ist jeder Einspruch abgeschritten.

Ein Posten führte den Akrobatenrittmeister zur Zelle des Gefangenen.

Dieser war indes vor wilder Ungeduld beinah vergangen. Die Knechte konnten ihn kaum bändigen. Von seinem Regiment ist einer da, kommt ewig nicht heraus, die Füchs lassen ihn nicht, und er muß, er muß ihn sehen! Das slavonisch Kommandieren und welsch Reden unten aufm Platz irrt ihn nicht; er läßt sich's nicht nehmen, es sind die Seinen, unter Vollmaier seind viel Hispanier und Venetianer. Harte Müh haben die Knecht mit dem unbändigen Mann.

Ha, aber jetzt. Vor der Tür die Posten treten ins Gewehr!

Die Schlüssel kreischen und die Tür geht auf.

Mit einem Satz, wie ein junger Tiger, ist Herliberg bei der Tür.

„Herr, seid Ihr, jetzt, da lieg ich in der —“ und verstummt und tritt zurück, einen Stich gibt es ihm zum Herzen, der ist nicht der Berliner, ist ein Wildfremder, im Flackerlicht der Kerze sieht er ein zitronfarbenes Gesicht, Augen wie Schmelz funkeln, die rote Feder, den silberflimmernden Kürbis; das ist ein Freifähuler oder ein Akrobat, kein Pappenheimber — kein Pappenheimber.

Er ließ den Kopf hängen. Der Boden wiegte sich sacht unter seinen Füßen. Der Akrobatenrittmeister lachte: „Eh eadidis, est-ce là Ernest Albert, dont tout le monde parle.“ und maß ihn zugleich mit seinem stechenden Blick von oben bis unten. Ha, superbar Mensch, hoch wie eine Lanze, Mavortius seiner Armatur verant, in zerrissenem Hemd, brandfleckigen Hosen und blutübergossenen Stiefeln, aber immer doch ein Gott. Prachtvoller Kerl, und den hat das kaiserlich Gesind gefangen angenommen, der altgehörnte Dummkopf, und sein Kumpan, der Kapuziner, weil der Trottel von Einstorf geblökt und die Keh geschrien hat. Ein Skandal! — „Meine vojaki sind meistens klein. Einen solchen Leutnant, wenn ich hätt, ventre St. Gris, der pünkte mir die ganze Front herans.“

„Doppelföldners, raumbt mir den Platz. Ich komme vom Statthalter, hab mit dem Gefangen zu reden.“

Die Musketiere fahren ab mit Krach. Der Dunst ihrer geschnüerten Schuh und verregneten zwilchenen Röller wallt durch das Zimmer und umnebelt die irrlichtende Kerzenflamme.

Mit zusammengekniffenen Augen tritt Tarquinio an den Riesen heran. „Nun, Kamerad, keinen Gruß? Hat ihm vom Teufel statt von der Belle Demoiselle geträumt? Reich er mir seine Hand, ich bin ein Mann, der einen tapfern Helden auch im Unglück zu achten weiß. Ich war bei Efferding dabei, wo er hat Wunder der Valour verrichtet; den Angriff haben unsre Lanzen eröffnet; wie er wohl weiß, beim Emlinger Holz. Ihr stundet . .“

„Links über der Reichsstraße!“ rief der Morazzier, seine Augen blickten auf. Efferding, Efferding, sein großer Tag! „Für dem Geschütz! Im Höhl war die erste Melee! Die Landler, wie höllisch Füriien haben sie gestritten. Doch unser Capo, vorauf den Hallpartieern, dort —“ reckte er den Arm, da sah ihn der traurige Kreuzifixus an und das Eisenkreuz vorm Fenster, da sank sein Arm herab, ein Seufzer entwand sich seiner Brust. Tarquinios Geierblick umkreiste ihn unausgesetzt.

„Ja, Kamerad, daß war ein gloriöser Tag! — Und beim großen St. Georg von Gmunden, ich hätte nie gedacht, daß ich den berühmten Erliberg, der eine neue Art des Choks hat inventiert, sollt als einen Gefangenen wiedersehen, über den ich nach hartem Kriegsrecht zu richten würde gezwungen sein, dessen Auditeur ich nach hartem Kriegsrecht leider abzugeben habe.“

Herliberg reckte sich in die Höhe. Sein Schatten bog sich in allen Winkeln.  
„Ihr nicht! Ich stehe meinem Capo im Reuterrecht, sonst keinem!“

„Der Statthalter hat es anders beschlossen. Ewer Regiment wär vor Euch parteiisch — heißt es, Ihr kommt für das Regiment Walkun, und Walkun selbst ist delegiert, in Eurer Sache zu judizieren. Morgen kommt er nach Steyr.“

„Kommt er her? Sein Sach, wenn er die Lustfahrt machen will, ich erkenne ihn als meinen Richter nicht an, weder ihn noch Euch. Ich bin kein gartender Knecht! Ich laß mich nicht von Regiment zu Regiment schieben.“

Die Machtstimme des Riesen füllte die enge Kammer und ließ von allen Wänden Echos dröhnen. „Ventre St. Gris, ein Stimm zum Kommandieren!“ denkt Conti. „Meine fantje reden meistens durch die Nase.“

„Du hast recht, Kamerad, wenn du auf deinem Recht bestehst; aber leider Gott, es wird dir nichts nützen; der Statthalter ist mächtiger als du, der Chok im Mayrhäusl hat ihn so sehr chökiert, daß er darob des Choks von Efferding und all deine andern Waffentaten vergaß.“

Herliberg zuckte und wandte sich heftig ab, im bleich flimmernden Licht sah der Akrobatengraf seine Schamröte und lächelte höhnisch. Der Mann, der das Laster aus Erfahrung kennt, liest jeden Grad desselben von den Gesichtern, und von dem des jungen Korazziers liest er sogleich ab, daß der gestern noch ein unschuldiger Knabe war.

„Was schaust du weg, du brauchst dich nit schamen. Der Statthalter möchte dich freilich zerreißen, und der ausgehungerte Halbpfaff unten dich arkebusieren mit eigner Hand, wie er mich liebreich versicherte, die Steyrer Trotteln schreien Schwert und Rad auf dich; wenn es dich aber tröstet kann, daß unter tausend Narren doch ein gescheiter Mann ist, so will ich es dir sagen, ich lache über den ganzen Charivari, ja ich lache, ob schon es eigentlich zum Weinen ist, daß der tapferste Soldat der bairischen Armee von seinen eigenen Waffenbrüdern vor nichts und wieder nichts wie ein toller Hund getötet werden soll.“

„Töten — werden sie mich?“ sprach Herliberg tonlos. Sterben! Sterben! — ah — — Frost rann durch seine Glieder. Seit sie ihn hierhergebracht haben, schleicht der scheußliche Nachtmar um ihn herum ohne Rast . . . jetzt wächst er sich zu einem wahrhaftigen Wesen aus . . . das Urteil und die Richtstatt und der Tod.

„Ja, leider, sie werden. Aber, wie ich dir gesagt, ich, den sehr ehrenwerten, illustren Herrn zum Trok, bin dir Freund und will es dir auch beweisen. Dein edles Blut und deine Valeur erbarmt mir, ich möchte dir dein junges Leben retten, Schlappermint. Da hast du meine Hand.“

Lockend klingt diese Rede an des Verlassenen Chr. Der will ihn retten! Ist's nur geredet? Die junge Brust hebt sich wild. Der will dich retten, für den Tod, dem grenlichen, abscheulichen, daß du wieder Schwert und Kürz tragen darfst und deinen Schecken tummeln darfst, darzu hilft dir der .. und daß du die Frau — vielzarte, blonde Frau — darfst wiedersehn und sie fragen: „vergibst du mir?“ Die Frau, die holde Frau!

Ta hielt er seine fiebernde Knabenhand dem Akrobatengräfen dar, der packte sie mit seinen kralligen Fingern wie der Teufel die Seele.

„Mannst du diagonal reiten und schießen zugleich? Entre-nous, der Pappenheimische Drill ist sehr veraltet. Das magst nit hören? Aber sag an, ist dirs beim Berliner wirklich noch nicht langweilig worden? Nein, sagst du? Du kennst mein cavalleria loggiara nicht, sonst hättest du schon lang gesagt: Adjö Korazza. Ich brauche guter Offizierer, seind mir zwei bei Wolfsegg blieben, der Iriza Branković hatte ganz deine Taille. Doch davon nachmals. Zuviörderst von deiner Affär laß uns reden. Wars dein erste Eskapade? Schau nicht so trübig, lach ein Stück, ich lach mit dir, und bei Gotts Blut, ich nimm dir bei der ganzen Sach gar nichts vorübel, als dieses, daß du nicht besser gewählt hast; vor dich, mein junger Mars, gehört eine Semiramis oder mindestens eine Rhea Silvia, seis auch nur vor eine Stund! — Was schaut er mich so wildmächtig an mit seine großen Augen? Schöne Augen hat der Bub, Donner! Warum zenschst du deine Hand weg? Darf man keinen Spaß machen? Höre mich an. Dein Kasus ist ja bös. Neun alte Narren werden dich morgen totensicher zum Tod verdammen in Kraft des vierten Punkt der Maximilianischen Reuterordnung und des verfligten Kaput 119 der Carolin. Den Reinigungseid leisten kannst du leider nicht, denn wie mir der Jesuitenbruder unten sagte, sieht man deine tapfere Hand auf ihrem Arm eingedrückt, ein fatales Corpus delicti. Aber es ist ein anderer Weg. Der Hund von Zettl hat eine Klage eingebracht. Die ist nur zur einen Hälft wahr, zur andern ist sie gelogen und bist du verleumt, und dessen kannst und sollst du dich wehren.“

Herliberg war, indes der Graf redete, halb trozig und halb traurig vor ihm hin und her gegangen, die Hände, nach denen jener immer wieder auslangte, auf dem Rücken zusammengeschlossen; seine Hoffnung zerbricht, der hat nur schön geredet, der hilft ihm nicht, der ist ein welscher Schelm, der will nur einen Akrobateleutnant machen. Beim letzten Worte Gontis jedoch durchzuckte es ihn, er blieb ansthorchend stehen.

„Verleumdet?“ rief er mit Stannen. „Was steht denn außer — diesem noch in der Klag?“

„Nun eben dies, daß du die Frau habest begewaltigen wollen. Und das ist gelogen. Denn die Frau hat ja — angefangen.“

Der Korazzier trat einen Schritt vor, seine Augen leuchteten im Dunkel wie Flammen aus dem versärbten Gesicht. „Nein!“ donnerte er.

„Still! Schrei nicht! Du verstehst mich nicht!“ zischte Gonti, hundert kleine Teufel spielten in den Lästersalten seines zitronengelben Gesichtes. „Wenn die Frau angesangen hat, Acquit gegeben — verstehst du! — Das

rettet dich! Dein Ehr und dein Leben! Der Statthalter haßt dich heute, aber die Rebellen haßt er zehnmal mehr, und ist es die Rebellen und warst es nicht du — so blüht dir noch heute seine Gunst und Gnad! Besinne dich! Es war das Weib, sie kam herein, hat sich dir auf die Schöß gesetzt zärtlich —“

„Fort, Ihr! —“ wie ein Hochgewitterschlag rollte der Zorn des wunden Riesen durch die Kammer. „Redet mit einem Schuftens so! Ich bin ein deutscher Reuter! Ich habe getan, was mich ewig reuen muß, und mir das Herz friszt, an ihr; sie aber ist rein, ohne alle Schuld! Das sag ich Euch, mehr nicht!“

„Mehr nicht? Du wirst mir noch manches sagen,“ sprach Conti ruhig, aber jeder Nerv in seinem Gesicht sprang. Mehr als zehn Predigten abgetöteter Mönche reizt ihn dieses Sünders Schrei: „Getan hab ichs . . .“ Hier liegt eine Unschuld auf der Bahre tot, aber die Würmer haben sie noch nicht angenagt, und solcher Anblick erboßt den Teufel und wer mit ihm ist. Faulen und zerfallen soll die tote Unschuld.

„Du wirst uns noch viel sagen müssen.“ Die eben noch freundliche Stimme klang plötzlich feindselig, hart wie Stahl. „Dein Pappenheimb, auf den du hoffst, hat dich aufgegeben, daß du es wiffest; er will mit dir nichts zu schaffen haben. Und daß du es fürder wiffest — vor unserm Reuterrecht wirst du stehen wie ein gemeiner Knecht, all deine Privilegien sind dahin. Siehst du den da?“ Wie eines Tazzelwurms Kleine kreiste die gelbe Hand durch die Luft gegen den Kreuzifixus. „So, wie der da angenagelt hängt, so bist du uns dargegeben und überliefert. Nicht ich, denn noch jetzt ehr ich den Tapfern in dir, obwohl du ein Großer Narr bist; aber die andern neun tugendfesten Ehrenmänner werden in dich setzen, um deine Schmach mit alle Umständ zu wissen, von deinem Mund, du Stolzer; an die Strapelkorde wirst du gehängt und mit glühendem Schwefel wird man dich besprengen und mit den Steigbügeln dich schlagen, bis du halbtot in deinem Blute liegst; nach allen deinen Sünden werden sie dich fragen und nach allen Dirnen, mit denen du hättest zu schaffen gehabt, und den letzten Zeichen von deiner Seele werden sie dir reißen, umb neben deiner Schand ihr Tugend um so heller leuchten zu lassen . . . Das steht dir bevor, und dann der schimpflichste Tod. Du kannst es von dir wenden, ich habe dir gesagt wie. Und wenn du morgen vergehest für Schand und Schmerzen, weil mich dein tapferer Leib jammert, so will ich es dir noch einmal ins Ohr sagen . . . daß du es nachsagen und dich retten kannst.“

Leichenblaß, mühsam atmend, die zuckenden Fäuste an die Brust gezogen, stand Herliberg unter dem Kreuz, während die grause Stimme neben ihm redete in der Dämmernis. Schrecknisse tollten um ihn herum wie lebendige Wesen, die Strapelkorde, die Pfundbügel, der feurige Schwefel, die Scham und Schmach . . . Da saßte er, wie ein Ertrinkender nach einem Halm, nach seinem Stapulier, das an seinem blutenden und fiebernden Leibe klebte. Sie hielt ihms für die Augen in seiner gottverlassnen Stund . . . und rettete ihren Leib und seine Seele . . . sie soll er verleumiden, sie . . . deren reine

Luppen und Händ' seinen sündigen Willen noch bändigten im letzten Augenblick — und wenn er sie nicht verleumdet, so muß er sterben wie ein Hund . . .

„Das Weib ist rein!“ kam wie ein Todesschrei aus seiner Brust. „Das ist die Wahrheit, das sage ich bis an meinen Tod! Fort, du Kerl!“ Das Zimmer und der Böse verschwammen vor seinem Blick, der Böse lief um und um und zum Fenster hinaus. „Ich hab mit dir . . . nichts zu schaffen! Bis an den Tod . . . ruf ich . . . unser Reiterrecht an . . . Und wenn mich . . . mein Capo . . . verstoßt, gut! Schleppt mich herum . . . Ihr gemeine Bande! Schlagt mich mit den Steigbügeln . . . und reißt mir meinen letzten Zehen ab . . . und schlägt mich tot! Dann reißt mir . . . mein Herz heraus . . . Da werdet Ihr . . . die ganze Gesicht . . . geschrieben sinden! Was ich getan hab . . . daß ich ein zuchtloser Mann war — wider ein armes Weib . . . ein reines — keine Reinere ist auf der Welt . . . zuchtlos war ich und wild . . . aber ein Schuft bin ich nicht gewesen.“

Der Hahnenschrei klang, der erste, vom Tabor durch die tiefe Nacht. Ein Stern schoß wie ein Blitz vom schwarzen Himmel, es löst ein Leben auf der Erden aus.

„Eure Sach,“ sagte Gouti falt. „Ihr spektakelt vor nichts und wieder nichts. Mir ist leid um meine verlorene Zeit. Narren kann ich auch anderweitig schreien hören. Adien.“

Drei Sporenschritte. „Hallo! Aufmachen!“ Die außen rissen die Tür auf, und der Akrobatenritter war fort.

(Schluß folgt.)

# Die stille Königin.

Von  
Isolde Kurz.

---

Sie sitzt auf ihrem Blumenthron im Vorbeeschatten, das Zepter mit der Lilie in der Hand, und spiegelt ihr schicksalsvolles, aber unverweltliches Angesicht in dem träumenden Arno, Fiorenza, die stille Königin. Wer kann sie sehen, ohne ihr zu huldigen? Sie nimmt lächelnd deinen Tribut entgegen, aber sie lächelt an dir vorüber, denn sie sieht dich nicht, sie sieht nur die Schattenbilder des Vergangenen. Die stille Königin denkt ewig nur sich selbst. Sie weiß nicht, daß sie längst ihre Krone verloren hat und nur noch Rosen auf dem Haupte trägt, daß jetzt andre Throne aufgerichtet stehen und andre Königinnen mit lauterem Pompe verehrt werden. Niemand wagt ihr das zu sagen, denn alle, die zu ihr kommen, ehren ihren Traum. Die Etikette verbietet, an ihrem Hofe von andern als von den Seiten ihres Glanzes zu reden. Alle italienischen Städte haben ja große, überwältigende Erinnerungen, aber Florenz war die Hauptstadt von Genieland, die Wiege der wiedergeborenen Menschlichkeit; nur einmal, im Lauf der Weltgeschichte, dort an den Ufern des Ilyssos, sah die Sonne Eine, die schöner war. Darum macht kein Ruhm von heute ihre Pulse schlagen. Man sagt ihr: „Fiorenza, heute nacht ist Arnold Böcklin in deinen Mauern gestorben.“ — Sie antwortet: „Ich habe ihn nicht gekannt.“ — „Aber er war ein großer Maler, Fiorenza!“ — „Auch Lionardo ist tot und war ein größerer.“ — Fast ebenso unbewegt steht sie unter ihren italienischen Schwestern. Was soll Fiorenza erschüttern nach allem, was über sie selber hingegangen ist? In ihrem Herzen gibt es keinen Raum mehr für anderer Freuden und Schmerzen. Nicht einmal das Risorgimento hat sie bis in die Wurzeln ihres Seins durchrättelt. Von Aspromonte rief es herüber: „Garibaldi hat für die Freiheit geblutet!“ Sie antwortete aus dem Traum: „Ihr wolltet sagen: Ferruccio.“

Fiorenza hat ein Recht, so stille zu sein, denn ihre Seele ist müde. In ihrer Jugend ist es anders gewesen. Es gab eine Zeit, wo Dante sie mit einer Schwerkranken verglich, die durch Herumwälzen ihre Pein zu lindern sucht. Damals war sie unbeständig wie eine Dirne und eifersüchtig wie eine Räsende. Rings um die schöne Fiorenza her durfte nichts andres schön sein.

Die Nachbarstädte wurden zerdrückt und zertrüten, je näher, desto größer der Haß; die Mutterstadt Fièsole mußte zuerst daran glauben. Am ärgsten aber trieb sie's im eigenen Hause. Gefährlich war sie und grausam, sie wußte selbst nicht, was sie tat, wenn der Dämon sie beherrschte. Ihre Edelsten zerstörte sie, um ihnen heiße Tränen nachzuweinen. Sie schöpfte alle Lüste aus und wand sich dann verzückt unter den Geißelhieben des Bußpredigers; doch als die Neuheit ihren Reiz verlor, sprang sie auf und rief die Henker über ihn! Aber alle ihre Sünden hat sie sich verziehen, alle Verbrechen hat sie durch Werke und Taten geführt, nur eines nicht. Ihr größter Ruhm ist ihre ewige Schmach geblieben. Mit einem immer nagenden Wurm im Herzen blickt sie nach jenem Grabe in Ravenna, das ihr nie gehören soll.

Dante! Man kann nicht von Fiorenza sprechen, ohne daß sein Schatten herantritt. Der bloße Klang ihres Namens zieht ihn her. Keiner von allen hat mit so maßloser Leidenschaft an ihr gehangen wie dieser. Dafür ist sie ihm auch auf ewig verfallen und mit ihr die ganze italienische Kultur. Wo ist je ein anderer Dichter so zum Despoten seines Volkes geworden? Für die Sprache, die er seinen Stammesgenossen schenkte, müssen sie seit Jahrhunderten die Montur seines Geistes tragen. Jede neue Generation findet ihn an der Schwelle des Daseins und empfängt von ihm Form und Richte. Seit dem Trecento zergliedern und erklären sie ihn unermüdlich und kommen doch nie mit ihm zu Ende. Je tiefer man eindringt in italienisches Wesen, desto mehr empfindet man seine Allgegenwart. Gar nicht zu reden von dem offenen Dienste, den ihm die große italienische Kunst geweiht hat — auch noch aus den verborgnenen Winkeln wie dem symbolischen Schmuckwerk der Mediceekapellen entziffert jetzt die Forschung versteckte steinerne Dante-Zitate heraus. Wäre der Alighieri ein deutscher Dichter, so hätte man wahrscheinlich längst die schönsten Teile aus seinem Werke zu Nutz und Frommen der Lesebücher und Anthologien herausgebrochen und den Rest der Literaturgeschichte überantwortet. Anders der zeitlose Italiener. Nicht nur, daß ihm die literarischen Umsturzgelüste der germanischen Völker völlig fremd sind (ein Anrufen gegen die Riesengestalt Dantes, wie es so oft gegen Goethe und Shakespeare versucht wurde, gälte der Nation schlechtweg als Sakrilegium, das nie verziehen würde) — auch die abgestorbenen Teile seines Helden will die fanatische Liebe des Italienern nicht opfern. Es mag ein Fehler sein, denn es hindert am Fortschreiten; aber liebt man einen Dichter, wenn man ihn nicht fanatisch liebt? Der Ausländer ahnt gar nicht, bis zu welchem Maße die ganze italienische Kultur mit Dante durchsetzt ist. Kein Provinzblättchen schreibt seinen Leitartikel, kein Schuljunge seinen Aufsatzen ohne Dante. An den Wortklößen der Divina Commedia beißen sich schon die Kinder ihre Milchzähne aus, und dennoch — das ist das Unerhörte — wird Dante niemals abgedroschen. Die Zeiterne vermehrt nur sein Gewicht: Dante ist den Italienern das Absolute geworden. Der Dante-Kult entbindet sie in ihren Augen von jeder Verpflichtung gegen die andern Großen. Sie lesen keinen Homer, keinen Shakespeare, keinen Goethe. „Wir haben ja den Alighieri.“ Soll man sie für dieses Übermaß vergötternder Pietät loben oder tadeln?

Müßige Frage. Der große Hypnotiseur hält sie in seinen Höllentrichtern fest, weil er der Stärkere ist. Was tut's, daß seine Weltanschauung tot ist, daß unsre Kultur sich nicht mehr in ihr spiegelt, und daß unser Empfinden sich vor ihr entzweit? Die Reiche, die er geschaffen hat, bestehen. Sie sind mit so wütender Gewalt ins Dasein gerissen, daß alle Wellen der Zeit sich an ihnen brechen. Er war vielleicht die zwingendste Seele, die je gelebt hat. Das Weltall schuf er sich neu nach seinem Bedarf. So wie er hat nie ein Mensch über den Tod hinaus gehaßt und geliebt. Er weidet sich wie seine höllischen Folterknüchte an den Mätern, in die er seine längst verstorbenen Feinde gebaut hat, und erschauert mit allen Liebeschauern seiner ersten Jugend beim Anblick der verklärten Beatrice. So kann auch ihm der Tod nichts anhaben. Er lebt, weil die Schwingungen seiner Seele immer weiter zittern. Aber am unmittelbarsten, am gegenwärtigsten lebt er in Florenz.

Mancher glaubt diese Stadt zu kennen, weil er von den Uffizien nach dem Bargello und den Mediceergräbern gerannt oder auch ein paar Wochen lang trunken zwischen Fiesole und der Certosa umhergeschwärmt ist. Aber er hat nur sich selbst und sein Ferienglück genossen; der stillen Königin hat er noch nicht den Saum des Mantels berührt. Fiorenza will gesucht sein. Ihre Seele kann der Uueingeweihte nicht einmal ahnen, und auch ihre äußere Schönheit enthüllt sich nicht auf den ersten Blick. Sie sieht langsam durch ihre göttliche Harmonie und wird dem Auge mit den Jahren immer schöner. Durch Licht und Luft nimmt sie dem Stofflichen seine Schwere. Durch ihre wundervollen Verhältnisse gibt sie uns das beruhigende Gefühl, daß die Welt vollkommen sei. Wer sie kennt, dem wird sie das Maß der Dinge.

Welch geistigen Ausdruck hat die hohe Kultur der Jahrhunderte dieser Landschaft aufgeprägt! Menschenhand hat hier die Natur nicht um-, nur ausgestaltet, und die Natur ihrerseits arbeitet am Werke der Menschenhand weiter. Die Villa dort oben scheint nicht auf den Hügel gebaut, sondern als letzte Bekrönung von ihm selbst heraufgeschoben, so vollkommen entsprechen ihre Maße den seinigen, so eins ist sie mit ihm in der Farbe des Gesteins, und die Zypressen steigen so schrittweise zu ihr hinauf, als habe das alles von jeher zusammengehört. Die lichten Olivenkronen, die wie silberne Schleier hinter dem grauen Gemäuer hervorragen, die rankenden Rosenbüschel, die daran niederglassen, das alles läßt sich nicht umdenken, es sieht aus, als könnte es nicht anders sein. Kein Wald schließt dieses Landschaftsbild mit einem dicken Schattenstreifen ab; die Pinien und Steineichen treten nur zu kleinen, gefälligen Gruppen und Hainen zusammen, um sie übersichtlich zu gliedern, und darüber hinaus wandert das Auge weiter und weiter. Die verstreuten Ortschaften in Tal und Hügelland, die Kirchen, die Klöster und Kastelle, die massiven Bauerngehöfte, wie nimmt das alles teil an dem einzigen Bild. Und erst die Stadt selber, so groß in ihrer geringen Ausdehnung, so lächelnd in ihrem Ernst, und bei aller Monumentalität lustig wie eine Fata Morgana. Die ausdrucksvollen Straßenzüge, die lichtumflossenen Türme und Kuppeln, die schönen Brücken, unter denen der Arno sich so gerne vergißt, haben etwas Persönliches, wie ein von Geist durchleuchtetes Angesicht.

Sanfte Hügel, edelgeschwungene Berge umstehen sie in weitem Bogen; hier knauert der Monte Ceceri wie eine Sphinx, die Klanten von Steinbrüchen durchsucht, und trägt die alte Etruskerstadt Fiesole wie eine Krone auf der Stirne, der Monte Senario erhebt seine bewaldeten Kuppen, deren Wierzahl so nachdrücklich wirkte, bevor sie der Entholzungswut zum Opfer fiel, und in edler Nacktheit steht, alle überragend, der König des Arnotals, der Monte Morello, der sich bei Sonnenuntergang in einen durchsichtigen, zwischen Amethyst und Rosenrot spielenden Riesenopal verwandelt. An ihn schließt sich die blaue Apenninenkette, die in der Ferne verdämmert. Nichts Titanisches in diesen Gebilden, sie scheinen wie durch einen Künstlergeist hindurchgegangen und vom Zufall gereinigt. Als der Schöpfer schon ganz fertig war mit seiner Erde und der erste Mensch der Phantasie vertobt, da mischte er noch einmal die Farben, und mit seiner reifsten und reinsten Kunst schuf er sein letztes und liebstes Werk: Florenz. Man begreift den wütenden Schmerz der Verbannten, die ein Richterspruch auf ewig von diesem Blick schied. Und zur Zeit, wo solche Sprüche gefällt wurden, war Florenz noch die Stadt des Lebens, die erste Rennbahn der Talente. Dafür konnte weder das charaktervolle Verona noch das phantastische Venetien entschädigen. Florenz verlassen hieß die Welt verlassen; manchem war das Sterben lieber.

— — — Wie werde ich meinen ersten Abend auf florentinischem Boden vergessen. Es war Spätsommer, die weiche Lust glühte. Ein eigener, fränklich süßer Duft, an dem ich das sommerliche Florenz auch mit geschlossenen Augen erkennen würde — denn nirgends riecht es so wie dort — lag aus allen Straßen auf. Dunkle Bankolosse, die ruhmreichen Zeugen der Vorzeit, waren tiefe Schatten über den Weg und kündigten sich der Seele an, bevor das Auge sie erfassen konnte. Kindliche Petroleumlampen, die einzige Straßenbeleuchtung im damaligen Florenz, gaben eine dämmernde Helle, zu der noch die roten Lichter der Melonenverkäufer und der am Boden irrende Flackerchein der Ciccajuoli (Sammler von Zigarrentummeln) einen phantastischen Beitrag gaben. Aus der Via della Scala kamen uns mit qualmenden Fackeln die schwarzerlarvten Brüder der Misericordia entgegen, die eine Bahre trugen und von den Vorübergehenden durch Hutabnehmen begrüßt wurden. Gleich darauf kreuzte ein eilender Trupp Mandolinisten unsern Weg und verschenkte mit den Tönen der Lebenslust das Bild des Todes; die jungen Leute zupften ihre Saiten, marschierten und sangen dazu alles so leicht, so klughell und mit so stürmendem Schwung, daß es die Seelen und die Füße mitriß. Die florentinische Sommernacht überschüttete uns mit ihrem ganzen Stimmungzauber. Auch die Sterne über unsrer Häuptern glichen nicht den Sternen der Heimat; sie standen so wunder groß und so unbeschreiblich hoch an dem völlig blauen Nachthimmel.

Am Tage aber ging das Staunen erst recht an. Die Straßen mit der breiten, fußbodenartigen Pflasterung erschienen mir gar nicht wie Straßen,

sondern wie Gänge eines Hauses. Den Innsassen mußte es auch so vorkommen, denn sie fühlten sich im Freien ganz und gar unter sich. Säugende Mütter auf der Schwelle der Häuser, spuckende, rauchende Männer daneben im losen Hemde, das sich über einer schlitternden Hose baumt — man begriff nicht, wie das zusammenhielt — Stühle auf dem winzig schmalen Gehsteig, die den Platz verstopften. Der stehende Gruß der Begegnenden war: „Fa caldo“, und die resignierte Antwort: „Si suda“. Die Hitze hatte alles in Paradieseinfalt zurückversetzt, auch jenen Fuhrmann, der, hinter seinen Pferden herfreitend, mit gelassinem Anstand unterwegs das Hemd wechselte.

Die glatt gepflasterten Plätze, auf denen nach Sonnenuntergang die elegante Menschheit ziellos durcheinander wogte oder an kleinen Tischchen gelato und granita aß, kamen mir mit ihren Marmor- und Bronzewecken wie statuen geschmückte Säle vor, und wenn ein plötzlicher Regenguss darüber hinging, so war es wie ein häuslicher Schneertag, denn gleich darauf lag alles wieder blank und trocken.

Noch gab es kein Hasten und Drängen auf den Straßen, obwohl die ganze Einwohnerschaft sich immer draußen befand! Wohlgesittet schlüpfen die Menschenwogen aneinander vorüber. Ein jeder hatte Zeit im Überfluß — nie werde ich wieder solche Unsummen von Zeit beisammen sehen wie damals in Florenz. Noch wußte man nichts von einem „tranvai“, nicht einmal von der allerbescheidensten Pferdebahn; es gab nur die berühmten Droschken, die den sparsameren Fremden zum Hohne straßenweit verfolgten unter dem hartnäckigen Ruf des Kutschers: „vuole, Signore?“ — und den guten, alten „onibusse“, der mich so oft für zehn Centesimi mit einer dem allgemeinen Tempo angepaßten Geschwindigkeit von einem Stadttor zum andern getragen hat. Es war also auch in den engsten Gassen noch Raum zum Stehenbleiben und zum Staunen. Und wo ich stehen blieb, da sammelte sich gleich ein Menschenhaufen an, um mir staunen zu helfen und nebenher ganz mühelos ein bißchen überflüssige Zeit loszuwerden. Man fühlte noch so deutlich das alte Florenz hindurch: die Traulichkeit in der Größe, eine Welt, wo die Fürsten Bürger und die Bürger Fürsten waren. — Die Zeitungsverkäufer brüllten, aber in musikalischem Tonfall, um die Wette die beiden sich immer bekriegenden Tagesblätter aus. Der Schirmflicker kreischte sein Ombrellajo — sprangajo — o. — Der Schuhhändler ließ in seinem Arr Scarparr, Siorri! (Al scarpajo, Signori) das imposante Jungen-R, das ich nie ohne Reid hören konnte, samt dem zischenden S nur so über die Menge hinschnurren und jausen. Jeder dieser Schreihälse hatte seine eigenen, durch das Herkommen geheiligteten Kadzenzen, die nur seiner Gilde angehörten, und der Eifer, mit dem sie sich gegenseitig zu überschreien suchten, war weit mehr musikalischer als industrieller Art. Die gute Laune lag in der Luft und wurde von allen verstanden. Ein giornalajo, der es den Mitbewerbern zubortun wollte, schrie statt des „Secolo di Milano“, den er unter dem Arme trug, „Mailänder Lügen“ aus; ein Obsthändler schob einen Karren voll herrlicher Früchte vor sich her, indem er aus vollem Halse schrie: „Pere marcic! Pere marcic!“ (Haule Birnen), und auf die erstaunte Frage, warum er seine schöne Ware

so herabsehe, meinte er lachend, wenn er sie anpreise, würde niemand auf ihn hören.

Aber was war aller Lärm der Lebendigen gegen die lautlose Übermacht der Toten! Mit ihnen vor allem hieß es sich jetzt einrichten, denn sie waren die eigentlichen Herren des Pflasters. Das erste, was mir am Ponte vecchio gezeigt wurde, war der Ort, wo in der Vorzeit die verhängnisvolle Marsstatue gestanden hatte, das gefürchtete Idol der Stadt, zu dessen Füßen der Ritter Buondelmonte für den an der Tochter des Amidei begangenen Eidbruch verblutete, mit seinem Tode den unauslöschlichen Bruderkrieg entzündend. So lange der Ponte vecchio steht, wird der schattenhafte Hochzeitszug des Buondelmonte darüber hinziehen, wird Mosca Lamberti im Rate der Mächer sein folgeschweres Cosa fatta capo ha! sprechen, das er seit sechs Jahrhunderten im Inferno büßt. Wer mit solcher Unbrüderlichkeit gelebt hat wie diese alten Florentiner, dessen Sein ist nicht an die kurze Erdenspanne gebunden, er behauptet durch die Jahrhunderte den Ort seiner Taten. Aber der Raum ist eng und der Taten sind viele. Gleich wird aus einer der Goldschmiedebuden der tolle Benvenuto Cellini brechen, den kunstvoll geschmiedeten Dolch in der Hand, der nach Menschenblut dürstet. Die Toten müssen sehen, wie sie miteinander zurecht kommen, denn für sie gibt es keine Zeitsfolge; sie sind alle auf einmal da. Während Tante in die Verbannung zieht, flammt schon auf der Piazza della Signoria der Scheiterhaufen Savonarolas, und Michelangelo rüstet auf den Wällen von San Miniato seine Vaterstadt zum letzten Freiheitskampf. Jeder mag sich hier die Geister wählen, mit denen er am liebsten verkehren will; es ist für alle Bedürfnisse gesorgt. Ich wählte mir den Lorenzo de' Medici mit seinen Gesellen. Sie bezeichnen so recht den Mittagsstand des florentinischen Genius, der dann schnell gen Abend sinken sollte. Brüderlicher, jugendlicher, geistreicher ist das Leben niemals gelebt worden als von ihnen, vielleicht die Tage des Alkibiades ausgenommen. Wie eine Magnolienblüte, die nach langsamster Vorbereitung plötzlich aufbricht und Düste von überwältigender Süßigkeit und Stärke ausströmt, aber durch das Übermaß des Lebenstriebes rasch den eigenen Kelch zerstört, so war die florentinische Kultur in ihren Händen. Daß die Gefahr alle ihre Feste umlauerte und daß sie auch mit dem Wonnebecher am Munde immer den Tod im Auge hielten, das hat ihren kurzen Augenblick so reich und so dauernd gemacht, denn nur am Rande des Abgrunds schwelgt sich's mit Adel. Auf dem Domplatz von Florenz, der in den frühen achtziger Jahren noch dieselbe Gestalt hatte wie im Quattrocento und nur den flatternden Tauben, keinen Straßenbahnwagen, zur Herberge diente, ließen sich leicht die Geister jenes Himmelfahrtsfestes von 1478 herausbeschwören, wo das mediceische Brüderpaar unter den Dolchen des Pazzi und seiner Mitverschworenen blutete. Jeder Pflasterstein wußte noch davon, und die schweigenden Monumente erzählten sich's, wie damals der Platz von der flüchtenden, schreienden Menge gedröhnt hatte, durch deren Mitte der gerettete Lorenzo nach Hause geführt wurde, und wie man am Abend, als das Volk verlaufen war, aus einer Seitentür des entweihten Gotteshauses den schönen

Giuliano tot, mit seinen neunzehn Wunden in die Taufkirche hinübertrug, wo sie ihn aufbahrten, „blaß wie eine Perle“, wie es in einem zeitgenössischen Lamento heißt. — Solch ein Finden und Selbsterleben wie in meinen ersten Florentiner Jahren, als ich in meiner Unschuld meinen konnte, daß alte Florenz zuerst entdeckt zu haben, ist in der heutigen, mit Geschichte und Kunstgeschichte durchsättigten Luft gar nicht mehr möglich.

Wie ausdrucksvooll war der Domplatz noch zu jener Zeit! Die schmucklose Fassade von Santa Maria del Fiore dachte noch gar nicht daran, mit dem schlanken Campanile an Reichtum zu wetteifern; er herrschte in seiner zierlichen Pracht, und die wunderbstliche Loggia del Bigallo gegenüber wirkte in der Schlichtheit und Geschlossenheit des Platzes wie ein geschmückter Juwelenschrein. Das Arcivescovato stand noch mit seinem alten Vorderpalast nahe an das schöne Achteck des Täufers angedrängt und schloß mit einer langgestreckten Linie den ganzen Hintergrund, nur durch einen niedrigen Torbogen, den Arco de' Pecori, Durchlaß gewährend. Wenn Dante aus der Ferne seines bei San Giovanni gedachte, sah er ihn so von Bauten umrahmt und eingeschlossen. In dieser Gedrängtheit hatte der Platz etwas Anheimelndes, und wenn er mit Teppichen und Gobelins behängt war, bekam er das Ansehen eines festlichen Innenraumes, wie ein altes Bild ihn zeigt.

Der jetzt verschwundene Arco de' Pecori führte in das Herz der Stadt, das geheimnisvolle, von wenigen bekannte Centro. Das kleine Viereck, das die Straßen Galzajoli, Gerretani, Tornabuoni und Porta rossa umschlossen, war die Altstadt, einst der Sitz der großen Geschlechter, aber damals nur noch die unheimliche und trostlose Herberge des Elends und des Verbrechens, mit ihren Diebshöhlen und ihren Pestgerüchen zum großen Teil für die Bewohner der glücklicheren Stadtviertel unzugänglich. Nur der alte Mercato mit seinen nächsten Zugängen war, wenigstens bei Tage, ohne Gefahr zu betreten. Am Viale wohnend, führte mich der Weg dorthin durch die Via Strozzi, die heute in nichts mehr an ihre frühere Gestalt erinnert, als in der geraden Linie, mit der sie sich der Via del Corso zu vereinigen strebt. Damals war sie eine lange, enge, unendlich schmuckige, von Verkaufsständen und Tischen umsäumte Gasse, auf der ein immerwährendes Gekeisch und Gedränge wie auf einem Jahrmarkt herrschte. Düfte, wie sie sich dort zu einer atemraubenden Stickluft mischten, habe ich niemals wieder gerochen. Es ist nicht zu sagen, was da alles auf offenem Feuer durcheinander protzelte und schmolte und seine Gerüche mit denen des modrigen Trödelkramms auf den Verkaufstischen mengte. Hatte man sich durch die leidenschaftlich feilschende und gestikulierende Menge durchgewunden, so gelangte man auf den Mercato vecchio mit der unvergesslichen Loggia del Pesce; seine Paläste mit den noch übrigen Türmen, die den Platz umgaben wie invalide Veteranen, und die schlanke, freistehende Säule, die die Stadtmitte bezeichnete, dämmern mir noch in der Erinnerung. Wie wenig Raum doch diese Alten gebraucht hatten. In diesem kleinen Platz, in dem Gewinkel enger Gäßlein, die sich anschlossen, hatte das glühende Herz des mittelalterlichen Florenz geslagen. Aus namenlosem Schmuck, aus entstellenden Baustücke und Verkleisterungen

blickten jammervoll die Spuren einstiger Schönheit. Hier ein kostlicher Zierat an zerbrockelnder Fassade, dort die reizenden Formen einer Loggia, die jetzt dem stinkenden Elend als Unterschlupf diente, anderswo ein Steinbogen aus der Römerzeit, in ein späteres Bauwerk verwendet. Kleine, uralte Kirchlein, über frühchristlichen oder römischen Anlagen errichtet, winzige, unregelmäßige Plätze, enge Palasthöfe, von Türmen überragt, die drückend waren wie ein Alpträum; hier das bescheidene Stammbauhaus der Mediceer mit dem stolzen Engelwappen, dort der festungsartige Palazzo Amieri — das war noch der Schauplatz aller jener Begebenheiten, von denen die Chroniken erzählen. Dort ist mir das alte Florenz im Geiste aufgegangen. Man mußte diese Enge gesehen haben, um den Dämon der Zwietracht zu begreifen, der ein Volk von solchen Gaben und Leidenschaften zu Jahrhundertelanger Selbstzerfleischung zwang. Kein Tapferer konnte sich vor der Parteienung retten, wenn hier der Alarmruf erscholl, wenn die schweren Eisenketten zwischen Haus und Haus den Weg spererten und von den Fenstern, den rasch herausgeschobenen Verteidigungsbrücken Steine und Geschosse auf die Angreifer vrasselten. Hier verstand man auch ganz die Fülle der Verachtung, mit der Tante die Lanan, die Neutralen im Vorhof des Inferno stehen läßt: *guarda e passa!* Man konnte es nachfühlen, wie der gefährliche Boden jedesmal gezittert haben muß, wenn seine Bewohner sich zu Spiel und Freude darauf zusammenfanden oder die Jugend gemeinsam zum wonnigen Maienfest hinauszog, das so oft in Blut und Schrecken geendet hat.

Doch nicht nur die eiserne Zeit der Guelfen- und Ghibellinenkämpfe, war dort in Stein verkörpert, auch an die Anfänge des siegreichen Bürgertums gemahnte diese Enge, an die Tage, wo unsterbliche Künstler als Handwerker in ihrer bottega saßen und die frühen Mediceer sich noch hüten mußten, ihre Mitbürger in der Lebensführung zu überbieten. Hier konnte man sich einen Donatello vorstellen, der des Abends in Schlappschuhen auf den Mercato läuft, um rasch noch in der Schürze Obst und Eier heimzutragen, die er mit seinem Brummeleschi verspeisen will.

Mir ist es wie ein verblaßender Traum, daß ich diese Welt noch mit eigenen leiblichen Augen gekannt habe! Ich atmete aber jedesmal auf, wenn ich mich glücklich durch die zwiebelduftende, von Rossicerien dampfende Via Galimala, die in ihrer Fortsetzung Via de' Succiellinai hieß, und den Arcu de' Pecori bis auf den Platz des Täufers durchgewunden hatte ohne eine allzu unliebsame Begegnung mit den lebenden Bewohnern des Mercato.

Einen Ort jedoch gab es im Centro, den kein Angehöriger der gesetzlichen Welt jemals betrat, ausgenommen die Polizei, und auch die nur in genügender Stärke. Das war der ehemalige Ghetto, der gleich hinter dem Arcivescovato, wenige Schritte von der belebten, eleganten Via Ferretani begann. Er bildete in dem Reich der Verdammnis, zu dem die Altstadt geworden war, die unterste Höllenstufe. Wer sich dorthin verirrte, konnte für immer verschwinden, denn vor dem unersuchten Gewirre von Gängen, Treppen, Terrassen, die die Häuser des Ghetto unter und über der Erde verbanden, machte auch der Spürsinn der Gesetzesboten halt. Dort, wo die Menschen

wie Tiere beisammen hausten, war die Pflanzschule aller Verbrechen und die Brutstätte der Seuchen. Dennoch sperrten sich die Insassen — darunter auch eine wohlhabende Judenfamilie, die seit vielen Generationen dort ansässig war! — zum Teil ganz verzweifelt, als in den achtziger Jahren diese Pesthöhlen ausgeloert und sie selber zwangsläufig in neue, gesunde Stadtteile verjagt wurden. Noch einmal feierte der Ghetto eine kurze und verklärte Auferstehung, als im Karneval 1886 seine ausgenisteten und gelüfteten Räume in eine märchenhafte, von Kameelen durchzogene Stadt Bagdad mit Bazaren, Kaffeehäusern, Karawansereien und entzückenden Blumenhöfen verwandelt wurden, worüber der Duft von Tausendundeiner Nacht schwieg. Gleich darauf verschwand der Ghetto mit dem größten Teil des alten Centro hinter dichten Bretterwänden. Und als nach Jahr und Tag die Gerüste fielen, war das alte Florenz nicht mehr, und an seine Stelle trat ein neues, bei dessen Anblick mir das Wort des Donatello einfiel, als der Maler Paolo Uccello im Kirchlein San Tommaso auf eben diesem verschwundenen Mercato hier ein Bild, woran er lange geheimnisvoll hinter Bretterverschlag geschafft hatte, den Augen des Volkes enthüllte: „Ora che sarebbe tempo di coprire e tu scopri“ (jetzt deckst du auf, wo das Zudecken am Platze wäre). An der Stelle, wo sich der Mercato Vecchio in seiner Bettlermajestät erhoben hatte, gähnt jetzt in öder Langeweile wie ein aufgesperrtes Riesenmaul die Piazza Vittorio Emanuele, und daß sie den ganzen Mercato samt den anstoßenden Gassen und Plätzen verschlungen hat, macht sie dem Auge doch nicht gebietend. Die grausame Zerreißung und Erweiterung des Platzes um San Giovanni, der jetzt nach drei Seiten offensteht und die Taufkirche inmitten des wilden Getriebes wie einen einsamen Felsen in der Brandung erscheinen läßt, hat den Stimmungsreiz des alten Stadtbildes noch mehr verwischt.

Wie aber auch Florenz im Äußern sich verändert: der *genius loci* widersteht den Neuerungen. An langem Faden reicht die Tradition ununterbrochen bis auf unsre Tage herab. Die Brüderschaft der Misericordia z. B., der die ersten Familien der Stadt und der Landesherr selber angehören, ist über sechshundert Jahre alt. Gewohnheiten, Feste, Spiele der Florentiner sind die gleichen wie vor Jahrhunderten. Seit unvordenkblichen Zeiten wird am Epiphaniatag die Hexe Besana gefeiert, die in einem Strumpf Geschenke ins Kamin hängt, und deren Ankunft die Gassenjugend schon Tage vorher durch das ohrenzerreibende Tuten der langen Glästropeten ankündigt. Noch heute will der Florentiner an jedem Charsamstag den geschmückten carro vor der Domtür in die Luft fliegen sehen, so kindlich die Mechanik der künstlichen Taube ist, die ihn entzünden muß. Daß an jedem 24. Juni für den Täufer, den Schutzpatron der Stadt, die alten furochi abgebraunt werden, versteht sich von selbst. Aber ebenso zähe ist der närrische Brauch, daß an Mittwochen jedem Vorübergehenden von den Kindern, diesen Hütern der Vergangenheit, das papierene Leiterchen auf den Rücken gehetzt wird, obwohl niemand mehr weiß, was der Nutzen bedeutet, und daß am Tage von Mariä Himmelfahrt der Liebhaber seiner Schönen eine schwarze Singgrille im Käfig verehren muß. Ein Liedchen, mit dem die Kleinen in den Frühommernächten das Erscheinen

der Leuchtfäser begrüßen, habe ich wörtlich so in den Gesängen des Poliziano gefunden, und ich frage mich, ob nicht hinter ihrem Popanz Maramao vielleicht eine Erinnerung an den Verräter Maramaldo sich versteckt! Einen Schmerzbauch nannte meine Hausfrau einen Giangastone, und hatte doch in ihrem Leben nichts von dem schlemmerischen leichten Medicier gehört.

Auch ein Gespenst würde sich in Florenz schämen, nicht mindestens seine vierhundert Jahre alt zu sein, wie die schöne Luisa Strozzi, die unter dem Herzog Alessandro geheimnisvoll starb und sich noch immer ab und zu erzeigen soll. Die Umlwohner des Bargello schließen selbst in den glühenden Hochsommernächten ängstlich alle Fenster, weil aus dem alten Säulenhof, an dem das Blut der Staatsverbrecher klebt, so seltsame Töne und Schatten heraussteigen.

Die Zeit hält über der Arnstadt ihre raschen Flügel an. Die alte Uhr auf dem Palazzo Vecchio regelt das Leben von Florenz, und ihr Schlag ruft: Eile mit Weile! Nichts hat hier seine feste Stunde. Der Nobile, der mit der Zigarre im Munde an der Tür des circolo steht, die gevnderte Bürgerstochter, die vom Fenster den herrschaftlichen Equipagen nachsieht, der facchino der sich an der Straßenecke in der Sonne räkelt, sie gehören alle zur großen Familie der Lilien auf dem Felde. Nur ein loser Sommerfaden hält das ganze Getriebe zusammen; will man ihn spannen, reißt er.

Hast rührend mittet es im zwanzigsten Jahrhundert an, wenn man in einer der belebtesten Straßen auf einen Laden stößt, an dem ein geschriebenes Säfelchen anhängt mit der vertraulichen Aufschrift: „Torno subito“ (ich komme gleich wieder). Der Inhaber ist nur ein bisschen weggegangen, um anderswo zu plaudern; aber der Kunde müßte viel Zeit übrig haben, der auf seine Zurückkunft warten wollte. Wer frisch von außen kommt und noch das Tempo des modernen Lebens in den Gliedern hat, der fühlt sich in Florenz wie eine Stugel, die in einen Wollfack fällt. Seine Tatkraft nüht ihm nicht das geringste gegen den weichen, passiven Widerstand, der ihn umgibt. Und der Auftömmling wundert sich über seine Landsleute, die vor ihm da waren und schon das zeitlose Leben der Eingeborenen teilen. Sie erinnern ihn vielleicht an die verzauberten Lophophagen, die mit stillen Gesichtern wunschlos umhergehen und niemals heimverlangen nach dem Lande der Väter. Doch bald wird ihm so seltsam wohl in der blauen Unendlichkeit; die Geister der Zeit, die ihn jagten, fallen ab, und am Ende wird er selbst wie jene und begeht nichts weiter als nur immer dazubleiben und von den Früchten des Lotos zu essen. Aber wehe ihm, wenn er nicht gesetzt ist gegen das süße Gift, denn diese Früchte bekommen nicht jedem. Eine wonnige Mattigkeit schleicht durch die Adern, die manchem die Spannkraft auf immer lähmst. Nichts spornt ihn mehr zum Tun auf einem Boden, wo seit Jahrhunderten alles getan ist. Langsam verfeinert sich das Stilgefühl bis zur Unzulässigkeit und schafft beim Anblick jedes Erzeugnisses einer unreiferen Kultur Qualen, von denen der Außenstehende keine Ahnung hat. Nur in Gesellschaft der Toten scheint das Leben noch lebenswert. Aber die Toten sind grausam, besonders gegen den schaffenden Künstler. So mancher legt sich als demütiger Schüler zu ihren Füßen, der daheim Gewinn und Ehren erringen könnte oder schon errungen hat, und

wird von ihnen ausgesogen und weggeworfen. Erst reißen sie ihn an sich mit dämonischer Gewalt; sie werfen Hölle um Hölle vor ihm ab, daß er sie erkennt in ihrer übermenschlichen Schönheit, dann beginnt der kalte Hohn, die eisige Zurückweisung: Versuch es und sei wie wir! Er hält es zuerst für möglich. Aber hat er eine Leinwand auf der Staffelei, die ihm Freude macht, so blicken sie ihm über die Schulter, kalt und unerbittlich. Im Pitti gibt es bei seinem Eintritt eine wahre Verschwörung. Leo X. mit dem Kardinal Bibbiena lächelt insam, die stolzen Tizians sehen über ihn hin, und sogar die schwermütigen Madonnen des Botticelli verziehen ihre Mündchen, bis ihn die Verzweiflung packt, daß er seine Leinwand zerschneidet und ein paar Tage wie ein Toller durch die Campagna rennt. Er hadert mit sich und mit den Toten; er sagt ihnen die schrodesten Worte: Ihr habt nicht nötig, euch aufzublasen, was wärt ihr, wenn nicht die Wogen eurer Zeit euch getragen hätten! Es ist ein Unterschied, ob man für die Stanzen des Vatikan schafft oder für einen modernen Prokonsalon. Ich möchte sehen, wie ihr euch heutigentages anstellen würdet, um unsterblich zu werden! — Er hat gut reden, die lächeln weiter und geben keine Antwort; nichts Niederschlagenderes als mit Lenten hadern, die den Mund nicht zur Erwiderung aufstun. Endlich ruft er in heller Wut: „Was wollt ihr? Neben den Griechen seid auch ihr nur Krämer!“ Dann schlagen sie die Augen nieder; das ist seine Rache. Aber der Anblick eines einzigen modernen Bildes genügt, ihn reuevoll zu den Füßen seiner Peiniger zurückzuführen. Ja, die Toten sind eine tückische Nation. — Wer aus den Armen der stillen Königin kommt, der steht als Fremdling unter den Menschen, wie wenn er aus dem Venusberg steige, und ist er dann noch imstande, der Welt zu dienen, so hat er die stärkste Probe auf seine Lebenskraft abgelegt.

Florenz ist die vornehmste aller Städte. Da auf diesem Boden kein Geld zu machen ist und die größeren Vergnügungen fehlen, gibt es keine prächtigen Bauausen, keine das Leben genießenden Handlungssirenen dort, und von den internationalen Abenteurern anderer Weltstädte nur der Vollständigkeit halber einige wenige Muster. Kein Wald von Fabrikshallen verdickt die Lust mit Qualm und mit sozialen Fragen; was den Bauern betrifft, so ist er in Toskana durch die Einrichtung der mezzadria<sup>1)</sup> besser gestellt als irgendwo sonst; der Kleinbürger aber lebt in einem Geschlechte höchst verwickelter, doch friedlicher Auskunftsmitte, in die wir keinen Einblick haben. Freilich fallen mit dem wirtschaftlichen Kampfe auch die Leidenschaften weg, die die Gesellschaft verjüngen. Das heiße Blut der Florentiner ist schon nach den letzten großen Aderlässem beim Untergang der Republik zahm und stille geworden. Das gesellschaftliche Leben ist abgeklärt, ruhig und rein gestimmt wie die Landschaft um Florenz. Die hochgebildete Sprache trägt einen Hauch von Vornehmheit bis in die niedrigsten Schichten hinunter. Dagegen ist der Blick auch unbegrenzt. Alle Nationen treffen in Florenz zusammen. Jede Welle des modernen Lebens, gleichviel von wo sie ausgegangen, dort kommt sie an-

<sup>1)</sup> Das Halbpartiensystem, nach dem der Bauer dem Grundherrn einen Teil, meist die Hälfte des Ertrages, als Pacht abgibt.

gerauscht; man kann ihren Weg verfolgen, nur daß ihr Schlag am Armonier seine elementare Kraft verloren. Einen Barrakadenkampf z. B. kann man sich auf dem Boden, der so viel Bürgerblut getrunken hat, in unsren Tagen gar nicht mehr vorstellen. Auch ihr 27. April ist ja so gesittet verlaufen wie eine Revolution im Lustspiel. Man mußte unsren alten Tapezierer, der die Zeit noch miterlebt hat, von dieser menschenfreundlichsten aller Staatsumwälzungen erzählen hören; schade, daß ich nur den Sinn, nicht auch den Klang seiner Worte wiedergeben kann. Schon tags zuvor hatte es gegoren, drohende Gruppen standen auf den Straßen, und als General Ferrari, eine sehr verhasste Persönlichkeit, sich mit seinem Adjutanten auf der Piazza zeigte, schnitten die toskanischen Gendarmen, die ihm folgten, Krähen hinter ihm her, bis ein Herr hinzutrat und ihn bat, sich aus Rücksicht auf die Stimmung des Volkes zurückzuziehen. Am 27. wurde es ernst. Da machten die Häupter der Bewegung dem Großherzog eine Aufwartung, nach der ihm nichts übrig blieb als zu geben. Als er mit seiner Familie in großer Staatskarosse zum Boboli hinausfuhr, begleiteten sie ihn nebst Militär als Sicherheitswache und führten ihn mit allem schuldigen Respekt nach Bologna, wo sie ihn in die Arme der Österreicher legten. Und wo der Zug vorüberkam, da stand das Volk schweigend und höflich auf der Straße und ließ sogar den General Ferrari, den einzigen, dem man ans Leben wollte, ungehindert passieren, weil er hinten auf der großherzoglichen Equipage stand, wo sonst der Platz der Lakaien war. Dem bekannten Bäcker und Volksmann Tolli, dem Freunde Garibaldis, winkte Leopold II. noch ein humoristisches „Arrivedere“ zu, worauf dieser mit einer Verbengung antwortete: „Questa volta spero di no, Altezza“ (diesmal hoff' ich nein, Hoheit). Erst als der „Papa“ die Stadt verlassen hatte, brach der tobende Jubel aus, und man sang den Anhängern des alten Regimes den Spottvers nach:

Oh cosa spera tu?  
Il babbo non torna più.

Freilich als dann mitten in das Gvivarufen und Fahnen schwenken hinein die Stenereinnehmer kamen und die Soldaten ausgehoben wurden, da fühlte sich die tricolore Begeisterung bald ab — man spürt es ordentlich der Mimik des Erzählers an, wie die piemontesische Schraube das weich gewohnte Volk von allen Seiten zwickte. Denn die Toskana mit ihren humanen Einrichtungen hat mit dem Anschluß an das große Vaterland ein Opfer gebracht wie keiner der andern Stämme. Darum fühlt sich so ein alter Florentiner bis auf den heutigen Tag noch nicht ganz als Italiener. Immer denkt er mit stiller Wehmut an das milde lothringische Regiment, wo sich's so bequem lebte, wo alle öffentlichen Geschäfte über Hintertreppen gingen, wo der sigaro toscano zwei Centesimi kostete und wo sogar das Wetter schöner war als heute. Immer ist er ein bisschen codino, ein bisschen paolotto geblieben, das heißt, daß ihm ein Böpschen hinten hängt, und daß er nach Kirchenluft riecht. Und der Piemontese ist ihm so lieb wie dem Altbayern der Preuze.

Überhaupt kommt dem Florentiner der Fremde schwerlich recht nahe, und als Fremder wird von ihm jeder Nicht-Toskaner angesehen, daher er dem Römer und Lombarden ebenso gut ein Buch mit sieben Siegeln bleibt wie

dem Deutschen oder Engländer. Er lebt in seiner alten Kultur wie hinter einer chinesischen Mauer. Wie vergißt er, daß sein kleines Gemeinwesen einmal die Wiege der modernen Zivilisation und ein Inbegriff der ganzen Menschheit gewesen ist, der keiner Ergänzung von außen bedurfte. Darum stellt er sich vor, daß noch heute jedes andre Volk von ihm, er von keinem andern Volk zu lernen hätte. Seine Geographie ist so einfach wie möglich und wird auch durch das wütige Zeitungslesen nicht beeinflußt: Florenz und um Florenz her Italien, um Italien her eine nebelhafte Welt, das Ausland, das die seltsame Menschenrasse der „Fremden“, der Forestier hervorbringt. Von dieser weiß er nur so viel, daß der Brite von einer kleinen Insel kommt und der Amerikaner von einer großen, und daß der Deutsche nicht allemal ein Österreicher ist, obgleich er das letztere immer gerne wieder vergißt. Damit ist so ziemlich sein Interesse für außerflorentinische Dinge umschlossen. Selbst der Literat ist stolz darauf, keine fremde Sprache zu verstehen, weil er so die eigene reiner zu erhalten glaubt.

Im gesellschaftlichen Verkehr kommt man über den Anfang nicht hinaus, und wenn man bei der ersten Begegnung wegen der Leichtigkeit und Freundlichkeit der Sitten den Eindruck gewonnen hat, als ob man mit alten Bekannten zusammen sei, so bewegt sich das Gespräch nach jahrelanger Bekanntschaft immer wieder in denselben Gemeinplätzen, als sehe man sich heute zum erstenmal. Fiorenza ist weder gastfrei noch warmherzig. Die Sitte verbietet dem Fremden sogar, den ersten Besuch zu machen; er muß warten, ob man ihm entgegenkommen will. Es gibt keine freundnachbarliche Teilnahme, auch zwischen den Einheimischen selber nicht, obgleich ein Kaffeehausbekannter den andern amico nennt.

Dafür duldet die stille Königin auch keinen Klatsch an ihrem Hause. In den modernen Millionenstädten gibt es immer wieder ein Krähwinkel, wo der eine das Tun und Lassen des andern bemängelt, in der kleinen Weltstadt am Arno nicht. Höchstens wenn der Principe Strozzi stirbt und niemand sich findet, der seinen Palast mit den wundergroßen Erinnerungen und den wundergroßen Hypotheken übernehmen will, bewegt sie das ein wenig, denn der Palazzo Strozzi ist ein Stück von ihrem Herzen; aber den Kleinkram des Tages läßt sie nicht an sich heran. Wird eine Skandalaffäre laut, die anderwärts ein Jahr lang alle Jungen beschäftigen würde, so zuckt Fiorenza die Achseln und läßt in einer Nacht das Gras der Vergessenheit darüber wachsen. Und an „Affären“ fehlt es nicht in einer Stadt, die der Liebesromantik aller Nationen als Zuflucht dienen muß. Auch der Fremde artet sich bald nach dem einheimischen Stil: ein Geheimnis der Kolonie wird nur von den seinen Lufschwingungen, nicht von Menschenstimmen weitergetragen. Am Ende wissens alle, und niemand spricht davon.

Was den Umgang mit dem Florentiner erschwert, ist seine Abneigung gegen die geraden Wege. Wie alle sehr alten Kulturvölker hat er das Bedürfnis des Umgehens und Verhüllens. Das Gegenteil von dem sagen, was man denkt, heißt in Florenz *educazione*. Dabei zieht der eine von den Versicherungen des andern mit klarer Schäzung ein bestimmtes Quantum ab, so

daß doch noch eine Art von Wahrheit herauskommt. Es dauert lange, bis der Fremde sich diese Übung aneignet. Vor allem muß er lernen, daß sein Gewährsmann selber gar nicht ernst genommen sein will, sondern nur den Anstand wahrt, wie er ihn empfindet. Man könnte, ein berühmtes Wort parodierend, sagen: „Allgemeine Verstellung, gemildert durch allgemeinen Unglauben.“ Daß dieses System für den modernen Menschen zu zeitraubend ist, kommt nicht in Betracht, denn der Florentiner ist kein moderner Mensch. Ihm ist die ererbte schöne Form Zweck und Inhalt der Täuschung. Die Begeisterung für die Sache, die ihn einst so groß machte, hat er mit der Wildheit seiner Jugend hinter sich gelassen.

Auch äußerlich trägt er die Merkmale der Überfeinierung. Er ist schwächtiger gebaut und hat schwächere Nerven als der Norditaliener; es kann vorkommen, daß er an den Folgen eines plötzlichen Schreckens hinsiecht und stirbt — ha avuto una paura heißt es dann. Rachitis und Skropulose wühlen im Volk, und der allzußpärliche Salzverbrauch leistet diesen Feinden noch Vorschub. Daran ist nicht allein die hohe Salzsteuer schuld, sondern auch alte Gewohnheit. Alle Bitternis der Fremde symbolisiert sich für Dante in dem Salzgeschmack ihres Brotes, und noch heute ist der Toskaner kein gesalzenes Brot. Daß die Kinder schon so gewiht sind wie die Erwachsenen, scheint auch ein Altersmerkmal der Rasse zu sein. Wunderbar leicht und schnell arbeitet die geistige Maschine des Volkes. Es versteht die Rede des Fremden augenblicklich, auch durch die abentenerlichsten Sprachschwierigkeiten hindurch; ja, es erhascht seine unausgesprochenen Gedanken, vorausgesetzt, daß sie sich im florentinischen Gesichtskreis bewegen. Was aber darüber hinausliegt, das trifft auf um so tiefere Verständnislosigkeit. In eine fremde Gedankenwelt einzudringen, gibt sich kein Florentiner die Mühe, er will in seiner eigenen aufgesucht sein.

Der gemeine Mann ist gutmütig, taktvoll, verständig. Seine Höflichkeit gegen den Höherstehenden hat nie etwas Unterwürfiges, er gibt stets zu verstehen, daß er durch die seine Form sich selber ehren will. Dem Florentiner liegt seine republikanische Vergangenheit im Blute. Er lacht über Titel und Orden. Eine Livree zu tragen bequemt er sich nur mit dem äußersten Widerwillen. Die Trotschenkütcher wehrten sich noch gegen jedes Abzeichen, das der Magistrat ihnen aufnötigen wollte, um nur ja nicht mit Herrschaftsfutschern verwechselt zu werden, und bemühen sich, unter ihrem Panama-hut oder dem festgeschrabten Regenschirm so nachlässig und bürgerlich wie möglich drein zu schauen. Spricht der Fattore mit seinem Gutsherrn, so läßt er den Grasen- oder Marchesititel beiseite und redet ihn vertraulich Sor Giuseppe, Sor Cosimo an. Das ist das letzte Überbleibsel jenes Geistes der Freiheit, der einst die ordinamenti della giustizia schuf, jene unerhörten Ausnahmegesetze, die den kriegerischen Feudaladel von Florenz zertraten und den Boden frei machten für eine Kulturentwicklung ohnegleichen, die aber auch den späteren Niedergang vorbereiteten, da es in den Tagen der Not an waffenkundigen Führern fehlte. — Und mit wie wenigem ist dieses Volk zufrieden. Es braucht Vergnügungen, aber sie kosten ihm nichts. Ein

Drahtflicker, der im Häuserschatten des Lungarno sitzt und alte Töpfe zusammenheftet, genügt, um den Müßiggängern, die zusehen und scherhaftes Reden mit ihm tauschen, einen lustigen Nachmittag zu machen. Ihre höchste Wonne freilich ist das Kutschfahren, doch auch das wissen sie sich billig zu verschaffen. Sechs Mann im Einspanner, wobei einer auf dem Bock neben dem Kutscher sitzt und die vier andern den fünften auf dem Schoße halten, das ist in Florenz ein alltäglicher Anblick. Es ist ein ganz besonderes, von allen italischen Stämmen verschiedenes Geschlecht, diese geschmeidigen, gewitzten, zungenschlüssigen Nachkommen der Etrusker. Ein unergründlicher, aber lächelnder Pessimismus haftet ihnen an, der dem Nächsten von vornherein das Schlechte zutraut, ohne es ihm übelzunehmen. Sie vereinen Wit mit Denk- kraft und Phantasie; das begabteste Volk seit den Griechen.

Nirgends lernt man den Zauber und die Gefahren einer alten Aristokratie besser kennen als in Florenz. Wer trägt so schwer an seiner Überlieferung wie die Erben dieser alten geschichtlichen Namen? Darf man es ihnen verargen, wenn sie die Welt innerhalb ihrer Paläste, ihrer Gemäldegalerien, ihrer Familienarchive beschlossen glauben? Sie kommen alt zur Welt, wie so oft die Söhne berühmter Väter. Die Mitarbeit an dem Bau der Neuzeit reizt sie nicht. Ein florentinischer Aristokrat in einem bürgerlichen Beruf, etwa als Arzt oder Ingenieur, ist ein unanständiger Gedanke. Er richtet sich auch nur standesgemäß — im Spiel oder durch den Rennstall — zugrunde, nicht etwa durch Ausrüstung einer wissenschaftlichen Expedition oder durch die Erbauung eines Luftschiffes. In freiwilliger Entzagung, die nicht ohne ein inneres Pathos ist, verbringt er sein Dasein abseits von den Quellen des modernen Lebens, Auge in Auge mit der Vergangenheit und seinen Standespflichten. Wo gibt es aber auch solche Familienerinnerungen, solche Ahnenfälle, wo sieht man im Rahmen einer kleinen Stadt so edlen Luxus, so glänzende Equipagen, so wahrhaft vornehme, weil einfache Verkehrsformen? Dort oder nirgends ist die alte Zeit mit ihrer Unmut und ihrem Adel zu Hause. Gar zöpfig wirkt der lezte Nachklang des einstigen Mäzenatentums, wenn noch heute der florentinische Nobile die Abhandlung eines Gelehrten über irgendein schwieriges Fachthema als Widmung zu seiner Vermählungsfeier entgegennimmt. Und gar ein Begräbnis in der Aristokratie ist ein Fest, auf das die ganze Stadt stolz ist, und das den Weiblein des Viertels durch die Anzahl der Wagen, der Kränze, der Fackeln ihren Bedarf an Unterhaltungsstoff und an Lottoniummern liefert. Welchen Eindruck muß es in dieser feierlichen Welt hinterlassen haben, als einmal vor Jahrzehnten — die Erinnerung daran ist noch in Florenz lebendig — ein überschuldeter Nobile sich mit Buchlasten und Metallschildchen an der Ecke seines väterlichen Palastes niederließ und so lange den Vorübergehenden mit vielem Aufstand und wenig Übung die Schuhe wischte, bis ihm die Bezahlung seiner Schulden und das Reisegeld nach Amerika von der Verwandtschaft bewilligt war.

„Signore“ bedeutet auf florentinisch einen, der nicht arbeitet. Die Sprache macht aber noch eine feine Unterscheidung. Wenn Eltern und Voreltern schon nicht zu arbeiten brauchten, der ist Signore. Wer diesen Vorzug sich selbst

oder dem Glücke verdankt, der „macht“ den Signore. Kann er sich auch nicht mit dem Duft der echten Aristokratie umgeben, so wird er doch in seinen eigenen Augen ihresgleichen. Auf ein solches Glücklos hofft ein jeder: das Lotto oder der bekannte Forestiere aus Märchenland soll ihm die Mittel dazu liefern. Jeder Fremde wird darauf aufgesehen, ob er der Erwartete ist. Ich könnte mir kein verächtlicheres Geschöpf denken als einen armen Forestiere in Florenz. Es gibt aber wahrscheinlich überhaupt keinen solchen, denn neben dem Abfindungswesen, mit dem die kleinen Leute sich dort helfen, gilt der barzahlende Fremde, auch wenn er noch so ärmlich lebt, immer für einen wohlhabenden Mann. In früheren bescheideneren Zeiten war so ein Forestiere in einem armen Bürgerhaus das gepflegte und vorsichtig gemolkene Statttier; seine Anwesenheit war so viel wie eine sichere Rente, man erhielt auf ihn Kredit und er konnte sogar, wenn er einmal festhaft war, der Tochter statt der Mitgift hinterlassen werden. Diese idyllischen Zustände sind vorüber, seitdem mehr Geld im Umlauf ist und die Ansprüche gestiegen sind. Aber immer noch ist der Fremde mit dem fabelhaften Mammon das Ziel aller Hoffnungen. Nach dem achttägigen Besuch des Königs von Siam phantasierte die Bevölkerung nur noch von den Trinkgeldern, die sich wie ein goldener Regen über das Hotel ergossen haben sollten; der Anteil eines Kellners, der meinem Hauswirt nahestand, war, bis er mein Uhr erreichte, schon auf zwanzigtausend Franken gestiegen und wuchs noch immer. Denn die Einbildungskraft der Florentiner ist äußerst rege, und wenn das Geld ins Spiel kommt, geht sie gerne mit ihnen durch. Belauschen wir einmal ihre Gespräche, wenn sie unter sich sind:

Da sitzt ein Häuslein Stammgäste um einen billigen Mittagstisch. Es sind Leute aus ganz verschiedenen Schichten: ein General a. D., ein Unteroffizier, Beamte, alle in dürftigen Verhältnissen: ihre Armut und ihre Sprachkultur geben ihnen die gesellschaftliche Gleichheit. Sie sprechen von Geld und was ein jeder von ihnen damit anfangen, wenn er welches hätte. — „Was soll ich mit Geld?“ sagt der Unteroffizier. „Ich habe fünfundsechzig Centesimi Pension im Tag, damit kann ich auskommen.“ — „Aber,“ wird ihm eingewendet, „wenn Ihnen eine Million angeboten würde?“ — „Nein, nein, eine Million würde mir nur Scherereien machen, ich will keine Scherereien, ich will keine Million.“ — „Sie könnten ja das Geld für gemeinnützige Zwecke verwenden, Almosen geben, Stiftungen machen.“ — Der Unteroffizier schweigt zuerst betroffen, dann wiederholt er, lebhaft abwehrend: „Nein, nein, nein, ich will nichts davon wissen. Arm bin ich geboren, und arm will ich sterben. Mir genügt meine Pension! Ich verzichte auf die Million!“, sezt er laut und mit Nachdruck hinzu, erhebt sein Glas zur Bekräftigung und trinkt es aus. Dann blickt er von einem zum andern nach der Wirkung seines gran rifiuto. Allein das Gespräch ist weiter gerauscht und niemand achtet mehr auf ihn. Da stößt er gekräuskt sein Glas auf den Tisch: „Und ich, der ich eine Million ausgeschlagen habe, von mir soll gar nicht die Rede sein? Ist das nichts?“

(Ein Schlussartikel folgt.)

# Die Freundin Wilhelm von Humboldts.

Von  
Albert Leizmann.

---

## I.

Es dürfte kaum eine zweite deutsche Briefsammlung geben, deren literarischer Erfolg mit dem verglichen werden kann, den Wilhelm von Humboldts „Briefe an eine Freundin“ gefunden haben. Als sie im Herbst 1847 zuerst erschienen, in einer politisch höchst aufgerigten Zeit, die von aller berausenden Lebensansicht und jedem rein literarischen Interesse so weit als möglich entfernt war und einzig in dem Kampf für die Verwirklichung ihrer staatlich-freiheitlichen Ideale ihre Daseinsberechtigung fand, glaubten feinere Beurteiler ihnen kaum eine freundliche Aufnahme versprechen zu können. In den ersten Nummern der „Blätter für literarische Unterhaltung“ vom Jahre 1848 widmete der bekannte hessische Literarhistoriker Vilmar dem Buche eine begeisterte und sehr eingehende Besprechung, in der er den Widerspruch, in dem ihm diese Briefe und die damalige Zeitstimmung zu stehen schienen, in die ironischen Mahnworte kleidete: „Man hat an dem Buche Belehrung, die die Welt nicht mag, Verständigung, die sie nicht begreift, Vertiefung, durch die sie gelangweilt, und Erhebung, durch die sie belästigt wird.“ Diese Prophezeihung ist nicht zur Wahrheit geworden: vielmehr haben die Deutschen durch ihre dauernde Liebe für dieses Buch, das vielen, besonders unter den Frauen, fast eine weltliche Bibel geworden ist, bewiesen, daß ihnen Sinn und Verständnis für eine hohe, aus der Klarheit des Gedankens ebenso wie aus der Tiefe der Gefühle genährte Lebensanschauung auch in stürmischen Tagen treu geblieben sind. Daß diese Lebensansicht voll milder Heiterkeit, wie sie hier gewissermaßen als ein Vermächtnis des weisen Freundes unserer großen Dichter sich darstellte, einen stark quietistischen Unterton erklingen ließ, konnte ihr nur von unverständigen Beurteilern zum Vorwurf gemacht werden. Sprach doch hier ein völlig vollendet Greis an der Pforte des Todes die Überzeugungen aus, die ihm dies hohe Lebensalter zu einem glücklichen und den Ausblick auf das nahe Ende desirdischen Daseins heiter und licht machten, ohne jemals, falsch verallgemeinernd, nun für alle Temperamente und alle Lebensalter genau die gleiche Gemütsbestimmung fordern zu wollen. Und wenn die tiefsten Gedanken des Weisen von Tegel ganz ungewollt überall eine enge Wahlverwandt-

haft mit den reinsten religiösen Ideen und Vorstellungen aufwiesen, was nur denen verwunderlich erscheinen kann, die nicht berücksichtigen, daß Humboldt, ebenso wie der ältere Goethe, auch die große Umwälzung und Erweiterung der geistigen Werte, die durch die Romantiker in unser inneres Dasein kam, voll in sich durchlebt hatte, so hat dieser Umstand, so oft er auch im Sinne beschränkter christlicher Frömmigkeit mag missgedeutet worden sein, sicherlich nicht wenig zu dem Erfolg des Buches beigetragen. Dieser selbst ist ganz unbestreitbar: schon ein Vierteljahr nach dem Erscheinen der ersten Auflage war eine zweite nötig; in einem halben Jahrhundert hatte es das Buch auf dreizehn Auflagen gebracht. Goethes Briefwechsel mit Schiller erlebte in der gleichen Zeit nur vier, seine Briefe an Charlotte von Stein drei, seine Gespräche mit Eckermann sechs, Schillers Briefwechsel mit Lotte vier, mit Mörsner nur zwei Auflagen.

Über die Echtheit des Textes dieser Briefe machte man sich wohl niemals irgendwelche Gedanken. Die Adressatin selbst, Charlotte Tiede, hatte die Herausgabe vorbereitet: der pietätvolle Sinn, der aus ihrem Vorbericht und ihren Anmerkungen dem Leser so deutlich entgegentrat, legte die Annahme nahe, daß natürlich auch bei der Herstellung der Druckvorlage, abgesehen von Streichungen gleichgültigerer oder durch zu große Offenheit etwa für Lebende verlebender Stellen, womit man damals etwas ängstlich war, pietätvoll verfahren worden sei. Was man da als Humboldtsche Worte und Anschaunungen las, stimmte auch im großen und ganzen zu demilde, das man sonst von seinem Wesen hatte, und dieses Bild selbst war bis in die jüngste Zeit hinein nichts weniger als durchweg deutlich und klar umrissen. Wo man etwa Anstöße fand, wurden sie immer diesemilde zur Last gelegt, das man sich zuweilen arg dadurch verschlieben ließ: das ging bis zum Vorwurf der Unwahrheit und Affektation, der Schmeichelei und eitlen Selbstbespiegelung. Obwohl man wußte, daß das Urteil über Bettina willkürlich verändert war (ich komme nachher darauf zurück), traten doch nirgends Zweifel an der sonstigen Treue des Textes auf. Vielen Freunden Humboldts waren durch den stark französisch-zimmerlichen Ton der Beigaben die ganzen Briefe fatal geworden: sie begrißen die psychologische Wesenheit des ganzen Verhältnisses nicht recht; so manches in dem Gedankengehalt der Briefe schien ihnen mit ihrem sonstigenilde von dem Verfasser unvereinbar und unsympathisch. Eine Würdigung, wie sie Rudolf Haym, Humboldts Biograph, dem Werke zuteil werden ließ, findet man nur selten. Meistens blieb es mehr oder weniger unbeachtet beiseite liegen oder wurde doch nur wie eine Quelle minderen Ranges benutzt. Daß dies dunkel und unbewußt wirkende Gefühl einer gewissen Unsicherheit des Bodens ganz berechtigt war, sehen wir jetzt deutlich, seit uns in meiner, im Frühjahr im Inselverlage erschienenen neuen Ausgabe der Originaltext der Briefe vorliegt, soweit derselbe überhaupt noch erreichbar ist. Leider hat Charlotte eine sehr große Zahl der Originale, von denen etwa drittthalb Hundert in ihren Händen waren, aus übertriebener Angstlichkeit, nachdem sie sie für den Druck bearbeitet hatte, dem Feuertode geweiht. Von den 174 Nummern, die wir kennen, sind nur 93 ganz oder teilweise erhalten: die überwiegende

Zahl dieser noch vorhandenen Nummern gehört der Zeit von 1829—35 an, während aus der Zeit von 1814—28 die meisten vernichtet worden sind.

Der Vergleich der Originale mit dem Druck ergab mir das überraschende Resultat, daß der Text, wie wir ihn bisher in gutem Glauben als humboldtsch laßen, auf weite Strecken gänzlich apokryph, an vielen Stellen nicht nur stark gekürzt, sondern mehr oder weniger direkt gefälscht, im kleinen aber nirgends zuverlässig ist. Für diejenigen Nummern aber, zu denen wir keine Originale haben, ist er jeder gut begründeten Vermutung gegenüber, die imstande ist, dem Sinn aufzuholzen oder den Stil echter zu gestalten, völlig vogelfrei. Was uns durch den Verlust eines großen Teiles der Handschriften sachlich ganz entgeht, da es gestrichen wurde, ist natürlich unberechenbar. Eine große Zahl der Textabweichungen von den Originale sind allerdings unbeabsichtigt. Humboldts Handschrift war zeitlebens nicht zu den deutlichen und gut leserlichen zu rechnen, wenn auch der Grad der Deutlichkeit zu verschiedenen Zeiten natürlich verschieden war. So sehen seine überall den Stempel der Eile tragenden deutschen Buchstaben aus der Zeit von etwa 1814, bis er gegen Ende der achtziger Jahre sich endgültig zu den lateinischen Buchstaben bekehrte, der Entzifferung große Schwierigkeiten entgegen, die natürlich treuer Übung und geduldiger Aufmerksamkeit nicht unüberwindlich bleiben. Mit ihren im hohen Alter stark geschwächten Augen hat Charlotte an zahllosen Stellen etwas ganz andres gelesen, als was da stand. Oft hat sie es gar nicht bemerkt, wenn dabei der Sinn der Sätze in sein volles Gegenteil umschlug oder eine Fülle von feinen Nuancen in der Gedankenentwicklung und Satzverknüpfung ebenso wie im individuellen Stil ganz verloren ging. Trat ihr einmal die Sinnlosigkeit ihrer Lesung deutlich vor Augen, so zog sie es meistens vor, schlaufkweg etwas Eigenes zu erfinden, um die Lücke auszufüllen. So kommen wir, ohne es zu merken, in das Gebiet der direkten Fälschung hinüber. Charlotte macht sich kein Gewissen daraus, nicht nur in Urteilen über literarisch bedeutende Persönlichkeiten, sondern auch in gedanklichen Auseinandersetzungen rein sachlicher Natur absichtlich alles zu ändern, was ihr nicht gefällt. So werden fast alle lebhaft hervortretenden Gegensätze zwischen den Anschauungen der beiden Korrespondenten, namentlich wo sie irgend zur Schröffheit neigen, verwischt, scharfer Tadel an einzelnen Stellen direkt in schmeichelisches Lob verwandelt und damit überall der echte Sinn und Wortlaut der Ansichten Humboldts mehr oder weniger schwer geschädigt und entstellt. Oft sehen wir hier kleine weibliche Eitelkeit am Werke, geschäftig für den eigenen Ruhm. Es macht einen ganz eigenen Eindruck, diese Frau jeden Augenblick das Wort Heiligtum als Bezeichnung der Briefe ihres Jugendfreundes im Munde führen zu hören und sie daneben in den geistigen Schäzen, die das Geschick in ihre Hand gelegt hatte, so pietät- und respektlos hausen zu sehen.

Zwei beliebig herausgegriffene Beispiele unter vielen (andere und wichtigere gebe ich im Verlauf meiner Ausführungen) mögen diese willkürliche Behandlung des Textes illustrieren. Charlotte hat Alexander von Humboldts „Ansichten der Natur“ gelesen, schämt sich aber später einzugestehen, daß sie sie nicht verstanden hat:

**Original.**

Ich wundere mich, daß Ihnen die „Ausichten“ meines Bruders schwer und unverständlich vorgekommen sind. Es kommen allerdings Namen von Pflanzen vor, die man nicht kennt; aber das irrt wenig und schadet dem allgemeinen Eindrucke der Ausführung nicht. Diese haben den Zweck, allgemein zu interessieren, und so viele Urteile ich bis jetzt über das Buch, das vor vielen Jahren zum ersten Mal erschien, gehört habe, so sind sie auch so als eine allgemeine, nicht gerade wissenschaftliche Kenntnis erfordernde Lektüre geschäft und gelobt worden. Die große Reisebeschreibung ist nun natürlich anderer Art und hat sehr viele rein wissenschaftliche Stellen, von denen auch ich beim Lesen viele berschlage. Da man aber dies tun kann, so ist sie doch auch für solche, die nicht gerade wissenschaftliche Kenntnisse besitzen, sehr lesbar.

Ein andermal ist sie nicht damit zufrieden, daß Sophie Laroches Schriftstellerei im Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller etwas scharf beurteilt wird, und schwächt daher auch Humboldts damit übereinstimmendes Urteil wesentlich ab:

**Original.**

Die Larache habe ich selbst gleichfalls gekannt. Sie war sehr gutmig und mochte ich kannte. Sie war sehr gutmig und mochte in ihrer Jugend sehr gewesen sein. Von Geist ihrer Jugend sehr gewesen sein. Von Geist war sie allerdings nicht ausgezeichnet, wie man war sie allerdings nicht ausgezeichnet. Allein ihren Schriften dies auch nur zu sehr ansieht. Ihre Schriften sind nicht ohne Wirkung auf die Doch sind diese nicht ohne Wirkung auf die weibliche Bildung ihrer Zeit geblieben, wie ja weibliche Bildung in ihrer Zeit geblieben, und insfern hat die Frau ein Verdienst gehabt, das ihr auch Goethe und Schiller nie würden haben im Ernst abstreiten wollen. Sie dachten nur an den literarischen Wert, der freilich gering war.

**Druck.**

Die Larache habe ich selbst gleichfalls gekannt. Sie war sehr gutmig und mochte in ihrer Jugend sehr gewesen sein. Von Geist ihrer Jugend sehr gewesen sein. Von Geist war sie allerdings nicht ausgezeichnet, wie man war sie allerdings nicht ausgezeichnet. Allein ihren Schriften dies auch nur zu sehr ansieht. Ihre Schriften sind nicht ohne Wirkung auf die weibliche Bildung ihrer Zeit geblieben, wie ja auch Sie mir mehr als einmal von ihr mit großer Liebe geschrieben und ihr dies Lob beigelegt haben. Insfern hat die Frau ein Verdienst gehabt, das ihr auch Goethe und Schiller nie würden haben absprechen wollen. Sie dachten nur an den literarischen Wert, der freilich nicht groß war.

Manchmal entspricht einzelnen Erorterungen, die wir im gedruckten Teile lesen, in den Originalbriefen überhaupt nichts, und die betreffenden Abschnitte sind ganz frei erfunden: so z. B. die Bemerkungen uber Scotts Romane (Brief vom 8. November 1825), die etwas gespreizte Betrachtung uber den Sternhimmel und den „Weltchor“ der Gestirne (Brief vom 17. Oktober 1825), das Reserat aus Jung-Stillings „Theorie der Geisterkunde“ mit dem Schlußsatz: „Diese Ihre Bemerkungen sind tief gedacht und empfunden“ (Brief vom 10. September 1826), die drei längeren Stellen uber die Lieder Paul Gerhardts mit dem wunderlichen Sae: „Die Lieder, die Sie mir bemerkten, will ich noch einmal lesen und Ihrer Bitte gemig mich nicht an ein und andrem nicht mehr ublichen und vielleicht anstoigen Ausdruck ärgern, sondern wie Sie auf den Geist sehen, der immer erhebend ist“ (Briefe vom 16. November 1833, 12. Januar und 4. März 1834) usw.

Umgekehrt bleiben eine Menge von Sätzen und Abschnitten ganz weg, für deren Auslassung kein andrer Beweggrund zu erkennen ist als der, daß Charlotte mit Humboldts Anschaunungen über die betreffenden Dinge nicht übereinstimmte, oder daß ihr der belehrende, an manchen Stellen ernst tadelnde oder strafende Ton, mit dem Humboldt auf ihre vielfach minderwertigen und mangelhaft begründeten Ansichten und Stimmungen eingehend zu erwidern sich herabließ, vor Zeugen unangenehm war. Wohlweislich hat sie z. B. an mehreren Stellen Humboldts strenge Meinung von der unbedingten moralischen Verwerflichkeit des Selbstmordes dem Drucke vorenthalten, denn sie selber war nicht weniger als viermal in wenigen Jahren nahe daran gewesen, ihrem Leben mit eigener Hand ein Ende zu machen.

## II.

Wenn ich mich jetzt dazu wende, an einigen charakteristischen Beispielen darzutun, welchen Gewinn die Literaturgeschichte aus Humboldts jetzt zum erstenmal erschlossenen Originalbriefen an Charlotte zu ziehen in der Lage ist, so muß ich im voraus bemerken, daß es sich natürlich hierbei nur um humboldtsche Urteile über Größen unserer Literatur handeln kann, die uns entweder ganz neu oder in wesentlich berichtigter Form zugänglich werden. Daß diesen Urteilen ein ganz besonders hoher Wert beizumessen ist, ergibt sich nicht nur aus der Tatsache, daß Humboldt durchweg aus mehr oder weniger intimer persönlicher Kenntnis spricht, sondern auch aus der Erwägung, daß er, dem es von Jugend auf eine der reizvollsten Aufgaben im Leben war, große Individualitäten seiner Zeit zu studieren und das Bild ihrer Eigenart möglichst treu und vollständig in sich aufzunehmen, durch Temperament und Neigung wie kaum ein zweiter befähigt war, solche Charakteristiken zu entwerfen.

Erfahren wir etwas über Goethe und was? Diese Frage wird einem jeden als erste in diesem Zusammenhange auf der Zunge schwelen, der sich Humboldts intimen Beziehungen zu dem Dichter erinnert. Fällt doch auch jene monumentale Charakteristik Goethes, die Humboldt bei Gelegenheit einer Besprechung der Italienischen Reise in den „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik“ entwarf, in der die innere Einheit von des Dichters poetischer, künstlerischer und wissenschaftlicher Leistung mit so tiefen und beredten Worten gezeichnet wird, in die Zeit des Briefwechsels mit Charlotte, in den Herbst 1830. Ich bespreche die fünf wichtigeren Stellen, an denen in unsren Briefen von Goethe die Rede ist, und die uns Neues oder doch Altes in neuem Wortlaut bringen, am besten in chronologischer Folge.

Zum erstenmal stießen im Sommer 1822 Humboldts und Charlottens himmelweit voneinander verschiedene Ansichten von Goethes Art und Bedeutung hart aufeinander. Allerdings können wir diesen Konflikt leider nur eingeschließen, da uns Charlotte nicht gegönnt hat, Angen- oder besser Ohrenzeugen des Kampfes zu sein. In dem Briefe Humboldts vom 10. Juli dieses Jahres muß eine längere Stelle über den Dichter enthalten gewesen sein, die Charlotte gestrichen hat, da sie mit ihrer eigenen Ansicht darin bekämpft wurde.

Mit dem Verlust des Originals entgeht uns das einzelne, während Tatsache und Tendenz selbst durch eine Erläuterung außer allen Zweifel gestellt werden, die sie diesem Briefe im Druck beigegeben hat. Humboldt hatte sich angelegentlich nach ihrer Lektüre in früherer Zeit erkundigt, und sie sandte ihm darauf, nicht ahnend, in welchen freundschaftlichen Beziehungen er zu Goethe stand, eine ursprünglich für eine nahe Freundin bestimmte Aufzeichnung, in der sie echt frauensimmerlich den Dichter vom Standpunkte der gewöhnlichen bürgerlichen Moral scharf ins Gebet nahm und Humboldts eigene „hochherzige Gesinnungen“ mit allzu selbstverständlicher Parteinahme Goethes „ruhestörendem Mutwillen“ gegenüberstellte. „So verweilte ich unter andern“, sagt Charlotte, „bei der edlen Friederike in Seesenheim, mit deren Herzen Goethe ein so grausames Spiel trieb, sich auf Kosten ihres ganzen Lebensglückes er göhte und — ihrer nicht wieder gedachte! Wie er uns das auch in Wahrheit und Dichtung noch so hübsch erzählt, so wird es doch gewiß nicht ohne wehmütige Teilnahme von Frauen gelesen, um so mehr, da es später leider erwiesen ist, daß es nicht Dichtung, sondern Wahrheit war, da ja die unglücklichen Folgen dieser Bekanntschaft so schonungslos veröffentlicht worden sind.“ Charlotte kannte also die famosen, 1840 in der „Zeitung für die elegante Welt“ erschienenen Klatschartikel Alexander Weills und glaubte ihnen ohne jedes Bedenken, ähnlich wie noch 1843 Julius Froihheim, dem Erich Schmidt seinerzeit so vortrefflich erwiderte. Daß Humboldt diese Naivitäten Charlottens und seine eigene Verherrlichung auf Kosten Goethes so unwidersprochen hingenommen haben sollte, ist ganz ausgeschlossen. Offenbar war aber seine Antwort so kräftig, daß es für Charlotte unmöglich war, sie an die Öffentlichkeit zu bringen, zumal sie, wie wir sehen werden, in ihrem Urteil über den Dichter nach wie vor den Standpunkt der Moralphilisterin beibehielt.

Auch in Humboldts Brief vom 10. April 1827, zu dem leider wiederum das Original fehlt, hat uns Charlotte die entscheidenden Worte vorenthalten. Wiederum galt es, Goethe zu verteidigen, und zwar diesmal sein Urteil über das Hans Larache im 1.: Buche seiner Selbstbiographie. Humboldt schrieb: „Sie erinnern mich an das, was Goethe in seiner Biographie Wahrheit und Dichtung von der Familie Larache sagt, wo er bei seiner Rückkehr von Weßlar nach Frankfurt dort mehrere Tage einkehrte und freundschaftlich aufgenommen war. Sie sind, wie es scheint, nicht ganz zufrieden mit Goethe und der Art, wie er die würdige Frau und die übrigen Familienmitglieder darstellt“, aber das unvermittelte Abbrechen vom Thema zeigt deutlich, daß er im folgenden eine Rechtfertigung der Goetheschen Schilderung gegeben haben muß. Schon oben sahen wir ja, daß nach Charlottens Ansicht Goethe Frau von Larache verkannt haben sollte, während Humboldt ihm recht gab.

Der Zeit nach folgt jetzt die wichtigste in diesen Zusammenhang gehörige Urkunde, ein Brief Humboldts vom 9. September 1833, der, weil er hauptsächlich und zwar polemierend von Goethe handelt, von Charlotte ganz beiseite gelegt und für ihre Druckvorlage nicht einmal im Auszuge verwertet wurde. Seinen oben erwähnten Aufsatz vom Herbst 1830 wird Humboldt

mit vollem Recht Charlotte ebensowenig wie den Nachruf in der Frühjahrsitzung des preußischen Kunstvereins vom Jahre 1832, geschickt haben, denn er wußte, daß er auf keinerlei Verständnis für seine Gedanken über Goethe bei ihr rechnen konnte. Was sie gerade jetzt veranlaßt haben möchte, aufs neue ihre Angriffe auf Goethes Persönlichkeit dem Freunde vor Augen zu bringen, ist nicht bekannt. Vielleicht hatte sie „Das Büchlein von Goethe“ gelesen, dem Barnhagen alsbald die gebührende Abfertigung zuteil werden ließ, und fand ihre eigenen Ansichten darin wieder. Was sie vorbrachte, können wir Humboldts Antwort entnehmen, die an rücksichtsloser Schärfe nichts zu wünschen übrig läßt. Er schreibt:

Über ihren Eifer gegen einige Goethische Schriften habe ich beinahe laut lachen müssen. Sie sehen hieraus, wie weit ich entfernt bin, darüber böse zu sein. Ihr Eifer ist ganz unschuldig. Sie empfinden einmal so und Ihr Urteil tut weder Goethen noch einem seiner Werke Schaden. Es können nicht alle auf gleiche Weise urteilen, und jeder Schriftsteller muß darauf gefaßt sein, vielfältig missverstanden zu werden. Daß ich übrigens Ihrem Urteil auch nicht im mindesten beistimmen kann, haben Sie schon vorausgesehen. Was Goethe, wie Sie sagen, zu verantworten haben wird, kann man meiner vollen Überzeugung nach ohne Bedenken übernehmen. Sie wissen, daß ich den Selbstmord unter allen Umständen für eine unmoralische und religionswidrige Handlung halte. Das hat aber mit dem Roman, in dem das Leben, wie es ist, geschildert wird, nichts zu tun. Ich glaube nicht an die Fabel, daß sich Leute wegen Werthers entlebt haben. Man erschließt sich nicht um ein Buch. Wäre es aber wirklich der Fall, so könnten diese Unglüdlichen nur ihren eigenen Unverstand, nicht den Dichter anklagen. Nun wäre es aber wohl höchst ungerecht, wenn um des Überwiegens einiger weniger willen die vielen Verständigen, die das Buch verstehen und fühlen, wie es verstanden und gefühlt werden soll, den Genuss entbehren sollten, den eine solche Dichtung gewährt. Dieser Genuss ist nicht bloß ein vorübergehendes Vergnügen. Es ist eine lebendige und ergreifende Ansicht der Natur, ein tiefster Blick in das Innere des Menschen, also eine wahrhafte Erhebung des Geistes, eine unmittelbare Wirkung auf die Moralität im höchsten Verstande. Denn dadurch eben ist die Poesie von so tief und rein sittlichem Einfluß, weil sie den Menschen in ein reineres, geistiges Gebiet versetzt, den Begierden das Materielle nimmt und die Bilder der Einbildungskraft läutert. Poesie und Kunst führen zu vergleichender und un-eigennütziger Beschauung und ziehen also von den hauptfächlichsten Quellen aller Immoralität, dem sinnlichen Genuss und der Begierde nach Besitz ab. Dadurch wirkt ein Gedicht sittlich, schon weil es dichterisch ist, und abgesehen von seinem Inhalt. Es kommt viel weniger auf die Wahl als die Behandlung des Stoffs bei demselben an. Dies findet auch auf die sehr schönen Römischen Elegien und die Epigramme Anwendung. Wollte man diese Dichtungen verdammen, so müßte man das halbe Altertum in die Verdammnis ziehen. Man hat aber längst gefühlt, daß man dadurch der Sittlichkeit nicht nützen und der Poesie und dem guten Geschmack schaden würde. Den Genfer Brief gebe ich Ihnen preis: er ist wenig poetisch und paßt nicht recht zu den andern, sehr schönen Briefen, in deren Reihe er steht. Um wenigsten billige ich, daß diese Briefe in der letzten Ausgabe Briefe Werthers heißen. Hier habe ich Ihnen meine Meinung auseinandergesetzt. Wenn ich Sie aber nicht überzeuge, so bleiben Sie ja bei der Ihrigen. Es ist dies keiner der Punkte, worin ich etwas darauf setze, Sie zu befehren. Man kann darüber sehr füglich verschiedener Meinung bleiben.

Eines Kommentars bedürfen diese Worte nicht, deren Kraft und Wärme dadurch nur abgeschwächt werden könnte. Mit dem „Genfer Brief“ ist der Schlußbrief der ersten Abteilung der „Briefe aus der Schweiz“ gemeint, in

dem Werther, als unter dessen Papieren gefunden diese Briefe sich einführen, sein Abentener mit dem sich vor ihm entkleidenden Mädchen berichtet.

In demselben Briefe Humboldts handelt noch eine zweite Stelle von Goethe. „Was Sie mir“ heißt es dort, „aus Ewalds Äußerungen über Goethes Jugend mitteilen, hat mich sehr interessiert. Es ist merkwürdig, es mit dem zu vergleichen, was Goethe selbst in dem nachgelassenen Teil seines Lebens davon schreibt. Es ist natürlich viel Poesie dabei. Dagegen mag Ewald, wie es in der Wirklichkeit geschieht, die Sachen prosaischer genommen haben, als sie waren, da eine Natur wie die Goethische natürlich anders fühlt als gewöhnliche Menschen. Die Wahrheit liegt vermutlich in der Mitte. Aber unendlich geistreich und schön beschrieben ist diese Leidenschaft. Die kleinen Gedichte, welche damals entstanden, kommen alle darin vor und man begreift sie nun erst ganz. Die Frau von Türkheim habe ich nie selbst gekannt. Ihres Familiennamens erinnere auch ich mich nicht mehr. Sie soll vor etwa zwölf Jahren gestorben sein.“ Des Pfarrers Ewald in Offenbach, „geistreich heiter in Gesellschaft“, gedenkt Goethe im 17. Buche seiner Selbstbiographie unter denen, die zur Zeit seiner Verlobung mit Lili „den Kreis zu füllen und zu beleben sich höchst tätig erwiesen.“ Später als Generalsuperintendent nach Detmold berufen, war er Charlottens Vater und Charlotte selbst freundschaftlich nahe getreten, die Zeit seines Lebens mit ihm in Briefwechsel stand. Noch als Barnhagen ihn 1816 in Karlsruhe kennen lernte, waren ihm alle Erinnerungen an die Lilizeit lebendig, von der er mit Vorliebe und Begeisterung erzählte. Daß die oben erwähnten Mitteilungen über Goethes Jugend aus seinem Munde nicht erhalten sind, ist zu bedauern.

Die beiden letzten Stellen werden uns erst jetzt im echten Wortlaut bekannt. Sie finden sich in Humboldts Briefen vom 6. Oktober 1833 und und vom Dezember 1834. Ich stelle wieder beide Fassungen, Original und Druck, einander gegenüber. Die eine bezieht sich auf einen Brief Charlottens, in dem sie eine Parallele zwischen Goethe und Herder gezogen hatte, die, wie man erwarten kann, zugunsten Herders ausgefallen war. Humboldt erwiderth ihr:

#### Original.

Was Sie mir über Herder und Goethe sagen, hat mich zu allerlei Betrachtungen geführt. Ich begreife, daß nach Ihrer Art zu empfinden Herder Ihnen mehr zusagt. Allgemein würde die Empfindung nicht sein, und daß Goethe nur für Glückliche gedichtet habe, ist, wenn ich es gerade heraus sagen soll, ein einseitiges und darum schiefes Urteil, auch ein viel zu dreist gewagtes; man kann über die Empfindungen anderer nicht so scharf absprechen. Beschränken Sie es auf sich und auf andre, deren Gemütsart Ihnen genau bekannt ist, so stimme ich Ihnen gänzlich bei.

#### Druck.

Was Sie über Herder und Goethe sagen und über die verschiedene Wirkung, welche die Schriften beider auf Sie haben, hat mich zu allerlei Betrachtungen geführt. Ich begreife, daß nach vielen schmerzlichen Erfahrungen und in einer nicht freien, beengenden Lage Sie sich dem erfreuenden Genuss eines erheiternden Studiums, welcher Art es sei, nicht hingeben dürfen, indem dadurch Ihnen mancher Lebensdruck völlig unerträglich werden würde. Es hat mich sehr gerührt, was Sie, wenn auch kurz, bemerkten, daß Sie vorsichtig vermeiden, sich daran zu erinnern, wie Ihre frühere Lage Ihnen gestaltet habe. Ihren Neigungen hier zu folgen, Sie seien hinzu, daß so, bei weniger Mühe,

Sie sich nicht ohne Absicht einer Lektüre hingeben können, und in dieser heingenden Stimmung entspreche im ganzen Herder mehr Ihrem tieferen Bedürfnis als Goethe, dessen Schriften Sie aber wohl und bis auf wenige Ausnahmen alle und genau kennen und viel mit ihnen allein gelebt haben. Ich finde das alles sehr natürlich; das nur scheint mir etwas einseitig, daß Sie sagen, Goethe habe für Glückliche gedichtet und sich wohl nie in eine sehr leidenvolle, freudenlose Lage versetzen können, da er ja stets ein höher begabtes Schoßkind des Glücks gewesen. Über die Empfindungen anderer sollte man nicht so scharf absprechen. Beschränken Sie das Gesagte auf sich und andre, deren Gemütsart Ihnen genau bekannt ist, so stimme ich Ihnen gänzlich bei.

Die andre Stelle steht in einer Charakteristik Rahels und lautet:

#### Original.

Frau von Barnhagen vergöttert wahrhaft Goethe, und es ist nichts, was sie nicht groß und schön an ihm findet; Sie dagegen hegen, ob Sie ihn gleich auch bewundern und lieben, doch zugleich Vorurteile gegen ihn, die meiner Überzeugung nach auch ungerecht sind. Sie gehen also, wie ich glaube, beide, jede in einem verschiedenen Extreme, zu weit. Indes macht das einen Unterschied, daß sie Goethe persönlich kannte, wodurch sich leicht eine nicht immer unparteiische Vorliebe bildet.

Dieser Gegensatz der Anschauungen war seiner inneren Natur nach unüberbrückbar. Auch Goethe gehört zu der großen Zahl von Dingen, über die man wohl einig sein, aber niemals werden kann, und er konnte nie für Charlotte das werden, was er für Humboldt war. Es ist charakteristisch, daß kein deutscher Dichter in den von ihr bekannt gewordenen Briefen öfter genannt und zitiert wird als Gellert. Wem Gellert, Richardsons Clarissa und das Gesangbuch zur Befriedigung seiner poetischen Bedürfnisse genügten, der blieb in Goethes Welten ewig ein Fremdling.

#### Druck.

Die Barnhagen vergöttert wahrhaft Goethe, und es ist nichts, was sie nicht groß und schön an ihm findet. Sie lieben und bewundern ihn zwar auch, doch ohne alle Exaltation, ja Sie hegeln einige Vorurteile gegen ihn, die meiner Überzeugung nach auch zu weit gehen. Indes macht das einen Unterschied, daß sie Goethe persönlich kannte, wodurch sich leicht eine nicht immer unparteiische Vorliebe findet.

### III.

Es ist unmöglich, mit der gleichen Ausführlichkeit hier alle Erscheinungen unserer Literatur zu mustern, die in den Briefen erwähnt werden, und dabei Humboldts echte Urteile mit den von Charlotte für die Öffentlichkeit zurechtgemachten Fassungen zu vergleichen. Vieles Interessante, wie z. B. die Bemerkungen über Georg Forster, über Friedrich Leopold Stolbergs Übertritt zum Katholizismus, über Herder, über Schleiermacher usw., muß hier unerörtert bleiben. Ich beschränke mich auf die schriftstellernden Frauen unserer klassischen und romantischen Epoche, von denen Humboldt aus persönlichster Kenntnis spricht.

Bekannt ist die enge Freundschaft, die Humboldt durch ein langes Leben hindurch ungetrübt, wenn auch mit wechselnder Wärme, mit Schillers Schwägerin Karoline von Beulwitz, dann von Wolzogen, verbunden hat. In jungen Jahren lernte er sie, die ein auswärtiges Mitglied jenes von Henriette Herz begründeten Vereinigungsbundes war, für den auch Humboldt gewonnen wurde, kennen. Sie war auß engste seit Mädchentagen mit Karoline von Dacheröden befreundet, um deren Gunst zwei männliche Mitglieder des Bundes, Humboldt selbst und Karl von Caroche, damals noch um die Wette sich bewarben. Diese beiden Karolinen sind es gewesen, die den jungen Humboldt langsam und sicher aus dem Kreise der Berliner Aufklärung, in dem er sich selbst oft mit seiner ästhetischen Bildung und seiner hohen Werthschätzung des Gefühlslebens so wunderlich fremd vorkam, hinübergelitet haben zu dem ihm weit congenialeren Kreise Schillers und Goethes. In beiden, gestand er noch im Alter, sei ihm die tiefste und eigenartigste Form der Weiblichkeit erschienen. Unermüdlich war er in der psychologischen Bergliederung und Vergleichung dieser so verschiedenen Frauenseelen, die als Gattin und Freundin mit ihm durchs Leben schritten. Die warme und herzliche Teilnahme der Frau, deren Biographie Schillers er in einem unsrer Briefe nachröhmt, daß er kein zweites so schön geschriebenes, so geistvoll gedachtes und so tief und zart empfundenes Buch kenne, verklärte seine letzten Jahre nach dem Tode der Gattin. Sie gehörte zu den wenigen Menschen, denen er damals noch stets eigenhändig schrieb: „So lange meine Frau lebte,” heißtt es an einer von Charlotte gestrichenen Stelle vom Frühjahr 1831, „schrieben wir uns seltener unmittelbar, da wir durch sie voneinander erfuhren. Jetzt ist mir dieser Briefwechsel ein wahrer Trost, da uns die Anhänglichkeit an die gleichen Erinnerungen verknüpft.“ Unter den Briefen des Kreises stehen die an Karoline an gedanklichem Ernst wie an Diese und Innigkeit des Empfindens mit in erster Reihe.

Eine andre Karoline, die wir schlechthin beim Vornamen zu nennen pflegen, die Gattin August Wilhelm Schlegels, dann Schellings, der gegenüber wir alle, wenn wir in den Zauberkreis ihrer geist- und gemütvollen Briefe treten, etwas von der Rolle des am Maste gefesselten Odysseus an uns tragen, hat Humboldt, der auch sie persönlich und genau kannte, nicht so hoch geschätz, als es gewöhnlich geschieht. Er gedenkt ihrer in einem Briefe vom Sommer 1829: die Stellen sind von Charlotte gestrichen worden und wurden erst jetzt bekannt. Humboldt charakterisiert dort mit der ihm eigenen Schärfe und Bestimmtheit seinen Jugendfreund Georg Forster, den Weltumsegler, der seinerzeit auf die Festigung seiner Anschaulungen vom Wesen und den Aufgaben des Staats wesentlichen Einfluß gehabt hat. Er sagt von ihm, daß er, der sich in der sein Selbstgefühl nährenden Aufopferung gefallen habe, zwar keiner sehr tiefen Empfindung fähig gewesen sei, trotzdem aber mehrmals in seinem Leben eine ihn ganz ergreifende und fortreibende Liebe zu empfinden geglaubt habe, deren Leidenschaftlichkeit aber eigentlich nur in der Phantasie bestanden habe. So sei es ihm mit Karoline in den Tagen der französischen Okkupation von Mainz,

so wiederum in seiner letzten Pariser Leidenszeit mit Mary Wollstonecraft, einer der ersten energischen Vorkämpferinnen der Frauenbewegung, ergangen. Von der letzten Leidenschaft wußten wir nichts: eine Freundin der englischen Schriftstellerin hatte Humboldt während seines ersten Pariser Aufenthalts ausführlich davon erzählt. Über die Beziehungen zu Karoline besitzen wir einen ausführlichen, von Geiger veröffentlichten Bericht, den Forsters Frau für ihre älteste Tochter niedergeschrieben hat. Zu Therese Forster, der späteren Gattin Hubers, mit der er seit den Jugendtagen eng befreundet war und durchs Leben geblieben ist, stellt er auch hier Karoline in Gegensatz, indem er schreibt: „Die geborene Böhmer (soll heißen Michaelis, Humboldt verwechselt den Namen ihres Vaters mit dem ihres ersten Mannes), die ich erwähnte, war von viel geringerer Originalität des Geistes als die verstorbene Huber, allein doch auch sehr merkwürdig durch ihren Verstand und ihre Bildung.“ Dies Urteil fällt sicherlich schwer ins Gewicht, wenn wir auch, indem wir die heute bekannten Briefe beider Frauen miteinander vergleichen und uns so ihre lebendige Wesenheit vorzustellen versuchen, es zunächst durchaus nicht zu unterschreiben geneigt sein werden. Jedenfalls aber verdiente es Therese Huber, von der Hand eines feinen und tiefen Seelenkenners geschildert zu werden in der Art, wie etwa Hermann Grimm die weiblichen Gestalten um Goethe oder Ricarda Huch die Frauen der Romantiker uns vorgegenwärtigt hat.

Einige Briefe aus dem Winter 1834/35 handeln sehr eingehend von Rahel, ihrem menschlichen und schriftstellerischen Charakter, wozu die Briefsammlung Veranlassung bot, die ihr Gatte Barnhagen nach ihrem Tode erst als Geschenk für Freunde, dann kurz darauf auch für die Öffentlichkeit besorgt hatte. Humboldt kannte sie lange und genau: so oft er längere Zeit in Berlin war, hat er sie, die Meisterin des interessanten, pointenreichen Gesprächs, gern und häufig aufgesucht. Ihre Briefe gaben ihm wie allen, die sie im Leben gekannt hatten, einen ähnlichen Eindruck wie ihre Gespräche. In einem ungedruckten Brief an Barnhagen schreibt er über das „wundervolle“ Buch: „Es erregt das Interesse, welches in den ewig beweglichen Regungen des Geistes und des Gefühls nach einer Entwicklung begierig macht, und dann empfindet man wieder zugleich, daß einen das Verlangen nicht verlassen wird, es beständig zur Hand zu haben. Eine Menge von Ideen, besonders in den abgerissenen Gedanken, bieten zu dem längsten Nachdenken Stoff. Vorzüglich merkwürdig aber ist das darin waltende Leben. Ich kenne kein Buch, in welchem so wie in diesem kein Buchstabe ein toter ist.“ Wie anhaltend er über manche von Rahels Gedanken nachgesonnen hat, dafür sind verschiedene seiner Sonette der Beweis, die unter dem sprechenden Verstecktitel „Lea“ einzelne der Aussprüche Rahels besprechen oder bekämpfen. Das innerste Wesen Rahels, wie er es erkannt hatte und wie es tatsächlich war, ihre geistige Lebendigkeit und Schlagfertigkeit, ihre Originalität, ihr gesundes Gegenwartsgefühl, ihren fanatischen, fast mit religiöser Hingabe gepflegten Wahrheits Sinn, sprechen unsre Briefe aufs deutlichste aus. Selbst ihr unbedingter Goethekultus, den er nicht billigte, mußte Humboldt

sympathischer sein als Charlottens Philisterstandpunkt. Im wesentlichen hat die letztere an seinen Worten nichts geändert, nur sie und da gekürzt. Nicht ohne Interesse ist nur folgender Satz für die Methode ihrer Redaktion, da sie hier, wie an sehr vielen andern Stellen, einen von Humboldt ihrer abweichenden Meinung berichtigend entgegengestellten Gedanken sich selbst zu vindizieren versucht:

## Original.

Daß Sie Ähnlichkeit mit seiner (Baron hagens) verstorbenen Frau hätten, kann ich Ehe antue, wie Sie sich ausdrücken, Sie mit nicht nur im geringsten nicht finden, sondern ich bin auch überzeugt, daß es bloß ungegründete

Sie sagen, daß man bisweilen Ihnen die Ehre antue, wie Sie sich ausdrücken, Sie mit der Rahel zu vergleichen, daß Sie aber auf diese Ehre keinen Anspruch haben, weder machen noch machen können. Ich bin der selben Meinung und bin überzeugt, daß das bloß ungegründete Einbildung ist.

## Druck.

Ich schließe diese Reihe von Frauengestalten mit Bettina. Humboldt hatte sie zuerst bei seiner Heimkehr aus Italien im November 1805 in München bei Fritz Jacobi gesehen und war von ihrem originellen Wesen aufs höchste gesesselt und in Erstaunen versetzt. „Solche Lebhaftigkeit,” schrieb er damals seiner Frau, „solche Gedanken- und Körpersprünge (deutn sie sieht bald auf der Erde, bald auf dem Ofen), so viel Geist und so viel Nartheit ist unerhört. Das nach sechs Jahren in Italien zu sehen ist mehr als einzig. Sie hat mir den Tod der Gütterode erzählt. Man ist wie in einer andern Welt.“ Als er dann nach Weimar zu Goethe kam, war sie häufiges Gesprächsthema zwischen den Freunden. „Er singt immer wieder von deiner kleinen Person zu reden an,” schrieb ihr Goethe damals, „ohne daß er so was recht Eigentliches hätte zu sagen gehabt, woraus wir denn auf ein eigenes Interesse schließen könnten.“ Dieses Interesse ist stets wach geblieben und „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde“, dem, wie Jakob Grimm meinte, kein andres Buch in Gewalt der Sprache wie der Gedanken an die Seite zu setzen sei, war der lezte große literarische Eindruck, mit dem Humboldt hinüberging. Sein letzter Brief an Charlotte vom März 1835, wenige Wochen vor seinem Tode geschrieben, handelt von dem Buche und seiner genialen Verfasserin. Es ist hier wieder notwendig, Original und Redaktion einander gegenüberzustellen:

## Original.

Sie werden vielleicht in den Zeitungen ein Buch angekündigt gefunden haben, welches den Titel führt „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde“. Wenn Ihnen dies zufällig in die Hände kommt, so rate ich Ihnen, es zu durchsehen, Sie werden in manchem darin Unterhaltung finden, und es wird Ihnen nicht entgehen, daß, wenn die Verfasserin auch einen wunderlichen Charakter hat, man ihr doch sehr viel Geist und Talent nicht absprechen kann. Sie ist eine verwitwete Frau von Arnim und ist unter dem Namen Bettina Arnim bekannt. Sie ist eine Enkelin der als Schriftstellerin be-

## Druck.

Sie werden vielleicht in den Zeitungen ein Buch angekündigt gefunden haben, das den Titel führt „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde“. Wenn Ihnen dies in die Hände fällt, so rate ich Ihnen, es nicht ungelesen zu lassen. Sie werden darin große Unterhaltung finden, und es wird Ihnen nicht entgehen, daß die Verfasserin sehr ausgezeichnet ist durch Geist und Talent. Sie ist Witwe des als Dichter berühmten Achim von Arnim und Enkelin der als Schriftstellerin so bekannten Frau von Laroche; ihre Mutter war die Prentano, deren auch in Goethes Leben so oft erwähnt ist und die

kannten Frau von Arnum, und ihre Mutter war die Brentano, die auch in Goethes Leben vortommt und die mehrere Kinder hinterlassen hat. Die Arnum lebt in Berlin, da ihr verstorbener Mann Güter hier besaß. In ihrer ersten Jugend ging sie viel in Frankfurt a. M. mit Goethes Mutter um, die sie sehr liebgewonnen zu haben scheint. Dadurch entstand die Bekanntschaft mit Goethe selbst, anfangs nur durch Briefe, nachher persönlich. Sie hat nun zwei Bände Briefwechsel, teils mit Goethe, teils mit seiner Mutter, und einen Band Tagebuch drucken lassen. Das Hauptthema ist ihre leidenschaftliche Liebe zu Goethe. Nebenher kommen aber andre Erzählungen eigener und fremder Lebensereignisse, Betrachtungen und Raisonnements darin vor. Von Goethe enthalten diese Bände nur etwa dreißig Briefe, von welchen einige nur wenige Zeilen enthalten; lang ist keiner. Eigentlich erwähnte Liebe geht aus den Goetheischen Schriften an die Bettina gar nicht hervor, aber große Anerkennung ihres auch wirklich seltenen Geistes und ihrer wunderbaren Originalität. Der Briefwechsel fällt in das Jahr 1807 und in die zunächst darauf folgenden, wo die Verfasserin zwar gar kein Kind, sondern schon ganz erwachsen, aber allerdings sehr jung war. Seltsamerweise ist das Buch dem Fürsten Pückler zugeeignet. Da aber alles an dem Buche und sogar an der Verfasserin selbst seltsam ist, so darf man sich auch darüber nicht wundern. Im ganzen macht das Buch viel Aufsehen und findet viel Beifall, obgleich auch das wirklich Schöne und Geniale immer wieder mit Stellen untermischt ist, die gewiß allgemein mißfallen und wirklich notwendig mißfallen müssen. Es ist kein genug durchgehender Ernst und zuviel Selbstgefälligkeit in dem Buche. Mehrere Dinge sind offenbar ganz erfunden oder doch übertrieben: so das oft beschriebene Klettern auf Bäume, Mauern usw., das Springen auf dem Rhein von einer schwimmenden Eisenscholle zur andern, das Waten im Main und andre ähnliche Dinge. Überhaupt ist zu bedauern, daß sich unter der wahren und schönen Originalität zu häufig Züge ganz sonderbarer und uninteressanter befinden. Man weiß diesen Dingen kaum einen Namen zu geben. Es sind Ausbrüche durchaus unnützen Mutwillens, wahre Posse, kinderhafte Unarten, über die man einen Augenblick unwillkürlich lacht, bisweilen aber nicht einmal dazu Veranlassung findet. Was auch dem Buche viel Gunst zuwendet, ist die sittlich ganz unsträfliche, tadel-

mehrere Kinder hinterlassen hat. Frau von Arnum lebt in Berlin, da ihr Mann in der Nähe Güter besaß. In ihrer ersten Jugend ging sie in Frankfurt a. M. viel mit Goethes Mutter um, die sie sehr liebgewonnen zu haben scheint. Dadurch entstand die Bekanntschaft mit Goethe selbst, anfangs nur durch Briefe, nachher persönlich. Sie hat nur zwei Bände Briefwechsel, teils mit Goethe, teils mit seiner Mutter, und einen Band Tagebuch drucken lassen. Das Hauptthema ist ihre leidenschaftliche Liebe zu Goethe. Nebenher kommen aber andre Erzählungen eigener und fremder Lebensereignisse, Betrachtungen und Raisonnements darin vor. Von Goethe geben uns diese Bände nur etwa dreißig Briefe, von welchen dazu einige nur wenige Zeilen enthalten. Große Anerkennung von Bettinas auch wirklich seltenem Geiste und ihrer wunderbaren Originalität geht allerdings aus diesen Briefen hervor. Der Briefwechsel fällt in das Jahr 1807 und in die zunächst darauf folgenden, wo die Verfasserin zwar gar kein Kind, sondern ganz herangewachsen, aber allerdings sehr jung war. Im ganzen macht das Buch viel Aufsehen und findet viel Beifall, obgleich auch das wirklich Schöne und Geniale immer wieder mit Stellen untermischt ist, die durch die sonderbare Lebendigkeit des Ausdrucks mißfallen können. Überhaupt ist zu bedauern, daß sich mit der wahren und schönen Originalität so manche Züge wunderlicher Launen vermischen. Über Goethes Mutter enthält das Buch viele und überaus hübsche Details. Diese war, wie es scheint, nicht gerade sehr bedeutend von Geist und Charakter, aber ihre Lebendigkeit, ihre Lust an Menschen und selbst an Vergnügungen, besonders eine gewisse originelle Stimmung mögen doch auf den Sohn eingewirkt haben. Das Arnum'sche Buch liefert recht lebensfrische Briefe von ihr. Eine durch Tiefe des Gefühls höchst interessante Erzählung in den Briefen der Frau von Arnum ist die Erzählung des Todes eines Fräuleins von Günderode, von der Sie gewiß schon gehört haben. Sie brachte sich selbst ums Leben. Ein unglückliche Liebe führte sie zu diesem gewaltsamen Entschluß.

lose Ausführung der Verfasserin. Weder vor noch während ihrer Ehe noch jetzt hat sie in dieser Hinsicht der leisesten Vorwurf getroffen. Demungeachtet war sie in ihrer Jugend sowohl von Zügen als von Gestalt höchst anziehend und einnehmend. Über Goethes Mutter enthält das Buch viele und hübsche Details. Sie war, wie es scheint, nicht gerade sehr bedeutend, weder von Geist noch von Charakter. Aber ihre Lebendigkeit, ihre Lust an Menschen und selbst an Vergnügen, besonders aber eine gewisse originelle Laune mögen doch auf den Sohn eingewirkt haben. Das Aeneische Buch liefert sehr hübsche Briefe von ihr. Eine der interessantesten Erzählungen in dem ganzen Buch ist die des Todes eines Fräuleins von Gündlerode, von der Sie gewiß schon gehört haben. Sie brachte sich selbst ums Leben. Eine unglückliche Liebe führte sie zu diesem unglücklichen und gewaltsamen Entschluß.

## IV.

Für die manngsachen Änderungen dieses Abschnitts, die die deutliche Tendenz verfolgen, möglichst alles anzuschnüren oder doch abzuschwächen, was Humboldt an dieser merkwürdigsten Verkörperung des romantischen Geistes und an dem Buch zu tadeln sandt, ist Charlotte nicht wie für alle übrigen Retouchen verantwortlich. Hier haben vielmehr andre Redaktoren eingegriffen, denen wegen ihrer persönlichen Beziehungen zu Bettina daran lag, alle Schärfe der Charakteristik zu glätten und alles zu unterdrücken, was die Freundin verlehen könnte. Diese Redaktoren waren Alexander von Humboldt und Barnhagen.

Gemäß Charlottens lehztwilliger Verfügung gelangte das von ihr zur Herausgabe hergerichtete Druckmanuskript von Humboldts Briefen an sie nebst den noch vorhandenen Originale, die der Vernichtung entgangen waren, nach ihrem Tode an Alexander von Humboldt als den Vertreter der Familie seines Bruders. Der materielle Ertrag der Herausgabe sollte Charlottens früherer naher Freundin Therese von Bacherach als Entgelt für ein Darlehen zufallen, das sie Charlotte durch Jahre hindurch in Form eines Geschenks hatte zukommen lassen, das dieser aber seit Lockerung der freundschaftlichen Beziehungen mehr und mehr zur drückenden Verbindlichkeit geworden war. Alexander hatte seinerseits in Übereinstimmung mit der Familie seines Bruders den Wunsch, die Herausgabe der Briefe ganz zu unterdrücken, konnte aber dem begründeten Anspruch der Frau von Bacherach gegenüber, mit dem sich Charlottens ausdrücklicher Wunsch deckte, damit nicht durchdringen. Die genaueren Einzelheiten der Verhandlungen zwischen den Parteien, in die uns Barnhagens Tagebücher Einblick gewähren, haben kein besonderes Interesse. Genug, daß schließlich der Druck beschlossen wurde.

Selbst mit der Arbeit am Kosmos zu intensiv beschäftigt, wählte sich Alexander seinen literarischen Freund Barnhagen zum Beirat, den schon Frau von Bacheracht als passendsten Herausgeber vorgeschlagen hatte, und bat ihn um Durchsicht und eventuelle Redaktion des Manuskripts, d. h. der Druckhandschrift, die Charlotte ausgearbeitet hinterlassen hatte. Die Originale wurden offenbar niemals mit dieser Handschrift verglichen, da wir sonst wohl einer Notiz über die in die Augen fallenden Verschiedenheiten beider Texte begegnen müßten. Nach eigener rascher Durchsicht schreibt Alexander an Barnhagen am 27. März 1847:

Ich habe fast nichts zu ändern gefunden und im ganzen kaum den Wert von drei bis vier Seiten supprimiert, Zwieback, häusliches Detail, ein paar Ausfälle der Diede gegen Herzog Karl von Braunschweig, der sich gewiß durch Kalumnien auf ihre Tugend rüchen würde. Es ist viel Wunderschönes in Sprache und Ideen darin, ein Lebensbild von der seltensten Art, eine Verachtung alles menschlichen Glücks und Unglücks, sobald es den Ideenkreis nicht verengt, viel Biblisches und Dogmatisch-christliches, ein Gemisch von Stoa, Verachtung der äußeren Weltbegebenheiten und doch Zartheit und Weiche in einem Briefwechsel, der bis vier Tage vor dem Tode fortgesetzt wird, auf Linien schreibend, um das Selbstschreiben mit zitternder Hand möglich zu machen. Daneben Liebesquälereien, qui m' impatientent, die ich aber stehen lasse, um dem Eindruck der mächtigen Individualität nichts zu nehmen. Ich wiederhole, was ich ausgestrichen, sind fünf bis sechs Zeilen; was ich Langweiliges, Unbedeutendes supprimiert, der Wert von drei bis vier geschriebenen, kaum zwei gedruckten Seiten. Wenn Sie aber in dem Manuskript viel, sehr viel andres also ausgestrichen finden ..., oft halbe Seiten, so ist dies das Werk der alten Dame. Vielleicht hat des Pfarrers Tochter zu Taubenhain einige frankhafte Anfälle von Prüderie gehabt. Die Tinte wird Ihnen beweisen, daß ich an diesem Ausstreichen keine Schuld habe. Der erste Band enthält eine schöne Stelle über Therese (von Bacheracht) und viel Lobendes über den König von Bayern, im zweiten Band ist eine Schilderung von Nahel, die Ihnen Freude machen wird. Über Bettinen steht, wie mir Frau von Bülow sagt, minder Angenehmes. Ich werde es gewiß modifizieren .... Das Ganze wird heillosen und heilbringenden Lärm machen und die entgegengesetztesten Urteile veranlassen<sup>1)</sup>.

Den Eindruck, den Barnhagen von der Lektüre der Briefe empfing, verraten uns seine Tagebuchnotizen:

31. März: Die Briefe Wilhelms von Humboldt an die Pfarrerstochter Diede zu lesen angefangen. Die Seiten, von denen sich Humboldt hier zeigt, sind mir nicht neu, doch spricht mich vieles ganz neu an. Seltsame Mischung in diesem Menschen von Größe und von Kleinheit, von Freiheit und Besangenheit: er kann sich mit ganz Ärmlichem absindern, und das Reichste ist ihm nicht genug. Die Charlotte Diede war doch gar zu unbedeutend.

1. April: Fleißig weiter gelesen in den Briefen von Wilhelm von Humboldt. Was nicht am meisten ungeduldig macht, ist der große Mangel, daß der Leser durchaus nicht aus ihnen das Bild erlangt, wie der Mann wirklich war; seine eigentliche Art zu sein, die lebendige Persönlichkeit, das Erscheinen und Wirken, sein ewiges Wizeln, seine kühnen Paradoxien, sein Zynismus sind bis zur Heuchelei in diesen Verstandes- und Gefühlsspielen verhüllt. Dagegen tritt eine weichliche Seelenbuhlerei, ein ewiges Beichten und Beichthören ohne Tatsachen, ein in aller Weltlichkeit bewahrtes

<sup>1)</sup> Ähnlich schrieb Alexander zur selben Zeit an Gabriele von Bülow über die Briefe seines Bruders: „Ich keuñe nichts, worin eine schöneru Lebensphilosophie atmete. Welcher Reichtum der Ideen, der Gefühle und der Sprache!“

Mönchtum auf eine ermüdende, ja bisweilen widrige Art hervor. Manche seiner Erörterungen fallen auch ganz kleinlich aus und laufen dünn dahin. Das ewige Zurückkommen auf das Unterscheidende der Männer und der Frauen, wie selbständige jene sein sollen, wie hingebend diese, macht mir auch nur den Eindruck von unsicherer Schwäche . . . An großen und schönen Gedanken, an eigentümlichen Bemerkungen und seinen Wahrnehmungen fehlt es in diesen Briefen gewiß nicht. immer ist es einer der ausgezeichnetsten und wunderbarsten Geister, der sich darin ausspricht, und ich bin weit entfernt, ihm die großen, seltenen Eigenarten abzusprechen zu wollen, die er besitzt und auch hier darlegt. Aber Nahel hat ihn wohl gekannt, durch und durch gesehen. Ich staune jetzt erst recht über die tiefe Wahrheit ihres Urteils, die Schärfe ihres Blids. Er aber hat sie nicht erkannt, das steht fest, und zu seinem Nachteil.

Eine Woche später schreibt er dann an Alexander, dem er natürlich seine negative Kritik verschweigt:

#### Ew. Exzellenz

melde ich ganz ergebenst, daß ich mit der Durchsicht der mir gütigst anvertrauten Papiere heute fertig geworden bin. Es fehlt nun einzig noch die Zurechststellung der Worte über Bettina, und es ist mir sehr lieb, daß Ew. Exzellenz dieses sich selber vorbehalten haben, denn ich gestehe, daß ich die größte Scheu fühle, hiebei mittätig zu sein. Das über Nahel Gesagte lasse ich unbedenklich, wie es ist; ich verlenne nicht die edle Zartheit der vortrefflichen Frau von Bülow und Ihrer selbst und bin innig dankbar dafür, allein ich sage frei, daß in dem Texte, wie er da steht, mir nichts bedenklich erscheint, und daß ich glaube, er kann vollkommen so bleiben, wie er ist, ja, daß ich es wünsche! — Zu allem übrigen habe ich die sorgsamen Bemerkungen und Fingerzeige Ew. Exzellenz eifrig berücksichtigt und bis auf einige Stellen, wo ich eine Abhilfe kaum nötig oder zu schwierig fand, bestens befolgt. Auch die Vorreden, Zusätze und Inhaltsanzeigen habe ich genau durchgesehen und manches gestrichen oder geändert, auch die beiden letzten Seiten der Zusätze nach Ihrer Weisung umgeschrieben. Alle Besonderheiten und Eigenheiten durften nicht getilgt werden: es war sogar nötig, das Ursprüngliche beizubehalten auch in manchen Läufigkeiten und Ausdrucksweisen, die sich bei einem eigentlich schriftstellerischen Werke weniger rechtfertigen ließen; hier bezeichnen sie den Charakter des Mitgeteilten, die Freiheit und Absichtlosigkeit der Entstehung.

Über den Inhalt will ich jetzt nicht sprechen. Diese Tage hindurch, welche ich mit dieser Arbeit ausschließlich beschäftigt war, habe ich ganz in den aus ihr strömenden geistigen Einstüßen gelebt und die stärksten Gemütschwankungen empfunden, hingerissen und doch abgestoßen, erhoben und dabei erschreckt, immer aber in staunender Bewunderung des einzigen Phänomens einer solchen ungeahndeten Entwicklung! Ich möchte nicht oft solche Proben bestehen, denn die eigene Selbstständigkeit befindet sich dabei wie in einer Schlacht, angestrengt im Kampfe der Verteidigung und nicht sicher gegen Wunden, die nicht so schnell wieder heilen. Merkwürdig und einzig ist das Ganze! Ich denke, die literarische Welt wird es würdig aufnehmen und schätzen. Als ein ganz stattliches und wohlgerüstetes Buch wird es nun jedenfalls sich darstellen. —

Frau von Bacherach erwartet nur Antwort aus Leipzig, um weitere Verfügungen zu treffen. Sie ist Ew. Exzellenz tief dankbar und drückt dies wiederholt mit inniger Wärme aus. Gute Ratschläge für das Geschäftliche habe ich ihr geschrieben, sie wird sie wohl auch befolgen.

Ew. Exzellenz wollen gütigst bestimmen, ob ich Ihnen die Blätter über Bettina zur Durchbesserung zuzenden soll, oder ob ich zu diesem Zweck Ihres Besuches und wann gewörtig zu sein habe. Mit Ausnahme dieses Punktes ist alles fertig und zur Absendung bereit. (Wegen der Falsimile bin ich ganz Ihrer Meinung, es ist mit den ausgewählten überzeugend und dem Verleger vielleicht schon zuviel!) Ich habe

zur Leitung des Setzers und Druckers die gehörige Folge der Abschnitte noch besonders aufgeschrieben. —

In tiefster Verehrung und dankbarster Ergebenheit  
Ew. Exzellenz

gehorsamster

Berlin, den 8. April 1847.

Bernhagen von Ense.

Ich habe aus den wunderbaren Briefen, welche den Gang der Weltereignisse mit Gleichgültigkeit ansehen und sich kaum von ihnen unterrichten lassen wollen, doch nicht solche Ataraxie gelernt, um nicht jeden Tag genau und mit Herzpochen zu wissen und zu beachten, wie viel näher wir dem 11. April<sup>1)</sup> sind! — Bei Tag wie bei Nacht fühl ich diesen Alp schwer auf mir. —

Gleich am folgenden Tage, am 9. April, berichtet dann Varnhagens Tagebuch von einem längeren Besuch Alexander's: „Wir legten die letzte Hand an die Redaktion des Manuskripts, besonders wurde die Stelle über Bettina günstiger gemacht.“ Von ihm stammen also die Änderungen, die der gedruckte Text gegenüber dem Originalbriefe aufweist.

Auf eine genauere Beurteilung der Tagebuchbemerkungen Varnhagens, in denen ich einen Satz als öffentlich nicht wohl mitteilbar unterdrücken mußte, kann und will ich mich hier nicht einlassen. Was den Grundton der Ataraxie in der Humboldtschen Weltanschauung angeht, so habe ich, was darüber zu sagen ist, schon zu Eingang dieses Aufsaßes in aller Kürze angedeutet. Daß er Varnhagen persönlich nicht lag, soll ihm nicht verübelt werden, so wenig wie alles andre, was subjektiv begründet und also auch subjektiv berechtigt in seinen Worten ist. Aber mit dem Vorwurf der Heuchelei, den er nur erheben konnte, da er weder von Charlotte und ihrem Leben irgend etwas wußte, noch Humboldt's Verhältnis zu ihr in seinen psychologischen Grundlagen richtig durchschautte, hat er ebenso entschieden unrecht wie mit der Bemerkung, daß Humboldt Rahels Wesen und Bedeutung nicht erkannt habe. „Die Leute wissen nicht,“ hat Varnhagen einmal von sich selbst in richtiger Erkenntnis gesagt, „wie sehr ich von Natur geneigt und befähigt bin zum Erkennen der Schwächen, zum scharfen Tadeln, zum streitsüchtigen Angreifen.“ Mäkelndes Verkleinern war nun einmal seine Sache: in diesem Falle trifft es Humboldt wie sonst den Freiherrn vom Stein, Schleiermacher oder andre große Männer seiner Tage.

## V.

Eine Stelle der Briefe Humboldts verdient noch besondere Aufmerksamkeit, weil sie, was zu den größten Seltenheiten in seinen nichtpolitischen Briefen gehört, sich eingehend und deutlich über ein politisches Ereignis jener Tage ausspricht, über den polnischen Aufstand von 1830—31, der, im Gefolge der Pariser Julirevolution ausgebrochen, wie bekannt, von allen sogenannten Liberaldenkenden im gebildeten Europa mit schwindender Begeisterung begrüßt und verfolgt wurde. Welche hohen Wellen der Polenenthuziasmus und seinekehrseite, der Russenhaß, damals in unsrer Literatur geschlagen haben, daran braucht nur erinnert zu werden. Eine ruhige und nüchterne Beurteilung der Sachlage, die nicht von blinder Schwärmerei, sondern von vorurteilsloser

<sup>1)</sup> Größnung des ersten vereinigten Landtags.

Kenntnis der tatsächlichen Verhältnisse distanziert war, fand man bei sehr wenigen in Deutschland. Daß auch sie nicht ganz fehlte, lehrten uns z. B. die seinen Bemerkungen, die Theodor Fontane in dem Buche über seine Kinderjahre dem polnischen Aufstande widmete. Er wußte, wie hart man gemeinhin über diejenigen urteilte, die damals nicht mit ganzem Herzen auf der Seite der Aufrührer standen, und war gewärtig, daß man ihn, wenn er seine abweichende Empfindung äußerte, als philistös oder subalterner oder auch wohl als moralisch defekt kennzeichnen werde. Jedenfalls aber war den Polen, deren Verehrung in Europa, wie Treitschke so witzig sagt, mit der räumlichen Entfernung wuchs, die Teilnahme aller weichen und sentimentalnen Herzen sicher.

Zu diesen Schwärmern gehörte auch Charlotte und machte denn auch im Frühling 1831 in einem Briefe, der durch Sachkenntnis völlig ungetrübt war und den gewöhnlichen liberalen eant, untermischt mit frauenzimmerlichen Gefühlen, wiedergab, ihrem Herzen ihrem großen Freunde gegenüber Lust. Was antwortete ihr Humboldt und wie stand er überhaupt der Entwicklung der polnischen Dinge gegenüber? Charlotte läßt ihn am 6. Mai 1831 folgendes schreiben:

Ihren Schreden, den Sie beim Ausbruch der polnischen Revolution empfanden, finde ich sehr natürlich und begreife auch zugleich Ihren wahren Anteil an der unglücklichen Nation. Sie setzen bescheiden und hübsch hinzu, daß Sie doch zu wenig richtig belehrt seien, um sich ein Urteil zu erlauben, und wollen das meinige hören. Unzählbares Unglück wird diese polnische Revolution zur Folge haben bei der Aufrangung und dem triegerischen Sinne des Volks. Der wilde Anfang wird von jungen unbesonnenen Leuten gemacht. Allerdings ist die Teilung von Polen eine Ungerechtigkeit gewesen, aber das Reich war auch so in sich zerfallen, daß dies die Gegebenheit hervorrief. Ohne diesen inneren Zustand hätten die fremden Mächte den Gedanken der Teilung wohl nicht fassen können. Es ist nur auf Ihren Wunsch, daß ich hier einige Worte über die Gegebenheiten der Zeit einschalte, sonst liegt es außer dem Plane und dem Geiste unsres Briefwechsels.

Beim Einblick in den Originalbrief, der glücklicherweise erhalten ist, ergab sich, daß hier wiederum eine direkte und bewußte Fälschung Charlottens vorliegt, vielleicht die schwerstwiegende von allen. In Wirklichkeit war Humboldt vielmehr ganz entgegengesetzter Meinung:

Ihr so entschiedener, warmer und lebendiger Anteil an den Polen hat mich sehr gewundert. Sie haben wohl nicht recht über die Sache gedacht oder kennen sie nicht. Über alle solche Dinge ist es dann besser sich zu bescheiden, kein Urteil haben zu können. Das unsägliche Unglück der polnischen Revolution fällt allein auf die Urheber des strafbaren Unternehmens. Der Anfang wurde von jungen unbesonnenen Leuten gemacht und war auf Meuchelmord und Mord an unschuldigen Personen gerichtet. Die Teilung von Polen war allerdings eine Ungerechtigkeit, aber das Reich war auch so zerfallen in sich, daß dies offenbar dazu mitwirkte. Ohne diesen inneren Zustand hätten die fremden Mächte nicht einmal den Gedanken gefaßt. Unter den geteilten Stüden hatte aber gerade das, was sich empört hat, eine sehr vorzügliche Behandlung erfahren. Der Kaiser Alexander halte ihm aus ganz freier Bewegung, mit einer jetzt, da sie so schlecht belohnt wird, ordentlich tadelnswürdig erscheinenden Großmut, so viel Freiheit und Selbständigkeit gerettet, als nur immer möglich war. Eine ewige Dankbarkeit hätte die Polen an ihn setzen sollen. Der Kaiser Nikolaus war in diesem wohlwollenden System fortgeschritten. Wenn, wie in jeder Regierung möglich ist, einzelne Bedrückungen vorgefallen und unbestraft geblieben waren, so

könnte das niemals eine gerechte Ursach genannt werden, Verwüstung und Gesetzlosigkeit über das ganze Land und das gesamte Volk zu bringen. Selbst aber, wenn man tätlichen Widerstand für unvermeidlich hielt, so war es doch nie notwendig, den Troß und den Übermut so weit zu treiben, daß man gerade das Herrscherhaus der Krone verlustig erklärte, ohne dessen freiwillige Wohlthaten man nicht einmal hätte jenen Troß und Mutwillen ausüben können. Mögen einzelne Menschen auch Widerwärtigkeiten und selbst Ungerechtigkeiten gelitten haben, so war das ganze, nun verwüstete Land vor der Revolution in dem blühendsten Zustande, das Volk war durchaus nicht bedrückt, sondern glücklich und wohlhabend. Selbst im Laufe des Krieges hat der Kaiser immer nur wieder der Verfassung und sich nicht als Kaiser von Russland, sondern als König von Polen schwören lassen.

Weit entfernt also, Charlottens Anteil an den Polen und ihrem Schicksal begreiflich zu finden, ließ er vielmehr ihrer sentimentalnen Politik eine energische Abfertigung zuteil werden, indem er ihr klar mache, daß politische Probleme und politische Lagen nicht ohne Sachkenntnis aus der Tiefe des Gemüts heraus beurteilt werden können.

Schon einmal hatte sich Charlotte einen Verweis zugezogen, weil sie auf politischem Gebiete allzu vorlaut gewesen war. Guzikow erzählt uns davon in der Skizze, die er ihrer Charakteristik gewidmet hat (in seiner Essaysammlung „In bunter Reihe“), und hatte die Kenntnis davon wohl sicher seiner Freundin Therese von Bacheracht zu verdanken. Im Laufe der zwanziger Jahre habe, berichtet er, Charlotte einmal Humboldt ihre Begeisterung für den Befreiungskampf der Griechen geäußert und ihn gefragt, was er von dem Ausgänge dieser Bewegung denke. Er habe darauf sehr zornig erklärt, daß er unfehlbar den ganzen Briefwechsel mit ihr abbrechen werde, wenn sie sich noch einmal erlauben würde, ihm eine ähnliche, öffentliche Dinge betreffende Frage zu stellen. Weder in dem gedruckten Texte noch in den wenigen aus den betreffenden Jahren erhaltenen Originalen wird der griechische Aufstand erwähnt. Was Humboldt des genaueren geschrieben hat, sagt uns Guzikow nicht: die dramatische Zuspiitung und der allzu diktatorische Ton des Tadels dürften auf seine Rechnung zu setzen sein, der Humboldt zum Typus des herzlosen Stockkonservativen zurechtfrieren möchte. Daß sich in Humboldts Nachlaß ein kleines Epos, „Die Griechensklavin“, gefunden hat, das im neunten Bande der akademischen Ausgabe seiner Werke zum erstenmal erscheinen wird und in allem Tatsächlichen der Erzählung ganz auf Motiven aus dem Kampf der Griechen gegen die Türken aufgebaut ist, zeigt, daß sein Interesse an jenen Ereignissen sich nicht durchweg in der Richtung kritischer Mißbilligung bewegt haben kann.

Bei den sehr spärlichen politischen Urteilen Humboldts, die aus der Zeit nach seinem Austritt aus dem Staatsdienst bekannt sind (ein sehr interessanter großer Brief an den Kronprinzen Friedrich Wilhelm über französische und englische innere und äußere Politik aus dem Jahre 1828 ist noch ungedruckt), dürften diese Zeugnisse wohl der allgemeineren Aufmerksamkeit nicht ganz unwert sein.

## VI.

Mit dem Urtext von Charlottens Antworten, die aus ihren Wunsch und Humboldts Anordnung vernichtet worden sind, entgeht uns ein sehr wesentlicher Faktor zur Beurteilung des Briefwechsels und auch der Person der Freundin selbst. Andre von ihr bekannt gewordene Briefe, an Verwandte und an Karl Schulz, den Bruder von Humboldts letztem Sekretär, können diesen Mangel nicht völlig ersehen. Es fehlt uns so auch jede Möglichkeit, die mehrfach etwas überschwenglich klingenden Urteile, die Humboldt über ihren vollendeten Stil und die Weise ihrer Anschaunungen fällt, nachzuprüfen. Daß zu den Briefen, in denen gerade diese Urteile sich finden, durchweg die Originale nicht erhalten sind, erweckt allerdings berechtigtes Misstrauen: die Frau, die an so vielen andern Stellen zum Zweck der eigenen Glorifizierung ändert, kann auch hier grellere Farben aufgetragen haben. Wenn man sieht, mit welcher Ungehirtheit sie zuweilen einzelne Sähe und ganze Nestlerionen aus Humboldts Briefen in die eigenen Briefe an ihre Verwandten wörtlich aufnimmt, ohne sie als fremdes Eigentum zu kennzeichnen, kann man der Vermutung nicht widerstehen, daß auch in ihren Briefen an Humboldt wohl manches absichtliche oder unababsichtliche Zitat oder Referat enthalten gewesen sein wird, ohne daß dieser es immer zu erkennen vermochte, wenn Charlotte sich mit fremden Federn schmückte.

Ein günstiger Zufall hat uns nun doch einen der Briefe Charlottens an Humboldt erhalten, den ich hier mitteilen möchte. Leider stammt er nicht aus den dreizehn Jahren des regeren Briefwechsels, der uns im Druck einseitig vorgelegt wird, sondern aus dem Jahre 1817, steht also mit Humboldts uns bekannten Briefen ganz außer Zusammenhang. Er lautet:

Cassel, den 14. Dezember 1817.

Ich bin es tief in meiner Seele überzeugt, daß ich mich in jeder Angelegenheit meines Lebens an Sie, mein Freund, mein Wohltäter, wenden darf, und ich werde nie eine andre Scheu kennen, als die vor Ihrer Zeit. Aber Sie werden die Zeit für mich finden, wenn ich Ihnen gleich damit entgegenkomme, daß ein Wunsch in mir ist, den Sie vielleicht erfüllen können, immer erfüllen wollen, aber vielleicht nicht immer dürfen. Sie werden meinen Brief zurücklegen und sich wieder daran erinnern, wenn die Zeit erlaubt, ihn zu lesen. Hören Sie mich dann mit der gewohnten Güte und Teilnahme, Sie Einziger, Gütigster!

Man hat mir schon vor geraumer Zeit geraten, mich an den Grafen v. d. Schulenburg in Braunschweig zu wenden, ob dieser das Versprechen des hochseligen Herzogs v. Br. berücksichtigen und respelieren werde. Ich habe im Februar d. J. an denselben geschrieben und glaubte auf so nahen Wegen und bei Postrekommandation nichts bei Beilegung der Originalbriefe zu riskieren, die mir Ihre gütige Sorge in Paris gerettet hatte. Meine Bitte wurde sehr unterstützt, allein ich bekam keine Antwort und leider auf zweimal wiederholte Bitte meine Papiere nicht zurück. O! das schmerzt mich sehr! es liegt etwas so Heiliges, Unerfahliches in einem einzigen Schriftzug eines teuren Verewigten! — aber was kann ich tun?

Man hatte mir ferner Hoffnung gemacht, die Waterloo-Komitee werde vielleicht mich mit in ihre Unterstützung einschließen, da ich so viel an dem einzigen gefallenen Fürsten verloren habe; es komme darauf an, wie die Sache dargestellt und angesehen werde. Das schien mir selbst so und tat mir wohl. Ich habe die Nation immer geehrt und dankte ihr gern. Ich schrieb an Herrn Hofs prediger Küper, während er hier war, aber, so gern ich ihn auch gesprochen hätte, erlaubte ich mir diese In-

diskretion nicht, da er den kurzen Aufenthalt hier für sein Vergnügen bestimmt hatte. Ich bin so frei, Ihnen die Antwort einzulegen. Lesen Sie, gütigster, bester Freund, Sie, der Sie mich so gern wohl und ruhig wissen und ohne Sorgen. — Sagen Sie mir, was Sie davon halten? ob mir der Versuch helfen kann? Ich gestehe Ihnen, ich kann mich überall keiner Hoffnung mehr hingeben und bin es fast müde, ewig fruchtlose Versuche zu machen. Im ganzen Kreise meiner Bekannten kenne ich niemand, der in jeder Unternehmung so edle und warme Unterstützung findet als ich, und zugleich niemand, gegen den Glück und Schicksal so feindselig sind. Ich habe nach Herrn Küpers Rat am 18. Oktober noch einmal an Herrn Grafen v. d. Schulenburg geschrieben und darinnen gebeten, daß er den Befehl erteile, daß mir meine Papiere zurückgesandt werden, aber leider ist meine gerechte Forderung nicht gehört.

Erwägen Sie nun gütig, ob ich hier etwas hoffen und erwarten darf. Ich bezweifle nicht einen Augenblick, daß man Ihnen nichts verweigern wird, was Sie für mich wünschen. Ich weiß, o Gott! wie glaube ich das! es macht Ihnen große Freude, aber ich begreife, daß es dennoch Fälle geben kann, die Ihre Verwendung verbieten. Kann etwas für mich in London geschehen, so geschieht es, weil Sie dort sind; geschieht nichts, so kann nichts geschehen. Herr Küper soll viel vermögen, ein Mann voll Humanität sein, das spricht auch, denke ich, sein Schreiben aus! Stapletons Vormund, Lord Morley, soll viel Einfluß haben: fänden Sie das vielleicht von Nutzen, so würde er Ihnen wohl sein Mitwirken nicht verweigern; er weiß schon etwas von mir. Umstände und Besorgnisse, die mich für meinen jungen Freund erfüllten, machten es mir zur Pflicht, demselben Details über seinen Mündel zu geben, die ihm niemand geben konnte als ich, da ich den jungen Mann fast ein Jahr mit Teilnahme beobachtet hatte, da ich, indem ich allein sein Zutrauen besaß, seine damalige Lage genau kannte und die Folgen davon von mehr als einer Seite fürchtete. Die reichen und vornehmen Wüstlinge, welche Zeit und Geld in Göttingen zwischen Ausschweifungen aller Art teilen und sich dafür Eliten nennen, hatten Stapleton nicht nur ausgeplündert im Spiel, sondern ihn so tief in Schulden verwickelt, daß er bei einem sehr redlichen Gemüt das ganze Jahr, das ich mit ihm lebte, alles entbehrt für Spielschuld und doch kein Ende sah. Ich administrierte mit ihm getreulich den kleinen Rest, allein, nicht erzogen zu einer solchen Beschränkung, führte dies alle mögliche Gefahren für den höchst reizbaren Jüngling herbei. Ansänglich war er auf dem Wege, sich auf ganz gemeinen Wegen zu betäuben. Das Interesse, was er mir einflöste, gab mir den Mut, mit ihm über die Gefahren zu reden, denen er sich aussetzen werde. Das machte tiefen Eindruck auf ihn — er sah, daß ich seinen Wert würdigte, seinen inneren Adel erkannte, ihm Gerechtigkeit widerfahren ließ, seinem schönen Fonds vertraute, so überließ er sich mir mit Zutrauen — allein, sich wieder im unglückseligen Spiel zu helfen, von der verderblichen Neigung vermochte er sich nicht frei zu machen. So litt sein Gemüt und sein Körper zugleich, und ich war in Wahrheit allen mütterlichen Sorgen hingegessen. Er hatte durchaus nicht das Vertrauen, sich seinem Vormund zu entdecken; zuletzt fühlte ich mich für meine eigene Beruhigung dazu verpflichtet, um so mehr, da dieser gewiß durch einen Hofmeister, der ihn weder zu würdigen noch zu lenken verstand, ganz verkehrte Ansichten bekommen hatte. Noch ehe Antwort zurückkommen konnte, wurde er nach London zurückberufen. Er schrieb mir am Tage seiner Ankunft, Lord Morley habe ihn sehr gütig empfangen, ihm alles verziehen und versprochen, seine Schulden zu bezahlen. Sein Vormund, setzte er hinzu, drücke sich sehr dankbar über den Einfluß aus, den ich auf ihn gehabt, und habe mir gleich geantwortet. Ich habe diesen Brief nicht erhalten, aber ich hatte meinen Zweck erreicht. Dann ist dort eine Dame, ich kenne sie nur unter der Bezeichnung Lady C. Diese nimmt an Stapletons Erhaltung und Entwicklung lebhaft teil; ihre Sprache war durchaus mütterlich, ihre Briefe voll Liebe, Ernst und Würde. Manchmal habe ich sie für seine Mutter, dann wieder für eine treue Freundin seiner vielleicht früh verstorbenen Mutter gehalten. Sie ist, denke ich, jetzt Witwe, hat

verheiratete Töchter, muß eine Frau in den Vierzigen sein, war in ihrer Jugend eine von Englands Zierden und noch jetzt, wie er sagte, sehr hübsch; sie war in den Jahren von Stapletons Geburt Hofdame der Königin von Sizilien. Sie werden sie so vielleicht erkennen. Ihr selbst halte ich für einen Sohn, vielleicht vom Herzog von York (auch meine ich, hätte er ähnliche Züge?), gewiß nicht vom Prinz Regent. Ich erlaube mir, Ihnen, mein verehrtester, gütigster Freund, dies vertraulich mitzuteilen, indem ich es Ihrer Einsicht unterwerfe, ob Sie davon Gewissmach machen wollen. Vielleicht können Sie für mich sorgen ohne meine Versuche, o, das wäre schon! Alles von Ihnen! Sie wissen alles, und Herr Rüper hat beglaubigte Abschriften jener Briefe des Herzogs. Noch einmal, ich kann vom Leben nichts mehr hoffen, aber es ist mir ein großer Genuss, einmal wieder so vertraulich zu Ihnen reden zu dürfen. Auch werden Sie es billigen, daß ich keinen Versuch versäume. Dankbarkeit und Geduldlichkeit, beide verpflichten mich dazu. Es ist in Wahrheit, ich sage Ihnen das vor Gott, das einzige Glück meines Lebens, daß ich Ihnen jede Erleichterung danke, wie es das Band ist, das die lebensmüde Seele hält; aber es müßte mich in Ihnen, in meinen Augen erniedrigen, könnte ich Sie ermüden, dachte ich nicht auf Mittel und Wege, daß Ihre Hilfe auch enden kann. Ich würde sie, glaube ich, selbst in den mancherlei Lagen in mir finden, aber der lebensmüden Seele fehlt Mut und Kraft und Licht und Leben, dem zerdrückten Herzen Freude, Hoffnung und Friede. Leidvoll und freudelos lastete das Leben zu lange auf mir; mich ekelt das Getreibe, die armelosen Anstrengungen um — nichts! Anders bildete mich die Natur wie den großen Haufen, anders das Schicksal. Wozu diese feineren Bedürfnisse meines Wesens, da ich endlich unter der harten Sorge für die absoluten größeren sie unbefriedigt erstehen soll? wozu bessere Kräfte, wenn sie ungenutzt bleiben sollen? — O! mein geliebter Freund, Sie verstehen gewiß wohl nicht, was es heißt, so lebensmüde stets den wiederlehrenden Kampf gegen das Leben aufs neue zu beginnen, worin aller innere Friede, aller Einlang mit uns selbst verloren geht — Sie verstehen es wohl noch weniger, was es heißt, wenn uns Zweifel in großen wichtigen Wahrheiten ergreifen? Der Gang Ihres gegenreichen Geistes gab dies nie zu; noch weniger war es möglich, daß ein großer Mann Sie in den klareren Gesichtskreis seines helleren Denkens zog und Ihnen eine kraftvolle Handhabe raubte — aber Sie kennen die unergründlichen Tiefen der menschlichen Natur, ach, Sie verstehen, daß in einer solchen Gemütslage unausgesprochene Leiden sich der Seele bemächtigen in einer vom Glück vergessenen Frau. Erst seit mir diese innere Beruhigung in meine Führung verloren ist, ist meine innere Heiterkeit verloren — o, Sie wissen besser, als ich das sagen kann, daß, indem das Herz aller Freude unzugänglich ist, es sehr fern von Unzufriedenheit und erfüllt von Dank sein kann. So ist es, so steht es mit mir. Ohne Sie, ohne Ihr eingreifendes, wohlätiges Erscheinen in meinem Wege hatte ich lange mein trübes, banges Leben in die Tiefe des ersten besten Stroms geserft, wo aller Schmerz verstummt, ein Augenblick alle Qual und Mühe endet. So lebe ich, freilich ohne zu wissen warum. Man sagt mir, um die müde Seele zu erquicken, mein trübes Leben sei nie ohne Wirkung, und das ist wahr, allein ohne diese Wirkung ginge alles eben wohl seinen Gang. Ich habe das Glück, wo ich lebe, besonders auch hier, sehr geliebt zu sein im kleinen Kreise um mich; ich erkenne das dankbar, empfange auch so die kleinen Beweise von Liebe, aber ich traue, daß sie mich nicht befriedigen, keine Freude ins Herz bringen. Da, könnte ich mich auf etwas freuen, müßte ich, daß ich Sie noch einmal sähe, so hätte ich einen Meir ins Leben. Fürchten Sie mir nicht, daß ich mich so ausspreche. Meinen innigen Dank wird Ihnen Stapleton überbracht haben. Ich bekam, saß im Oktober, wie Sie mir schrieben, bald nach Empfange Ihres gütigen Briefs fünf Louisdor von Dankweits in Göttingen ausgezahlt. Vielleicht war das ein Irrtum und nicht Ihr Wille, aber ich erlaubte mir nicht, es Ihnen anzusegnen noch Ihnen meinen Dank zu sagen — dieser lebt, erwärmed, belebend, im Herzen. Im September empfing ich, wie voriges Jahr, über Göttingen 100 Gulden, ohne zu wissen von wem. Voriges Jahr

fambierte ich alles, es konnte nur von Ihnen sein; dies Jahr zweifelte ich einen Augenblick, guter Gott, es war zu viel! Dennoch, nachdem ich alles erwäge, Sie allein sind dieser großmütige Freund, es kann niemand anders sein als Sie. Ich kenne die Lage und den Charakter aller derer, die mir wohl wollen; es paßt nicht. Ich weiß nur einen Mann, der es könnte, und — Gott wolle mich schützen, daß ich diesem nichts schuldig sei; o das würde mich unglücklich machen. Nicht wahr, Sie himmlisch Gürtiger! nicht wahr, Sie sandten mir das Geld? Allein diese zarte Sorge, wie sie mit tausend feinen Fäden mich bindet. Wenn Sie schweigen, so ist es gewiß. Ich darf nur an die stille, ruhige, heilige Wahrheit Ihres ganzen Wesens denken und ich bin gewiß, Sie erwidern eine gerade Frage so wenig mit einer Unwahrheit wie ich. Es ist zu viel! Nicht weil es mich drücken könnte, o Gott, nein! aber zu viel dennoch! — Ich habe mir gleich nach Empfange ihres lieben Briefs jede andre Unterstützung verbeten. Wäre ich nur heiter, so käme ich schon aus mit dem, was Sie mir geben, auch beunruhigt mich Tag und Nacht die Vorstellung, daß ich in eine Schuldenlast komme, die ich nie zu tilgen sehe. Vergeben Sie es mir, daß ich Ihnen das traurige Gemüt einmal wieder so dargelegt habe. Ich wollte, Sie hätten einen Zuspruch des Trostes für mich, wäre es auch nur, daß Sie mir mit größerer Erfahrung sagten, daß alles wandelt und ein einz'ger Augenblick alles umgestalten kann. Wenn auch in unserm Alter sehr selten unsre Schicksale, so kann doch oft die gebeugte Seele wieder die Kraft finden sich aufzurichten, nicht wahr?

Gott erhalte Sie, Deuerster. Erhalten Sie mir Ihre Güte und Teilnahme,

Ihrer

Cassel Nr. 1177<sup>1/2</sup> am holländischen Tore. treugehorsamen Charlotte.

Der Anfang des Briefes handelt von Charlottens vergeblichen Bemühungen um eine braunschweigische Pension. Sie hatte seinerzeit den größten Teil ihres nicht geringen Vermögens in braunschweigischen Staatspapieren angelegt, sah sich aber dann, als Napoleon nach der Okkupation des Landes, das zum Königreich Westfalen geschlagen wurde, die Staatschuld nicht anerkannte, ihrer sicheren Einnahmen beraubt. Als der Herzog Friedrich Wilhelm wieder in sein Land zurückgekehrt war, überwies er Charlotte auf ihr Gesuch hin eine größere Summe als vorläufige Entschädigung und versprach in mehreren eigenhändigen Briefen, ihr nach beendigtem Feldzuge eine jährliche Pension auszuzahlen. Am 16. Juni 1815 war er bei Quatrebras gefallen. Sein Sohn und Nachfolger, der berüchtigte Herzog Karl, machte keine Anstalten, das Versprechen seines Vaters einzulösen. Ihre Legitimation, die Briefe des verstorbenen Herzogs, hatte Charlotte einer Billchrift beigelegt, und sie gingen ihr beinahe in den Wirren der Kriegszeit verloren, wenn nicht Humboldt ihnen in Paris nachgespürt und sie für sie gerettet hätte. Er, der damals Gesandter in London war, sollte nun auf Charlottens Wunsch sich bei der Prinzessin von Wales, der Tante des jungen Herzogs Karl, für sie verwenden. Ob es geschehen ist, weiß ich nicht: Erfolg haben die Bemühungen sicher nicht gehabt. Als Herzog Karl 1823 mündig geworden war, erneuerte Charlotte ihr Gesuch, wiederum unter Beilegung jener Briefe: der Herzog warf diese einfach ins Feuer und ließ die Billstellerin ohne Antwort. — Charlottens Bericht über den Engländer Stapleton zeigt, welchen tiefen Eindruck sie noch damals auf junge Männer machte. Genaueres über ihn, der ein Verwandter des bekannteren Stapleton gewesen sein muß, der sich als Sekretär und Biograph Cannings einen Namen gemacht hat, habe ich nicht

ermitteln können. Nach einer Nachricht, deren auch Humboldt in einem Brief an Charlotte gedenkt, wäre er Anfang 1832 in einem Duell geblieben. — Das Zitat des letzten Satzes, „Ein einz'ger Augenblick kann alles umgestalten“, stammt aus Wielands „Oberon“.

## VII.

Den Schluß meiner Mitteilungen möge Charlottens Brief an Alexander von Humboldt bilden, mit dem sie ihm wenige Wochen vor ihrem Tode einige der Briefe seines Bruders an sie überschickte. Seine Antwort wurde die Veranlassung, daß sie dann alle ihre wie Heiligtümer bewahrten Handschriften der Familie des Verewigten und Alexander als ihrem Haupte vermacht hat. Charlotte schreibt:

Hochverehrter Herr Geheimrat!

Zum drittenmal nahet sich Ew. Exzellenz eine Freunde, wenn auch nicht mehr ganz Unbekannte, mit gleicher Verehrung, wenn auch mit eingeschüchtertem Vertrauen und nicht ohne Besorgnis, Ihnen mißfällig und lästig zu werden, besonders in einer Zeit großen Schmerzes<sup>1)</sup>, die ich ern weiter zurücktreten lassen würde, wenn nicht eine große, sehr zunehmende Schwäche mich nicht mahnte und eine innere Stimme mich nicht warnte, nicht aufzuschieben.

Es sind elf Jahr an uns vorübergegangen, seit ich es wagte, dem verehrten Bruder des angebeteten Bruders im tiefsten Schmerz zu schreiben. Ich war des Trostes so bedürftig! — Ew. Exzellenz antworteten mir sehr gütig, aber zugleich abweisend; ich beschiede mich, daß das gewiß nicht anders sein konnte, aber das tief leidende Herz bedurfte Trost. — In der Nachschrift sprachen Sie den Wunsch aus, nach meinem Ableben die Briefe, welche ich besitze, unter Adresse an Fräulein Karoline von Humboldt als Vermächtnis zu erhalten. Sie war so glücklich, dem edlen Vater bald zu folgen — ich lebe noch — sollte noch leben! — Auf den Wunsch Ew. Exzellenz konnte ich nichts erwidern, weder bejahend noch verneinend. Meine Seele war tief gebeugt und besangen in Trauer und Schmerz, so war ich unsfähig, zu unterscheiden, ob und was aus vertrauten Briefen sich herausnehmen lasse und mitteilbar sei. Sie vermuteten vielleicht einen gelehrten Briefwechsel, dachten wohl, der dürfe nicht untergehen. So war es nicht. Die Briefe, die mir lange Jahre zum Trost, zur Ermutigung, zur Erhebung, ja sehr oft zur Beseligung gereichten, waren nur einseitig vertrauten Inhalts, sie bewegten sich nur um das innere Gemütsleben. Alles darin bezog sich auf mich, und jedes Wort schien nur für mich gedacht und empfunden, um mir in wohltuender Teilnahme zuzubringen, was ich gerade bedurste und was der himmlisch gütige Freund mehr ahnte als durch mich erkannte.

Dass Ew. Exzellenz unbekannt waren mit dem Verhältnis, worin ich zu Ihrem verklärten Herrn Bruder stand, müßte ich vermuten, ebenfalls daß es so bleiben sollte; ich habe es unendlich bereut, daß ich, hingerissen im tiefsten Schmerz, gegen einen mir so heiligen Willen gehandelt habe. Die Gründe, die den gütigsten Freund bestimmten, gleichsam ein Geheimnis daraus zu machen, habe ich nie erkannt, sie aber schweigend geehrt, überzeugt, daß sie gewiß so weise als wohlwollend waren. Wenn ich den herzlichen Wunsch äußerte — es ist zweimal geschehen — die treue Familie nur zu sehen, um ein Bild in die Seele zu bekommen, bekam ich die Antwort, kurz und weich betont: ich sehe es nicht gern. Natürlich schwieg ich, wie nach manchem andern, was ich nicht verstand, wenn auch wohl von selbst später Gründe in mir aufstiegen: das reiche und große Herz hatte mich in das Bereich

<sup>1)</sup> Am 6. Februar des Jahres war Bülow, Wilhelm von Humboldts Schwiegersohn, der Gatte seiner Tochter Gabriele, nach schwerer Krankheit gestorben.

seines segenreichen Einwirkens aufgenommen. Oft empfing ich die liebreichsten, dahin gehörenden Äußerungen: „ich rechne es unter die beglückenden Ereignisse meines Lebens, daß wir uns einst begegneten“; „es ist ein einziges Verhältnis unter uns, zwei Menschen, die sich vor langen Jahren drei Tage sahen und nichts wieder voneinander hörten und sich schwerlich wiedersehen werden“; „das Verhältnis unter uns geht niemand etwas an, überlassen Sie mir die Sorge dafür; es besteht in reiner Harmonie mit allen Pflichten und kann so fortbestehen, solange wir beide leben.“ Daß ich ein tiefes Schweigen beachtete, lag in der Natur der Sache. Es war das Heiligtum meines Herzens, das konnte ich nicht entweihen: dies tut kein tiefer empfindender Mensch, er bewahrt seine Schätze. Es war „mein zugewogenes Erden-glück“, das mich aussöhnte mit harten Verhängnissen, mir Erfolg war für verlorenes Glück. In treuer Aufrichtigkeit und Wahrheit hatte sich dem angebeteten Freunde mein Leben dargelegt, nicht der leiseste Zweifel stieg in ihm auf. Mein Pfad lief, wie es bei einzelnen der Fall ist, dunkel und geheimnisvoll schon früh durch das Leben, das hatte der edelherzige Mann in inniger Teilnahme erkannt, das rührte — ob er nie meine schwer gedrückte Lage ganz erkannt hat: es verlehrte etwas Bartes im Gefühl, von äußerem Druck zu reden, wo ich so viele höhere Gaben empfing — ihn, da er mich früh mit Ansprüchen und Hoffnungen gefaßt hatte. Die Art, wie ich ein schweres Verhängnis nahm und trug, gewann mir die Achtung des Vollendeten und bestimmte vielleicht den Entschluß, mir in Teilnahme nahe zu bleiben und segensreich mir zu werden. Was er wohl vor allem bezweckte, war gewiß, mich über das Leben zu erheben, das mir so wenig gewährt hatte, um mich auf den Standpunkt zu geleiten, von dem aus er selbst das irdische Dasein und den Zweck desselben ansähe. Zu dem Ende würdigte mich der unendlich Gütige, mir das Innere seiner Seele — „dieser Seele voll Hochsinn und Adel“ aufzuschließen, um mich an den hohen Ideen, an dem unerhörblichen Reichtum seines milden, himmlischen Gemüts zu erquicken und zu erheben, wenn ich unter vielfachem Weh verschmachtete und erlag. Gewiß war es ein sehr seltenes, wenn nicht einziges Verhältnis unter uns. Erleuchtend und segensreich von einer Seite, innigste, treueste Ergebenheit von der andern. Unter vielen Tausenden gab die Gottheit nur einzelnen einen solchen Freund, aber nie ist auch vielleicht eine solche Himmelsgabe dankbarer erkannt und empfunden. Sonst konnte ich ja nichts zurückgeben als dies dankbare Herz voll Vertrauen. Verzeihen, o! verzeihen Ew. Exzellenz das Überströmen des vollen Herzens noch im hohen Alter. Verzeihen Sie, wenn ich Ihnen lästig werde, um so mehr, da ich am Scheidewege, geschwächt an intellektuellen Kräften, mich nicht so kurz fasse, wie es Respekt gebietet. Mit Zuversicht spreche ich diese Bitte aus und darf es, da Ihnen, wie mir, der Vollendete, von dem ich rede, Gegenstand vom allerhöchsten Interesse ist und gewiß jedes Detail ebenfalls. In einem Jahr mit Ew. Exzellenz geboren, haben wir beide gleiche Unwärtschaft zu der Hoffnung des nahen Wiedersehens, wenn auch die Menschheit die Hoffnung hegen darf, ein hohes Vorbild bis zum spätesten Ziel zu behalten. Erlauben Sie mir, zurückzugehen, und begleiten mich mit gütiger Nachsicht. Wie vor elf Jahren 1835 derselbe Schmerz uns beugte, dachte ich nichts weniger, als heute noch zu leben. Meine Rechnung mit dem Leben war geschlossen, ich konnte nichts mehr daraus empfangen, ich zog mich ganz zurück und, unfähig zu allen Geschäften, lebte ich, wie ich mich langsam aufrichtete, nur in meinen Briefschlägen, besonders in denen der letzten Jahre, ob ich doch den Trost nicht darin empfing, den ich bald bedürfend voraussah. Aus liebreicher Schonung wollte er mich nicht verstehen in der zerstörenden Erwartung, die mich verzehrte. — Aber die teuren Briefe blieben sich immer gleich, reich an Ideen, die über das Leben erheben sollten und über seinen namenlosen Schmerz. Alle blieben in demselben Geist, der eine lange Reihe von Jahren sie diktierte; alle waren eigenhändig, wie peinlich mühevoll auch das Schreiben war, und ob ich mit Tränen darauf resignierte. Der letzte war vom 31. März 1835. Seit dem Austritt aus dem Ministerium bestand unser Briefwechsel regelmäßig, von dem

gütigsten Freunde so geordnet, durch nichts unterbrochen, was es auch sei, keine Neisen oder Geschäfte waren hinderlich. Ich besaß dieser tönlischen Briefe, von denen nur wenige kurz waren, weit ins dritte Hundert nach dem Auscheiden aus dem Ministerium; vorher konnten es nur einzelne sein.

Das bis jetzt Gesagte, glaubte ich, müsse vorangehen, ehe ich zu dem Zweed meines Schreibens kam. Mir sind nämlich unwürdige Vereide bekannt geworden, und es scheint mir sehr wahrscheinlich, daß Ew. Exzellenz nicht damit verschont sind. Für das, so ist nichts natürlicher als von Ihrer Seite der Wunsch, klar zu durchschauen, um richtig zu erkennen und zu urteilen. Das können Sie nur in den eigenhandigen Briefen des Verklärten. Von denen, worin sich wenig auf mich bezog, habe ich schon lange mehrere ausgewählt, um solche nach meinem Ableben den verehrten Familiengliedern zu hinterlassen. Solange ich lebe, kann ich mich nicht verarmen, das ist natürlich und darf ich einem so hochedlen Manne nicht sagen, um so weniger, da es eine Handlung des reinsten, freiesten Vertrauens von mir ist. In diesen Briefen erkennen Ew. Exzellenz zugleich, was der edelste Mann an mir würdigte. Er war mit den Hauptereignissen meines Lebens bekannt (freilich sind das nur die Umrüsse, der Rahmen eines Bildes). Nach der ihm inwohnenden großen Welt- und Menschenkenntnis wußte er, wie Ew. Exzellenz es wissen, daß abweichende Verhängnisse und die Art, wie sie begegnen und genommen werden, edle, warme, parteiische Freunde, aber ebensowohl gehässige Feinde schafft, die ihren niedrigen Maßstab am liebsten an das legen, was sie in den Motiven nicht verstehen. In den Briefen ist nichts darüber je berührt, vielleicht aber war es der Grund des geheimnisvollen Schweigens? Alles war unendliche Güte und Schonung, und da er meine Meinung teilte, daß der Mensch seinem unabänderlichen Schicksal nicht entgeht, und es wie ein Sandkorn in das Ganze gehört, so hätte das himmlische Gemüt gern alle Härten ausgeglichen und Freuden in mein tränenschweres Dasein gemischt. Und, o Gott! wie ist das erreicht! Wie freue ich mich, dem geliebten Verklärten nun gewiß bald den Dank zu bezahlen, den ich ihm noch schuldig bin, wenn alle irdische Schranken sinken. Sind ja „des Schiffes Segel schon ausgezogen, daß uns ans gegenseitige Ufer trägt“, und „was durch ein wahrhaft hohes und reines Gemüt in uns geweckt ist, kann nicht untergehen, geht mit uns hinüber, ist unser unentziehbares Eigentum“, eigene Worte im Schmerz eines großen, unersehblichen Verlustes.

Dass ich in der Jugend Dero verewigtem Herrn Bruder begegnet war, erinnern sich Ew. Exzellenz wohl aus meinem früheren Bericht. Wir hatten nichts wieder voneinander gehört. Ich hatte in der französischen Zeit harte und große Vermögensverluste erlitten, die mich nach schmerzlichen Erfahrungen in eine bittere Lage versetzten und mich streng an ein sehr angestrengtes Leben verwiesen bei zerstörter Gesundheit und schon entslohenen Jugendkräften. Es waren manche Versuche für mich vergeblich gemacht. Das und ob etwas für mich zu tun sei, war die Veranlassung, mich nach langer Zeit in die Erinnerung des Unvergesslichen zurückzurufen, von dem die Zeitungen damals so viel sprachen (1814). Darauf belam ich gleich den kostlichen ersten Brief aus Wien vom Kongress. Schöneres ist wohl nie geschrieben, aber auch wohl nie würdiger empfangen und empfunden. Wie war ich besiegelt, ermutigt, wie waren alle Leiden vergessen! Aus den beikommenden Briefen können nun auch Ew. Exzellenz nicht nur den Geist des Briefwechsels, sondern das Verhältnis erkennen und genau beurteilen und werden es nicht dulden, daß das reinste und lauteste Verhältnis der Welt, das ganz verborgen bleiben sollte, unwürdig berührt werde. Was können Menschen nicht aushecken, denen der Sinn fehlt für Seelenhöheit!

Beschämmt und erschreckt übersehe ich, wie weitläufig ich geworden bin, und kann nur an das bekannte brüderliche Herz und das große Interesse desselben an den beigelegten Briefen appellieren. Ich glaube eine gedoppelt heilige Pflicht zu verlegen, wenn ich länger schweige, und zugleich wird mir das Schreiben ungemein schwer,

noch schwerer das Sondern; ich habe zu lange gewartet, und nun versagen mir die geistwachten intellektuellen Kräfte die notwendige Klarheit, die eine solche Darstellung erfordert. Haben Ew. Erzellenz gütige Nachsicht, Geduld und Verzeihung! Den ganzen inhalts schweren Monat April habe ich mit dem Bericht zugebracht, geändert, umgeschrieben und nichts besser gemacht. Vertrete mich dann eine geliebte Stimme aus einer unsichtbaren Welt, die mir schon mehr als einmal zur Seite war, mich unterstützte, mir in den Sinn gab, was ich tun sollte, und es war gesegnet.

Ich schließe heute, ob ich noch mehr zu sagen habe, wofür ich mir die Erlaubnis erbitte. Jetzt sind meine Kräfte erschöpft, vielleicht wird es besser. Mit Besorgniß und Schüchternheit fing ich an, voll Vertrauen ende ich; das ist die Gewalt und der Einfluß eines hochverehrten Namens. In diesem Vertrauen erwarte ich eine gütige Aufnahme und eine gütige Antwort, und bin beider gewiß.

Mit der verehrungsvollsten Ergebenheit

Ew. Erzellenz

gehorsamste Dienerin

Cassel, den 12. Mai 1846.

Charlotte Diede, geb. Hildebrandt.

Königstor Nr. 22.

Ich wünschte ungenannt zu bleiben.

Der Brief bedarf keines langen Kommentars. Das eigenartige Geheimnis, in das Wilhelm von Humboldt bis zur Sterbestunde seiner Familie gegenüber seine Beziehungen zu Charlotte gehüllt hatte, konnte nach seinem Tode kaum noch gewahrt werden. In begreiflicher Erregung hatte sich Charlotte wenige Wochen darauf an Alexander gewandt und ihrer tiefen Teilnahme Ausdruck gegeben. Dieser, der wohl eine gelehrte Freundin des Verewigten in ihr vermutete, antwortete ihr ausführlich über des Bruders letzte Verfügungen, seinen gelehrteten Nachlaß, und gab ihr lange Details über seine letzten Lebenstage. Dieser Brief ist nicht erhalten, aber wir kennen die erschütternden Berichte an August Wilhelm Schlegel und Arago über das für ihn so schmerzhafte Ereignis. Ein zweiter Brief, der weitere Aufklärungen enthalten sollte, wurde von Charlotte geschrieben, aber zunächst nicht abgesandt, da sie in Alexanders Antwortschreiben einen leise abweisenden Ton erkannt zu haben glaubte und dem vielbeschäftigt Gelehrten nicht lästig fallen wollte. Als sie dann doch nach Monaten den Mut fand, den Brief abgehen zu lassen, erfuhr sie die Enttäuschung, daß er unbeantwortet blieb. „Ich begreife,“ schrieb sie damals, „daß der in viele Welt- und wissenschaftliche Arbeiten verwickelte, in vieles Forschen vertiefte Gelehrte keinen näheren Aufschluß über mich und mein Verhältnis zu seinem verklärten Bruder verlangt, da er erkennt, daß es keine eigentlich gelehrte Verbindung war, und in der Hinsicht für den gelehrten Nachlaß desselben nichts gewonnen wird.“ Erst nach zehn Jahren hat sie dann die Scheu, dem gesuchten Manne sich zu nähern, überwunden. —

So sehr wir es beklagen, daß Charlotte so viele Briefe vernichtet und uns damit ein wichtiges Material zur Kenntnis Humboldts entzogen hat, so sehr müssen wir es ihr danken, daß sie sich entschloß, den immer noch gewichtigen Teil, der jenem Schicksal entgangen war, der Familie zurückzugeben. Im verborgenen haben die Blätter im Schlosse von Tegel geruht, bis der Tag kam, an dem auch sie berufen wurden, in den Lorbeerkränz geslotchen zu werden, mit dem wir Enkel das Bild des Weisen in dankbarer Erinnerung schmücken.

# Die griechische Philosophie in ihrem Verhältnis zum Volksglauben.

Von  
Otto Seest.



(Schluß.)

Im fünften Jahrhundert hatte das Volk in ehrlicher Entrüstung die Philosophen verurteilt, weil daß, was sie angriffen, ihm noch heilig war; im vierten zeigen die Neuergerichte weniger einen religiösen, als einen politisch konservativen Charakter. Man verteidigt nicht mehr den Götterglauben als solchen, sondern den Glauben der Väter; auch die Einführung fremder Kulte wird daher strafbar. Früher hatte das neuerungsstückige Wölkchen der Athener sie mit Begeisterung aufgenommen, und aus den neuen Formen, die doch mit dem alten Geist erfüllt waren, hatte die Religion frische Kraft geschöpfst. Doch schon bei Aristophanes kündigt sich die Reaktion an. Wie er nicht als überzeugter Gläubiger, sondern als konservativer Parteimann die Philosophen dem Spotte preisgab, so eröffnete er auch einen Feldzug gegen die fremden Götter. Und bald mußte Sokrates nicht als Gottesleugner, was er nie gewesen ist, sondern als Verkünder einer bis dahin unbekannten Gottheit den Schierlingsbecher trinken, und andre Halsprozesse gleicher Richtung schlossen sich an, ohne daß die Anklagen gegen die Philosophen als solche aufgehört hätten. Wie sollten sie auch, da ihre Schulen selbst nach dem Strafrichter schrien und mit selbstmörderischem Eifer für die Beschränkung der Denk- und Redefreiheit eintraten!

Philosophenschulen im eigentlichen Sinne hatte es im fünften Jahrhundert noch nicht gegeben. Zwar sammelte sich fast um jeden der griechischen Denker eine Schar lernbegieriger Jünglinge; doch die meisten verwendeten die so gewonnene Bildung nur im praktischen Leben, und die wenigen, die ein angeborener Forschungstrieb dauernd an die Philosophie fesselte, waren zu kräftige Individualitäten, als daß sie auf die Worte des Meisters hätten schwören können. Eine Ausnahme machten nur die Pythagoreer; doch was sie zusammenhielt, war mehr ein religiöser Glaube, der aus göttlicher Offenbarung hervorgegangen schien, als philosophische Theorie. Im übrigen war, wie wir

schon oben gesehen haben, der Lehrer jedesmal durch seine Schüler widerlegt oder überboten worden. Noch die Sokratiker waren nur in der Bewunderung ihres Meisters einig; was sie von ihm empfangen hatten, bildete jeder in so individueller Weise fort, daß aus ihrer Mitte die widersprechendsten Systeme hervorgingen. Seit dem vierten Jahrhundert wird dies anders; in dieser ab- sinkenden Zeit ist die produktive Kraft des einzelnen geringer, das Bedürfnis nach Zusammenschluß daher größer, und wie sie dem Volke zumuten, sich bei seinem Glauben zu beruhigen, obgleich er unsinnig ist, so streben auch die Philosophen selbst zum Dogmatismus. Dies gilt sogar von den Skeptikern der Akademie, denen der Satz, daß man nichts wissen könne, und die Moral, die sie aus ihm ableiten, zu Dogmen werden. Man hält sich eben an die Lehre des Meisters, die man weiterbildet oder stützt, wo sie angegriffen ist, aber nicht mehr umzustürzen wagt. Seit dem Anfang des dritten Jahrhunderts entstehen daher keine neuen Systeme mehr, bis erst in der Kaiserzeit die Religion wieder erstarkt ist und sich dann auch eine Philosophie nach ihren Bedürfnissen schafft. Vorher tritt ein Stillstand ein, der mehr als zwei Jahrhunderte andauert, obgleich die philosophische Schriftstellerei noch reger ist, als in den produktiven Zeiten. Ihren Stoff findet sie in dem steten Kampfe der Sekten gegeneinander, indem sie teils die Angriffe der Gegner abwehrt, teils, was diese Richtiges vorzubringen scheinen, in das eigene Lehrgebäude hineinzuarbeiten sucht. Außerdem überflutete man das Lesepublikum mit populären Traktätschen moralischen Inhalts, die zwar nicht die tiefste Weisheit der Philosophie, wohl aber ihre „ethische Kultur“ auch weiteren Kreisen zugänglich machen sollten.

Neben den Skeptikern sind es drei Schulen, die das wissenschaftliche Denken dieser Zeit so gut wie ausschließlich beherrschen, die peripatetische, die epikureische und die stoische. Die kynische läßt sich kaum als vierte nennen, obgleich ihre Apostel nach wie vor in ihren zerrissenen Mänteln durch die Welt zogen; denn ihrem wesentlichen Lehrinhalt nach floß sie mit der stoischen mehr und mehr zusammen. Nicht mit Unrecht konnte ein Dichter der Kaiserzeit sagen, der Stoiker unterscheide sich vom Kyniker nur noch dadurch, daß er ein Hemd trage; doch dieses äußere Kennzeichen war nicht gleichgültig. Denn indem er seine Forderung des naturgemäßen Lebens nicht bis zum hündischen Schmutz ausdehnte, konnte er sie auch den höheren Ständen mundgerecht machen und gewann damit für seine Lehre jenen aristokratischen Charakter, der allen Philosophen, mit einziger Ausnahme jener Bettelmönche, eigen war. Denn in der Verachtung, mit welcher der Weise auf die unweise Menge herab- sah, waren sie einig. Außerdem ist allen diesen Schulen gemeinsam, daß sie im Gegenfase zu Platon stehen, insofern dieser das wirklich Seiende nur in den abstrakten Ideen erkennen wollte. Denn alle gehen sie von der sinnlichen Wahrnehmung als der ersten Quelle jeder Erkenntnis aus, alle räumen sie dem Stoßlichen kein volles Recht ein, ja zum Teil werden sie ganz materialistisch. Am wenigsten gilt dies von den Peripatetikern, deren Schulhaupt Aristoteles die Eierschalen seines Platonischen Jugendunterrichts doch nicht ganz hatte abstreifen können; doch eben darum ging die Wirkung seiner Lehre

nicht ins Breite, sondern blieb auf einen kleinen Kreis von Berufssphilosophen beschränkt, bis sie erst in der Kaiserzeit gemeinsam mit der Platonischen zu neuer Anerkennung gelangte. Aristoteles verwarf zwar die Ideen und bewies, daß die Formen der Dinge nicht irgendwo außerhalb der Welt in körperloser Reinheit thronen könnten, sondern mit dem Stoff un trennbar verbunden seien; auch weiß er nichts von einer Schöpfung, sondern betrachtet die Welt als ungeworden und ewig. Doch über ihr denkt er sich ein stoffloses Wesen, das reine Vernunft ist und von dem ihre Bewegung ausgeht, und ebenso werden die Sternensphären von Göttern gedreht. Die Seele ist bei allen Lebewesen bis zu den Pflanzen herab von gleicher Art und stirbt mit ihrem Leibe; doch neben ihr waltet im Menschen noch eine besondere Kraft, die Vernunft, die unsterblich ist. Wie er sich ihr Fortleben dachte, hat er nicht erklärt; doch da er weder ein Elysium noch eine Hölle kennt und auch den Gedanken der Seelenwanderung entschieden abweist, kann er ein persönliches Weiterbestehen des einzelnen Menschen nicht angenommen haben. Und wie er hierin im Gegensahe zum Volksglauben steht, so auch in seiner Anschaunng von der Gottheit. Denn diese greift nicht tätig in die Weltregierung ein oder lenkt gar die Geschicke der Menschen, sondern sie beschäftigt sich ausschließlich mit dem, was dem Philosophen das Höchste ist, dem reinen Denken; und was sie denkt, kann wieder nur das Höchste sein, nämlich sie selbst in ihrer ewigen Ruhe. Und auch die Sternengötter haben mit dem, was auf der Erde vorgeht, nichts zu tun, sondern beschränken sich auf das Lenken ihrer Sphären. Gebete an sie zu richten oder ihnen Opfer zu bringen, hat daher gar keinen Sinn; trotzdem aber will Aristoteles den Kultus in vollem Umfange aufrecht erhalten wissen, ja er hält, gleich seinem Lehrer, diejenigen für strafbar, die den Volksglauben zu erschüttern suchen. Die Religion, so meint auch er, ist eine Erfindung kluger politischer Köpfe, die der Weise nicht zu glauben braucht, die aber für die Masse unentbehrlich ist.

Auch Epikur scheint diesen Standpunkt eingenommen zu haben, obgleich er nicht nur seiner Götterlehre, sondern auch seinen ethischen Grundsätzen widersprach. Nach seiner Anschaunng gab es nichts, was nicht körperlich war, sondern alles hatte sich aus dem Wirbel mannigfach gestalteter Atome gebildet. Indem diese, nur durch den Zufall geleitet, zusammenschlossen, waren alle denkbaren Formen entstanden; aber da nur die lebensfähigen sich erhalten konnten, erwuchs aus ihnen die jetzt bestehende Welt. Die Seelen lebten sich aus den leichtesten und beweglichsten Atomen zusammen und zerstreuten sich beim Tode des Leibes in die Luft. Die Götter zu lengen, war nach dieser Theorie kein Grund. Denn warum sollten sich die Atome nicht auch zu Wesen vereinigt haben, die stärker und glücklicher waren, als die Menschen, und ewige Dauer besaßen? Und wie die Natur vom Stein zur Pflanze, dann zum Tier und endlich zum Menschen aufstieg, so konnte sie als Krönung ihres Gebäudes auch menschenähnliche, aber übermenschliche Geschöpfe hervorgebracht haben; daß der Glaube alter Völker sich darin vereinigte, solche anzuerkennen, schien kein verächtlicher Beweis für ihre wirkliche Christen. Diese Götter aber können sich nicht mit der Weltregierung befassen; denn ihrer seligen Ruhe

würde eine mühselige Geschäftigkeit, wie jene sie erfordert hätte, nicht entsprechen. Und da sie ihrem Wesen nach gut sein müssen, könnte unter ihrer Leitung unmöglich das viele Böse vorkommen, das wir täglich mit Augen sehen. Um die Erde und ihre Bewohner kümmern sie sich also nicht, sondern thronen außerhalb der Welt, nur dem ungetrübten Genuß ihrer eigenen Glückseligkeit hingegessen. Und diese Überzeugung, daß der Mensch mit den Göttern nichts zu tun habe, ist nicht etwa geeignet, ihn moralisch zu schädigen; vielmehr ist es die Religion selbst gewesen, welche die schlimmsten Frevel veranlaßt hat. So opferte Agamemnon in unnatürlicher Grausamkeit sein eigenes Kind, nur weil er wußte, damit den Göttern etwas Liebes zu tun. Wie Furcht und Hoffnung überhaupt des Weisen unwürdig sind, so muß er sich auch von der Furcht vor göttlichem Zorn, von der Hoffnung auf die Wirkungen des Gebets zu befreien wissen, wenn er das Ideal edler Menschlichkeit in sich verwirklichen will. Wenn so die Religion nur ein schädlicher, das Gleichgewicht der Seele störender Aberglaube war, so sollte man meinen, daß Epikur bestrebt gewesen sein müsse, die Menschheit davon zu befreien; und wirklich haben in späterer Zeit seine Anhänger einen regen Bekämpfungseifer gezeigt. Er selbst aber wies es nicht zurück, die eleusinischen Weihe zu empfangen, Opfer darzubringen und alle Zeremonien des offiziellen Kultus mitzumachen, und forderte auch seine Schüler dazu auf. Er begründete dies damit, daß man dem höheren Wesen der Gottheit seine Achtung bezeigen solle, auch wenn man ihr damit weder etwas Gutes tue noch Gutes dafür von ihr zu erwarten habe, namentlich aber mit der Pflicht, den Gesetzen gehorsam zu sein. Hinter diesen Scheingründen versteckte sich wohl derselbe Gedanke, dem wir schon bei Kritias, Platon und Aristoteles begegnet sind. Auch Epikurs Erlösung von der Götterfurcht war nur für den Weisen da; die törichte Menge ging sie nichts an.

Anders und doch sehr ähnlich schlossen die Stoiker ihren Frieden mit der Volksreligion, die in dieser Spätzeit neben den Epikureern die verbreitetste Philosophenschule darstellten, ja den weitreichenden Einfluß jener vielleicht noch überboten. Von der Beobachtung ausgehend, daß bei dem Leichnam die Körperwärme verschwunden ist, sahen sie im Feuer das Lebensprinzip, zugleich aber auch das Urlement und die höchste Gottheit. Diese durchdrang die ganze Welt mit ihrer beseelenden Glut, oder richtiger sie war die Welt, in der sie nur eine Ausgestaltung ihres allumfassenden Selbst gefunden hatte. Denn das Feuer hatte sich zu Luft verdichtet, diese zu Wasser und dann weiter zu Erde; so waren auch die drei andern Elemente durch fortſchreitende Verdichtung und Verkühlung aus ihm hervorgegangen, und seine belebende Kraft hatte dann aus ihrer Mischung die Wesen hervorgebracht, die das Weltall erfüllten. Diesen flammanden Allgott nannten die Stoiker Zeus und fanden so den Anschluß an den Volksglauben; denn auch die andern Götter desselben brauchten sie nicht zu verwirren. Zwar konnte es neben jenem großen Einen, der das Weltall in sich umfaßte und aus sich ausstrahlte, nichts Gleichartiges oder Gleichwertiges geben; doch die Namen Athene, Apollon, Hermes usw. konnten Teile seines Wesens bezeichnen oder auch ihm dienende Geister, was

dasselbe war. Denn alles, was da war, war ja ein Teil seines Wesens, und alles diente ihm. So war auch die Menschenseele als lehriger Hauch aus ihm hervorgegangen und kehrte nach dem Tode des Leibes zu ihm zurück, aber ohne dabei ihr Sonderdasein zu verlieren. Sie konnte also für die Daten ihres Erdenlebens Belohnung oder Strafe empfangen, wie der Mysterienglaube in seiner pythagoreischen Fortbildung dies annahm. Doch ewig wähnte weder die eine noch die andre, wie auch die Seele selbst zwar viel langlebiger als der Leib, aber doch nicht, gleich dem höchsten Gott, ewig war. Hatte dieser die mannigfach wechselnden Gestalten der sichtbaren Welt aus sich hervorgehen lassen, so schlängelte sie nach dem Ablauf langer Perioden auch wieder in sich hinein. Dann verzehrte sein ewiges Feuer alles Bestehende und vereinigte es so wieder zur mächtigen und ungeteilten Gleichheit seines Wesens. Der flammende Weltuntergang schuf also nur ein neues höheres Leben in der Gottheit selbst. Doch war dies eingetreten, so begann aufs neue die Verdichtung und Verkühlung des Feuers zu den schwereren Elementen; die Welt bildete sich zum zweitenmal und zwar genau ebenso, wie sie das erstmal gewesen war. Denn da alles von Zeus mit vollkommener Zweckmäßigkeit angeordnet war, konnte es bei seiner neuen Ausstrahlung nicht besser gemacht werden und noch weniger schlechter; die zweite Weltperiode müßte also eine unveränderte Wiederholung der ersten sein. Doch von einer ersten konnte man ja eigentlich gar nicht sprechen, da jener gewaltige Kreislauf von Entstehen und Vergehen unzähligemal von Ewigkeit her immer wieder durchzogen war und durchzogen werden mußte. So kamen nach vielen Jahrtausenden ein zweiter Sokrates und ein zweiter Platon und ein zweiter Zenon wieder, und dann ein dritter und ein vierter und immer wieder ein neuer, und jeder von ihnen tat und dachte ganz dasselbe, was sein Vorgänger in der vorher verfloßenen Weltperiode getan und gedacht hatte. Alles stand also unter dem Zwange einer eisernen Notwendigkeit; keine Handlung, kein Gedanke konnte anders sein, als die Gottheit ihn bestimmt hatte und als er schon in unzähligen früheren Weltperioden gewesen war. Doch hob dies die Verantwortung des Menschen nicht auf; denn wenn auch die Art seines Wesens eine gegebene war, so ging doch alles, was er tat, aus diesem Wesen hervor, war also sein eigenes Tun und daher des Lohnes oder der Strafe würdig.

So neu und eigentümlich dies Lehrgebäude war, so sehr es sich in seinem Kern von dem herrschenden Volksglauben unterschied, ließ sich dieser dennoch ohne gar zu große Inkonsistenz darin unterbringen. Himmel und Hölle blieben erhalten, und die Verehrung der Götter behauptete ihre Berechtigung. Weihegaben, Opfer und Gebete konnten freilich weder den Menschen etwas nützen, die sie darbrachten, noch der Gottheit, der sie dargebracht wurden. Aber diese hatte auch ihren Kultus nach derselben zweckmäßigen Notwendigkeit entstehen lassen, wie alles andre in der Welt, und folglich mußte er gut und nützlich sein, was in der uns wohlbekannten Art des Kritias geraffert wurde. Rämentlich aber gestattete diese Theorie, einen Glauben aufrecht zu halten, der seit der fernsten Väterzeit nicht nur dem niederen Volke, sondern allen Ständen teuer war und doch von den meisten Philosophen, vor

allen von Epikur, hart bekämpft oder auch verächtlich beiseite geschoben wurde, den Glauben, daß man durch Vorzeichen mannigfacher Art die Zukunft erfahren könne. Denn da alles bis ins Kleinste durch den großen Zusammenhang der Welt vorbestimmt war, so mußte sich das, was kommen sollte, aus den Elementen dieses Zusammenhanges auch erkennen lassen, sobald man nur die richtige Methode anwandte; und zu diesen Elementen gehört ja alles, was es überhaupt gab. So wenig die Gingewide eines Opfertiers scheinbar mit dem Ausgänge irgendeines menschlichen Unternehmens zu tun hatten, so stand doch beides in derselben unzerreißbaren Kette von Ursache und Wirkung, und beides hatte daher Bezug aufeinander, wie nichts in der Welt ohne Bezug zu allem andern war. Nach dieser Lehre konnte ein Blitz, der Schrei eines Vogels, die abnorme Leber eines Opfertiers, ein Hase oder eine Käze, die dem Ausgehenden über den Weg lief, sehr gut Heil oder Unheil für ihn voraussagen, und da die Deutung solcher Zeichen meist auf dem Aberglauben ferner Vorzeiten beruhte, war der Gedanke nicht ausgeschlossen, daß sie auf Belehrung durch die Gottheit zurückgehe.

Doch auch einer neuen Lehre bereitete die stoische Philosophie den Weg, die eben zu derselben Zeit, wo Zenon diese begründete, aus dem fernen Orient einzudringen begann. Die Himmelskörper waren natürlich auch für ihn göttlich; von ihnen mußte daher eine ganz besonders kräftige Wirkung auf alles Irdische ausgehen. Daß ihre Stellung zueinander bei der Geburt von Menschen und Tieren oder auch bei der Gründung von Städten und Staaten deren fernere Schicksale vorauserkennen lasse, war daher ein Gedanke, der seiner Schule sehr nahe lag. So hat sie die Astrologie, die in Babylonien entstanden war und seit dem dritten Jahrhundert vor Christus sich über die griechische Welt verbreitete, mit Eifer ergriffen und ihr die philosophische Rechtfertigung gegeben, deren sie nur zu sehr bedurfte. Denn ihre Theorien waren, vom heutigen Standpunkt aus betrachtet, mehr als kindisch. Die Weissagungen, die sie aus ihren Horoskopen schöppte, beruhten zum größten Teil nur auf den Namen, die man den Sternen und Sternbildern gegeben hatte. „Weissen Geburt unter bestimmten ungünstigen Voraussetzungen mit dem Tierkreisbild des Löwen zu tun hat, dessen Los ist es, von wilden Tieren zerissen zu werden; Mars und Venus zusammen müssen Ehebrecher hervorbringen und so weiter ins Unendliche.“ Solche Prophezeiungen trafen oft genug ein, weil man ihr Eintreffen mit Bestimmtheit erwartete; denn wer der Überzeugung ist, daß er nach unabänderlichem Schicksalschluß ein Ehebrecher werden muß, wird nie die sittliche Kraft gewinnen können, der Versuchung zum Ehebruch, wenn sie an ihn herantritt, zu widerstehen. Fälle dieser Art müßten dann als nutzlose Beweise für die Richtigkeit der Lehre dienen, während man bei den tausend andern, in denen sie sich nicht bewährte, immer die Entschuldigung bereit hatte, daß das Horoskop falsch gestellt oder falsch gedeutet sei. So hat diese Alterwissenschaft nicht nur das Denken des späteren Altertums völlig beherrschen können, sondern auch, wie das allbekannte Beispiel Wallensteins zeigt, noch weit über das Mittelalter hinaus Unheil gestiftet.

Gleichfalls noch bei Lebzeiten ihres Stifters (um 270 v. Chr.) erhielt die stoische Lehre eine zweite Ergänzung von nicht minder zweifelhafter Art. Der sie ihr zuteil werden ließ, war Euhemeros von Messene, ein Schriftsteller, den das Altertum bald den Historikern, bald den Philosophen zurechnete; denn seine „heiligen Aufzeichnungen“ gaben sich zwar als geschichtliche Forschung, sollten aber in erster Linie dazu dienen, die philosophische Lehre von der Entstehung der Religion zu stützen. Wie er selbst erzählte, hatte er im Auftrage des Kassander von Makedonien eine Reise nach dem glücklichen Arabien unternommen und von dort einen Vorstoß in den indischen Ozean gemacht. Dabei war er auf eine noch unentdeckte Gruppe von Inseln gestoßen, deren bedeutendste den Namen Panchaia trug. Hier fand er nicht nur alle Gaben der Natur in üppigster Fülle, sondern auch einen Staat mit Gütergemeinschaft und strenger Kastengliederung, der von einem Stande weiser Priester beherrscht wurde. Eine Verfassung dieser Art hatte Platon für seinen Idealstaat erdacht, aber zugleich behauptet, daß sie nicht freie Erfindung sei, sondern in dem Athen der fernsten Urzeiten tatsächlich geherrscht habe. Da sich auf seiner glücklichen Insel die Einrichtungen der weisheitsvollen Ahnen so treu erhalten hatten, durfte Euhemeros erwarten, hier auch über die Art Ausklärung zu finden, wie sie den Kultus gestiftet hätten, und er sollte sich nicht täuschen. In dem Haupttempel fand er auf einer goldenen Tafel die Geschichte des Zeus und seiner Vorfahren, wie jener sie selbst, als er König war, zum ewigen Andenken hatte aufzeichnen lassen. Freilich hatte er sich dazu der ägyptischen Hieroglyphenschrift bedient, um die geheime Kunde profanen Augen zu entziehen; doch dies konnte einen Gelehrten vom Range des Euhemeros nicht stören. Da las er denn, daß über die Insel in grauer Vorzeit Uranos geherrscht habe, der seinen Namen vom Himmel empfangen hatte, weil er in seinem Palast auf der Höhe des Olympos — denn einen solchen Berg gab es auch in Panchaia — Himmelsbeobachtungen anzustellen pflegte. Er hatte den ältesten und zugleich wahrsten Kultus eingeschürt, den der Gestirne, die ja auch von den Philosophenschulen fast einstimmig als Götter anerkannt wurden. In ihm hatte man also den Mann gefunden, der, wie Kritias dies geschildert hatte, zuerst die Roheit der Menschen durch Furcht vor dem Überirdischen bändigte, und wohl hatte er es verdient, dafür auch seinerseits nach seinem Tode als Gott verehrt zu werden. Er hinterließ zwei Söhne, Titan und Kronos, von denen jener zwar der ältere, aber durch seine Hässlichkeit der Witwe-Mutter und den Schwestern verhaftet war. Sie überredeten ihn daher, zugunsten des jüngeren Bruders auf den Thron zu verzichten, wogegen dieser sich verpflichtete, seine ganze männliche Nachkommenschaft umzubringen, damit nach seinem Tode die Herrschaft den Söhnen des Titan zufalle. So war die Sage entstanden, daß Kronos seine Kinder gefressen habe, insfern nicht mit Unrecht, als damals die Menschenfresserei noch bestand. Denn ihre Abschaffung gehörte erst zu den Verdiensten, durch die König Zeus sich den Anspruch auf Vergötterung erworb. Da wurden von Rhea, der Gattin und Schwester des Kronos — denn wie in Persien, so war auch in Panchaia die Geschwisterhehe erlaubt und gebräuchlich — Zwillinge geboren, ein Knabe und ein Mädchen,

die Zeus und Hera benannt wurden. Aber nur die Tochter wurde dem grausamen Vater gezeigt; den Sohn rettete die Mutter, indem sie seine Geburt verheimlichte und ihn nach Kreta schaffen ließ, wo er unter der Hut der Großmutter Hestia aufwuchs. In derselben Weise blieben auch Poseidon und Hades erhalten, nur daß ihre Zwillingsschwestern früh starben und daher in der Mythologie keine Rolle spielen. Da erfuhr Titan, daß Kronos ihm sein Versprechen nicht in vollem Umfange gehalten habe, erregte mit seinen Söhnen einen Aufstand, fing seinen königlichen Bruder und kerferte ihn ein. Als Zeus herangewachsen war, sammelte er eine Schar von Kretern und zog aus, um den Vater zu befreien. Bei einem Opfer setzte sich ein Adler auf seinen Kopf. Dies begrüßte er als gutes Zeichen, fing den Vogel und zähmte ihn, weshalb dieser zu seinem heiligen Tier geworden ist. Nachdem der Titanenkampf glücklich beendet war, wurde Kronos durch ein Orakel mißtrauisch gegen seinen siegreichen Sohn, bereitete ihm Nachstellungen und zwang ihn dadurch, den Vater vom Thron zu stoßen und sich selbst zum Könige zu machen. Auch er residierte wie sein Großvater auf dem Pantheischen Olymp, milderte von dort aus durch gute Gesetze die noch rohen Sitten der Menschheit und ließ sich Kunde von allen neuen Erfindungen bringen, um sie dann durch seine Macht zu verbreiten. Indem er sich so Dankbarkeit erwarb und dadurch seine Vergötterung vorbereitete, sorgte er zugleich in höchst ehrlauer Weise für die Verbreitung und die Dauer seines Kultus. Er bereiste die ganze Erde, und wo er bei einem Gastfreunde einfahlte, da veranlaßte er diesen, sich selbst mit ihm gemeinsam ein Heiligtum zu gründen. Wohnte er z. B. bei einem Atabyrios, so ließ er sich in dessen Heimat als Zeus Atabyrios verehren, wenn bei einem Kasios als Zeus Kasios usw. So wurden auch die Gastfreunde und ihre Mitbürger dazu veranlaßt, den Kultus, der ihnen selbst Ehre brachte, aufrechtzuerhalten. Auf diese Weise war Zeus zu den mannigfachen Beinamen gelangt, unter denen er in den verschiedenen Ländern verehrt wurde.

Ganz ebenso wurden auch die Mythen der andern Götter „historisch“ erklärt; doch wir haben uns bei diesen dummen Erfindungen schon fast zu lange verweilt. Wie man sieht, ist ihre Methode genau dieselbe, nach der ein halbes Jahrtausend früher auch Herakles und Jason, Achill und Odysseus, als man an ihrer Göttlichkeit zu zweifeln begann, zu menschlichen Helden umgeformt wurden. Und Euhemeros hatte ja selbst erlebt, wie Alexander der Große und mancher seiner Nachfolger zu göttlichen Ehren aufstiegen; warum sollte es also mit Uranos und Zeus nicht ebenso gegangen sein? Klarsichtende Gelehrte wie Kallimachos, Eratosthenes und Polybios durchschauten zwar die Fälschung; doch bei minder kritischen Geistern fand sie Glauben und das um so mehr, als sie sich nicht mit der hohen Poesie des alten Epos umkleidete und alles Wunderbare, das dieses noch hatte bestehen lassen, in platter Vernünftetei ausgemerzt hatte. Doch auch was Homer erzählte, hielt man ja für wahr, wenn auch für poetisch entstellt, und da seine Dichtungen in viel höherem Grade für dies ganze Zeitalter Quelle der Bildung waren als Thukydides oder Xenophon, hatte man durch sie allen Sinn für das historisch Mögliche verloren. Und die Geschichte der Götter hatte Euhemeros, wie er

behauptete, aus den zweifelloseren Urkunden geschöpft; alles entsprach darin den überlieferten Mythen und ging doch höchst natürlich zu. Denn die dreifache Zwillingsschwangerschaft der Rhea und anderes ähnlicher Art war zwar ungewöhnlich, aber doch nicht unmöglich. Zudem glaubt man leicht, was man gerne glaubt, und die Habeleien des Euhemeros lebten sich nicht nur an die Schriften Platons an, die jeder Gebildete mit Begeisterung las, sondern sie paßten auch vortrefflich zu den stoischen Lehren, die sich eine immer größere Anhängerenschaft eroberten.

Denn was diese boten, war den oberen Klassen sehr bequem. Am fünften Jahrhundert waren sie es gewesen, die der Religion demonstrativ ihre Verachtung gezeigt und dadurch den Zorn des Volkes hervorgerufen hatten, im dritten, wo dieses selbst von Zweifeln ergripen war, schonten und pflegten sie den Götterglauben wie ein frisches Kind. Es galt jetzt dem vornehmen Griechen und noch mehr dem Römer für anständig, alle Gebräuche des Kultus gewissenhaft mitzumachen. Für dies echt aristokratische Bestreben, das Absterbende künstlich am Leben zu erhalten, bot die Philosophie Zenons ihnen die wissenschaftliche Rechtfertigung, und eben darum war sie ihnen hochwillkommen und fand eine Verbreitung, wie sie keiner Schule vorher zuteil geworden war.

In der breiten Masse des Volkes, das man gesellschaftlich drunter erhalten wollte, war dies Bestreben nach einer Richtung hin sehr erfolgreich oder vielmehr überflüssig. Alle Formen des Aberglaubens, die noch an den alten Animismus anknüpften, blieben nur zu lebendig, wie sie ja bis auf den heutigen Tag nicht ganz erstorben sind, und der neue Humbug der Astrologie, der sich ein wissenschaftliches Mantelchen umgehängt hatte, drang viel schneller als irgendeine philosophische Lehre in die unteren Schichten hinab. Doch in demjenigen, was man im engeren Sinne religiöse Überzeugung nennen kann, folgte die Menge trotz aller Gegenbemühungen den geistig führenden Klassen nach, wenn auch langsam und in weitem Abstande. Die Aufschauung, die schon die homerischen Dichtungen beherrscht, daß die Götter zwar auf Opfer und Gebete hohen Wert legen, aber Lohn und Strafe doch in erster Linie nach dem sittlichen Verhalten der Menschen austeilen, ist im fünften Jahrhundert allgemein geworden. Doch diese göttliche Vergeltung tritt schon auf Erden ein, wenn nicht bei dem Täter selbst, so doch bei seinen Kindern und Kindeskindern; das Jenseits denkt man sich noch immer, wie es in der Odyssee erscheint, als den Aufenthaltsort fühlloser Schatten ohne Lust und ohne Qual. Doch von dem Mysterienglauben ausgehend, der anfangs ja nur einer bürgerlichen und geistigen Elite angehörte, verbreitet sich die Lehre von Himmelsfreunden und Höllenstrafen immer mehr, obgleich sie selbst im vierten Jahrhundert sogar in Leichenreden und Grabschriften noch als zweifelhaft bezeichnet werden kann, also nicht zum sicheren Gemeinebesitz des ganzen Volles geworden ist. Für dieses war also der Glaube, der mehr als jeder andre auf die Sittlichkeit hätte einwirken können, ganz jung und eben darum sehr wenig tief gewurzelt. Schon zu Platons Zeit verspotteten ihn viele, von denen dann freilich manche in ihrer Todesstunde wieder sehr bedenklich wurden. Und er

doch durch Platon selbst und dann auch in einzelnen der späteren Philosophenschulen, namentlich in der stoischen, seine wissenschaftliche Begründung und brauchte daher nicht unbedingt als Almmenschen veracht zu werden. Doch die Skeptiker zweifelten ihn an, und die Epikureer bekämpften ihn, und bei einer Lehre, die sich erst kürzlich weiter verbreitet hatte und ihren Schutz nicht in der Weihe uralter Gewohnheit fand, mußten diese Angriffe wirkungsvoller sein, als die sehr unzureichenden Versuche, sie zu stützen. Jedenfalls wissen wir aus Polybios, daß um 130 v. Chr. der Glaube an eine Vergeltung nach dem Tode unter den Griechen fast ganz verschwunden war und der Gedruckt wohl noch von dem anständigen Menschen gescheut, aber nicht mehr von dem abergläubischen gefürchtet wurde. Daß es gute und selige Götter gebe, war allerdings eine so alte und festgewurzelte Überzeugung, daß selbst unter den radikalsten Philosophen nur sehr wenige sie zu bestreiten gewagt hatten; doch ob man mit Epikur annahm, daß sie sich um die Menschheit nicht bekümmerten, oder mit Zenon, daß alles in der Welt sich nach unumstößlicher Notwendigkeit periodisch wiederholen müsse, für die Wirkung des Gebets, in der die stärkste Macht jedes Gottesglaubens liegt, blieb in beiden Anschauungen kein Raum. Und beide mußten, wie schon gesagt, wenn auch langsam und entstellt, aus der Philosophenschule allmählich in das Volk dringen. So tritt denn auch für die allgemeine Ansicht das Walten der Götter mehr und mehr zurück, und was seine Stelle in der Bestimmung der menschlichen Schicksale einnimmt, wird die Tyche oder das Automaton, d. h. Glück und Zufall. Um deutlichsten zeigt sich dieses Sinken des religiösen Gefühls darin, daß die Orakel, die einst eine so große Macht entfaltet hatten, fast alle in den letzten Jahrhunderten vor Christus allmählich eingingen, weil keiner es mehr der Mühe wert fand, sie zu befragen. Jene heuchlerische konervative Politik, dem Volk seinen Glauben zu erhalten, hatte ihren Zweck vollständig verfehlt, ohne daß Staat und Gesellschaft darüber zugrunde gingen. Als diese nicht durch wachsende Unzufriedenheit, sondern durch die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse tief herabgekommen waren, regte sich freilich in der schwächer gewordenen antiken Welt das religiöse Bedürfnis von neuem und knüpfte dann zum Teil wieder an seine alten Formen an; doch wurden dadurch weder die Zustände noch die Geistnisse besser, als sie in den Zeiten des Unglaubens gewesen waren.

Denn die Meinung, daß die Religion vom Bösen zurückhalte, war unter der Herrschaft des griechischen Heidentums, wenn möglich, noch unbegründeter, als sie es heute ist. Gab es doch sogar in dem allverehrten Hermes eine besondere Gottheit für die Diebe, die sie gewiß mit nicht geringerem Eifer anbeteten, als die Abruzzenräuber des vorigen Jahrhunderts ihre Schuhheiligen; und die Odyssee, aus der jeder Knabe seine erste Belehrung schöpfte, wußte von diesem biederem Gott zu rühmen, daß er seinen Sohn Autolykos mit großer Gewandtheit im Stehlen und Meineide schwören begnadet habe. Aphrodite hatte nicht nur selbst Neigung zu unerlaubten Verhältnissen, sondern beförderete sie auch bei den Menschen, z. B. bei Paris und Helena. Athene hatte in höchsteigener Person die Trojaner zum Bruch eines beschworenen Vertrages angestiftet, und auch von allen andern Göttern nahm man an, daß

sie in ihrem Bilde die Menschen zur Sünde verleiteten. Daß Platon und seine Genossen den alten Glauben erhalten und doch diese Züge desselben, die von der Menschenähnlichkeit der Götter untrennbar waren, aus ihm beseitigen wollten, war ein höchst naives Bestreben. In seiner idealen Gesetzgebung will er bei Strafe die Lehre verbieten, daß der Sünder durch Opfer und Gebete die Verzeihung der Götter erlangen könne, und wirklich war sie für die Sittlichkeit des Volkes nicht ungefährlich; dabei aber bildet sie einen der wichtigsten Kernpunkte fast aller Religionen von den Zeiten des Homer bis auf unsre Tage herab.

Zwei fremde Reisende gerieten in Eleusis zufällig in die Schar der Mythen und gelangten mit ihr in den Tempel, wo die geheimen Mysterien gefeiert wurden. Weil sie diese ungewiekt geschaut hatten, wurden sie getötet, obgleich es feststand, daß sie nur aus Unwissenheit gefündigt hatten. — Ein Kind sah ein Blatt liegen, das aus dem Goldkranz einer Götterstatue herausgefallen war, nahm es auf und spielte damit. Als man dies bemerkte, stellte man es vor Gericht und legte ihm dort neben andern Spielzeug jenes Blatt zur Auswahl vor. Da es wieder nach dem glänzenden Tinge griff, wurde es als hartnäckiger Tempelräuber hingerichtet. So hatte die Religion wohl die Macht, grauenhafte Frevel hervorzurufen, aber nicht sie zu verhindern, selbst wo sie in ihr eigenstes Gebiet, das Asylrecht der Tempel, eingriffen. In Aigina hatte die Aristokratie einen Aufstand der Gegenpartei niedergekämpft und führte nicht weniger als siebenhundert gefangene Demokraten zur Schlachtkbank. Da gelang es einem sich loszureißen und bis zur Tür des Demetertempels zu fliehen, an deren Ring er sich in seiner Todesangst festklammerte. Da man seinen krampfhaften Griff nicht lösen konnte und sich schonte, ihn in unmittelbarer Berührung mit dem Heiligtum abzuschlagen, hieb man ihm die Hände ab, die im Türring hängen blieben, und schlepppte ihn so zum Tode. Noch skrupelloser zeigte man sich in Athen, wo man die Anhänger des Nykon an den Altären der Gumeniden niederstieß, derselben Göttinnen, die berufen waren, frevelhaftesten Mord zu rächen. Dies sind keineswegs die einzigen Fälle, daß persönlicher Haß und Parteiwut vor der Heiligkeit der Tempel nicht haltmachten, und die meisten dieser Schandtaten fallen gerade den Aristokraten zur Last, die, wie wir schon gesehen haben, sich als die berufenen Verteidiger der Religion aufspielten.

Wie wenig diese dazu beitrug, das Volk beim Guten zu erhalten, ergibt sich aus der Tatsache, daß in demselben Maße, wie die Zeit vorschritt und zugleich die altertümliche Frömmigkeit ihre Macht schwanden sah, die Sittlichkeit sich immer mehr verfeinerte. Schon in den Motiven, die nach der allgemeinen Volksansicht die Sünde hemmen sollten, tritt dies zutage. Bei Homer ist es der Zorn der Götter, der sich freilich nicht sehr wirksam erweist, weil derjenige, der ihn erregt hat, ihn auch durch Opfer und Sühnungen stillen kann. Daneben tritt auch schon die Scham vor der öffentlichen Meinung auf, die dann im fünften Jahrhundert zum beherrschenden Motiv wird. Im vierten lehrt Platon, daß der Gute glücklich sei, auch wenn er allgemein verkannt werde, und der Peripatetiker Theophrast prägt den Spruch: „Hege Scheu vor

dir selbst, und du wirst dich vor keinem andern zu schämen brauchen.“ Der Stoiker Seneca wünscht: „Möge ich nichts um der öffentlichen Meinung willen, sondern alles für mein Gewissen tun; möge ich bei allem, was ich tue, glauben, daß das Volk mir zuschaut, wenn ich mein eigener Mitwisser bin!“ Die Richtschnur des Handelns ist nicht mehr der zweifelhafte Götterzorn oder die leichtgetäuschte Volksmeinung, sondern der rechte Mann trägt sie in seinem Innern, das ihn niemals irreführen kann.

Daß man seinen Freunden Gutes, den Feinden Böses tue, galt von den fernsten Urzeiten bis in das vierte Jahrhundert hinein als Kennzeichen des Tüchtigen. Doch Platon verwirft die Rache, und die stoische Schule verkündigt schon das „Liebe deine Feinde!“ Dies sind freilich philosophische Forderungen, die damals von ebenso wenigen erfüllt wurden wie noch heute. Aber daß man sie überhaupt stellen konnte, beweist schon an sich eine hohe Steigerung des sittlichen Bewußtseins und unterscheidet so die glaubenslose Zeit sehr vorteilhaft von der gläubigen.

Doch nicht nur im Denken, auch im Tun treten bedeutsame Fortschritte hervor. Im frommen homerischen Zeitalter werden die Leichen der erschlagenen Feinde den Hunden und Vögeln preisgegeben. Achill schleift den toten Hektor um die Mauern Trojas, und wenn er ihn endlich dem flehenden Vater ausließert, so ist dies eine Tat außergewöhnlicher Milde. Dem Dichter erscheint sie lobenswert; doch wenn sein Held sie unterließe und seine Rache bis zuletzt durchführte, würde er auch daran kaum etwas zu tadeln finden. Doch schon im fünften Jahrhundert ist es ein heiliges Gesetz, daß nur sehr selten übertraten wird, daß man nach der Schlacht dem besiegten Feinde seine Toten ausließert oder auch sie selbst begräbt. — Wenn Troja erobert wird, so versteht es sich für Homer von selbst, daß alle Männer hingeschlachtet, die Weiber und Kinder in die Sklaverei geführt werden. Im fünften Jahrhundert ist dies zur seltenen Ausnahme geworden; im zweiten findet man schon darin unnütze Grausamkeit, wenn der Angreifer im Feindeslande die Fruchtbäume zerstört, und im ersten nach Christus ist man soweit gelangt, daß der Krieg selbst als etwas Unnatürliches betrachtet werden kann.

Und wie der Haß milder wird, so breitet sich die Menschenliebe über immer weitere Kreise aus. Wo Griechenland zuerst in das Licht der Geschichte tritt, erkennt der Adel nur seinen Standesgenossen Rechte zu, und in Sparta, wo mit der alten Frömmigkeit sich auch die alten Sitten am längsten erhalten, ist der Helot bis zum Untergang des Staates jagdbares Wild geblieben. Doch in den Griechenstädten, die der frische Hauch der Gedankenfreiheit durchströmen konnte, änderte sich das Verhältnis. Die attische Aristokratie hatte anfangs selbst die ewige Seligkeit als Standesprivileg in Anspruch genommen, indem sie von den eleusinischen Mysterien, die sie verleihen sollten, die meisten Niedriggeborenen ausschloß. Später sind sie nicht nur jedem Athener, sondern jedem Griechen zugänglich, und bald empfindet man auch diese Beschränkung als ungerecht. Wir sahen schon, wie Diogenes darüber spottete, daß edle Männer, die zufällig nicht Gelegenheit gehabt hatten, die Weihen zu empfangen, deshalb in die Hölle kommen sollten. Ein konservativer Mann einer etwas späteren

Zeit sucht diesen berechtigten Zweifeln gegenüber die Heils wirkung der Mysterien, auf die er doch nicht ganz verzichten mag, durch die Annahme aufrecht zu halten, daß zwar alle Guten auf das Himmelreich Anspruch hätten, aber den Eingeweihten doch eine Art von Vorstieg gebühre. Man er sieht hieraus, wie die Lehren der überlieferten Religion für das unbestochene sittliche Urteil nicht zur Stütze, sondern zur Verlegenheit werden, die man durch allerlei künstliche T entungen zu beseitigen sucht.

In der alten gläubigen Zeit war die Menschenliebe auf den Standes- und Parteigenossen beschränkt; allen andern gegenüber hielt man die rücksichtslose Grausamkeit für erlaubt. Wo die Demokratie zum Siege gelangte, da führte sie dazu, daß wenigstens die Bürger derselben Stadt sich brüderlich zusammenschlossen, und in der Begeisterung der Perserkriege reiste die Empfindung, daß alle Hellenen einander naheständen und die ungescheute Anwendung des alten grausamen Kriegsrechtes gegen eine Stadt gleicher Nationalität zu verurteilen sei. Noch galten die Barbaren als niedriger stehende Geschöpfe, die man ohne Scheu verneichten oder hinschlachten dürfe. Doch schon bei Platon finden sich Ansätze dazu, die Rechte der Menschlichkeit als solcher in vollem Maße anzuerkennen, und bei den Stoikern gehört es zu den Grundzügen ihrer Lehre, daß auch der Fremde und der Sklave, wenn er nur ein edler Mann sei, hinter dem freien Griechen nicht zurückstehe. Der Sab, daß alle Menschen Brüder sind, hat schon in ihrer Schule seine klare Ausprägung gefunden.

Dieser immer fortschreitenden Ausdehnung des Menschlichkeitsbegriffes brauchte die griechische Religion nicht hindernd entgegenzutreten, und zwar befaß sie diesen Vorzug durch eben jene Aufnahme fremder Götter und Kulte, welche die konservativen Politiker im Sinne des Aristophanes bekämpften. Der Jude verehrte nur den Gott Israels, der einzige für sein Volk kämpfte und allen Heiden feind war. Die griechischen Staaten hatten zwar auch ihre lokalen Gottheiten; doch keine von ihnen stellte die Forderung: „Du sollst keine andern Götter haben neben mir!“ So hatte man ungescheut jeden Kult aufzunehmen können, der zeitweilig die Phantasie erregte, nicht nur aus andern griechischen Staaten, sondern auch von Thrakern, Phrygern und Ägyptern. Die Religion errichtete daher nicht, wie bei den Juden, eine Scheidewand zwischen den Völkern; doch bewirkte sie auch nicht die Verwischung ihres Gegensatzes, schon weil diese in demselben Maße fortschritt, wie jene an Kraft verlor.

So ist dieser allmäßliche Ausgleich der Philosophie zu danken? Wie mir scheint, muß auch dies verneint werden. Wie jedes echt Sittliche beruht er überhaupt nicht auf Belehrung, weder auf religiöser noch auf philosophischer, sondern hat sich im Laufe der Zeit aus den Verhältnissen heraus entwickelt. Die Philosophie hatte nur das sehr geringe Verdienst, theoretisch formuliert zu haben, was sich als instinktives Empfinden zuerst in den Gemütern der Besten regte und dann auch immer tiefer ins Volk hineindrang. Dies ergibt sich daraus, daß alle ihre Schulen, so heftig sie sich befuhren, von ganz verschiedenen Ausgangspunkten aus doch im wesentlichen zu übereinstimmenden

Vorschriften gelangen. Zwischen diesen macht nur die Zeit, in der sie geprägt werden, einen erheblichen Unterschied, nicht das philosophische Dogma.

Als in den Wirren des peloponnesischen Krieges die Parteien mit roher Gewissenlosigkeit um die Herrschaft ringen und alle staatlichen Ordnungen dabei in Frage gestellt werden, ist auch die Ethik revolutionär. Es taucht die Lehre auf, die Gerechtigkeit sei nichts andres, als was den Stärksten Nutzen bringe; denn diese bestimmten nach ihrem Vorteil die Gesetze der Staaten, denen dann die Entscheidung über Recht und Unrecht zufalle. Hier-nach waren ein Kritias und seine Genossen befugt, sich mit allen Mitteln, auch Mord und Verrat, zu den Stärksten zu machen, um dann frei bestimmen zu können, was in Zukunft Gerechtigkeit sein solle. Doch ihre Schandtaten wurden nicht etwa durch die gottlose Sophistik hervorgerufen — denn in dem frommen sechsten Jahrhundert waren ganz ähnliche und viel grausamere vorgekommen —, sondern die neue, wissenschaftliche Epoche verriet sich nur darin, daß sie für die wilden Instinkte, die ihr als Erbteil eines höheren Alters um noch geblieben waren, philosophische Begründungen suchte. Und während man es in jener früheren Zeit ganz berechtigt gefunden hatte, wenn der Sieger im Parteikampf Hekatomben seiner anders denkenden Mitbürger schlachtete, regte sich gegen die oligarchischen Morde des fünften Jahrhunderts sehr schnell nicht nur die politische, sondern auch die sittliche Reaktion. Obgleich Sokrates der Lehrer des Kritias war und zu ihm in einem nahen freundschaftlichen Verhältnis gestanden hatte, weigerte er sich doch, seinen Blutbefehlen zu gehorchen. Er, der Begründer der wissenschaftlichen Ethik, hat immer gelehrt, daß man sich nicht über das Gesetz erheben dürfe, sondern ihm Gehorsam schuldig sei, und darin stimmten fast alle Philosophenschulen der Folgezeit mit ihm überein. Wurde doch sogar die Pflicht, den geistig längst überwundenen Kultus äußerlich mitzumachen, dadurch begründet, daß er gesetzlich eingeführt sei. So schreibt Euripides, in dessen Trauerspielen alle philosophischen Meinungen der Zeit ihren poetischen Ausdruck gefunden haben:

Doch mächtig sind die Götter, und was sie beherrscht,  
Ist das Gesetz; denn nach Gesetzen glänzen wir  
An sie und unterscheiden recht von ungerecht.

Für Platon war die sinnlich wahrnehmbare Welt nur ein verzerrtes Abbild der Ideen, in deren Erinnerung die Seele ihr eigentliches Leben fand. Er betrachtet es daher als die höchste sittliche Aufgabe, sie von den Banden des Körperlichen, die ihr nur Hemmnis sind, nach Möglichkeit zu befreien. Dem Philosophen, der allein der vollkommene Mensch ist, ziemt daher weder Freude am Genuss, vor allem nicht am sinnlichen, noch Klage über irgend-einen Schmerz, irgendeine Entbehrung. Er hat sich der Betrachtung der Ideenwelt, deren Gedächtnis er in seinem Innern erweckt und nährt, ganz zu widmen und soll alle äußeren Lebensverhältnisse als gleichgültig betrachten. Diese Anschanungen waren aus seiner Philosophie konsequent abgeleitet; aber diese Philosophie selbst war ein Produkt seiner Persönlichkeit. Ein Mann, dessen unpraktische Grüblernatur so schlecht für das Weltleben paßte, konnte nicht anders als Abwendung von der Welt predigen. Nicht nur Aristoteles

hat ihn auch in dieser Beziehung bekämpft, sondern er hat in seiner eigenen Zeit überhaupt wenig Anfang gefunden. Das politische Leben war eben in den Städten Griechenlands noch zu lebendig, als daß man an dieser trostlosen Ruhefreiheit hätte Gefallen finden können. Doch bald darauf wird es durch die makedonische Macht niedergedrückt; das Parteidreien hört nicht auf, doch alle großen Ziele gehen ihm mehr und mehr verloren. Und was vorher ein einzelner, den seine weltliche Art zu staatlicher Wirksamkeit untauglich machte, als seine persönliche Überzeugung verkündet hatte, wird jetzt zum Glaubensbekenntnis aller Philosophenschulen. Nicht nur die neue Akademie, so weit sie sonst sich von den Bahnen Platons entfernte, hält doch in sittlicher Beziehung seine Forderungen fest, sondern auch die beiden andern Sekten, die sich seit dem dritten Jahrhundert in die Beherrschung der Geister teilen, stimmen bei allen sonstigen Unterschieden hierin überein.

Die stoische Schule schloß sich darin an die cyniker an, daß sie ihr sittliches Ideal in einem natürlichen Leben fand; die Epikureer sahen die Aufgabe des Menschen in dem Streben nach Lust und dem Vermeiden von Unlust. Doch so verschieden diese Grundlagen ihrer Ethik waren, die Regeln, die sie daraus für das praktische Verhalten ableiten, sind doch beinahe identisch. Der Stoiker lehrte, daß man sich der unabwendbaren Notwendigkeit alles Geschehens verständnisvoll unterwerfen müsse; in ihrer Erkenntnis ruhe das Glück des Weisen, das kein Unfall trüben, kein Besitz vermehren könne. Die äußeren Lebensumstände seien daher gleichgültig, woraus weiter folgte, daß es nicht der Mühe wert sei, auf sie einwirken zu wollen, sondern ein ruhiges Betrachten, wie es auch Platon empfohlen hatte, das einzige angemessene Verhalten sei. Die Epikureer dagegen gelangten zu dem Satze, den in neuerer Zeit Schopenhauer wiederholt hat, daß nämlich die Lust nichts Positives sei, sondern nur die Aushebung der Unlust. Das Streben nach Lust ist also gleichbedeutend mit dem Vermeiden der Unlust, und dieses erreicht man am besten durch dieselbe tatenlos betrachtende Ruhe, die auch die Stoiker predigen. Natürlich hat keine dieser Schulen ihre Sittenlehre ganz konsequent durchführen können, und noch weniger konnten ihre Anhänger sie streng beobachten: die Forderungen des praktischen Lebens erwiesen sich eben zu allen Seiten stärker als die Theorien der Philosophie. Und daß sie diese Theorien aufstellte, war wieder nur eine Folge des praktischen Lebens. Wie die Weltherrschaft Alexanders und die Annäherung der Nationen, die sie bewirkte, in der Lehre ihren Ausdruck fand, daß alle Menschen Brüder seien, so führte der Ekel an dem politischen Treiben der griechischen Kleinstaaten, das immer mehr seinen Inhalt verlor, zu jener quietistischen Ethik der späteren Philosophenschulen. Es bewahrheitete sich wiederum, daß Religion und Philosophie nicht die Sittlichkeit schaffen, sondern vielmehr durch die Sittlichkeit, die durch Anpassung an die bestehenden Lebensverhältnisse bedingt ist, ihre Gestalt empfangen, soweit nicht die Überlieferung der Vorzeit ihre freie Entwicklung hemmt.

# Australien einst und jetzt.

Vom  
Fregattenkapitän z. D. Walther.

---

Am 17. September 1900 wurde durch Proklamation der Königin von England fast unbeachtet der Grundstein zu einem Staatengebilde gelegt, das gegenwärtig durch seinen mächtigen wirtschaftlichen Aufschwung und durch seine eigenartigen innerpolitischen Verhältnisse das Interesse der übrigen Welt auf sich zieht, und dem in der Geschichte der Menschheit zweifellos noch eine große Rolle beschieden ist. Die Proklamation beginnt mit den Worten: „Wir erklären hiermit auf den Rat unsers Privy Council, daß am 1. Januar 1901 die Bewohner von New South Wales, Victoria, South Australia, Queensland, Tasmania und Western Australia in einem Bundesstaat vereinigt werden unter dem Namen Commonwealth of Australia.“ Hiermit ward durch einfachen Regierungsakt Australien gewährt, was 125 Jahre vorher die nordamerikanischen Kolonien sich erst nach achtjährigem Ringen und unter gänzlicher Loslösung vom Mutterlande durch Blut und Eisen hatten erkämpfen müssen. Als ein Riesenwerk stellt sich aber auch der Zusammenschluß der australischen Kolonien dar, nur lagen die zu überwindenden Schwierigkeiten und Hindernisse nicht in England, das seit langem dem natürlichen Entwicklungsgang seiner Kolonien keine Hindernisse in den Weg legt, sondern in Australien selbst und der Entwicklung seiner einzelnen Teile. Diese Entwicklung ist so eigenartig, ihre Wirkungen haben sich dem Gemeinwohl und seinen politischen Bestrebungen derartig aufgeprägt, daß das heutige Australien ohne die Kenntnis seiner Vergangenheit gar nicht zu verstehen ist. Es sei daher hier zunächst ein kurzer Überblick über letztere gegeben.

Die englisch-australische Geschichte beginnt mit der Gründung einer Strafkolonie im Jahre 1788 in einem der vorzüglichsten Naturhäfen der Welt, an dem später Sidney erstanden ist. Die direkte Veranlassung zur Ansiedlung in dem sonst unbekannten und als unfruchtbar angesehenen Lande hatte der Absall der nordamerikanischen Kolonien gegeben, wohin bis dahin die Sträflinge deportiert worden waren. Die erste Jugend der neuen Kolonie war düster und wenig versprechend. Da von einer freien Einwanderung noch lange Zeit hindurch nicht die Rede war, so blieb die Kolonie in den ersten Dezennien

ein großes Gefängnis, in dem es nur Beschuldigte und Gehorchnahme gab und Selbstsucht auf der einen Seite, Haß und Revolte auf der andern mit einander einen traurigen Kampf kämpften. Die Offiziere suchten sich durch Monopolisierung des Handels zu bereichern, zwischen Militär- und Zivilbehörden war dauernder Streit, die Besatzungen revoltierten gleich den Sträflingen mehrfach, so daß sie mehrmals abgelöst werden mußten; von einer derselben, dem New South Wales-Regiment, das 1805 nach der Heimat zurückkehrte, hat die Kolonie übrigens ihren Namen erhalten. Sie war um diese Zeit dem Mutterlande eine schwere und außerordentlich kostspielige Last und galt in der Heimat für eine Hölle auf Erden.

Eine leichte Besserung der Zustände trat dadurch ein, daß sich aus entlassenen Sträflingen, denen Land zur Bebauung angewiesen worden, eine Art Bürgerstand bildete, dessen Haupterwerbszweig naturgemäß die Landwirtschaft war. Aus Mangel an Erfahrung entwickelte sich dieselbe jedoch bei im übrigen durchaus günstigen Verhältnissen so langsam, daß die Niederlassung mehrmals nahe daran war, durch Hunger zugrunde zu gehen und bis 1805 bei einer Einwohnerzahl von ca. 8000 Personen noch nicht imstande war, sich selbst zu erhalten. Von da ab nahm die Einwohnerzahl verhältnismäßig schnell zu. Der Fluch der Sträflingskolonie lastete aber schwer auf ihr und beeinflußte ihre Entwicklung in hohem Maße. Durch die Bevölkerung ging ein tiefer Miß, dessen Spuren noch jetzt erkennbar sind. Hier eine kleine Partei reicher und mächtiger freier Bewohner, meist aus früheren Offizieren und Beamten bestehend; dort das Heer der entlassenen und bedingt entlassenen Sträflinge, die, zum Teil auf hoher Bildungsstufe stehend, mit Macht aufwärts strebten und vielfach als Lehrer, Handwerker usw. einen demoralisierenden Einfluß auf den Geist der Bevölkerung ausübten. Über diese merkwürdige Bevölkerung führte der Gouverneur ein völlig autokratisches Regiment, die Einwohner waren machtlos und ohne jeglichen Einfluß. Das erste wirtschaftliche Erstarken der Kolonie begann mit dem reichen Walfisch- und Robbenfang; bald folgte dann die Ausnutzung der ungeheuren Ebenen als Weideland für Schafherden und ein gewinnbringender Wollerport. Die Berichte darüber lenkten zu Anfang der zwanziger Jahre die Aufmerksamkeit des englischen Kapitals auf sich. Landgesellschaften wurden gegründet, und ein zwar noch dünner Strom freier Einwanderer brachte neues Leben in die Kolonie, die bald nach allen Seiten Zweigniederlassungen gründete, von denen 1825 Tasmania zuerst als zweite selbständige Kolonie abgetrennt wurde.

Um diese Zeit hatte die Stammkolonie New South Wales eine Entwicklungsstufe erreicht, die sie für eine freiere Regierungsform reif erscheinen ließ. Auf Beschuß des Parlaments wurde sie von einer reinen Kronkolonie mit selbstherrlichem Gouverneur, wie es jetzt nur noch Gibraltar ist, zu einer Kronkolonie mit Gouverneur und gesetzgebendem Rat, der ebenso wie der Gouverneur allerdings noch vom Parlament ernannt wurde; eine derartige Regierungsform hat jetzt noch Ceylon. Mit demselben Regierungsalt wurde auch versucht, daß hinfällig nur solche Abgaben erhoben werden dürften, die für eigene Zwecke der Kolonie bestimmt seien.

Während auf diese Weise die ersten Keime zur politischen Weiterentwicklung der Kolonie gelegt wurden, tat man, um dem empfindlichen Mangel an Arbeitern abzuhelfen, den verhängnisvollen Schritt, einen großen Teil der Straflinge an die Farmer zu vermieten, eine Maßnahme, die einerseits wohl zur schnelleren Ansiedlung des Landes beitrug, in allen andern Beziehungen aber um so schädlicher wirkte. Die Aufdeckung erschreckender Missbräuche in bezug auf Zuteilung und grausame Ausnutzung der Straflinge führte 1838 wieder zur Aufhebung des Systems, und zwei Jahre später hörte New South Wales überhaupt auf, Straflingskolonie zu sein. Dafür wurden um so mehr Straflinge nach Tasmanien deportiert, und von 1848 ab auch nach Westaustralien, einer 1829 vom Heimatlande aus direkt gegründeten Kolonie, die aus Mangel an Arbeitern selbst um die zweifelhaftste Vergünstigung gebeten hatte. Nach Tasmanien hat die Deportation 1852, nach Westaustralien erst 1867 aufgehört. Seitdem hat England keine weiteren Versuche mit Strafkolonien gemacht. Bei uns ist in den letzten Jahren mehrfach davon die Rede gewesen, zum Glück ohne jeden Erfolg. Wer sich über die Verhältnisse in Strafkolonien informieren will, der möge die Geschichte der verschiedenen australischen Kolonien lesen, er dürfte bald von der Schädlichkeit derselben überzeugt sein.

Die Sterblichkeitsziffer unter den Straflingen war eine sehr hohe; auf diesen Umstand wird es zurückgeführt, daß, trotzdem allein nach New South Wales im Laufe der Jahre 75 000 Straflinge deportiert worden sind, im Jahre 1831 alle Kolonien zusammen erst eine Einwohnerzahl von 80 000 aufzuweisen hatten. Wie wenige davon freie Einwanderer waren, läßt sich aus der Angabe schließen, daß von 1815—1825 jährlich etwa 300, von da ab bis 1835 gegen 1000 Personen eingewandert sind.

Eine Auswanderung großen Stils nach Australien zu richten, wurde in den dreißiger und vierziger Jahren vom Mutterlande mit allen möglichen Mitteln versucht, und zwar nicht nur nach New South Wales, sondern auch nach andern Küstenpunkten. So wurde 1836 nach dem Ansiedlungsplan eines der berühmten Pioniere Australiens, Wakefields, bei dem heutigen Adelaide eine Niederlassung gegründet, aus der sich später die Kolonie Südaustralien entwickelt hat. Sie zählte 1844 1900 Einwohner, 1854 schon 92 000, 1907 0,36 Millionen. Wir werden auf die Geschichte dieser Kolonie sowie der von Queensland, Westaustralien und Tasmanien hier nicht näher eingehen, da sie mit ihren geringen Einwohnerzahlen (Queensland 0,48, Westaustralien 0,25 und Tasmanien 0,18 Millionen) auf die Gesamtentwicklung des Landes einen verhältnismäßig geringen Einfluß ausgeübt haben.

Die älteste Kolonie, New South Wales, erlangte im Jahre 1842 nach langem Kampfe vom Parlament, daß ihr ein weiterer Schritt auf dem Wege zur Selbstverwaltung gewährt wurde. Die Regierung erhielt einen gesetzgebenden Rat, der aus 24 gewählten und 12 ernannten Mitgliedern bestand, an die Seite gestellt. So unvollkommen diese Art Volksvertretung auch noch war, so begann sie doch ihre Tätigkeit mit dem Streben nach weiteren Gerechtsamen und drängte außerdem die Regierung zu Streitigkeiten mit den Zweig-

niederlassungen, die sich die selbstsüchtige Behandlung von Seiten der Stammkolonie nicht gefallen lassen wollten und nach Selbständigkeit strebten. Insbesondere war dies der Fall mit der Niederlassung Port Philipp, dem heutigen Melbourne, der Hauptstadt von Victoria. Diese Niederlassung war erst 1835 gegründet worden, hatte sich aber, da ihr der Makel einer Straflingskolonie nicht anhaftete und die Verhältnisse in jeder Beziehung günstige waren, verhältnismäßig schneller als New South Wales entwickelt. 1837 nur aus 500 Einwohnern bestehend, betrug zehn Jahre später die Einwohnerzahl allein der Stadt Melbourne schon über 11000. Ihr rasches Aufblühen erregte von Anfang an die Eifersucht ihrer Mutterkolonie und gab die erste Veranlassung zu der noch jetzt bestehenden Rivalität und dem Partikularismus der einzelnen australischen Staaten.

Das Jahr 1851, in dem nach langen Verhandlungen mit der englischen Regierung die Trennung der Niederlassung Victoria von New South Wales verfügt und beiden selbständige Zollgerechtsame verliehen worden waren, war zugleich der Wendepunkt zu einem neuen Aufschwung beider. Im Mai des Jahres wurde in New South Wales, im Juli in Victoria das Vorkommen reicher Goldlager entdeckt. Aus allen Erdteilen strömten Einwanderer herzu, die weiße Bevölkerung Australiens verdoppelte sich innerhalb von fünf Jahren und erreichte 1856 fast eine Million. Am meisten lockten die Goldfelder Victorias, das seine Einwohnerzahl in vier Jahren von 80000 auf 420000 erhöhte und damit der älteren Rivalin über den Kopf gewachsen war.

Mit dem zunehmenden Reichtum der Bevölkerung ging der weitere Ausbau der Verfassung Hand in Hand, wobei sich von vornherein offenbarte, daß sie nur auf ausgesprochen demokratischer Grundlage möglich war.

Ein Verfassungsentwurf für New South Wales, der ein Oberhaus mit erblichen Mitgliedern und ein zu wählendes Unterhaus vorsah, hatte 1853, trotzdem er von dem damals populärsten Mann in Australien, Wentworth, herrührte und einen bedeutenden Fortschritt darstellte, die heftigste Opposition hervorgerufen. Das Parlament in London beeilte sich infolgedessen mit seiner Entscheidung nicht. Erst Ende 1855 wurde der Kolonie eine neue Verfassung verliehen, die sie in die Reihe der Kolonien mit verantwortlicher Regierung, wie sie damals nur Kanada und Neufundland waren, aufnahm, und auf die mit Recht der Name „Staat“ angewendet werden kann. Ähnliche Rechte erhielten bald darauf auch die übrigen Kolonien bis auf Westaustralien, das in seiner Entwicklung noch zu weit zurück war und eine verantwortliche Regierung erst 1890 erhalten hat. 1859 wurde nach langen Verhandlungen der zu New South Wales gehörige Norddistrikt unter dem Namen Queensland von ersterer abgetrennt und ebenfalls zur selbständigen Kolonie mit verantwortlicher Regierung gemacht.

Über die Beweggründe zu einer solchen großmütigen Behandlung der Kolonien von Seiten des Mutterlandes und ihre Vorteile für letzteres äußerte der damalige Gouverneur von Victoria, Sir Charles Hotham, sehr offenherzig, daß mit der verantwortlichen Regierung die Unzufriedenheit des Volkes sich nicht mehr gegen das Heimatland oder gegen den von diesem ernannten Gouverneur richten

würde, sondern gegen die eigene gewählte Regierung. Ihre Streitigkeiten und politischen Feindschaften könnten die Bewohner so unter sich selbst abmachen. Eine tiefgründige Weisheit, auf festen theoretischen Prinzipien beruhend, scheint hiernach nicht bei Verleihung der Verfassung der australischen Kolonien obgewalzt zu haben. Wie sehr praktische und örtliche Rücksichten überwogen, geht daraus hervor, daß keine Kolonie dieselbe Verfassung erhielt wie die andre; in weitestem Maße wurde auf ihre verschiedenartige politische Entwicklung Rücksicht genommen. Alle Kolonien erhielten zwar einen von der britischen Regierung ernannten Gouverneur und eine parlamentarische Regierung mit zwei Kammern. Die Zusammensetzung derselben ist aber sehr verschieden. Während z. B. die erste Kammer in New South Wales vom Gouverneur auf Vorschlag des Parlaments ernannt wird, wird sie in Victoria nur durch Wahl von Einwohnern mit einem Vermögen von wenigstens 100 000 Mark gewählt. Aus dem weiteren Entwicklungsgang der Kolonien ist hervorzuheben, daß ihre Zentralregierungen auf Kosten der Entwicklung der Selbstverwaltung der Distrikte und Kommunen eine unverhältnismäßig große Bedeutung gewannen. Es wird dies teils als Hinterlassenschaft des früheren autokratischen Regimes angesehen, teils der Ausbreitung der Bevölkerung über zu große Gebiete zugeschrieben und hat zur Folge gehabt, daß Gemeinden und Interessenten durch ihre Abgeordneten auf die Zentralregierungen in lokalem oder egoistischem Interesse Einfluß zu gewinnen suchen, ähnlich wie sie es in früheren Zeiten durch Beeinflussung der Beamten getan hatten. Der noch jetzt bestehende Mangel an großen Gesichtspunkten und ein ausgesprochener Partikularismus der Bevölkerung wird auf diese Entwicklung zurückgeführt. Beide Eigenschaften müßten die Eifersucht und Entfremdung zwischen den Kolonien nur noch vermehren, die durch zwei andre Momente verursacht worden waren, nämlich durch die verschiedene Gesetzgebung und vor allem durch die verschiedene Zollpolitik. Victoria z. B. umgab sich bis 1900 mit hohen Schutzzöllen, New South Wales war freihändlerisch.

Wir werden jetzt sehen, wie trotz dieser ungünstigen Verhältnisse ein Zusammenschluß der Kolonien zustande gekommen ist. Die ersten Versuche dazu reichen schon über ein halbes Jahrhundert zurück; sie wurden bei Abtrennung der Tochterkolonien von New South Wales gemacht. Dem Gouverneur letzterer Kolonie wurde nämlich bei dieser Gelegenheit ein höherer Rang verliehen als den andern Gouverneuren, er hieß Generalgouverneur von Australien. Da ihm aber besondere Machtbefugnisse nicht erteilt wurden, so scheiterten alle Versuche, die auf diesem Wege von verschiedenen Staatsmännern unternommen worden sind. Erst von außen drohende Gefahren haben das Werk vollbracht.

In den achtziger Jahren führte die chinesische Einwanderung zu dem ersten gemeinsamen Handeln der Kolonien, und zwar war das treibende Moment die Arbeiterpartei, die sich gegen eine friedliche Überschwemmung mit den bedürfnisloseren und fleißigeren chinesischen Kulis zur Wehr setzte und die Einwanderungsverbote bewirkte. Ein zweites Einigungsmittel bildete 1883 der Anspruch Frankreichs auf die Neuen Hebriden. Diese vermeintliche Bedrohung

des Landes führte bereits damals zur Bildung einer Art von Bundesrat (Federal Council), der außer den politischen Verhältnissen in der Südsee allgemeine australische Angelegenheiten und Streitigkeiten zwischen den Kolonien behandeln sollte. In den Jahren 1886, 1888 und 1889 hat die Versammlung längere Zeit getagt, aber, da New South Wales und Neuseeland sich ausschlossen, ohne Erfolg. Der Versuch hatte aber die Möglichkeit eines Zusammenschlusses gezeigt und den Weg zu weiteren Schritten geebnet. Im März 1891 traten in Melbourne je fünf Abgeordnete von den verschiedenen Parlamenten zusammen; die von ihnen gefassten Beschlüsse scheiterten wiederum, diesmal an der Gleichgültigkeit der Bevölkerung und dem Widerstand der Parlamente. 1895 wurde der Faden wieder aufgenommen und zwar durch Konferenzen der Premierminister. Die von diesen ausgearbeitete Commonwealth-bill erlangte bis auf zwei in allen Kolonien die Genehmigung. Eine zweite Konferenz 1899 stellte den Wortlaut der Verfassung fest und erhielt im folgenden Jahre die Sanktion des Mutterlandes durch die eingangs erwähnte Proklamation. Westaustralien, das sich bis dahin geweigert, trat nachträglich ebenfalls dem Bunde bei; Neuseeland ist außerhalb des Bundes geblieben, es hatte an den letzten Verhandlungen überhaupt nicht mehr teilgenommen. Dies in kurzen die Vorgeschichte des Commonwealth.

Die Regierung des Commonwealth setzt sich aus folgenden Machtaktoren zusammen: dem vom König zu ernennenden Generalgouverneur, dem Senat und dem Bundesparlament. Der Senat besteht aus 36 Mitgliedern, von denen je 6 von den einzelnen Bundesstaaten auf sechs Jahre gewählt werden. Das Bundesparlament besteht aus 90 Mitgliedern, die von den einzelnen Staaten entsprechend ihrer Einwohnerzahl gewählt werden. Die Sonderverfassungen der Einzelpaaten werden durch das Bundesparlament nicht berührt. Der Bund konsolidierte sich gegen alles Erwarten schnell. Er übernahm alsbald die Zölle, Post und Telegraphenwesen; alle Verteidigungsmaßnahmen, die Land- und Seestreitkräfte wurden ihm unterstellt, und die Einrichtungen folgten automatisch. So groß diese Errungenschaften auch erscheinen, die eigentlichen Schwierigkeiten sind noch nicht überwunden, von ihnen gilt als das wichtigste und dringendste Problem die Lösung der Finanzfrage. — Gegenwärtig vereinnahmt das Commonwealth zwar die Zölle und einen Teil der Steuern, behält davon aber nur ein Viertel, die übrigen drei Viertel gehen an die Einzelpaaten entsprechend ihren Leistungen zurück. Die Einrichtung hat bis jetzt bei der schnellen Entwicklung des Landes, den stark wachsenden Einnahmen keine Schwierigkeiten bereitet, ist aber nur als Provisorium bis 1911 geschaffen worden. Was dann werden soll, darüber sind sich die Staaten sowohl wie die Parteien noch uneinig. Aller Wahrscheinlichkeit nach dürfte die Frage in der Weise gelöst werden, daß das Commonwealth die Staatschulden der Einzelpaaten übernehmen wird. — Andre schwer zu lösende Fragen sind der Bau zusammenhängender Bahnsysteme, der insfern besonders schwierig ist, als damit der Partikularismus der Einzelpaaten, die Eifersucht der Hafenstädte aufeinander und gegen ihr Hinterland ausgeröhrt werden. Dies Durcheinander entgegengesetzter Inter-

essen und die allgemeine Kirchthumspolitik hat bisher auf die Eröffnung vieler fruchtbaren Gebiete außerordentlich hemmend gewirkt und ganz vernunftwidrige Verkehrsverhältnisse geschaffen. So gibt es Gegenden, die durch wenige Stunden Eisenbahn mit der Hafenstadt des Nachbarstaates verbunden werden könnten, aber anstatt dessen entweder ganz abgeschlossen liegen oder zu dem Hafenplatz des eigenen Staates die schlechtesten Verbindungen haben. — Außer der Finanz- und der Eisenbahnsfrage sind für die nächste Zukunft von besonderer Wichtigkeit die Regelung der europäischen Einwanderung und die der Landesverteidigung. Wir werden hierauf zurückkommen, um zunächst noch einiges aus dem Entwicklungsgang des Commonwealth, insbesondere das Aufkommen der Arbeiterpartei darzustellen.

Ein scharfer Gegenjagd zwischen den Squatters, den das Land nur als Weideland ausnützenden Großgrundbesitzern, und den kleinen Farmern, Arbeitern und Handwerkern hatte sich bereits zur Zeit der Strafkolonie herausgebildet. Der Gegenjagd wurde mit der Goldära, in der viele Einwanderer herbeiströmten, noch bedeutend verschärft, um so mehr, als die Zu wandernden neben ihrer Abenteuerlust auch viel Intelligenz und Ausdauer aufzuweisen hatten. Da die Interessen dieser verschiedenen Berufsstände sich bisher einigermaßen vereinigen ließen, so bildete sich aus ihnen die geschlossene Arbeiterpartei, die seit einigen Dezennien immer mehr an Einfluß gewonnen hat und im November 1908 zum zweiten Mal im Commonwealth-Parlament den Sieg davontragen konnte. Lange hat sich ihr Ministerium, das sich, den Premierminister Fisher mit eingeschlossen, zum Teil aus früheren Arbeitern zusammensetzte, allerdings nicht gehalten. Bereits im Mai mußte es wieder den der Partei zunächst stehenden Linksliberalen weichen. Bemerkt sei übrigens, daß die australische Arbeiterpartei mit europäischem Sozialismus nur sehr wenig gemein hat. Es fehlen alle Utopien vom Zukunftstaat, die Interessen sind rein materieller Natur. Aus diesem Grunde ist die Arbeiterpartei auch immer für hohe Schuhölle gewesen; sie ist nicht nur gegen die Einwanderung der mongolischen und indischen Arbeitskräfte, sondern auch gegen europäische Einwanderung.

Seit einigen Jahren soll die Macht der Partei trotz ihrer äußersten Erfolge im Abnehmen begriffen sein, da die Interessen des kleinen Grundbesitzes sich mehr und mehr von denen der Arbeiter und Handwerker entfernen. Ein früheres Hauptbindemittel, der Kampf gegen den Großgrundbesitz, ist insofern fortgesunken, als die Regierungen der verschiedenen Staaten den Squatters und Landgesellschaften, in deren Händen, ähnlich wie bei uns in Südwesterika, sich große Ländereien befinden, nach Bedarf das Land zwangsweise abkaufen. Queensland hat auf diese Weise in den letzten Jahren 500 000, New South Wales 200 000 acres erworben, um sie an kleine Farmer zu veräußern. Die schnelle Zunahme der letzteren ist nach Ansicht der „Times“ ein wesentlicher Faktor, weshalb die Arbeiterpartei, selbst wenn sie es wünschte, keine rein sozialistischen Ziele verfolgen kann. Ein andres konservatives Blatt, der „Standard“, schreibt über die Arbeiterpartei, daß sie nur eine sehr geringe Mehrheit aufzuweisen habe und ihre Regierung immer

sofort verschwinden werde, sobald sie entgegen der Mehrheit der Wähler regieren wollte. — Darüber, daß die Macht der Arbeiterpartei schädlich wirkt, daß sie das Emporkommen von Talenten in ihr unmöglich macht und die Entwicklung des Landes durch sie zurückgehalten wird, ist in fast allen englischen Zeitungen nur eine Meinung.

Ihre große Macht konnte die Arbeiterpartei nur unter den ganz eigenartigen Verhältnissen in Australien erlangen, einem fast leeren Lande mit großen ungehobenen Schähen und einer Bevölkerung, die eben durch die Entwicklungsmöglichkeiten ihres Landes bis jetzt nur materielle Interessen verfolgt hat. Die Arbeiterbevölkerung schmiedete der Kampf gegen die farbige Konkurrenz zusammen, während die andern Gesellschaftsklassen keine gleichen Interessen und kein Bindemittel hatten und infolgedessen zur Machtlosigkeit verurteilt waren. — Von irgendwelchen höheren Interessen soll in seiner Gesellschaftsschicht etwas zu spüren sein. Das Einzige, wofür sich alt und jung, arm und reich wirklich begeistern können, ist der Sport; aktuellen Sportfragen, wie z. B. die, ob die australischen Cricket-Spieler in England den Sieg davontragen, soll größere Wichtigkeit beigelegt werden als allen politischen Tagesfragen. — Über einen grenzenlosen Materialismus klagen viele Kenner des Landes. In den oberen Klassen soll daneben auch eine schädliche Gleichgültigkeit für alle öffentlichen Angelegenheiten, soweit sie nicht über die lokalen Interessen hinausgehen, bestehen. Mit bitterer Ironie schreiben die „Times“ über die Australier:

„Die Individualisten der selbstsüchtigen Abart sehen den Staat als ein zweischneidiges Werkzeug an, das zuweilen allerdings eine Eisenbahn an den richtigen Ort baut, aber zum weitaus größten Teil damit beschäftigt ist, private Unternehmungen für das zweifelhafte Wohl der Kommunen schlecht auszuführen. Den Enthusiasten der Arbeiterpartei auf der andern Seite erscheint der Staat hauptsächlich als eine Handhabe, um die Industrie zu regulieren und den Reichtum zu kontrollieren.“

Das Blatt fügt dieser pessimistischen Darstellung die Hoffnung hinzu, daß die allgemeine Wehrpflicht diese Ideale vielleicht ändern möge. Der Arbeiterpartei wird als einziges bleibendes Verdienst der Ausschluß der farbigen Einwanderung zugesprochen; indem sie aber auch die europäische, sogar die englische Einwanderung zu verhindern wußte, hat sie das Land schwer geschädigt. Die Erkenntnis dieser Tatsache führte neuerdings zu einer Änderung der Einwanderer gesetze, die wir ihrer Wichtigkeit wegen hier kurz berühren wollen.

Bis 1905 war die Einwanderung Fabrikarbeitern und Handwerkern so gut wie verschlossen. Seitdem werden wenigstens Engländer dieser Berufs klassen zugelassen, wenn ihre Kontrakte nicht ungünstiger als die am Orte üblichen sind. Daß die Schwierigkeiten für sie aber trotzdem noch sehr groß sind, geht aus einem Artikel der „Times“ hervor, in dem es heißt, daß es völlig nutzlos sei, solche Leute nach Australien zu befördern. Es sei selten eine Chance für sie und werde es auch in Zukunft nicht sein, wenn nicht der Bedarf sich bedeutend vergrößere. — Ganz anders steht es mit Landarbeitern und besonders mit Farmern, die ein kleines Kapital besitzen. Gegen diese

beiden hat auch die Arbeiterpartei nichts einzuwenden; und daher machen gegenwärtig sowohl das Commonwealth wie die Einzelstaaten die größten Anstrengungen, solche Leute nach Australien zu ziehen, indem sie in den englischen Zeitungen sich wie konkurrierende Geschäftshäuser überbieten, durch Reklameanzeigen die Vorzüge ihres Landes in wirtschaftlicher, klimatischer und gesundheitlicher Beziehung in den schönsten Farben herauszustreichen. Queensland und Westaustralien geben sogar 160 acres Land umsonst, alle Staaten erleichtern die Anlegung einer Farm durch Kredite in weitestem Maße. Der gewünschte Erfolg soll aber noch nicht erreicht worden sein. Der Hauptstrom der Auswanderer aus England wendet sich nach wie vor dem näheren und solideren Kanada zu.

Wir kommen jetzt zur wirtschaftlichen Entwicklung des Landes: Wie es möglich ist, daß trotz all der oben beschriebenen, wenig erquicklichen politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse die Kolonie doch in den letzten Jahren in großartigem Maßstabe aufblühen konnte, ist eine Erscheinung, die ihre Erklärung darin findet, daß sie bis 1900 durch ihre wirtschaftliche Zersplitterung lange Jahre künstlich zurückgehalten worden war und mit Bildung des Commonwealth plötzlich eine Unzahl schlummernder Kräfte und Möglichkeiten zutage traten. Mit dem Fallen der Zollschränken zwischen den Einzelstaaten zeigte auch sofort ein starker Binnenhandel ein, und mit den gleichen Auslandszöllen stieg der Auslandshandel, um so mehr, als in den letzten Jahren gute Ernten und reichliche Regenfälle zu verzeichnen waren. Der Totalhandel betrug 1903 1660 Millionen Mark, 1907 aber 2500 Millionen. Naturgemäß übersteigt der Export, wie in allen neuen Ländern, den Import um ein bedeutendes; ersterer hatte 1907 einen Wert von 1460, letzterer von 1040 Millionen. Die Hauptausfuhrartikel sind Wolle, Weizen, Fleisch und neuerdings auch Butter. Nach dem „Official Year Book of the Commonwealth“ für 1908 wurde 1907 an Wolle für 460 Millionen, an Weizen für 190 Millionen, an Fleisch für 25 Millionen Mark ausgeführt. Da sich das Kulturland jährlich um ca. 100 000 acres vermehrt, ist eine weitere Zunahme mit Sicherheit zu erwarten. Diesen Verhältnissen entsprechend hat sich auch der Reichtum vermehrt; man berechnet 5200 Mark Vermögen auf die Person.

Mit dem Reichtum und der Aufschließung des Landes hält die Vermehrung der Bevölkerung nicht gleichen Schritt. Die Anzahl der Geburten ist zwar noch größer als bei uns; trotzdem rechnet man jährlich nur mit einer Zunahme von 72000 Einwohnern, wobei die Einwanderung noch mit einbezogen ist. Die Zunahme reicht nicht im entferntesten an diejenige von Kanada heran, das jährlich allein schon über 100 000 Einwanderer aufzuweisen hat. Nach der bisherigen Vermehrung würde die jetzige Bevölkerung von 4,4 Millionen sich erst in etwa 50 Jahren verdoppeln.

Der wirtschaftliche Aufschwung des Landes kommt wie im Handel und Verkehr, so auch in den Staatseinnahmen zum Ausdruck. 1907 vereinnahmte das Commonwealth 2500 Millionen Mark, ein Mehr gegen das Vorjahr von

19 Millionen. Die Schulden der Einzelstaaten sind zum größten Teil für Eisenbahnen und öffentliche, nutzbringende Anlagen gemacht und werden durch deren wachsende Einnahmen garantiert. Von den öffentlichen Anlagen seien hier zwei besonders wichtige genannt: die eine ist ein Staudamm für einen Fluß in New South Wales, der dem von Aswan fast gleichkommt; die zweite ein Staudamm in Victoria, der die aufgestauten Wassermassen in Ägypten noch bei weitem übertreffen soll.

In England verursacht dieser großartige Aufschwung des Landes keine reine Freude, da die englische Ausfuhr nach dort, absolut beziffert, zwar bedeutend zugenommen, relativ aber abgenommen hat. Der Regierungskommissar berichtet hierüber, daß der nichtenglische Import Australiens im Jahre 1887 nur 15,2 %, 1897 schon 23 % und 1907 sogar 25,5 % betragen habe. Er schiebt die Schuld hauptsächlich auf die größere Rührigkeit der andern Nationen, besonders der Vereinigten Staaten und Deutschlands, auf die Unterstützung ihres Handels durch ihre Konsuln und auf billigere Frachten der fremden Schifffahrtsgesellschaften. — Was Deutschland anbetrifft, so stimmen seine Angaben nicht ganz. Unsre Ausfuhr nach Australien hat zwar auch, wenngleich bei weitem nicht in dem Verhältnis derjenigen Englands, zugenommen, dafür aber auch die Differenz zwischen Ausfuhr und Einfuhr, wie nachstehende Zahlen aus dem „Statistischen Jahrbuch für das Deutsche Reich“ für 1908 zeigen:

| Jahr | Unsre Ausfuhr nach |   | Unsre Einfuhr aus |   | Differenz    |
|------|--------------------|---|-------------------|---|--------------|
|      | Australien         |   | Australien        |   |              |
| 1903 | 98 Millionen       |   | 133 Millionen     |   | 35 Millionen |
| 1905 | 112                | — | 149               | — | 37           |
| 1907 | 116                | — | 194               | — | 48           |

Soweit die wirtschaftliche Entwicklung. Um das Bild von dem heutigen Australien zu vervollständigen, sei zum Schluß noch einiges über das Verhältnis der Kolonie zum Mutterlande und die neuen Verteidigungsmaßnahmen angeführt.

Die Geschichte Australiens seit den letzten drei Dezennien zeigt nicht nur einen ausgesprochenen Unabhängigkeitsdrang der Bevölkerung, sondern auch einen Egoismus und eine Rücksichtslosigkeit gegen das Mutterland, die in letzterem vielfach bitter empfunden und als ein Mangel an Loyalität ausgelegt werden. Über die Berechtigung dieser Vorwürfe sei, anstatt der mehr oder weniger parteipolitischen und subjektiven Urteile der Presse, das offizielle Protokoll über die letzte Kolonialkonferenz im April 1907 zu Rate gezogen.

Einer der Hauptgegenstände der Verhandlungen waren bekanntlich die Bestrebungen, durch gegenseitige Vorzugszölle die einzelnen Teile des Reiches enger zusammenzuschließen. Vertreten waren nur die autonomen Kolonien Australien, Kanada, die südafrikanischen Kolonien, ferner Neuseeland und Neufundland, und zwar alle durch ihre Premierminister. Australien stellte durch seinen Bevollmächtigten, den jetzigen Premierminister Deakin, die meisten und dringendsten Anträge an das Mutterland, den Erzeugnissen der Kolonien,

die im wesentlichen aus Rohstoffen und Nahrungsmitteln bestehen, durch Besteuerung des fremden Imports einen Vorzug zu gewähren, insbesondere solle dies auch auf australische Wolle und Weine geschehen. Er schlug ferner einen Zoll von 1 Prozent auf alle fremden Waren in England und den Kolonien vor zur Verwendung für gemeinsame Zwecke. Auf diese Anträge konnte der damalige Handelsminister Lloyd George antworten, daß Australien bisher im Vergleich mit den andern autonomen Kolonien dem Mutterlande am wenigsten konzidiert habe. Es gewähre ihm zwar einen Vorzugszoll, aber nur auf etwa 8 Prozent des ganzen Imports, und dies auch nur dann, wenn die Waren auf englischen Schiffen mit weißer Besatzung ankämen. Im übrigen schütze Australien seine eigene Industrie durch hohe Zölle auch gegen das Mutterland und schädige den englischen Handel überdies durch seine Küstenschiffahrts-Gesetzgebung, die australische Schiffe begünstige. Der Vorschlag betreffs des allgemeinen Eingangszolls von 1 Prozent würde für England einen Beitrag von 90 Millionen Mark bedeuten, für Australien von nur 2 Millionen. Diese Auseinandersetzungen dürften den Standpunkt der Kolonie dem Mutterlande gegenüber zur Genüge beleuchten.

Es sei zum Überfluß noch das bezeichnende, wenn auch wenig maßgebende Urteil des englischen sozialistischen Parteiführers und Parlamentsmitglieds Keir Hardy angeführt, der im vorigen Sommer dem vermeintlichen Eldorado seiner Partei einen Besuch abstattete! Nach ihm ist koloniale Loyalität nur ein oberflächliches Gefühl, und die Idee eines Empiriums errege keinen Enthusiasmus. Tarifreformen würden niemals die Bande zwischen Mutterland und den Kolonien befestigen, weil deren Bewohner nur willens wären, alles zu nehmen, was sie kriegen könnten, aber selbst nichts herzugeben.

Dies Urteil ist wohl sicherlich übertrieben, und wird durch mancherlei Vorkommnisse, wie z. B. die Gestellung eines australischen freiwilligen Truppenkontingents im Burenkriege, widerlegt. Man darf aber nicht die gegenwärtigen Verteidigungsmaßnahmen mit zu den Loyalitätsbeweisen rechnen, trotzdem durch sie das Mutterland zweifellos eine Stärkung seiner Wehrmacht erfährt. Die Beweggründe zu letzteren sind rein egoistische und haben etwas dem Mutterlande geradezu Beleidigendes an sich. Sie entstammen der Furcht vor Japan, dem Bundesgenossen Englands, mehr noch der Furcht vor einem zum Leben erwachenden China.

Die Angst vor mongolischer Einwanderung oder Eroberung ist in Australien geradezu zur fixen Idee geworden, und ebenso wie sie die Haupttriebfeder zur Bildung des Commonwealth und zur Änderung der Einwanderungsgesetze gegen England gewesen, ist sie jetzt auch der Beweggrund zu den Verteidigungsmaßnahmen gegen eine Invasion. Die Überlegungen, die dieser Angst zugrunde liegen, lassen sich ungefähr dahin zusammenfassen, daß Australien sich als äußersten Vorposten der kaukasischen Rasse im fernen Süden und Osten einsam und verlassen fühlt. Seine leeren Gebiete liegen vor der Tür des übervölkerten Ost- und Südasiens, dessen Nationen nach australischer Ansicht mit Naturnotwendigkeit nach dort überfließen müssen, wenn ihnen nicht ein starker Damm entgegengestellt wird. Da ein Durchbrechen

desjelben für Australien die Auslöschung von Zivilisation, Religion und Vorherrschaft des weißen Mannes bedeuten würde, so ist es selbstverständlich, daß es sich gegen solche, vielleicht eingebildeten, aber mit den grausigsten Vorstellungen ausgeschmückten Gefahren mit allen Mitteln zu schützen sucht.

Man kann bei einer derartigen Volksstimme ermessen, welcher Sturm von Entrüstung sich erheben müßte, als England das Bündnis mit Japan, dem zunächst gefährlichsten, natürlichen Feind des Landes, schloß, und bald darauf sogar daran ging, seine maritimen Streitkräfte bis auf einige wenige Schiffe nicht nur aus den ostasiatischen, sondern auch aus den australischen Gewässern zurückzuziehen, den Schutz seiner Interessen im Stillen Ozean damit Japan überlassend. Die Kolonie fühlte sich in Stich gelassen, und sie geht nunmehr daran, selbst für Verteidigungsmaßnahmen zu sorgen, obgleich sie sich damit schwere Lasten auferlegt. Bisher hatte sie zur Verteidigung des Reiches 1 Millionen Mark jährlich an England für die Flotte abgeführt, das heißt ungefähr 1 sh pro Kopf gegen 15 sh der Bewohner Englands. An Stelle dieser freiwilligen Beisteuer an England wird der in Zukunft nötige Aufwand für die eigene Landesverteidigung auf etwa das Fünffache veranschlagt.

Der die allgemeine Wehrpflicht behandelnde Gesetzentwurf erhielt vor kurzem die Genehmigung des Parlaments des Commonwealth. Er sieht eine Wehrpflicht bis zum sechzigsten Lebensjahr vor. Nach einer ersten Jugendausbildung vom zwölften bis achtzehnten Lebensjahr tritt jeder dienstfähige Einwohner in die „defence force“ bis zum sechszigsten Lebensjahr. Während dieser Zeit hat er in den ersten drei Jahren je achtzehn, in den übrigen je sieben Tage bei der Truppe zu dienen. Neben dieser Landmacht sollen die Häfen befestigt und eine eigene Marine geschaffen werden. Zur Schaffung der letzteren hat die englische Regierung nach langem Strauben ihre Einwilligung gegeben unter der Voraussetzung, daß die australische Marine im Fall eines Krieges unter dem Oberbefehl der Admiralität steht. Eine Einigung über diesen Punkt ist noch nicht erzielt, dürfte aber auf der am 31. Juli dieses Jahres zusammengetretenen imperial defence conference herbeigeführt werden. Es ist klar, daß von staatsrechtlichem Gesichtspunkte aus die Frage in der Zukunft von großer Wichtigkeit werden kann, wenn sie auch gegenwärtig eine Bedeutung nicht hat, da die Australier ihre Marine zunächst auf Küsten- und Hafenverteidigungs-Fahrzeuge, wie Torpedoboote und Unterseeboote, beschränken wollen.

Ein Mangel an Vertrauen zum Mutterlande und eine gewisse Entfremdung ist in den Verteidigungsmaßnahmen und den bezüglichen Verhandlungen unverkennbar; in noch viel stärkerem Maße kam beides im vergangenen Sommer bei dem Besuch der amerikanischen Flotte in Australien zutage. Der Besuch war auf Einladung Australiens unternommen worden. — Die Amerikaner wurden in allen Häfen, in Auckland, in Sydney und Melbourne mit dem größten Enthusiasmus empfangen und vom Volke sowohl wie von der Regierung als natürliche Bundesgenossen gefeiert. Gewissermaßen als Entschuldigung veröffentlichte während der Zeit der

Premierminister Deakin durch den „Standard“-Korrespondenten einen längeren Artikel, in dem er ganz gemütlich darauf hinwies, daß er in keiner Weise die Macht der britischen Seestreitkräfte bezweifle, daß aber ihre relative Macht abgenommen habe. Das Gefühl der gemeinsamen Abstammung mit den Amerikanern sei stark ausgeprägt im Lande, sowohl wegen der verhältnismäßigen Nähe der pazifischen Küste Amerikas wie wegen der Ähnlichkeit der Verhältnisse.

Die letztsommerliche Verbrüderung mit den Yankees hat nun neuerdings durch das japanisch-amerikanische Abkommen eine bedenkliche Abkühlung erfahren und bewirkt, daß die Kolonie sich wieder um so enger an das Mutterland anschließt. Derselbe Deakin präzisierte Australiens neuesten Standpunkt vor kurzem dahin, daß es nicht allein eine eigene Küstenverteidigungsflotte schaffen müsse, sondern auch eine Hochseeflotte und deshalb nach dem Vorbilde Neuseelands der englischen Marine eine Dreadnought anbieten werde. Das Commonwealth werde damit nicht allein den Beweis der Einigkeit der australischen Staaten, sondern auch der Einigkeit des Reiches erbringen. Man kann hiernach annehmen, daß, so lose die Bande auch sind, die Australien und die andern großen Siedlungskolonien mit dem Mutterlande verbinden, und so bedeutende Gegensätze sich auch in Zukunft bilden mögen, eine völlige Abtrennung noch auf lange Zeit nicht zu erwarten ist, insbesondere nicht von Australien, das noch für viele Jahre außerstande sein wird, sich selbst zu schützen.

Es ist aber nicht allein das Schutzbedürfnis, das die Kolonien an England fettet, sondern mehr noch das Solidaritätsbewußtsein, die gemeinsame Sprache und Abstammung, die gleichen Staatseinrichtungen und am letzten Ende die geschickte Politik Englands, die auf einen Staatenbund selbständiger verwandter Nationen hinsteuert, in dem England nur noch die Stellung eines primus inter pares vorbehalten bleiben soll.

---

# Der Marmorblock.

Novelle  
von  
François Coppée<sup>1).</sup>

In einer entlegenen Ecke des großen, alten Pariser Friedhofes, der sich zwischen dem geräuschvollen Westbahnhof und dem friedlichen Luxembourggarten im Montparnasseviertel ausdehnt, befindet sich ein unansehnliches Grab, das jahraus jahrein mit frischen Blumen und grünen Pflanzen geschmückt wird. Über dem kleinen Grabhügel erhebt sich ein einfaches, kunstloses Kreuz aus rohem Tannenholz, auf dem nur fünf Worte stehen:

CLAUDE LAMBERT  
Sculpteur.  
Vingt-trois ans.

Kein Zeichen der Trauer ist hinzugefügt; es fehlen sogar die im Frankreich gewöhnlichen Worte ei-git oder *ici repose* (hier ruhet in Gott) und die auf katholischen Grbmälern fast immer vorhandenen Buchstaben R. I. P. (*requiescat in pace*). Rings um das Kreuz jedoch ist die Erde sorgfältig geebnet; die Blumen und Pflanzen werden regelmäßig begossen; und die Kränze, die ein ewiges Leid vorstellen und doch so rasch verwelken, werden auf dieser armen

<sup>1)</sup> Diese bis jetzt ungedruckte Novelle des französischen Dichters ist von Herrn Universitätsprofessor Dr. H. Schoen in Paris übersetzt und uns zur Veröffentlichung mitgeteilt worden. Professor Schoen, der zu den näheren Freunden Coppées gehörte, fand sie in dessen handschriftlichem Nachlaß bei Gelegenheit der Vorstudien zu seinem jüngst erschienenen Buch „François Coppée. L'homme et le poète“. (Paris, Fischbacher, 1909.) Das Manuskript der Novelle stammt aus dem Sommer 1860; Coppée war ein Achtzehnjähriger, als er sie schrieb. Dem Verleger Lemerre, der sie in den demnächst erscheinenden Nachlaßband aufnehmen wird, war sie völlig unbekannt; Coppées Erben kannten nur den Namen. Wir betrachten es als einen Alt internationaler Höflichkeit, daß man uns in den Stand setzt, die Novelle dem deutschen Publikum eher zu bieten, als sie vom französischen gelesen werden kann. Für dieses wird sie den besonderen Reiz haben, das Erstlingswerk eines seiner Lieblingspoeten und in nicht wenigen Einzelheiten eine Autobiographie zu sein. Doch auch wir werden gern neben so manchen Spuren jugendlicher Unserfältigkeit und einer oft fast noch kindlichen Naivität die feinen Züge wahrnehmen, die den gereifteren Dichter kennzeichnen: tießes Gemüt, Liebe zu den Kleinen und Trotzlosen, und neben einer gewissen mystischen Empfindsamkeit Anmut der Detailschilderung.

Begräbnisstätte immer und immer wieder erneuert. Beim ersten Blick erkennt man, daß eine zärtliche Hand die Ruhestätte mit größter Sorgfalt pflegt, daß die Tränen der trauernden Liebe die zarten Blumen beneßen und den Boden beschriften.

## I.

Der Bildhauer Claude Lambert würde zweifellos ein großer Künstler geworden sein, wenn er nicht so früh dahingerafft worden wäre. Er war ein mutiger, tatkräftiger junger Mann, der seine Kunst liebte und des Lebens Elend als Philosoph ertrug<sup>1)</sup>. Er hatte bereits einige anmutige Skulpturen im Salon ausstellen können; die Jury hatte ihm eine Medaille verliehen; mit Wohlwollen hatte die Kritik seine Erstlingswerke beurteilt; freundlichst hatte sie den jungen Künstler zu weiterer Arbeit und zu neuen Erfolgen aufgemuntert. Jetzt lag alles daran, diesen aufsteimenden Ruhm durch ein wichtigeres Werk zu bestätigen.

Claude Lambert hatte das deutliche Gefühl dieser Notwendigkeit. Unter den zahlreichen Entwürfen, die sich seinem Geiste dargeboten hatten, wählte er denjenigen, der, wie er dachte, das genaue Maß seines Talents geben würde. Es war eine schöne, feusche Allegorie. Eine herrliche, mit einem leichten, fast durchsichtigen Schleier bedeckte Frauengestalt, die auf der Stirne einen Halbmond trug, sollte die Nacht mit ihren ahnungsvollen Mysterien vorstellen. Schon schwiebte dem Künstler jeder einzelne Zug vor Augen. Es war alles so einfach und doch so poetisch! Der Wuchs war schlank, der Körper leicht und sozusagen himmlisch. Der Anblick dieser Gestalt sollte in der Seele des Zuschauers keine verwerfliche Sinnenlust, sondern einzige und allein das Gefühl der idealen Schönheit erwecken, zu der man durch Ahnung besser als durch sinnliche Wahrnehmung gelangt. Einträumerischer, melancholischer Zug, der in der Seele des Künstlers selten verschwand, war auch auf dem strahlenden Amtlich seiner Schöpfung zu bemerken<sup>2)</sup>. Die Arme waren, in einer edlen und feuschen Gebärde, über dem schönen Busen gekreuzt. In diesem Meisterstück sollte alles den Eindruck des Harmonischen, des Reimen und Edlen hervorrufen.

Dieses Werk sollte den jungen Künstler zum Meister krönen; und doch konnte er sich nicht entschließen, es zu verwirklichen. Ein Grund, gegen den nichts einzuwenden war, ließ ihn die Ausführung von Tag zu Tag, von Woche zu Woche, von Monat zu Monat verschieben.

Welcher leidenschaftliche Liebhaber hat nicht irgend einmal den Wunsch gehabt, das Haar, den Hals, die Stirne und die Arme seiner Geliebten mit kostbaren Perlen und Edelsteinen zu schmücken? Ein ähnliches Gefühl erfüllte Claude Lamberts Sinn seiner Statue gegenüber. Er wollte sie nur in ihrer ganzen Vollkommenheit vor sich sehen. Nur der schönste und reinsta Marmor schien ihm seines Meisterwerks würdig. Leider aber ist Carrassischer Marmor sehr teuer, und Claude Lambert war zu arm, um einen solchen Block zu kaufen. Es schien, als müsse er lange warten, bis er seine süßesten Hoffnungen

<sup>1)</sup> Auch Goppée hat lange Jahre hindurch in sehr beschränkten Verhältnissen gelebt.

<sup>2)</sup> Hier erkennt man etwas von des Dichters eigenem Charakter.

verwirklichen könnte. Und je mehr er daran dachte, desto heftiger wurde sein Verlangen, desto melancholischer seine Stimmung. Denn nichts hat auf einen tatkräftigen, ehrbegierigen jungen Mann eine so herabstimmende Wirkung, als das Gefühl, daß er aus materiellen Gründen sein Lebensziel niemals wird erreichen können.

## II.

Claude Lambert wohnte sieben Treppen hoch in einem Hause der Rue de l'Quest. Dort hatte er für hundertachtzig Franken eine große, öde und düstere Dachstube gemietet. Er war zu arm, um ein eigenes Atelier einzurichten, und arbeitete tagtäglich in dem eines Freundes. In dieser Stube, oder genauer in diesem Belvedere, hatte er seine Werkzeuge, seine Mappen, seine Zeichnungen untergebracht. Ein eisernes Bett, ein großer Koffer, ein langer Tisch aus weißem Holz und drei Stühle bildeten das ganze Mobiliar der armeligen Wohnung.

Zu kamen noch die merkwürdigen Kleinigkeiten, die von den Pariser Künstlern „Kuriositäten“ genannt werden: zerbrochene Gipsabdrücke, Modelle aller Art, zerrissene Ölgemälde, alte Paffen, staubbedeckte Bücher aus alter und neuer Zeit und tausend fast gestalt- und farblose Gegenstände und Trümmer ohne Wert und Nutzen.

Der ganze Kram lag rings um die Stube auf Brettern und Kisten, an den Wänden oder auf dem Boden, in einer entsetzlichen Unordnung: rudis indigestaque moles.

Am engen Fenster dieser Dachstube saß der junge Künstler eines schönen Sommernachmittags und betrachtete den kleinen Teil des blauen Himmels, der über dem Hof sichtbar war. Er rauchte eine Zigarette und dachte traurig an den nicht zu erringenden Marmor. Nebenan war ein hohes Gebäude, das mit seinem Haus einen rechten Winkel bildete. An einem Fenster, das sich dort ungefähr auf gleicher Höhe mit dem seinigen auf denselben Hof öffnete, zeigte sich eine reizende Erscheinung: ein junges Mädchen, das am geöffneten Fenster saß und auf einem hölzernen Stühlchen fast eingeschlummert war. Sie schien achtzehn bis zwanzig Jahre alt zu sein. Das kleine niedliche Haupt, das ein schlanker Hals gar unmitig mit Nacken und Schultern verband, das blonde Haar, dessen breite Zöpfe fast zu schwer für das kleine Köpfchen waren, der zierliche Mund, der zum Lächeln geschaffen schien, die frischen Wangen, das artige Stumpfnäscchen, der schlanke Körper, die zarten, weißen Hände, die auf den Knien lagen und noch eine halb vollendete Stickerei hielten, das alles war für einen jungen Künstler wie Claude Lambert, das herrlichste lebende Bild, das man sich nur denken konnte. Um den künstlerischen Reiz noch zu erhöhen, bildeten einige Winden und Kapuzinerblumen, die sich an leichten Schnüren auf beiden Seiten des Fensters hinaufwandten, einen grünen und blühenden Rahmen für das reizendste aller Bilder<sup>1)</sup>.

1) Ganz wie Claude Lambert hat auch der achtzehnjährige Goppé eine junge Arbeitervie gefiebt. Er hat der Heldin seiner Novelle die Zuge der eigenen Geliebten gegeben. Auch diese

Einige Minuten blieb Claude Lambert in stumme Betrachtung vertieft. Bald aber siegte in ihm der künstlerische Trieb; er nahm ein Stück Papier aus einer Mappe, ergriff seinen Bleistift und entwarf mit raschen, aber sicheren und kräftigen Zügen eine hübsche Skizze des schlafenden Mädchens.

Von dieser Stunde an konnte Claude Lambert das Mädchen mit den blonden Zöpfen und dem lieblichen Gesicht nicht mehr vergessen. Es war der erste dauernde Eindruck, den ein weibliches Wesen auf ihn gemacht hatte. Während der Nacht erfüllte das Bild der schlummernden Nachbarin seine Träume, und am Morgen lief er wohl zwanzig Mal ans Fenster, um leise den Vorhang zu ziehen und nach der holden Gestalt zu schauen. Glücklich war er, wenn er sie am halboffenen Fenster oder auch nur hinter den Musselingardinen erblicken konnte.

Wie sollte er es jedoch anfangen, sich ihr zu nähern? Sobald das schüchterne Mädchen an einem benachbarten Fenster einen Mann gewahrte, schloß sich das von Blumen umrankte Dachfensterchen, und der junge Bildhauer hätte sich nicht getraut, ein junges Mädchen anzureden, ohne daß die Gelegenheit günstig war. Doch die Gelegenheit kam nicht. Nach langem Zögern faßte Claude endlich Mut. Er schrieb seiner hübschen Nachbarin einen langen Brief, in dem er ihr so vorsichtig und taktvoll wie möglich seine Neigung andeutete.

Gespannt erwartete er die Antwort. Doch sie blieb aus, und es war ihm, als ob sich das Fensterchen gegenüber seltener öffnete als zuvor.

### III.

Der Herbst war gekommen. An einem kühlen Vormittage sah Claude Lambert von seinem Fenster aus, wie das junge Mädchen das ihrige öffnete und sorgfältig mitten im Laub- und Blumenrahmen einen kleinen Käfig aufhing, in dem ein Zaunkönig sang. Doch in dem Augenblick, als die schöne Nachbarin behutsam das Türchen des Käfigs öffnete, um dem Vogel frisches Wasser zu geben, entwischte der kleine Gesangene und flog auf die Dachrinne, die sich gerade vor dem Fenster des Künstlers befand.

Das Mädchen stieß einen grellen Schrei aus. Der Jüngling versuchte, den Vogel mit der Hand zu fangen; der aber flatterte weiter und setzte sich hoch oben auf das Dach.

Doch der Künstler will die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, etwas für die Geliebte zu tun. Er ist fest entschlossen, alles zu wagen, um den kleinen Flüchtling seiner unvorsichtigen Herrin zurückzubringen. Sofort hat

---

war blond, schlank, zart; auch sie hatte blaue Augen auch sie wohnte mehrere Treppen hoch und hatte ein Fensterchen, das mit Kapuzinerblumen geschmückt war, und von dem man den Luxembourgpark erblickte. „Es gibt,” erzählt der Dichter am Ende seines Lebens, „irgendwo ein Fensterchen, das ich jedesmal erblicke, wenn ich in einem gewissen Park spazieren gehe, und das ich nicht ohne Rührung sehen kann. Sobald ich nahe, klopft mein Herz, wie es einst in der Brust des achtzehnjährigen Jünglings klopfte, als ich zu dieser Wohnung eilte und sich das von Kapuzinerblumen umrankte Fensterchen plötzlich öffnete, und zwischen den Blumen ein blonder Kopf sich sehen ließ, der von weitem lächelte.“

er das Gefühl, daß keine Zeit zu verlieren sei. Er steigt aus dem Fenster auf das Dach; trotz aller Schwierigkeiten folgt er dem Vogel, der durch eine lange Gefangenschaft des Fluges im Freien entwöhnt ist. Nun beginnt ein zugleich wunderliches und gefährliches Rennen. Claude gleitet auf dem glatten Schieferdach aus; er hält sich an einem Schornstein fest. Er gleitet wieder; eine Dachrinne dient ihm als Stützpunkt. Er sieht sein Leben aufs Spiel; denn er hat das Gefühl, daß er alles wagen muß, um alles zu gewinnen. Und endlich gelingt es ihm, den von einem Schornstein aufgehaltenen Vogel zu erhaschen.

Mit Angst und Bangen hatte das Mädchen allen Vorgängen der gefahrlosen Jagd zugeschaut. Als ihr nun nach errungenem Sieg der Bildhauer den kleinen Liebling zurückbrachte, konnte sie ihre freudige Bewunderung nicht verborgen.

„Wenn Sie sich nicht glücklicherweise am Schornstein hätten halten können! Wenn Sie auf dem glatten Schieferdach gefallen wären! Ein einziger Fehltritt und Sie stürzten hinunter!“ sprach sie, indem sie den Zaunkönig küßte und ihn in den Händen zurückschob. „Haben Sie denn wirklich nicht an die Gefahr gedacht?“

„Ich wußte wohl, daß ich verunglücken könnte,“ antwortete Claude.

„Und warum haben Sie Ihr Leben so früh für einen Vogel gewagt?“

„Ich wußte, daß Ihnen das Vöglein lieb sei.“

Bei diesen Worten errötet das Mädchen. „S ja!“ ruft sie aus, „mir ist dieser kleine Vogel sehr lieb. Er ist meine einzige Gesellschaft, die einzige Besetzung in meiner Einsamkeit.“

Im Gefühl seiner Heldentat verliert der Jüngling nach und nach die frühere Schüchternheit, und es entspint sich ein vertrauliches Gespräch zwischen beiden. Man scherzt und lacht, und während der kurzen Unterhaltung bemerkt Claude Lambert, wie im Kämmerlein seiner hübschen Nachbarin alles so sauber und nett ist.

Plötzlich hält sie inne; schüchtern fragt sie den neuen Freund, ob er ihr nach der großen Liebenswürdigkeit noch einen kleinen Dienst erweisen wolle? Natürlich ist er dazu bereit, und ein wenig beschämt fährt die Nachbarin fort:

„Ich habe vor einiger Zeit einen längeren Brief erhalten und weiß nicht, was darin steht. Denn ich kann nicht lesen. Wollen Sie vielleicht die Gefälligkeit haben?“

Sie sucht in der Tasche ihrer Schürze und reicht dem Künstler den Brief, den er selbst ihr geschrieben hatte.

„Sie wünschen, daß ich Ihnen den Brief vorlese?“ ruft Claude Lambert aus, indem er fast erschrocken zurückfährt.

„Jawohl, wenn Sie so freundlich sein wollen.“

„Ich möchte aber Ihre Geheimnisse nicht erforschen.“

„Wenn ich Sie darum bitte . . .“

„. . . Es könnte unbescheiden von mir sein . . .“

„Keineswegs!“

„Doch,“ versetzt der Bildhauer, „es gibt noch einen andern Grund . . .“

„Welchen?“

„Dieser Umschlag wird einen Liebesbrief enthalten.“

„Sie wissen es?“

„Ich errate es.“

„Dann werde ich eine Freundin bitten.“

„Ich möchte Ihnen etwas Besseres vorschlagen,“ erwidert der Künstler, der plötzlich einen glücklichen Einfall hat; „verschieben Sie die Lektüre des Briefes, und wenn Sie gestatten, werde ich Sie lesen lehren.“

„Was wird aber der Liebhaber denken, er, der wohl ungeduldig auf die Antwort wartet,“ versetzte schelmisch das Mädchen, das schon erraten hatte, wer der Verfasser des Briefes sei.

„Er kann warten,“ entgegnete dieser, der seinerseits merkte, daß er sich verraten habe.

„Dann nehme ich den freundlichen Vorschlag dankbar an.“

„Und wann wird der Unterricht beginnen?“

„Wenn es Ihnen paßt . . . diesen Abend zum Beispiel.“

„Und könnte ich den Namen meiner reizenden Schülerin erfahren?“ fragt Claude Lambert.

„Mein Name ist Luise, und ich bin Stickerin . . . und Sie, wie ist Ihr Name, wenn ich bitten darf.“

„Ich heiße Claude Lambert und bin Bildhauer . . . Auf Wiedersehen . . . heute abend.“

„Auf Wiedersehen!“

#### IV.

Am Abend erschien Claude Lambert pünktlich im Zimmer seiner Nachbarin, um mit dem Unterricht zu beginnen. An den folgenden Tagen kam er wieder. Und von der dritten Stunde an waren Lehrer und Schülerin gute Freunde.

Bald brachte der Bildhauer die Rede auch auf seine Kunst. Zuerst wurde er nicht recht verstanden. Doch zeigte er dem Mädchen seine Zeichnungen; er vertraute ihr seine Hoffnungen, seine Pläne; sprach von der Statue, die er schaffen wollte, und von dem gewünschten, leider wohl niemals zu erringenden Marmorblocck.

Nichts teilt sich so leicht mit als der Enthusiasmus für etwas Großes und Schönes. Luise war bald so entzückt wie ihr Freund. Schon träumte sie für ihn von Ehren und Ruhm und Reichtum, wenn er sein Meisterwerk vollendet haben würde. Aber der Preis des Marmorblocckes erschien auch der armen Arbeiterin unerschwinglich.

Tagtäglich kam nun Claude, um die Freundin lesen zu lehren. Aber die Zeit, die dem Unterricht gewidmet war, wurde immer kürzer, denn immer mehr hatten sich die beiden zu sagen — von ihrer täglichen Arbeit, von ihrer Vergangenheit, von ihrer Einsamkeit, von ihrer Zukunft — und eines Tages versprachen sie sich ewige Liebe; sie verlobten sich im einfachen Dachzimmer des Mädchens und wollten mit der Heirat nur warten, bis Claude Lambert eine sichere Stellung hätte.

Der Monat Dezember war gekommen. Der Frost hatte seine weißen Arabesken auf die Scheiben gezeichnet. Die fleißige Schülerin hatte rasche Fortschritte gemacht.immer besser verstanden sich Claude und Luise. immer inniger wurde ihre Liebe, und als eines Abends der Künstler fragte, indem er sich eine Zigarette wickelte, wann sie den Brief denn nun lesen würden, lächelte Luise, nahm den Umschlag aus einer Schublade und rief, sie sei jetzt so weit, lesen zu können, sie wisse schon, was in dem Briefe stehe.

„Längst habe ich ihn gelesen, aber jetzt braucht es keiner Liebeserklärung mehr!“

Und sie nahm den Brief aus dem Umschlag, faltete ihn, hielt ein Ende ins Feuer und reichte das brennende Papier dem Geliebten zum Anzünden seiner Zigarette.

„Wenn man sich liebt, wie wir uns lieben, sind Liebesbriefe nicht mehr nötig,“ sagte sie.

Man müßte das Leben der Künstler mit seinen Gegensätzen, seinen Freunden und Sorgen, seiner Schaffenslust und seinem Elend kennen, um die Hoffnungen und Träume, die Enttäuschungen und den Enthusiasmus dieser beiden zu begreifen. Nur wer ein solches Künstlerleben mit eigenen Augen gesehen hat, wird verstehen, wie glücklich sie trotz ihrer Armut waren.

Der Künstler hatte seine Verlobte langsam zur Höhe seiner Bildung emporgehoben. Denn die junge Pariserin war nicht nur in ihrer Handarbeit geschickt, sie war auch intelligent und klug. Ihr hatte nur die Gelegenheit gefehlt, sich zu bilden; aber jetzt erwachte ihr Sinn für die Kunst, und nur wenige Mädchen aus gut bürgerlicher Familie hätten den jungen Künstler so gut verstanden wie diese arme Stickerin. Und wenn der Künstler entmutigt war, wenn er in Stunden des Zweifels die Hoffnung aufgab, so tröstete ihn Luise wie eine Schwester; sie ermutigte ihn, sie扇erte ihn an<sup>1)</sup>, sie ward die gute Fee seines Lebens.

Luise hatte so oft an den Grund der Traurigkeit und Mutlosigkeit ihres Freundes, an seinen Marmorblock, gedacht, der ihm seine glänzende Laufbahn zu versperren schien, daß sie auf einen heroischen und rührenden Gedanken kam. Sie faßte den Entschluß, die zur Anschaffung erforderliche Summe zu sparen. Doch wie schwer war die Aufgabe! Luise konnte täglich nur ungefähr 35 Sous verdienen, und ein Marmorblock, wie Claude Lambert ihn brauchte, kostete beinahe 2000 Franken.

<sup>1)</sup> Ebenso hat auch Coppée bei seiner Geliebten Trost und Anmunterung gefunden. Auch sie ermutigte ihn und konnte ihm manchmal einen guten Rat geben. Denn ihr gelten die folgenden Verse:

Quelquefois tu me prends les mains et tu les serres,  
Tu fixes sur les miens tes yeux bons et sincères,  
Et, me parlant avec cette ferme douceur,  
Qui tient du camarade et qui tient de la sœur,  
Mélant dans tes discours les douces réprimandes  
Aux encouragements tendres, tu me demandes  
Quelles longues douleurs et quels chagrins aigris  
M'ont fait le front si pâle et les yeux si meurtris.  
(Intimités.)

Glücklich diejenigen, für welche Selbstverleugnung eine Freude und Notwendigkeit ist. Undank kann sie nicht entmutigen. Denn für sie ist der Dank nicht eine Münze, mit der man Wohltaten bezahlt. Wenn sie im Leben Dankbarkeit ernten, so wird ihre Freude desto größer sein. Doch ihr wahrer Lohn besteht in der inneren Zufriedenheit, die sie in der Aufopferung für ein geliebtes Wesen finden, und die ihnen kein Eingriff der Menschen, kein Schlag des Schicksals rauben kann.

Luije arbeitete fleißiger als jemals. Sie stand täglich zwei Stunden früher auf, um einige Sous mehr zu erwerben. Sie verfragte sich alles, was nicht ganz unentbehrlich war; sie lebte in freiwilligen Entbehrungen. Sie sparte sich's sogar am Munde ab, ohne daß Claude Lambert eine Ahnung davon hätte haben können. Wohl wurde sie etwas bleicher; die Wangen verloren ihre frischen Farben, und das schwache Kind war von der ungeheuren Anstrengung beinahe erschöpft. Doch sie verzweifelte keinen Augenblick, und ihr Mut wuchs mit den Schwierigkeiten.

## V.

Eines Tages, als Luije wie gewöhnlich an ihrem Fensterchen arbeitete, brachte man ihr einen Brief.

Sie war eine Waise, die nur entfernte Verwandte und keine Freunde hatte. Wer konnte ihr schreiben? Abermals ein Liebhaber? Doch nein; der Brief war groß und breit und sorgfältig versiegelt, er hatte etwas Würdevolles und Offzielles an sich.

Luije brach das Siegel und las... wir wissen es, jetzt konnte sie lesen. Doch sobald sie die ersten Zeilen überflogen hatte, stieß sie einen Freudenjohr aus.

Dieser Brief, dieser glückselige Brief sollte aller Not ein Ende machen. Er meldete, daß ein Vetter des Mädchens gestorben sei und ihr testamentarisch 2000 Franken vermacht habe. Die Summe lag beim Notar R\*\*\*, der Luije bat, sie bei ihm in Empfang zu nehmen.

Zweitausend Franken!... Das war die Summe, die sie durch Arbeit und Entbehrungen hatte verdienen wollen. — Zweitausend Franken!... Das war die Erfüllung der Hoffnungen ihres Freundes, ihres Geliebten!... Das war der Marmorblock, den sie beide so oft und so lang ersehnt hatten.

Ihr erster Impuls war, die gute Nachricht ihrem Verlobten sogleich mitzuteilen. Doch befürchtete sie, er würde ihre Gabe nicht annehmen wollen. Einen Augenblick blieb sie unentschlossen. Dann plötzlich dachte sie an einen Freund Claude Lamberts, einen reichen, jungen Mann, der aus Liebhaberei Bildhauerei trieb, ein großes, schönes Atelier besaß und im Begriffe stand, für längere Zeit nach Italien zu reisen.

Zu diesem jungen Herrn eilte Luije.

„Wollen Sie mir einen Dienst leisten?“ bat sie.

„Sehr gern, wenn es mir möglich ist,“ war die Antwort.

„Es handelt sich um folgendes... Ich habe soeben eine Summe von 2000 Franken geerbt. Es ist der Preis eines Marmorblocches, wie Claude

Lambert ihn braucht, um seine Statue zu vervollständigen. Ich möchte Sie also bitten, erftens mir zu helfen, den Marmorbloc zu wählen, und zweitens unserm Freunde Ihr Atelier zu belassen, um das ihm vorschwebende Kunstwerk zu verwirklichen."

Der junge Herr, der Luisens Opferwilligkeit bewunderte, war augenblicklich bereit. Sie gingen zum Notar, der ihnen ohne Schwierigkeit die betreffende Summe überreichte; darauf begaben sie sich zu einem großen Marmorhändler und kaufsten einen prachtvollen Block, den sie in das Atelier des Freundes transportieren ließen.

Als Luise zu ihrem Verlobten zurückkam, sah er, wie ihr Gesicht vor Freude strahlte.

„Was hast du?“ fragte er sie.

Ohne sich zu verraten, erzählte sie ihm nun, daß sie 2000 Franken geerbt habe.

„Hurra!“ rief der Künstler. „Zweitausend Franken! Das kommt dir zugut, meine teure Luise. Jetzt kannst du dir Kleider kaufen und deine Wohnung besser möblieren. Wirst du aber deinen armen Claude nicht verlassen, da du nun reich bist und eine solche Mitgift hast?“

Statt jeder Antwort schloß Luise den Geliebten in ihre Arme.

Für den folgenden Tag hatte Glaudes Freund die beiden Verlobten zum Mittagessen eingeladen. Er hatte in seinem Atelier einen Tisch neben dem Marmorbloc decken lassen, und als seine Gäste eintraten, fiel ein Sonnenstrahl auf den reinen Marmor, den Claude sogleich bemerkte.

„Parblein!“ rief er aus. „Da hast du einen prachtvollen Block gekauft!“

„Nein,“ antwortete der Freund, „er gehört nicht mir.“

„Wem denn?“ fragte Claude Lambert.

Jetzt konnte Luise nicht länger schwiegen. „Hast du meine kleine Erbschaft vergessen? ... Und kostet ein solcher Marmorbloc nicht gerade zweitausend Franken?“

Da verstand der Bildhauer. Er blieb stumm, aber Tränen stürzten ihm in die Augen.

„Laßt uns froh sein, laßt uns trinken!“ rief der Freund; „ein Hoch auf Glaudes zukünftiges Meisterwerk!“

## VI.

Ohne Furcht, ohne Zaudern machte sich Claude Lambert an die Arbeit. Es war ihm eine Wonne, diesen herrlichen weißen Marmor unter den Händen zu haben. Niemand außer ihm, auch kein Gehilfe sollte ihn berühren. Vom frühen Morgen bis es dunkelte war er im Atelier, in dem Luise mit ihrer Handarbeit neben ihm saß. Es waren glückliche Tage, in denen Glaudes Werk rasch vorwärts schritt. Schon fing man an, die anmutigen Umrissse der schönen Frauengestalt zu unterscheiden. Der junge Bildhauer war zum kritischen Wendepunkt gelangt, wo der Künstler der arbeitenden Hand die innere Begeisterung mitteilen soll, wo er seinem Werk eine Seele einflößen muß.

## VII.

Eines Tages waren die beiden Verlobten wie gewöhnlich im Atelier. Claude Lambert meißelte fleißig, und Luise arbeitete an ihrer Stickerei, von der sie nur zuweilen aufblickte, um das entstehende Kunstwerk zu bewundern.

Plötzlich hielt der Bildhauer inne. Ein Schrei des Schmerzes wurde laut im Atelier. Erschrocken sprang Luise auf. Claude war vor dem Marmorblock in die Knie gesunken. Mit beiden Händen hielt er die Augen bedeckt.

„Eile, Luise!“ rief er, „eile; einen Arzt! Ein paar Marmorsplitter sind mir in die Augen gesprungen . . . ich sehe nicht mehr . . . ich leide furchtbar.“

Als Luise nach einer halben Stunde mit dem Arzt zurückkam, lag Claude Lambert am Boden vor seiner Statue. Seine Augen waren voll Blut. Er sah nicht mehr. Der Arzt untersuchte lang und gewissenhaft, legte eine Binde über die Augen des Leidenden, verschrieb ein Rezept und reichte es Luisen, der er, indem er sie bei Seite nahm, leise sagte: „Er ist blind und wird blind bleiben.“

Während sich Luise mit dem Arzt unterhielt, hatte Claude Lambert alle Qualen des furchtbarsten Bangens durchgemacht. Er zweifelte noch. Aber des Mädchens herzerreißender Ausruf, als sie des Arztes schreckliches Wort vernommen, offenbarte dem Unglücklichen die ganze Tiefe seines Glendes . . . Er wußte jetzt — er war blind! . . .

Da raffte er sich zitternd auf. Die Hände an die Stirn gedrückt, näherte er sich tastend der Statue, umarmte sie mit leidenschaftlicher Liebe, fiel vor ihr nieder, stieß einen entsetzlichen Schrei aus, einen Schrei der Verzweiflung, und sang an wie ein Kind zu Schluchzen.

Am Abend dieses Tages ward Claude Lambert von einem heftigen Fieber besessen, und der Arzt verordnete, daß er sich zu Bett legen solle. Doch der Kranke wollte sich von seiner Statue nicht trennen, und so bereitete man ihm ein Lager neben dem Marmorblock, aus dem er ein Meisterwerk hatte schaffen wollen, und daß er nun nicht mehr sehen könnte. Auf eine kurze Weile mußte Luise sich entfernen, um alle Vorbereitungen zu treffen.

## VIII.

Des Bildhauers Schmerz gehörte zu denen, die menschliche Kunst nicht zu beschreiben vermag. Als Luise nicht mehr neben ihm stand, um ihn zu ermutigen, fing er an, namenlos zu leiden. Er, der geborene Künstler, der Liebhaber der Natur, er, dessen reinst Freude die Betrachtung des Schönen war, er sollte nun dem holden Licht des Tages für immer entsagen! Er sollte in ewiger Finsternis leben! Alles, was er bewundert, studiert, leidenschaftlich geliebt hatte, sollte von nun an für ihn verloren sein!

Endlich wurde der Arme von der Ermattung überwältigt. Er schlief ein. Aber es war kein sanfter Schlaf, es war ein sieberhafter, beunruhigender Schlummer, der ihn mehr erschöpfte als das Wachen und sogar das Leiden.

Ta hatte er einen quälenden Traum. Er sah die angefangene Statue, deren weiße Gestalt im dunklen Atelier zu leben schien. Auf ihren marmornen Schultern glaubte er Luisens Kopf zu erblicken; es waren des geliebten Mädchens goldenes Haar und blaue Augen; es waren ihre frische Gesichtsfarbe und liebliches Lächeln. Was ihm hinienden am teuersten war, seine Kunst und die exiorene Brant, das Ziel seiner künstlerischen Laufbahn und die süßeste Hoffnung seines Lebens hatten sich vor seinem aufgeregten, irreverdenden Geist verbunden.

Jeder andre Beobachter hätte ein solches Schauspiel häßlich und schrecklich gefunden. Claude Lambert jedoch empfand weder Furcht noch Widerwillen. Seine Gefühle waren ängstliche Besorgnis, zärtliche Ansregung; eine doppelte mystische Leidenschaft, von seinem Willen mehr geziigelt.

Endlich war es ihm, als ob die Lippen der Gestalt sich bewegt hätten. Luisens Bild sprach zu ihm, und ihre Stimme hatte eine entfernte Ähnlichkeit mit dem Echo der religiösen Musik unter der Wölbung eines weiten Toms.

„Komm, mein Geliebter, komm!“ sagte die Stimme. „Komm und zögere nicht! So will es dein Geschick. Wenn du vor Sonnenaufgang diesen marmornen Körper nicht vollendet hast, so wird er immer unbeweglich bleiben, und ich werde in diesem Gefängnis ersticken! Gehorche deinem Schicksal, nimm deinen Meißel und rasch zur Arbeit! Und vor allem vollende das Werk vor Tagesanbruch . . . Komm, Geliebter, komm!“

Da bemühte sich der Künstler die Gestalt zu erreichen . . . Er will sie fassen . . . er möchte sie umarmen. Doch alles verschwindet . . . Diese Finsternis umgibt ihn . . . Claude Lambert erwacht.

„Wie schrecklich ist das Erwachen des Blinden! Für ihn ist der Schlaf Erinnerung, Wärme, Natur, Licht, Leben; das Erwachen Finsternis, Mälze, Tod.

Der Bildhauer denkt an seinen schamlosen Traum. Diese wunderbare Verbindung seiner Kunst und seiner Liebe erregt seine Phantasie. Bald meint er, daß ihn das Bewußtsein seines Unglücks sogar im Schlaf nicht verlasse; bald flößt ihm eine tolle Hoffnung neuen Mut ein.

Ja, wenn er in diesem Augenblick meißen könnte! Aber warum es nicht wagen! . . . Warum es nicht können? . . . Wer weiß? Der Taftzinn hat manchmal Wunderbares geleistet, und vielleicht war sein Traum eine himmlische Offenbarung.

Vom Delirium überwältigt, springt Claude Lambert aus seinem Bett, tastet sich zum Marmorblock hin, ergreift seine Werkzeuge und sängt an zu arbeiten. Vor jedem Hiebe befühlt er den Marmor mit zitternden Fingern. Bald fliegen die Marmorstückchen umher. Er arbeitet mit fieberhafter Hiefe. Eine sonderbare Glut, eine Art Wahnsinn hat sich seiner bemächtigt. Und ach! Der arme Blinde bemerk't nicht, daß er ein unvollendetes, aber schon vielversprechendes Kunstwerk zerstört, von dem bald nur noch eine gestaltlose Masse übrig bleibt.

Als Luise zurückkam, erschrak sie über das Aussehen ihres Verlobten.

„Was hast du?“ rief sie. „Was ist dir?“

„Ich habe die ganze Zeit gearbeitet,“ erwiderte er.

„Du? Gearbeitet?“

„Ja, sieh nur, bald ist mein Werk vollendet; sage mir aufrichtig, ist es gelungen?“

Luiſe lehrte ſich um, die Statue zu betrachten. Als ſie die furchtbare Verſtümmelung wahrnahm, erriet ſie alles, und ſie mußte einen Schrei der Verzweiflung unterdrücken.

„Nicht wahr,“ fuhr der Kranke fort, „meine Arbeit ist gelungen?“

Eine Träne aus Luiſens Augen glitt auf Claudes Hand.

Diese Träne ſagte ihm alles. Der Unglückliche hatte verstanden.

#### IX.

Seit ſechs Tagen lag Claude Lambert auf seinem Schmerzenslager; als die letzten Augenblicke nahten, rief er die Geliebte zu ſich.

„Luiſe,“ ſprach er mit matter Stimme, „ruhig und getroft ſehe ich dem Tod entgegen, denn das Leben ohne Licht wäre mir entsetzlich gewesen. Aber dich, o meine Luiſe, hätte ich wohl ein letztes Mal noch ſehen mögen. Doch Gott hat es nicht erlaubt. Sein Wille geschehe.“

Darauf drückte er Luiſe an sein Herz und fuhr mit den abgemagerten Fingern über ihr blondes Haar, dann ſprach er ein inbrünstiges Gebet. Die Prüfung hatte ihn zum Gott ſeiner Kindheit und ſeiner Mutter zurückgeführt<sup>1)</sup>.

Er starb am Abend desſelben Tages; Luiſe wachte allein zwei Nächte neben dem Leichnam des Geliebten. Von ihrer Beſtürzung, von ihrem Jammer laßt uns nichts ſagen. Doch die Liebe hielt ſie aufrecht, bis alles zu Ende war.

Am zweiten Morgen kam der Arzt der Toten, um seine traurige Pflicht zu erfüllen. Luiſe empfing ihn, ohne ein Wort ſprechen zu können, und als am dritten Tage die Männer erschienen, um den Toten einzufangen, fiel Luiſe vor der verſtümmeften Statue auf die Knie und hielt ſie schluchzend umſchlungen, während die Nägel in die Bretter des Sarges eindrangen.



Luiſe hat den Geliebten nicht vergessen. Jahre sind vergangen, aber niemals haben frische Blumen auf ſeinem Grabe gefehlt.

<sup>1)</sup> In den lehsten Jahren ſeines Lebens und auf ſeinem Schmerzenslager hat Coppée ſelbst die gleiche Wandlung erfahren:

Un jour béni, quand la douleur m'a visité,  
J'ai prié, demandant pardon de mon offense;  
Humblement j'ai rouvert au Dieu de mon enfance  
Mon âme, cet asile impur et ténébreux.



# Otto Pfleiderer.

Von  
Theodor Kappstein.

Nach sechs Jahren ist der süddeutsche Theologe Otto Pfleiderer im Juli 1908 seinem jüngeren Bruder, dem Tübinger Philosophen Edmund Pfleiderer, im Alter von 69 Jahren im Tode gefolgt. Nicht nur die Berliner Universität, an welcher der Verewigte 33 Jahre hindurch als einer der anregendsten Dozenten seines Lehramts gewaltet, ist von diesem Heimgange schwer betroffen worden; die ganze geistige Welt, weit über Deutschlands Grenzen hinaus, hat schmerzlich den Verlust eines der tüchtigsten gelehrten Männer und eines unerschrockenen, lauteren Charakters beklagt.

Die süddeutsche Heimat hatte Pfleiderer das beste Erbgut des schwäbischen Stammes mitgegeben: die gründliche Tüchtigkeit und den selbständigen Sinn, der ohne Pathos und Pose auf die Sache gerichtet ist, unter seinem eigenen Dache hausen will und aus dem eigenen Becher trinken, sollte der Becher auch klein sein. In Stetten bei Cannstadt ist Pfleiderer geboren. Der württembergischen Tradition, die die jungen Leute mit einem rechtschaffenen Schulsozial ausstattet, verdankte er die Grundlinien seines wissenschaftlichen Interesses. Er kam aus einem gelehrten Pfarrhause und war schon unter den Altersgenossen seiner Blaubeurer Promotion der „Achill“, den sie als ihren geistigen Führer mit Stolz anerkanteten. In Tübingen hat er sich in den Jahren 1857—1861 theologisch und philosophisch vorgebildet; er kam gerade noch zur rechten Zeit, um die letzten Jahre des großen Theologen F. Chr. Baur zu erleben, dessen historische Kritik entscheidenden Einfluß auf die Richtung des begeisterten Schülers gewann. Nach auszeichnenden Prüfungen ging er zunächst (in der Nähe von Reutlingen) ins Pfarramt. Die übliche Studienfahrt des süddeutschen Kandidaten dehnte er über Norddeutschland nach England und Schottland aus, um schon so frühzeitig die Bedeutung des außerdeutschen Geisteslebens zu erkennen. Ehrenvolle Einladungen haben ihn später wiederholt nach England und Amerika zu wissenschaftlichen Vorlesungen gerufen. Pfleiderer stellte eine Personalunion dar zwischen der alten und der neuen Welt. Es folgten fünf Jahre jener reizvollen Verbindung des Lehrens und Lernens, wie sie die Stellung eines Repetenten am ehr-

würdigen Tübinger „Stift“ für die begabteren württembergischen Theologen darbietet. Schleiermacher und Hegel mit ihrem aus der Romantik geborenen Idealismus waren die leuchtenden Sterne am geistigen Horizont, und unter Baurz Führung wuchs die Tübinger Schule heraus. Man weiß, daß der junge David Friedrich Strauß als Tübinger Stiftsrepetent sein weltbewegendes „Leben Jesu“ niedergeschrieben hat; mit so hohen Plänen trug sich Pfleiderer schwerlich. Aber leidenschaftlich wie der berühmte Vorgänger begehrte er Freiheit der Wissenschaft von allen dogmatischen Ansprüchen der Kirche und war entschlossen, auch an seinem Teil die Klage Schleiermachers zu widerlegen, daß die Frömmigkeit mit der Unkultur gehe, die Bildung aber mit dem Unglauben. Er wurde Stadtpfarrer in Heilbronn und erlebte nach dem Ausbruch des Deutsch-Französischen Krieges eine kurze Episode als freiwilliger Feldprediger, zu der ihn sein Patriotismus trieb, unter Preisgabe einer ihm aus Dorpat angebotenen Professorstelle.

Dann folgte die glücklichste Zeit seines Lebens als Oberpfarrer in Jena, dem alten Hort wissenschaftlicher und kirchlicher Unabhängigkeit. Der Großherzog Carl Alexander schätzte den mutigen Pfarrer, die Theologen Hilgenfeld und Lipsius traten ihm nahe, Ernst Haeckel wirkte dort; vor allem aber schloß er sich freundschaftlich an Karl Hase an, der mit rührenden Worten in seinen Aufzeichnungen des „geistvollen Schwaben“ gedenkt. Die Jenenser hielten zu ihrem neuen Pfarrer; nur schwer konnte sich Pfleiderer, der inzwischen die Leitung der Universitätsgottesdienste übernommen hatte und in das Lehrkollegium eingetreten war, von diesem Idyll losreißen. Erst in Berlin jedoch hat er auf dem weiteren Boden seine reichen Kräfte unter Kampf und Erfolgen voll entfalten können. Er war einer der geachtetsten Professoren, dessen Vorlesungen über neutestamentliche Theologie, über Römerbrief und Johannesevangelium, über Dogmatik und Ethik und über die Religionsphilosophie immer gut besucht waren.

### I.

Als die Berliner Universität für das Amtsjahr 1894/95 Otto Pfleiderer zur Würde ihres Rektors berief, da benützte er den festlichen Anlaß, um in dieser Höhestunde seines Lebens seinem verehrten Meister Ferd. Christ. Baur öffentlich seinen Dank abzustatten; der Historiker, so führte er damals aus, genügt seiner Aufgabe noch nicht, wenn er sich mit liebevoller Andacht in die Überlieferungen der Vergangenheit vertieft und von ihren mannigfaltigen Gestalten gleichförmige Idealbilder nach dem Muster der Heiligenbilder auf Goldgrund zur Erbauung der Leser ausmalt; vielmehr verlangen wir von ihm vor allem, daß er zwischen dem, was als geschehen überliefert, und dem, was wirklich geschehen ist, wohl unterscheide, hinter die Sage auf den historischen Kern der Tatsache zurückgehe; daß er ferner an den geschichtlichen Personen nicht das Erbauliche, sondern das Charakteristische, auch wo es unerbaulich ist, hervorhebe; daß er endlich nicht bloß die einzelnen Tatsachen beschreibe, sondern auch ihre Gründe und Folgen im Zusammenhang ihres Zeitalters aufdecke und so ihre Bedeutung für die Mit- und Nachwelt schäzen

lehre. (Als Berliner Rektor durfte der glühende Patriot an der Spitze der deutschen Hochschulrectoren Bismarck zu seinem 80. Geburtstage im Sachsenwalde den Huldigungsgruß entbieten!)

Wie Niebuhrs römische Geschichte eine neue Epoche der Wissenschaften eröffnete, so hat Ferdinand Christian Baur für die Geschichte des Christentums die Bahn der historisch-kritischen Betrachtung freigelegt. Durch seine positive und produktive Kritik hat er die Entstehung und Ausbildung des Christentums als einen wahrhaft geschichtlichen Entwicklungsprozeß erkannt, als Produkt des organischen Zusammenspielens der mannigfältigen geschichtlichen Faktoren, in denen der sittlich-religiöse Geist der Menschheit seinen zeitgeschichtlichen Ausdruck fand. Baur stellte die Quellenkritik auf festen Boden, und wenn auch seine Resultate im ganzen wie im einzelnen durch die nachfolgende Arbeit eines halben Jahrhunderts Verbesserungen erfahren haben, ja zum Teil als unhaltbar sich erwiesen, so sind doch die Grundlinien erhalten geblieben und verheißen noch eine lange Lebensdauer. Mit besonderem Interesse hat sich Pfleiderers Lehrer um ein neues Verständnis des Apostels Paulus und seiner Stellung im Urchristentum gemüht. Die traditionelle Ansicht erblickte, auf Grund der Apostelgeschichte, zwischen Paulus und der Urgemeinde volles Einverständnis über alle entscheidenden Fragen; Baur vertrat die Überzeugung, daß die ältesten Christen noch wesentlich Juden waren und sein wollten und an eine Lösung des Christentums vom jüdischen Gesetz und nationalen Religionswesen nicht dachten; erst Paulus habe die Fessel des jüdischen Gesetzes gebrochen und durch seine Heidenmission das Christentum zur Weltreligion erweitert, im bitteren Widerstreit gegen die judenchristliche Urgemeinde. Pfleiderer hatte diese These des Meisters übernommen und mit wichtigen Modifizierungen vertreten. Baur hatte seine Anschauung nicht, wie oft behauptet wird, aus Hegels Philosophie sich konstruiert, sie dann als fertiges Resultat an die biblischen Quellen herangetragen und in sie hineingelesen, sondern die gründlichsten biblischen und patristischen Detailstudien haben ihm langsam und ohne vorgefaßten Plan seine Ergebnisse als Überzeugung aufgedrängt. Pfleiderer verteidigt den Lehrer gegen den Vorwurf der Impietät in bezug auf den Stifter des Christentums und gegen die andre Einrede, daß bei ihm die religiösenphilosophischen Ideen die handelnden Persönlichkeiten zu sehr in den Schatten treten lassen.

„Wer hätte je die Heldenfigur eines Paulus besser gewürdigter oder dem Verfasser des vierten Evangeliums tiefer ins Herz geschaut als Baur? Wer vor ihm hat im Kirchenvater Augustinus die Doppelgestalt des katholischen Hierarchen und des mystischen Vorreformators seiner unterschieden? Wer die großen Väter des Mittelalters unbefangener gewürdigter? Und wie hob sich seine Rede zu begeistertem Schwung, wenn er die protestantischen Heldenfiguren als die gottbegnadeten Träger der Wahrheit und Freiheit schilderte, ihre sittliche Größe den Hörern zum Verständnis brachte und die Liebe zu ihnen weckte in den Herzen der Jugend, die, vom Vortrag des Lehrers hingerissen, in tiefster Seele sich ergriffen und erhoben fühlte!“

Baur blieb in der Linie der Geschichtsschreibung eines Leopold Ranke, wenn er die Geschichte als dramatisches Gedicht sah, in dem jede Szene

und Person durch den zweckvollen Plan des Ganzen bestimmt sei. Die Maßstäbe der Beurteilung, die aus der zufälligen Geschmacksrichtung des einzelnen Historikers oder seines zeitgenössischen Kreises entnommen sind, pflegen so wandelbar zu sein wie die Moden der Kleidertracht; fest und unanfechtbar ist nur das Urteil, das die Geschichte selbst spricht, indem sie in der Feuerprobe der Zeit das Wahre und Echte bestehen, den Schein und Flitter aber vergehen läßt. Und in bezug auf die geschichtliche Entwicklung der israelitischen und jüdischen Religion sagt Pfleiderer das bedeutsame grundfäßliche Wort:

„Eben das ist menschliche Geschichte: ein Gewebe von göttlicher Kraft und menschlicher Schwachheit, überall wunderbar und voll göttlicher Offenbarung, aber nirgends von Wundern unterbrochen oder in unvermittelten Sprüngen den Zusammenhang des Geschehens und die Ordnung der Welt unterbrechend.“

Wir lernen aus der Geschichte, damit beschloß der Berliner Rektor am 15. Oktober 1894 seine Charakteristik der eigenen Entwicklung, daß die großen Institutionen der Gesellschaft, Staat und Kirche, weder ein fertiges Geschenk des Himmels noch auch ein Gebilde menschlicher Willkür, sondern das Ergebnis einer seit Jahrtausenden verlaufenden Entwicklung sind, zu der ungezählte Taten und Leiden, Kämpfe und Opfer aller Generationen mitgewirkt haben. Solche Einsicht kann uns nur verstärken in der Erfurcht vor diesen Institutionen und in dem Voratz, alle Kräfte daran zu setzen, um das heilige Erbe der Väter unter den Stürmen der Gegenwart unverletzt zu erhalten, es zum Heile der kommenden Geschlechter immer reicher zu entwickeln und immer reiner zu gestalten.

Als Pfleiderer in Tübingen studierte, wirkte dort neben Baur in der theologischen Fakultät der originelle Tobias Beck. Es war selbstverständlich, daß sich jeder junge Gottesgelehrte mit Beck's Anschauungen abplagen mußte, um hinter ihr Geheimnis zu dringen und Stellung dazu zu nehmen. Beck wollte seine Theologie ausschließlich auf die Bibel bauen; aber er verstand die Bibel im Sinne jener mystisch-ethischen Theosophie, wie sie auf schwäbischen Boden seit Dettinger und Michael Hahn in den frommen Gemeinschaften gepflegt worden war. Die heilige Schrift galt ihm als ein System himmlischer Wahrheiten, ein Abdruck des Organismus von ewigen und himmlischen Lebenskräften, die sich der irdischen Menschenwelt durch die zeugende Kraft des göttlichen Geistes eingepflanzt haben. Vom „organischen, wachstümlichen, geistgezeugten und geistzeugenden Leben der Schrift“ war viel die Rede, meldet Pfleiderer, aber nicht in dem Sinne einer geschichtlichen Entwicklung der biblischen Religion, wie man sonst sie zu verstehen pflegt, sondern in dem Sinn, daß das System transzendenter Realitäten sich durch einen übernatürlichen pneumatischen Zeugungsprozeß im menschlichen Geist der biblischen Schriftsteller reproduziert und in ihren Schriften sein getreues Abbild niedergelegt habe, das freilich nur dem Leser verständlich sei, dessen Sinn ebenfalls durch übernatürliche Einwirkung pneumatisch erleuchtet werde. Diese „pneumatische Schriftauslegung“ hat Beck in einer Weise ausgeübt, der man, urteilt mit Recht Pfleiderer in seiner ruhigen Sachlichkeit, ebenso wenig

die Anerkennung religiöser Tiefe und Originalität versagen als auch den Vorwurf ergetischer Willkür ersparen kann.

„Wenn er die biblische Wildersprache und die Visionen der Apokalypse im vollen Ernst als Offenbarung himmlischer Realitäten deutete; wenn er die Beweisstellen für seine Deduktionen aus ihrem Zusammenhang heraustrug und das Verchiedenartigste aus den entlegensten Teilen der Bibel kombinierte, da wußten wir Schüler ganz gut, daß das nicht eine wissenschaftlich richtige Methode der Christietätirung sei. Das hinderte uns jedoch gar nicht, die größte Achtung vor der Persönlichkeit Becks zu hegen, an dem jeder Zoll Überzeugung und Charakter, und für den der theologische Realismus nur die seinem Phantasiebedürfnis entsprechende Einleidung einer tiefstfrommen und sittlich-ernsten Gesinnung war. In dem Ernst und Pathos der sittlichen Gesinnung lag das gemeinsame Band, das die beiden theoretisch sich so ganz ferne stehenden Kollegen Baur und Beck verknüppte — ein lebendiger Beweis für die beiderseitigen Schüler, daß eine sittliche Gemeinschaft christlicher Gesinnung auch bei weitester dogmatischer Differenz recht wohl möglich ist. Wie für Baur das selbstlose wissenschaftliche Wahrheitsstreben nicht zu trennen war von sittlicher Selbstdurchdringung, Lauterkeit und Wahrhaftigkeit, so hatte auch nach Beck der Glaube an die Realität des himmlischen Gottesreiches sich als sittliche Kraft selbst- und weltverleugnenden Lebens zu bewähren. Nichts war ihm verhaschter als das weltliche Geschäftemachen im Christentum und mit dem Christentum; seine grimmigsten Schelzreden galten den Gläubigen, die mit den Münzen kirchenpolitischer Betriebsamkeit die Welt zum Glauben befahren und das Reich Gottes zu bauen wähnen. Sein Misstrauen gegen alles religiöse Gewerbe und seine Abneigung gegen das vom Vereinsweisen nun einmal nicht zu trennende Larmeschlagen erklärt auch seine mehr als reservierte, teilweise geradezu feindliche Stellung zu den Bestrebungen der äußeren und inneren Mission“<sup>1)</sup>.

Zugleich entsprach diese Haltung den charakteristischen Grundgedanken seiner Theologie, die Pfleiderer einen eschatologischen Realismus und asketischen Individualismus nennt. Das Reich Gottes, so lehrte Beck, ist ein Reich der Himmel, kann also niemals in der jetzigen irdisch-vergänglichen Weltform seine äußere Verwirklichung finden. Diese Welt und ihre Gesellschaftszustände können niemals in das Reich Gottes eingehen, sondern die „Kräfte der zukünftigen Welt“ können sich zurzeit nur in einzelne Seelen einensenken, diese aus dem sündigen Weltverderben herausziehen und in den „pneumatischen Organismus der himmlischen Lebenskräfte“ eingliedern. Dieser Vorgang jedoch kann nicht durch menschliche Willkür und Macht herbeigeführt, am wenigsten durch kirchlichen Zwang oder durch vereinsmäßige Organisation erzwungen werden, sondern der Geist ist es, der lebendig macht, und der Geist wehet, wo er will; nicht an den Massen übt er sein Werk der Erneuerung und Erziehung für das Himmelreich, sondern an den Seelen, die aus der Wahrheit, aus Gott sind und dem göttlichen Geisteswirken sich öffnen. Diese „Stille im Lande“, deren Stimme man nicht hört in den Kämpfen des Tages, bilden das Salz der Erde, das den Prozeß des allgemeinen Verderbens zwar nicht überwinden, aber doch aufhalten kann, bis der Herr kommen und das Gericht vornehmen wird. Bis dahin kann und soll die Kirche nur die gemischte Weltkirche sein, in der Unkraut und Weizen

<sup>1)</sup> Vgl. Otto Pfleiderer, Die Entwicklung der protestantischen Theologie in Deutschland seit Kant und in Großbritannien seit 1825. Freiburg, J. C. B. Mohr & Siebeck. 1891.

zusammen aufwachsen; voreilige Scheidung durch äußere Kirchenzucht oder separatisches Verlassen der Kirchengemeinschaft ist eigenmächtiger Eingriff in die Herrscherherrschaft Christi. Statt an der Welt, der außerkirchlichen oder kirchlichen, mit dem Pfändlein menschlichen Wikes und zur Befriedigung der Eitelkeit bessern und flicken zu wollen, da doch alle ihre Übel erst in der „Parusie“, der Wiederkehr Christi, gründlich abgetan werden können, hat der Christ vielmehr auf sich selbst zu achten, daß er vom befleckenden Weltwesen sich reinige und „die heiligende Macht des Wortes der Wahrheit“ auf sich wirken lasse. In dieser sittlichen Umwandlung, wie sie unter der Zucht des Wortes Gottes sich vollzieht, liegt der innergeistige Anfang des in geistleiblicher Vollendung sich einst abschließenden Prozesses der Wiedergeburt, von dem die Anteilnahme am Gottesreich für jeden einzelnen bedingt ist. Auf dieser dynamisch-ethischen Anschauung vom christlichen Heil beruhte die entschiedene Polemik Becks gegen die lutherische Lehre von der Rechtfertigung als einer Imputation des äußeren Verdienstes Christi für den Gläubigen, eine Polemik, die ihm bittere Angriffe von Seiten der Lutheraner zugezogen hat — wodurch seine Antipathie gegen das forcierte Luthertum noch mehr gesteigert wurde. In dieser Hinsicht war die Stimmung in Becks Hörsaal dieselbe wie in Baur's Auditorium, nur daß Baur, wie Pfleiderer erzählt, seine orthodoxen Gegner gelegentlich mit der vornehmen Ruhe und dem überlegenen Lächeln des Weisen absertigte, Beck aber gegen sie losfuhr mit dem Pathos des Fußpredigers, in der Sprache der biblischen Propheten.

„Der Effekt war beiderseits derselbe, und nimmt man hinzu den imponierenden Eindruck der Persönlichkeit beider Lehrer, die auf der Folie der Kleinlichkeit ihrer Gegner nur desto größer erschienen, so wird man es begreiflich finden, daß aus solchen Hörsälen keine Berehrer der lutherischen Rechtgläubigkeit hervorgehen konnten.“

Pfleiderers theologisches Hauptwerk, im Jahre 1887 erstmalig erschienen<sup>1)</sup>, behandelt das Urchristentum, seine Schriften und Lehren, in geschichtlichem Zusammenhang beschrieben. Es ist aus einer Umarbeitung der 1885 in England gehaltenen Hibbert-Lectures über „den Einfluß des Apostels Paulus auf die Entwicklung des Christentums“ entstanden und bildet eine Erweiterung und Fortbildung seiner früheren Arbeit über den „Paulinismus“ (1873, zweite Auflage 1890). Die Beschreibung der Schriften und Lehren des Urchristentums ist in fünf Abschnitte eingeteilt: Paulus, Apokalyptik, Geschichtsbücher, christlicher Hellenismus und antignostiischer Katholizismus. Der Darstellung der Theologie des Paulus ist eine Untersuchung ihrer Quellen vorausgeschickt, die nicht bloß in seinen persönlichen religiösen Erfahrungen, seiner Glaubensbegeisterung, sondern auch in der jüdischen Theologie seiner Zeit gefunden werden, vorab in der der pharisäischen Schule, zum Teil auch in der hellenistischen. Die Einsicht in die pharisäischen Quellen der spezifisch paulinischen Dogmen (Sünde, Versöhnung, Rechtfertigung, Vorherbestimmung) ist von größter Tragweite für die Beurteilung der nachpaulinischen Lehrerentwicklung. Denn es wird dadurch von vornherein wahrscheinlich, daß die

<sup>1)</sup> Zweite Auflage 1902. Berlin, Georg Reimer.

Abweichung von jenen paulinischen Lehren nicht, wie die Tübinger Schule bisher vorausgesetzt hatte, auf judaistische Einflüsse zurückzuführen sei, sondern im Gegenteil auf das mangelnde Verständnis der Heidengemeinden für die spezifisch jüdisch-theologischen Voraussetzungen des Paulinismus. Da aber diese Voraussetzungen weder mit der alttestamentlichen Lehre noch mit dem Glauben Jesu und der Urgemeinde zu identifizieren, sondern ausschließlich auf die Rechnung der theologischen Schulbildung des ehemaligen Pharisäers Paulus zu sehen sind, so kann die Zurückstellung und Umbildung der spezifisch paulinischen Lehren in den Heidengemeinden auch nicht mit Ritschl als Degeneration des Paulinismus und als Absall von der apostolischen Religion beurteilt werden. Sondern man wird einen ebenso natürlichen wie berechtigten Entwicklungsgang darin zu sehen haben, daß das von Paulus auf dem Boden der hellenistischen Bildung gegründete Heidenchristentum das Pharisäische an der Lehre des Apostels zurückstellt und sich mehr an die ihm verständlichen hellenistischen Ideen hält. Diese wurden dann in der spekulativen Mystik fortgebildet, die in der johanneischen Theologie Kleinasiens ihren vorläufigen Gipfel und Abschluß fand, aber auch in der kirchlichen Praxis, die in der römischen Kirche frühe ihren Mittelpunkt und in Schriften wie den Clemensbriefen, dem Hirten des Hermas und dem Jakobusbrief, auch in der neugefundenen „Lehre der zwölf Apostel“ ihren klassischen Ausdruck erhielt. (Der Jakobusbrief ist nach Psleiderer, wenn auch antipaulinisch, so doch nicht judenchristlich, sondern einfach praktisch-kirchlich, d. h. katholisch.) Da auch die Apokalypse nach der von ihm gebilligten neueren Auffassung nicht mehr als Dokument des Judentums gelten kann, und da das Matthäusevangelium, wenn es auch Überlieferungen aus seiner älteren judenchristlichen Zeit aufgenommen hat, dennoch in seiner kanonischen Form keineswegs für ein judenchristliches Werk, sondern (mit Volkmar) für eine katholisch-kirchliche Evangelienharmonie zu halten ist: so bleibt kein ersichtlicher Grund, die nachapostolische Literatur und Lehrbildung unter dem Gesichtspunkt des fortgesetzten Kampfes und langsamem Ausgleiches von Paulinismus und Judaismus anzusässen. Dieser Gegensatz hat zwar, darin behält Baur recht, die apostolische Zeit bewegt; aber schon gegen die Neige der paulinischen Missionswirksamkeit lassen sich im Römer- und Philipperbrief die Anzeichen seiner nahen Entscheidung zugunsten des bedingt paulinischen Heidenchristentums erkennen. Vom Ende des ersten Jahrhunderts an traten dann mit den neuen Gefahren, die von innen und außen die Gemeinden bedrängten, ganz neue Interessen und Motive in den Vordergrund: Fragen der Glaubenserkenntnis, von Paulus' idealer Spekulation zwar angeregt, suchten ihre Lösung in einer über ihn weit hinausgehenden kirchlichen oder häretischen Gnosis: Sorgen der christlichen Zucht und Sitte ließen die Leiter der Gemeinden nach festen Lebensregeln und kirchlichen Ordnungen suchen, die über den Idealismus des paulinischen Geistesgesetzes ebenfalls weit, nur in anderer Richtung, hinausführten; endlich drängte die Not der Zeit unter den beginnenden Verfolgungen zum Zusammenschluß der Kirche in dem Episkopat und zu einer mit dem Zeitbewußtsein mehr oder weniger pastrierenden apologetisch-dogmatischen Be-

arbeitung und Fixierung des Glaubens der Gemeinden im Dogma, Symbol und Kanon. Von diesen mannigfaltigen Interessen der nachapostolischen Zeit zeigt sich die urchristliche Literatur erfüllt und bewegt. Pfleiderers Struktur der Ereignisse hat den Vorzug der Einfachheit und ruht durchweg auf dem Grunde tiefgrabender geschichtlicher Einsicht. Wieweit sie im einzelnen recht behalte, wird der Fortgang der wissenschaftlichen Forschung erweisen. Aber welches auch deren fernere Resultate sein mögen, das werden wir, dabei beharrt unser Forscher, doch niemals vergessen dürfen, daß alle Geschichtswissenschaft vom Urchristentum jetzt und künftig beruht auf den genialen Leistungen des großen Tübinger Meisters Baur.

Wichtig für Pfleiderers Schätzung ist sein Bekenntnis, daß er in der Vorrede zu diesem Werk abgelegt hat. Es rechtfertigt seine religionsvergleichende Arbeitsmethode und führt aus:

„Ich habe mich immer mehr davon überzeugt, wieviel für das Verständnis des Urchristentums aus der Vergleichung der außerbiblischen jüdischen und heidnischen Religionsgeschichte zu lernen ist, ja, wie unentbehrlich geradezu für Aufhellung der wichtigsten Fragen solche Vergleichung ist. Ich weiß wohl, daß meine Herbeiziehung von Parallelen aus heidnischen Religionsgebieten vielen überflüssig, manchen sogar anstößig erscheint. Man verhält sich bei uns in Deutschland zurzeit noch mehr als anderswo spröde und mißtrauisch gegen die Verwertung der vergleichenden Religionswissenschaft auf dem Gebiete der biblischen Theologie; die wenigen, die sich darauf einlassen, ziehen sich sogar, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, die Anklage auf paganisierende Tendenzen zu. Aber das hat mich nie irremachen können in meiner Überzeugung, die mir seit der Schule meines unvergesslichen Lehrers Baur feststeht, daß auch das Christentum als geschichtliche Erscheinung nach derselben Methode wie alle andre Geschichte zu erforschen, daß insbesondere auch schon sein Anfang als eine gesetzmäßige Entwicklung aus den mannigfachen Faktoren des religiösen und sittlichen Völkerlebens jener Zeit zu verstehen sei. Wenn auch die Art, wie Baur sich diese Entwicklung im einzelnen gedacht hat, nicht ganz richtig war, wie wir heute alle wissen, so bleibt doch das Prinzip der Entwicklung, daß er in die theologische Geschichtsentwicklung eingeführt hat, in seinem unbestreitbaren Recht; daran wird auch die zeitweilig aufgekommene rückläufige Strömung des Traditionalismus und dogmatischen Positivismus gar nichts ändern können. Übrigens glaube ich, daß diese Strömung ihren Höhepunkt schon überschritten hat<sup>1)</sup> und die Zeit nicht mehr fern ist, wo man sich mit der Anwendung der entwicklungsgeschichtlichen und vergleichenden Methode der Religionswissenschaft auf die biblische Theologie befrieden wird. Dann dürfte man sich auch davon überzeugen, daß diese wissenschaftliche Geschichtsforschung für den Bestand der christlichen Religion keine Gefahr bringt. Im Gegenteil! So lange das Christentum als Wirkung eines einmaligen oder mehrmaligen Wunders aufgefaßt wird, ist seine Wahrheit für die Kinder unsrer kritischen Zeit stets mehr oder weniger problematisch. Wenn es aber erkannt wird als das notwendige Entwicklungsprodukt des religiösen Geistes unsrer Gattung, auf dessen Bildung die ganze Geschichte der alten Welt hinstrebte, in dessen Ausgestaltung alle geistigen Erträgnisse des Orients und Occidents ihre Verwertung und zugleich Bereedelung und Harmonisierung gefunden haben: dann ist das die großartigste und solideste Apologie des Christentums, die sich denken läßt. Der

<sup>1)</sup> Pfleiderer bekannte sich mit Entschiedenheit als theologischen Gegner Albrecht Ritschls, dessen System er in einer eigenen Schrift scharf kritisierte. Adolf Harnack belegte den Berliner Kollegen dafür einmal mit der munteren Charakteristik, Pfleiderer sei ein philosophischer Tintenfisch . . .

historische Forscher darf sich freilich nicht im einzelnen von apologetischen Absichten leiten lassen, sondern soll zunächst nur möglichst genau zu erkennen suchen, wie die Dinge eigentlich waren. Je redlicher er aber diese objektive Wahrheitserkenntnis im Aufzeigen der mancherlei zusammenwirklenden Ursachen verfolgt, desto gewisser wird das Gesamtergebnis sich ungezücht zu einer Apologie des Wesens des Christentums gestalten. Den ganzen Reichtum von religiösen Ideen und sittlichen Motiven, den das christliche Prinzip in sich schließt, vermag keine dogmatisch besiegte, von subjektiven und konfessionellen Normen geleitete Geschichtsbetrachtung richtig zu erfassen; nur die von dogmatischen Fesseln freie Wissenschaft, die das Entstehen und Wachsen des Christentums aus den Bedingungen seiner Zeit und Umgebung heraus zu verstehen sucht, wird auch die überragende Größe seines Prinzips, das die verschiedensten Seiten, die gegensätzlichen Tendenzen in sich gebunden hält, zur vollen Anerkennung bringen."

Es gilt ihm, das Recht des modernen wissenschaftlichen Denkens und kritischen Prüfens alter Tradition zu vermitteln mit der pietätvollen Anerkennung der bleibenden Wahrheit und des unerschöpflichen Wertes des Christentums als der Grundlage unserer gemeinsamen sittlichen Bildung.

Pfleiderer deutet das Auftreten Jesu als die Wiederbelebung des besten Geistes der Propheten Hosea, Jeremia und des jüngeren Jesaja auf dem Hintergrund einer Zeit sieberhafter Spannung, in der die Verzweiflung am Alten und die Erwartung einer wunderbaren, alles neu machenden Katastrophe ihren Höhegrad erreicht und die Massen aufs tiefste erschüttert hatte. Diese glühende Hoffnung auf das baldige rettende Eingreifen Gottes verband sich in Jesu Seele mit der tatkräftigen Liebe zu den Leidenden. In diesem Enthusiasmus und Zartfinn beherrschte er die Massen und fesselte er den einzelnen; daraus erwuchs aber auch sein Konflikt mit den herrschenden Mächten, also das Schicksal seines Lebens. Pfleiderer meint, daß Jesus innerlich vom mosaischen Gesetz, für dessen wörtliche Gültigkeit bis auf Zota und Häckchen er eintrat, schon viel freier war, als er selbst sich dessen deutlich bewußt wurde, und daß er den Widerspruch zwischen innerer Freiheit und äußerer Gebundenheit nur darum nicht fühlte, weil ihm am Gesetz das Sittliche so sehr die Hauptache war, daß er das Rituell als nebensächlich ruhig konnte bestehen lassen; nur wo dieses sich als Gefahr für das Sittliche vordrängte, da bekämpfte er es in so freier Weise, daß wir darin eine Ahnung künftiger Aushebung des Gesetzes erblicken. Den Tod Jesu, an dessen Notwendigkeit Jesus bis zuletzt nicht geglaubt hat, beurteilt Pfleiderer unter dem weiten, freien Gesichtspunkt:

„Mit der erschütternden Tragik dieses persönlichen Lebensausganges kann uns nur der Gedanke versöhnen, daß er das unvermeidliche providentielle Mittel war zum Aufgang eines höheren Lebens. Das Weizenkorn muß in die Erde fallen und sterben, um reiche Frucht zu bringen: der jüdische Messias, der Reformator des einen Volkes, mußte untergehen, damit im Glauben der Gemeinde seiner Nachfolger der Christus nach dem Geiste' erstehen könnte, der zum Weltheiland und König im Reiche der Wahrheit werden sollte. Was an jenem noch zeitlich und national beschränkt war, die messianisch-apokalyptische Form seines Denkens und Wirkens, das mußte erliegen im ungleichen Kampfe mit den Mächten dieser Welt. Aber der allgemein menschliche, geistige Kern seines Lebenswerkes, das Ideal der Herrlichkeit des Gottes, der der Wille des Guten und die erlösende Liebe ist, in den Herzen

seiner Kinder und im Gemeinschaftsleben seines Reiches, das blieb bestehen und schritt mit majestätischem Siegesgang über die Erde dahin, und ist noch heute die erlösende und erziehende Macht, die dem Menschenleben in dem einzelnen und in der Gattung überzeitlichen Gehalt und Wert verleiht."

Zur Entstehung des neutestamentlichen Kanons haben die Gnostiker den entscheidenden Anstoß gegeben. Marcion, der in Rom seit 140 lehrte, hatte für seine Anhängerschaft, die sich über das ganze Reich erstreckte, das Lukas-evangelium und neun paulinische Briefe an Stelle des Alten Testaments zu einer Christenbibel zusammengestellt. Die christliche Kirche hatte dem noch nichts entgegenzusetzen. Zur Zeit Justins wurden in den Gemeindeversammlungen neben dem Alten Testament die Denkwürdigkeiten der Apostel, d. h. die drei ersten Evangelien, vorgelesen mit den Herrenworten. Außerdem standen in vielen Gemeinden die Briefe des Paulus in hohem Ansehen, sowie andre erbauliche Schriften, besonders apokalyptischen Inhalts. Noch um 160 stand die Vierzahl unserer Evangelien nicht fest, da das Johannesevangelium in Kleinasien zum Teil verworfen wurde und in vielen Gemeinden des Morgenlandes vor allem das Hebräerevangelium oder auch das Ägypter-evangelium in Gebrauch stand. Apostolische Briefe aber waren überhaupt noch nicht kanonisiert. Marcion erst gab der Kirche das Fundament. Es galt, dem Sezler den ganzen heiligen Schriftenreichtum der Kirche gegenüberzustellen. So kam in einem komplizierten Prozeß unser Neues Testament zu Stande. Mit dem Lukasevangelium stellte man die drei andern zusammen, und zwar das spezifisch kirchliche Evangelium nach Matthäus als das maßgebende voran; die paulinischen Briefe konnte man nicht mehr auslassen, aber man mußte dafür sorgen, daß ihre bedenkliche antinomistische Spitze unschädlich gemacht wurde, indem man ihnen Briefe an Timotheus und Titus mit ihrem kirchlich abgeschwächten Paulinismus anfügte, indem man ferner die Apostelgeschichte voranstellte, in der Paulus mit Petrus und dem ganzen Apostelkollegium in friedlichem Einklang steht, endlich die weitere Gruppe der „katholischen“ Briefe hinzufügte, in der die andern apostolischen Autoritäten: Johannes, Petrus, Judas, Jakobus zum Worte kommen. Diese Sammlung, die seit 180 (Fragment des Muratori) bekannt ist, wurde dann als Neues Testament an die Seite des Alten gestellt und für ebenso inspiriert, d. h. göttlich und unfehlbar, ausgegeben. Doch hat das Urteil der Kirche über einzelne Schriften des Kanons noch lange geschwankt. Es war dasselbe Bedürfnis nach einer festen geistlichen Stütze der kirchlichen Autorität, das zu der Behauptung der katholischen Einführung des Bischofamtes, der apostolischen Überlieferung der Glaubensregel (Symbolum apostolicum) und der apostolischen Auffassung der neutestamentlichen Schriften geführt hat. „Die historisch-kritische Arbeit darf vor diesen menschlichen Satzungen, wie alt sie auch sind und wie unnahbar sie sich auch gebärden, um der wissenschaftlichen Wahrheit willen nicht haltmachen.“

## II.

Auf einem Gebiete hat sich Otto Pfleiderer als bahnbrechender Gelehrter erwiesen: seine „Religionsphilosophie auf geschichtlicher Grundlage“<sup>1)</sup> hat einen neuen theologischen Typus geschaffen: den Dozenten der theologischen Fakultät, der mit religiösem Verständnis die Grenzfragen seiner Disziplin beurteilt und die nachbarliche Beziehung zur Philosophie mit wissenschaftlichem Sinn pflegt. Damit hat Pfleiderer als erster in Preußen und Deutschland gewagt, was jenseit des Kanals und des Ozeans seit Jahrzehnten in Blüte stand: das Christentum als ein Produkt ganz bestimmter geschichtlicher Faktoren zu würdigen, um an ihm mit Hilfe der Weltreligionen das Wesen und die Entfaltung des religiösen Prozesses philosophisch-spekulativ zu ergründen.

Pfleiderer beschreibt im ersten Bande die Geschichte der Religionsphilosophie, die er bei ihrer kritischen Vertretung einsehen lässt. Spinoza eröffnet den Reigen, ihm folgen Leibniz, Christian Wolff und die Aufklärung, der englische Deismus, Lessing und Kant. Als intuitive Religionsphilosophen charakterisiert alsdann der Verfasser Hamann, Herder, Friedrich Heinrich Jacobi, Goethe, Novalis und die Romantik, um als speulative Religionsphilosophen vorzuführen: Johannes Gottlieb Fichte, Schleiermacher, Schelling, Franz v. Baader, K. Chr. Fr. Krause, Hegel. Ohne jene lehre Sprödigkeit des abstrahierenden Gelehrtenstils zu überwinden, die allen Arbeiten Pfleiderers anhaftete, sind doch diese von ihm gezeichneten Porträts Meisterstücke geworden in der treffsichereren, liebenden Sorgfalt, in der kernhaften Gewissenhaftigkeit, Umsicht und Unabhängigkeit, in der erschöpfenden, bis auf den letzten Grund dringenden Aufhellung der Gedanken. Die religionsphilosophischen Richtungen der Gegenwart sehen bei Deutschland ein, skizzieren und beurteilen den Anthropologismus und Naturalismus in Feuerbach, Stirner, Nietzsche, D. F. Strauss, den Halb- und Neukantianismus (Fries, Lange, Ritschl, Herrmann, Rastan, Bender, Lipsius), die Herbart'sche Strömung, die Schopenhauer'sche Linie (Ed. v. Hartmann u. a.) und die nachhegel'sche Spekulation, die er durch die Namen kenntlich macht: Batke, Biedermann, Planck, Frohsamer, Weisse, Rothe, Schwarz, Garrière, Fichte, Fechner und Vohe. Aber Pfleiderers Umschau dringt weiter: er zeigt sich gründlich vertraut auch mit den religionsphilosophischen Ideen in England und Schottland, Frankreich, Italien, den Niederlanden, Skandinavien und Nordamerika. Auf der so gewonnenen breiten geschichtlichen Grundlage errichtet er im zweiten Teil seiner Religionsphilosophie das stattliche eigene Gebäude. Er prüft die Anfänge der Religion und gibt einen immer selbständigen, der geschichtlichen Entwicklung in unbesangener Würdigung gegenüberstehenden Abriss der einzelnen Religionen: semitische Religionsformen (Babylonier-Assyrer, Israeliten, Araber); Indogermanen (Inder, Iranier, Hellenen); Religionsmischung im römischen Reich; Christentum — von den messianischen Erwartungen der Juden bis zur Reformation. Das Wesen der Religion sieht Pfleiderer in der frommen Gesinnung, in den Beziehungen zwischen Religion und Moral, Religion und Wissenschaft; die

<sup>1)</sup> Dritte, erweiterte und neu bearbeitete Auflage 1893 und 1896. Berlin, Georg Reimer.

Religion entfaltet sich in den Glaubensformen: der Gottesglaube, die Welt, der Mensch im Licht dieses Glaubens, und sie gibt sich konkrete Gestalt in den Kultusformen: in heiligen Handlungen, Orten, Zeiten, in heiligen Menschen, in der Kirche, wie sie neben und über der Gesellschaft steht und im Bunde mit der Gesellschaft ihres Dienstes warten soll. Man hört den milden, geistig hoch stehenden Mann, wenn er versichert, persönliche Streitsucht habe ihm überall ferne gelegen, und wenn er sagt:

„Ich habe mich überall bemüht, die religiösen Bräuche bis in ihre elementaren Anfänge zurückzuverfolgen, ohne zu befürchten, daß die Aufzeigung ihres niederen, sinnlich-naiven Ursprungs der Achtung vor der späteren sittlich-vergeistigten Bedeutung Eintrag tun könnte. Muß doch jede Pflanze, um blühen und Frucht tragen zu können, ihre Wurzeln in die Erde hinabsenken: warum denn sollte nicht auch die Religion aus der dunklen Tiefe der Natur zur lichten Höhe des freien Geistes emporwachsen?“

### III.

Otto Pfleiderer wurde durch die sich wiederholenden Fälle kirchenregimentlicher Disziplinierung von freigesinnten Pfarrern in den letzten Jahren seines Lebens wiederholt zum öffentlichen Auftreten in Volksversammlungen genötigt.

In einer dieser Versammlungen wehrt er sich dagegen, daß der sogenannte „Unglaube“ der modernen Pastoren ein Produkt der Professoren sei:

„Unsre ganze moderne kopernikanische Weltanschauung haben doch nicht wir Professoren gemacht! Wir sind nur die Nachtreter der Größeren vor uns; wir haben nichts dazu getan, sie bekanntzumachen. Es ist in die große Menge hineingekommen, kein Mensch weiß wie, wie eben immer die neuen Wahrheiten durchsickern, ohne daß man direkt dazu tut. Im übrigen fällt mir der Vorfall ein: wie mein Kollege Delitzsch seine berühmten Vorträge über Babel und Bibel hielt, da erregten sie in der Laienwelt eine große Aufregung und Verwunderung, während wir Theologen sehr kühl blieben und lächelnd sagten: Ja, das sind ja gar keine neuen Dinge, das wußten wir alles längst! Wenn das vor Laien gesagt wurde, da hörten wir die verwunderte Frage: So, das wußtet ihr, und uns habt ihr nichts davon gesagt? Ja, ich will Ihnen auch erklären dieses 'Warum'. Dann werden Sie es uns vielleicht eher verzeihen. Es waren zwei Gründe: einmal die Bescheidenheit; weil die Theologieprofessoren sich bewußt waren, noch nicht alle Probleme bewältigt, gelöst zu haben, noch vor mancher schwierigen Aufgabe zu stehen, und weil in diesen Dingen alles mit allem zusammenhängt, so meinten wir, daß wir zurückhalten müßten auch mit dem, was wir für sicher hielten, ehe wir alles wissen. Das war vielleicht etwas irrig, sonst müßte in infinitum geschwiegen werden, weil es immer noch irgendwelche ungelöste Fragen geben wird. Der zweite Grund unsrer Zurückhaltung war der: wir fürchteten Ärgernis zu erregen in der Gemeinde, wenn wir mit unsrer Überzeugung gar zu offen hervorräten. Darüber läßt sich streiten. Aber schließlich sagten wir uns und mußten uns sagen: ohne unser Zutun erfährt die Gemeinde allermärts von diesen neuen Errungenschaften der Wissenschaft, und es ist schließlich dann schlimmer, wenn sie es aus unberufenem Munde erfährt und in einer Zubereitung, durch die zwar vielleicht der Gaumen gekitzelt, aber nicht christliche Erkenntnis gefördert wird. Das ist viel schlimmer, als wenn man ruhig und offen von uns vernimmt: das und das halten wir für geicherte Ergebnisse der protestantischen Wissenschaft der Gegenwart. So ist neuerdings allerdings auch unter uns Professoren eine neue Bewegung gekommen. Die Zeit des Schweigens ist vorüber, die Zeit des Redens ist gekommen! Es ist ein frischer Zug in die Professorenwelt gekommen; sie fangen an, den Mund aufzutun, und werden ihn sich nicht wieder schließen lassen.“

Otto Pfleiderer hat sein Versprechen glänzend gehalten.

Es trieb den gewissenhaften Mann, die Ergebnisse seiner gelehrten Arbeit über die Entstehung und Entwicklung des Christentums und über die Religion und die Religionen in leichtverständlichen Schriften weiteren Schichten der Bevölkerung zugänglich zu machen<sup>1)</sup>. Diese nicht genug zu lobenden Bücher sind recht eigentlich sein Vermächtnis an das deutsche Volk.

Aus der akademischen Lehrtätigkeit Otto Pfleiderers in Jena erzählt sein Freund, Professor J. Websky, daß er die Kriegstheologen von 1870, die den bisherigen Oberpfarrer der Stadt auf dem Katheder von Eduard Schwarz vorsanden, durch Lehre und persönlichen Verkehr in kurzer Zeit gewonnen, die Reichsdeutschen und die Deutsch-Schweizer durch seine Vorlesung über Ethik begeistert und für immer beeinflußt habe, auch wenn manche konservativere Naturen später dem ehemaligen Lehrer in seinem fühnen Vorwärtschreiten auf dem Boden der urchristlichen und religionsphilosophischen Forschung nicht immer folgen mochten. In seiner kirchlichen und kirchenpolitischen Praxis ist Otto Pfleiderer, auch darin seinem Meister Baur ähnlich, stets ein Freikonservativer höherer Ordnung geblieben; die schonende Rücksicht auf die schlichte Gemeindefrömmigkeit hat er von Anbeginn seinen Schülern für das künftige Pfarramt auss Gewissen gelegt und jene pastorale Unweisheit, die nicht bloß jugendliche Stürmer und Träger auf der Mangel betätigten, kann sich auf Pfleiderer am wenigsten berufen.

Pfleiderer hat es immer verschmäht, mit einer kirchenpolitischen Partei sich unbedingt zu identifizieren; er konnte es nicht auf der Weimarschen Landessynode, obgleich Lippsius die liberale Fraktion führte, er verschmähte es auch später in Preußen. Er hat seine Freunde dringend gewarnt, wie Websky erzählt, vor den Scheuklappen der Partei. Aber Verständigung und Versöhnung mit den kirchlichen Gegnern zu suchen für gemeinsame wetteifernde Arbeit zum Heile unsers Volkes und Vaterlandes und für eine Neubelebung unserer Kirche im Sinne des Sulzeschen Gemeindeideals erschien ihm als Ehrenpflicht einer wahrhaft liberalen Kirchenpartei. „Selig sind die Herzensreinen, denn sie werden Gott schauen,” hat Robert Stier bei der Trauerfeier am 22. Juli 1908, bei der auch Reinhold Seeburg namens der Fakultät wahr und würdig sprach, unter das liebvoll und treu gezeichnete Charakterbild des verewigten Freundes geschrieben. Seine Schüler werden dem Geschiedenen nicht besser danken können, als wenn sie durch ihr Sein und Schaffen ernstlich mithelfen zur Erfüllung seines unvergeßlich getroffenen Wortes: „Je mehr das Licht der Erkenntnis mit der Wärme des Herzens, mit der Kraft des Glaubens, Liebens und Hoffens sich verbindet, desto mehr wird die Menschheit werden zum Tempel des lebendigen Gottes.“

<sup>1)</sup> „Die Entstehung des Christentums“, 1905. „Religion und Religionen“, 1906. „Die Entwicklung des Christentums“, 1907. München, J. F. Lehmann. Man vergleiche auch sein kleines Büchlein: „Die Vorbereitung des Christentums durch die griechische Philosophie“, in den „Religionsgeschichtlichen Volksbüchern“ von D. Schiele. Tübingen, J. C. B. Mohr & Siebeck. 1906.

# Was von Menschen nicht gewußt.

Von  
Helene Voigt-Diederichs.

Großersby, den 3. August.

Die Tage in meiner Verbannung hier sind so lang, ich bin nicht traurig und nicht froh, ich habe keinen Menschen, mit dem ich sprechen kann.

Und nun komme ich zu Dir, mein Freund, obgleich wir stillschweigend abgemacht haben, daß wir einander nicht schreiben wollen. Ich plaudere ein wenig vor mich hin, täusche mir vor, Dir nah zu sein, und wenn ich von kleinen Hoffnungen und kleinen Leiden geredet habe — denn Großes gibt es ja nirgends mehr für mich —, dann will ich einen Strich darunter machen, meine Seele in Deine Hände befehljen und zu guterletzt den Brief doch nicht abschicken.

Denn im Grunde bin ich ja doch hergekommen, um mich von Dir weg zu meinem eigenen Leben zurück zu finden. Mit gewöhnlichen Worten, um gesund zu werden. Du weißt, daß ich als Kind in jedem Jahr mit meiner Mutter hier in diesem von der Welt vergessenen Fördedorf gewesen bin. Lüft und Wasser und Grün, alles umfaßt mich mit vertrauten Armen. Und doch ärgert mich alles das ein wenig. Ich möchte eine Weile leben können, wo nichts, kein Blick, kein Gruß, kein Ruf mehr auftaucht aus dem Meer des Gewesenen. Darum wollte ich weiter hinauf an die Küste, die ich nicht kenne. Aber ihr habt gesagt, die offene See sei zu stark für mich. Ein Arzt mag ja recht haben von seinem Standpunkt aus. Aber versteht ihr denn nicht, daß es Genesung sein kann, alles in sich zu verlieren an etwas, das größer ist als Mensch und Menschenwissen?

So habe ich denn eine rechte Feindschaft gegen all das Kleine und Nahe hier, das mich ansieht und um meine Teilnahme bittet wie einst, und ich mag immer noch nicht die Sehnsucht nach dem offenen Meer fahren lassen, obgleich mir ja nichts übrig bleiben wird, als hier wie überall sonst mit dem Kleinen und Nahen zufrieden zu sein.

A b e n d s .

Ich will ja weder mir noch jemandem sonst vorlügen, daß ich voll bin von edlem Entzugsmut. Ganz einfach aus der härtesten Notwendigkeit

heraus suchte ich mit der Vergangenheit abzuschließen. Ich habe ja auch nicht mehr den Troß, den meine zwanzig Jahre hatten — bevor das Schicksal kam.

Mein Schicksal, das war die Krankheit, die mich heimlich fasste und zerfraß und meinem Körper die Kraft und meinen Augen den Mut nahm. Vielleicht mußte das so sein, vielleicht war ich zu voll gewesen vom brausenden Hochmut der Gesundheit — was weiß ich! Ich weiß nur, daß, als ich noch ein halbes Kind war, meine Mutter schon manches Mal zu mir sagte: „Du wirst niemals glücklich werden — du verlangst zuviel vom Leben.“

Sie meinte das anders, an eine gewaltsame Beschränkung wie diese hier hatte sie nicht gedacht.

Die Ärzte fragten, ob irgend jemand in der Familie daran gestorben sei, und dann sprach die Mutter von der Mutter meines Vaters — ach, ich erinnere mich aus früher Kindheit, wie sie elend und bitter auf ihrem Bett hinstarb, Jahr und Tag, an einer Krankheit, der niemand einen Namen gab. Ich hatte die Großmutter nie geliebt, war zu jung gewesen zum Mitleid — nun stieg es mir auf: lag deswegen ihr Fluch auf mir, war von ihr der Tropfen Gift, der mir im Blut schwoll?

Arme, tote Großmutter, bist du es wirklich, die mich um Liebe und Leben betrogen hat? Auf den Knieen bitte ich ihr's ab, wenn ich ihr Unrecht tue, aber da ich nicht davon überzeugt bin, muß sie sich all den Haß, all die Empörung gefallen lassen, mit dem Leben nichts vom Tode wissen mag.

Es wäre alles so einfach gewesen, wenn ich daran hätte sterben müssen. Aber das Messer der Ärzte hat mich gerettet, und ich weiß, die Leute sind gekommen und haben meiner Mutter Glück gewünscht, daß alles so gut gegangen ist. Sieh, als ich schon frank war vor zwei Jahren und man mir sagte, was für eine Operation vielleicht notwendig sei, da ging mir die Sache gar nicht übermäßig nah. Wieviele Mädchen werden nicht Mutter, dachte ich, leben doch und sind glücklich — so werde auch ich es wohl noch zu etwas Ganzem bringen. Ich war frei geblieben von der wesenlosen Schwärmerei des jungen Mädchens, da das Leben rundum mir jeden Tag und jede Stunde so reich war. Ich dachte auch jetzt nicht an einen einzelnen Menschen, für den nur eine ungebrochene Kraft genug sein könnte.

Damals erholtete ich mich zum Staunen der Ärzte. Zwei Jahre stand meine Krankheit unbeweglich und verriet kaum durch ein Zeichen, daß sie da war. Und während dieser Zeit kamst Du. Du rührtest an meine Seele, daß sie sich auftat vor Dir, Du drangst mit Deiner weichen und unerbittlichen Einfachheit ein in meine allzu sehr am Eindruck hängende Welt. Dein Wesen ward meiner Sehnsucht die strahlende Gewißheit, die auftreten sollte aus all dem bunten Gewirr.

Aber dann kam auch der Tag, wo meine Mutter Dir sagen mußte, wie es um mich stand. Und da Du selber Arzt bist, genügte ein einziges Wort.

Ich möchte Dir noch heute die Hände küssen für alles, was Du mir damals an Güte geschenkt hast. Du sagtest es nicht gleich, aber nach Wochen kam es durch von Deiner Arbeit, die auch meine Arbeit werden könnte.

Das war alles. Es war nichts zurückzunehmen, nichts, was man mit Worten anrühren kann. Wir haben ja nie von Liebe miteinander gesprochen.

Ich weiß nicht einmal — hast Du mich denn geliebt? Es geschah ein einziges Mal, daß unsre Augen sich trafen und den Weg zurück nicht mehr fanden und aufhörten, ihn zu suchen. Hast kühl sahen wir uns an, so rein, so gelöst von allem Zeitlichen, wie in der Ewigkeit man sich gegenüberstehen mag, ohne Wunsch, ohne Hoffnung, in schrankenlosem Erfennen davon, daß ein letztes Einsamsein aufhören muß für den, der also eines Menschen Augen weiß.

All dieses war ganz kurz bevor im Frühling der Tod zum zweitenmal an meinem Bett stand. Er sah mich an mit rotgeränderten Augen aus dem Kelch der kleinen, weißen Narzissen, die Du mir hingestellt. Es kam alles so schnell, als der Wagen mich ins Krankenhaus fuhr, wußte ich: sie fahren mich hinaus zum Kirchhof. Dann der helle Raum, all das blinkende Glas, Männer und Schwestern in Weiß: eine Wolke sank auf meine Stirn. Ich wehrte mich nicht, ich trank ihren Duft, ich sog ihn ein, tief, tief — für einen Augenblick fühlte ich, daß mein Geist sich vom Körper löste, bereit zur Flucht über ihm zu schwelen schien, und zögernd dann wie ein zitternd Böglein zurück kam.

Es dauerte eine Ewigkeit, bevor Du kommen durftest, um das zitternde Böglein in Deine Hände zu nehmen.

Ach Lieber, ich gesteh es, wenn der Mutter Schritt auf der Treppe klang, war ich voll Zorn gegen die Gute, weil es nicht Dein Schritt war. Sie brachte Blumen von Dir, die schmeichelten, etwas zu sein, was sie nicht waren, ein Teil von Dir. Oder waren sie es nicht doch, lag nicht der Glanz Deines Gedenkens, die Berührung Deiner Hände noch auf ihnen? Und ich küßte die Blumen, und ich küßte voll Reue meiner Mutter Gesicht, weil nichts andres als ihr Schritt es gewesen, was auf der weiten, hohlen Treppe klang.

Und als Du dann endlich kamst, war alles gut. Waren wir denn nicht längst alle Wege der Liebe miteinander gegangen, hatten uns verloren und fanden uns nun wieder unter einem Himmel, voll vom Glanz der ewigen Sterne?

Ihr alle habt euch gewundert, daß ich so bald gesund geworden bin. Du warst es, mein Freund, der mich gesund gemacht hat. Deine Hände, Dein Blick, die vollkommene Schönheit Deiner Seele, die unterließ, zu mir zu sprechen von Hoffnungen, die verschüttet lagen, von begrabenen Wünschen. Du hast es erreicht, daß nichts, nichts von alledem zu Qual und Not aufgestand, daß ich das Leben, so wie es nun vor mir liegt, lieben lernen will, trotzdem es — Lieber, Du weißt es wohl — kein Leben mehr ist.

Soll ich Dich ganz tief in mein Herz sehen lassen und Dir sagen, daß ich gesund werden möchte, einzig und allein, weil Du es willst? Nicht für die Arbeit, von der Du sprichst? Der Wunsch, nicht mehr zu sein, ist oft so stark in mir, als brächte seine Erfüllung alles, was ich entbehren muß. Aber immer wieder ist Dein Fuß es, der ihn niedertritt und Lust macht für das

kleine, schüchterne Pflänzchen Lebensmut, das ich auch heute wieder mit lächelnden Tränen begieße.

Und Du bist ein wenig nachsichtig, und bist nicht so ganz unzufrieden mit mir, wie Du es sein müßtest, wenn Du streng wärst, wie Du weißt.

Sieh, ich versuche ja zu leben — weit Du es willst.

Den 5. August.

Eigentlich trag ich's ja doch im Blut, das Losgehen können auf ein Ziel. Nicht so wie viele Menschen, die vornehm, unbeirrbar ohne rechts und links den Blick einstellen und nun dahingehen — ach, viel rechts und links, viel Wege abseits, viel Nebel und Glanz, so lockend und schluchzend weich, aber trotzdem, trotz alledem los aufs Ziel.

Obgleich ich im Grunde wirklich nicht weiß wofür, will ich doch gesund werden hier in dem wunderlichen kleinen Nest an der blauen Förde, die verloren fliegt wie ein Traum vom Meer. Aber es würde leichter sein, wenn die Häuser hier auf Sand gebaut wären statt auf der guten warmen, schwarzen Erde.

Es hat an beiden Tagen geregnet, ich habe nicht den Mut, auszugehen und bin auf meinem Zimmer geblieben, das von vier Fenstern, zweien nach der Wasserseite und zweien aufs Feld hinaus, eigentlich viel Licht hat. Aber lautlos nebelnde Räße liegt auf dem Schilf und auf Pappeln und Weiden, die stehen schwer gebeugt nach allen Seiten und halten das Licht und lassen es erst durch, wenn es gesättigt ist vom tiefsten Dämmergrün — beinah schwarz auf dem unebenen Fußboden von Eichenholz mit den blankgetretenen Nagelköpfen, lichtgrün an der weißen Decke, die ein schwerer, weißer Balken durchschneidet, der voll von Haken und Nägeln ist, an deren einem ein leeres Vogelbauer hängt. Aber ich sehe, es liegen noch Rübsenkörner im Sand, gewiß ist der kleine Vogel noch gar nicht lange tot. Ob die Rahe ihn gefressen hat? Ich sah unten eine Sühne mit schlimmen, gelben Augen, wenn ich sie sehe, will ich sie mit einem Stein werfen.

Übrigens ist es derselbe Raum, in dem meine Mutter und ich wohnten. Das riesenhafte, grau gemalte Bett, in dem sie schließt, steht noch da, wie mir scheint ein wenig näher nach dem Fenster zu. Sonst war da noch Platz für einen Stuhl, an Regentagen wie heut saß ich und wartete stundenlang, bis mittags der Dampfer vorbeikam. Rauschte er drüber hinter dem blauen Hügel hervor, gab er ein heulendes Signal für den Fährmann — jedesmal erschrak ich und versteckte mich hinter der Gardine — ob er wußte, wie sehr ich gewartet hatte, und grüßte nun mich?

Es ist so still draußen, nur die Fähre knarrt herüber und hinüber. Ich habe ein wenig Heimweh nach meiner Mutter, die, seit ich hier bin, wieder auftaucht und ein Mensch für sich wird, neben Dir immer noch ein Mensch. Aber sonst ist niemand, der Deinen Glanz anschielte.

Den 6. August.

Mittags lehnte ich am Fenster und sah hinaus. Frau Petersen stand unten im Hof, um sie herum ein Schwarm von gelben Enten. Ich wundere mich, wie breit die häntigen Füße auf den nassen Stein patschen, und wie die

Hälse schlucken und sich verrenken. Dann sieht die Frau mich, sie lacht und grüßt heraus. Sie hat noch immer das gelbe Haar mit den dunkleren Strähnen, mit Wasser fest an den Kopf geklebt, immer noch die blinden Bernsteinperlen im Ohr und die gelben, gefundenen Zähne.

Alles an ihr blitzt, wie sie so steht und heraus grüßt. Sie sagt ja „Fräulein“ zu mir, aber im Grunde bin ich wohl noch das Kind von damals für sie, sie lächelt so ungewohnt, wenn sie Fräulein sagt.

„Schöne Enten,“ rufe ich zurück, um höflich zu sein.

„Und am schönsten erst, wenn sie in der Pfanne liegen. Wenn Fräuleins Mutter mit wäre, hätte ich schon welche gebraten. Aber Fräulein ist ja nicht, da ist es rein Sünde drum.“

Da fühlte ich plötzlich, wie etwas von dem Nebel der eigenen Gefühle um mich zerriss, ich sah aus diesem kleinen Wort einen Blitz über das einfache Leben der Menschen hier hingehen, und in dieser Helligkeit fühlte ich, daß Du mir nah warst. Denk, in diesem kleinen, dummen Wort von gebratenen Enten bist Du mir nah!

Bist Du es nicht gewesen, der mich darauf hinwies: Lebe mit andren! Suche die Gefühle, Anschauungen der andren aus dem Umkreis ihres Lebens heraus zu verstehen! Niemand ist so gering, daß er Dich nicht reicher, gütiger machen könnte . . .

Und so hab ich nachmittags versucht, mich nach alter Weise anzufreunden mit der guten Frau. Sie weiß noch alles, die Kleidchen, die ich getragen, der Mutter Geburtstag, den Schrecken, als die Nachricht kam von Vaters Krankheit. Seit er tot ist, sind wir dann nie mehr hergekommen . . . Ich bin mit ihr durch Wald und Feld und Garten gegangen, hab nach ihren Kindern gefragt, von denen nur noch der jüngste Sohn im Hause ist. Ihr Mann — da sah sie mich an und verzog traurig lächelnd den Mund.

Ah so trinkt er wohl immer noch. Sein Gesicht ist noch viel röter geworden, ganz lila zu dem brandigen Bart, der lockig von den Backen niedewächst. Seine Augen dauern mich; furchtbar gute, kleine, hellblaue Trinkeräugen, die zwischen Reue und Seligkeit mit jedem Blick für alle Schwäche um Verzeihung zu bitten scheinen.

Den 8. August.

In der Nacht habe ich geträumt von den Menschen hier. Jeder kam heran, grüßte mich, und als ich ihn ansah, hatte jeder Dein Gesicht. Es war so traurig und lächerlich, wie Du mich angesehen hast mit den Augen des guten Trunkenbolds.

Es ist sehr einsam hier. Aber da Du sie gewollt hast für mich, ist immer noch ein Hauch von Leben in dieser Einsamkeit.

Ich bin unruhig und müde. Morgen wird das Wetter gut sein, sagt Frau Petersen. Dann will ich ausgehen und den ganzen Tag unterwegs sein, und ein Gefühl zu gewinnen suchen zu den Dingen, mit denen ich solange leben will.

Den 9. August.

Endlich kann ich schon vom frühen Morgen an im Garten sitzen, in der kleinen, sonnigen Lattenlaube, an der weiß und lila die Winden aufranken, wo die Spinnen ihre tauschillernden Nette haben, und wo manchmal der große schwarze Hahn mit den weißen Chemuskeln steht und nach dem Brote hakt, das auf dem Tisch liegt.

Ich muß ein wenig auf den Kaffee warten und gehe im kleinen Garten hin und her, der voll ist von Beerensträuchern, Feuerlilien und Nelken, recht toll in Gelb und Rot. Ein holzgeflochtener Zaun schließt ihn ab nach der Wasserseite, davor eine Wildnis von Brennesseln und bitterduftendem Krant.

Ich suche den Brunnen, hier habe ich doch als Kind am Brunnen gestanden und nach dem Hecht gespäht, der tief unten das Wasser rein hielt?

Ausgemauert aus roten Steinen — natürlich, da finde ich ihn. Ich beuge mich über den Rand und sehe hinab in die dunkle, moosige Windung — sie stößt tief unten auf etwas Blankes und scheint sich dann, abermals gewunden, bis ins Herz der Erde hinein fortzusehen: plötzlich ein Stückchen Himmel vom Himmel über mir und mein Gesicht. Ich erschrecke und fahre zurück. Muß es denn nicht eigentlich Dein Gesicht sein, was tief aus der Erde, hoch vom Himmel her, mich ansieht? Als ich es wieder suche, finde ich es nicht mehr. Das schimmernde Stückchen Ewigkeit bewegt sich, ein Ungeheuer dreht sich darin herum: der Hecht, fällt mir ein, der das Wasser rein hält.

Und dann ruft Frau Petersen mich zum Kaffee. Später setzt sie sich neben mich auf die Bank, die Schürze voll von Erbsenschoten. Ihre Hände sind grau und hart, aber wo die Jacke anliegt, werden die Arme schon weiß. Ich sehe ihren fleißigen Fingern zu und meine, daß sie glücklich ist und vieles hat, was ich nicht habe. Sie braucht nicht zu wählen, sie braucht nicht nachzudenken. Der Augenblick verlangt ihre Kraft, sie gibt sie so natürlich, wie der Baum seinen Schatten und die Sonne ihr Licht gibt.

Ich möchte ihr etwas davon sagen, aber ich weiß, daß sie das nicht verstehen kann, und darum helfe ich ihr lieber bei den Erbsen und frage, ob es noch immer derselbe Hecht im Brunnen ist?

Ja, so ein Tier wird hundert Jahre alt. Und sie sind froh, daß sie's haben. Ob ich's nicht schmecken kann am Kaffee, was das für ein reines Wasser ist? Aber man kann rechnen, jedes Jahr einmal bei starkem Oftwind kommt es vor, daß der Brunnen voll Salzwasser schlägt. Ach, das ist eine Last, besonders im Winter, wenn das Vieh drinnen ist. All das Ausschöpfen tagelang — und während sie davon spricht, liegt eine rechte Not auf ihrem Gesicht, und ich fühle ihr nach, wie schlimm das ist, wenn der Brunnen, aus dem man alles gute Wasser geholt, es nur noch trüb und verfaulen hergibt.

Nun will ich aufhalten. Verzeih mir, ich glaub, es steht nichts auf diesem Blatt als von einem tiefen, tiefen Brunnen, den ein Oftwind ertränkt hat.

Den 11. August.

Ich sollte wohl ein wenig wandern, aber ich mag nicht. Ich habe gestern den ganzen Tag auf der Wartebank an der Fähre gesessen und sitze heute wieder da. Und ich sehe zum andern Ufer hinüber, und hin und wieder besinne ich mich und lache ein bißchen, denn es ist ja gar nicht wahr, daß ich das sitze und warte — warte auf irgendwen, der da plötzlich über das Wasser zu mir herüber kommen könnte.

Schwerfällig im jungen, unruhigen Morgenlicht liegt die Fähre auf dem stromartig in der Tiefe bewegten Wasser. Wie ein dunkles Ungetüm liegt sie und wirft einen klaren, reinen Schatten, der scharf den Dunst durchschneidet, bis er zitternd sich zur Ruhe lehnt auf die schaukelnde Flut. Hier tanzen die Wellen, ölig schillernde Ringe in Schwarz — weiter draußen im Licht sind es schwarze Ovale in schillerndem Öl. Aber dann das ruhige Grün unter der Landungsbrücke. Du müßtest dieses Grün sehen und dazu die Streifen von Licht, die durch die Fugen der Brückentretter hereinfallen und ein goldnes Feuer anzünden im Grün.

Olaß Petersen, der einzige Sohn, der noch im Haus ist, liegt im Kahn, blinzelt faul und schlaftrig und ist doch hellwach im Augenblick, wenn die Fährglocke geht. Früher war er ein kleiner Junge, kleiner als ich. Ich ließ meine Puppe liegen und spielte mit ihm und setzte ihn auf meinen Schoß. Er nahm in den Mund, was ich ihm gab, aber er antwortete nie, wenn ich ihn etwas fragte, und wenn ich ihn ansehen wollte, versteckte er sein Gesicht an meinem Ärmel. Dabei hatte er auch wieder etwas Zutunliches, wir haben uns oft über ihn gefreut. Jetzt ist er groß geworden, hübsch und frisch, hat ein winziges weißes Schnurrbärötzchen im kupferbraunen Gesicht und versucht eine Liebschaft mit dem Kleinmädchen aus der Gastwirtschaft. Die Mutter hat mir's geklagt, und ich sah die beiden auch einmal spät abends auf dem Weg. Sie stand hier, und er stand drüben, als ich zwischen ihnen durchging, fühlte ich, wie der warme Strom mich streifte.

Die Mutter fragte später, ob ich ihren Jungen noch draußen gesehen. Nein, ich hatte ihn nicht gesehen . . .

So sitze ich denn den ganzen Tag und warte und sehe zu dem, was da kommt. Den Bauern, verbrannt und mit rotlockigen Bärten, den getriebenen Schafen, den Pferden, die nicht auf die Fähre wollen und dann scheu und zitternd in das Wasser niedersehen. Manchmal kommt auch ein Hündchen vorbei und wendet wie ein Mensch die Augen nach mir. Einmal sind zwei Hengste da, die schlagen mit den Vorderfüßen und schreien, daß klingt recht heiß in all den Morgenfrieden hinein. Einmal eine Schule mit hundert frohen Kindern, alle drehen die Köpfe nach mir und lachen, wie man immer über jemanden lacht, der fern von andern sitzt — — — es ist ein fremdes, rauhes, starkes Leben, das vorbeifließt.

Ich sitze still und sehe ihm zu, denn ich bin müde und mag nicht umhergehen — obgleich ich, wenn ich mich recht darauf besinne, nirgends müde bin.

Es liegt nur ein Schleier auf mir, etwas, das lächelt, etwas, das wesenlos ist, eine Entfernung und ein Nahsein — ein Zusammenbrechen, wenn der Abend kommt.

Laß mich ein wenig schwach sein, alles wird ja anders, wenn mein Körper wieder voll ist von der alten Kraft, wenn ich meine Hände ausstrecken darf nach dem Zipselchen, das mir die große Göttin Leben noch von ihrem Gewand lassen wird.

Den 13. August.

Endlich habe ich mich aufgemacht und bin in das Dorf hineingegangen, vorbei an den Salzwiesen, wo meine Wirtslente das minzedustende Heu schütteln, und die gesäumt sind von Schilf und kleinen Ballen Schaum und bläulichen Strandästern. Vorbei am lehmigen Hang, um den das Volk der Uferschwalben fröhlich taumelnd umherfließt. Jeder dunkle Punkt in der gelben Wand ein Nest, jedes Nest ein Gefäß für fünffaches Leben, das im nächsten Jahr, mückenjagend für die Brut, um den von Nestern durchlöcherten Hang wimmeln wird.

Die meisten Häuser liegen auf einer kleinen, graüigen Bodenanschwellung, nicht sehr gesellig; so kommt es, daß das winzige Dorf eine lange Straße hat. Und Stockrosen stehen davor, gelb, rosenrot und einige so rot, daß sie fast schwarz sind. Ich bleibe stehen und sehe sie an. Wie diese Blume mit der schwarzen Purpurfarbe das Leben lieb hat. Sie weiß den Tod, sie sieht den Tod — aber weit offen steht sie, das Blut strömt durch ihr Herz, sie fühlt die Sonne, sie küßt die Sonne, sie glüht von Leben in schwärzestem Purpurrot.

Ich hab lange gestanden und in die Blumen hineingeschaut. Dann geh ich weiter: Hündchen sitzen da und alte Frauen mit Kindern, größere wälzen sich in braunen Kitteln in dem braunen Staub des Weges. Sie warten, bis Vater und Mutter von der Arbeit kommen. Und die Häuser mit den toten kleinen Schornsteinen stehen auch und warten. Immer zeigt von einer Ecke des Strohdaches ein grauer, verwitterter Holzfisch mit dem Schwanz nach der Richtung, aus der der Wind kommt. Aber eigentlich glaubt man nicht, daß er sich noch drehen kann, so alt und bleich schwimmt er da oben gegen den blauen Himmel.

Die Hunde lärmten nicht, und die alten Frauen sitzen ganz still, und die Kinder rollen mit geschlossenen Augen durch den Sand. Alles was lebt, ist nur noch ein Teil dieser blauen, heißen Sommertluft, niedergehalten, verzaubert — ich fühle etwas wie Angst, ich möchte fragen, wie die törichte Frau im Märchen: bin ich's oder bin ich's nicht? Dann, als einziges, was ich noch weiß von der Welt, fällt Dein Auge mir ein — der Baum ist gebrochen, ich finde mich zu mir selber zurück, es ist nichts um mich als ein heißes, schlafreiches Dorf zur Mittagszeit mit alten Frauen, Kindern und Hunden.

Den 14. August.

Das tote Dorf hat mich nachts im Traume noch einmal so erschreckt, daß ich heute ganz still am fließenden Wasser geblieben bin und der Sonne

zugesehen habe. Ganz früh schon, wie sie noch gar nicht hoch über dem Wald am andern Ufer stand, ein unruhig schwungendes Bündel von Strahlen, das sich willenlos nach allen Seiten ergoß. Dann zieht ein Frachtdampfer vorbei, auf dem ganzen, gewaltigen Schiff steht nur ein einziger Mensch. Plötzlich blutet durch den Kohlenrauch die Sonne her, all das auseinanderfließende Licht gesammelt zu einem ungeheuren Rubin, an dem, nicht mehr geblendet, das Auge sich festdrückt. Ruhig zieht das Schiff vorbei, der Streifen von schwerem Qualm nimmt den Rubin mit sich. Statt seiner ist die Sonne wieder da, ein unruhiges Wirbeln von Glanz. Aber für eines Atemzuges Länge bin ich doch dem Leben begegnet — wie alles Auseinanderweichende sich sammeln kann in einem einzigen Rubin, der ist wie ein Mensch, der jedes andern Menschen Herrlichkeit in sich schließt.

Ich habe den ganzen Tag die Sonne lieber noch als sonst, sie hat mir ein Geheimnis geschenkt, das sie nur Ausgewählten bringt. Denn weiß ich gar wohl, Lieber, daß niemand anders als Du der Rubin gewesen bist.

Der Sonne zum Dank hab ich den ganzen Tag zusehen müssen, was alles sie auf dem Wasser schafft. Den tanzenden Streifen voll von Unruh, der von ihr zu mir läuft, von mir zu ihr. Tausend, tausendsach hebt es sich blitzend vom Wasser, tausendsach schnellt es zurück: eine Seele, die in Liebe hebt, eine Seele, die nicht Liebe findet.

Als ich am späten Nachmittag aus meinem Zimmer wieder herauskomme, ist der Glanz verschwunden: hat er sich selber verzehrt in wirbelnder Sehnsucht Glut? Aber nein, schon fließt der breite Streif statt silbern nun gold breit und beruhigt dahin.

Ich bin so dankbar für diesen goldenen Streifen von Glanz, der in ruhiger Erfüllung daher gewiegt kommt. Am Abend wird er breiter — eine Röte der Freude flammt über Wasser und Ufer, langsam verbreicht sie und hebt sich zum Himmel empor, erblindet liegt die Flut, und doch überall eines vergangenen Leuchtens voll.

Ganz fremd kommt später der junge Mond, schlägt eine Brücke von kraussem, zitterndem Rauchegold: er lügt die Liebe, aber für einen Augenblick scheint es mir, als glaube er selber, daß all sein falsches Werben Liebe ist.

Ich kann ihn nicht mehr ansehen, das Rauchegold und der unsichere Glanz über den dunstigen Feldern quälen mich. Noch im Zimmer habe ich Angst und habe meine Fenster nach der Wasserseite verhüllt.

Beim Erwachen sitzt das Grauen eines bösen Traumes in mir, taumelnd rankt es sich um Dein Bild, es gelingt mir nicht, es herauszulösen aus dieser fremden Unruh. Erst als ich die Sonne wiedersehe, fühle ich Frieden.

Und lächelnd winke ich Dir zu.

Den 17. August.

Als ich meinen letzten Brief wieder gelesen, bin ich erschrocken, daß so viel darin steht von Dingen, die zwischen Himmel und Erde sind. Ich weiß, Du willst nicht, daß meine Kräfte, statt Einheit zu schaffen, so ins Uferlose sich lösen.

Drei Tage lang habe ich nun versucht, abgetrennt von Stimmung und Gefühl, die Dinge zu sehen, wie sie sind. Aber es gibt nur eine einzige Wirklichkeit mehr für mich. All die schöne Nähe hier, all die guten Geister, Worte, Blicke, die meinem Leben Inhalt und Zukunft geben sollten — ich kann nichts andres damit tun, als vorsichtig auf meinen Händen sie hintragen und ausbreiten vor Dir, und wenn Du sie ansiehst, und wenn Du sie gar aufnimmst, so meine ich, sie gehen ein zur ewigen Ewigkeit.

Hättet ihr mich nur hinausgelassen an das große Meer. Ich wäre dort nicht so wach gewesen, wie ich's hier sein muß. Alles sollte schlafen, eingelullt sein zu schwerer Betäubung. Ich sehne mich nach der toten, unschrebbaren Unendlichkeit des Meeres, und ihr, ihr findet sie, ist zu stark für mich.

Den 19. August.

Nun ist kein Regen mehr, und meine Wirtslente sagen, es ist ein gutes Jahr. Heute vormittag ging die Frau in die Kirche, die weit landeinwärts liegt. Sie mußte laufen, daß sie hinkam, und laufen, daß sie wieder da war, um das Essen fertig zu machen. Aber sie hatte doch das Gefühl von sonntäglicher Erbauung, nicht durch die Kirche, nicht durch Gottes Wort, sondern weil sie für ein paar Stunden aus ihrem gewohnten Kreis herausgerissen und vielleicht ein wenig ruhig mit sich allein gewesen war.

Ich kann nicht mehr allein sein, und ich habe niemanden mehr, zu dem ich fliehen kann.

Du darfst nicht glauben, daß ich immer geh und an Dich denke. Eine wunderliche Art von Stolz habe ich immer noch, auch jetzt, wo in der ganzen Welt nichts mehr ist, in dem ich Dich nicht fühlte.

Ich nenne Deinen Namen nicht, nicht vor mir und nicht vor andern. Eine leise Angst habe ich zwar, daß er in der Nacht, wenn ich schlafe und nichts weiß von mir, statt des Atems von meinem Munde geht.

Aber Du verstehst, daß das etwas ist, worüber ich keine Macht mehr habe, und Du verzeihst mir?

Sonntag, abends.

Ich wollte nachmittags im kühlen Zimmer bleiben, den üblichen Bericht an meine Mutter schreiben und ihr sagen, wie wohl es mir geht. Bücher sind auch da, alle Bücher liegen noch unberührt auf dem Tisch. Aber die Wände um mich herum wurden Gefängniswände, die sich immer näher an mich heran drückten.

Da bin ich aus Ufer hinausgegangen, vorbei an den Pappeln, die in der Sonne und im leisen Lufthauch glitzern, als wären sie Wasser, das rinnt.

Ganz still liege ich am Abhang, habe jedes Gefühl und jeden Gedanken fortgeschickt, und alles ringsum röhrt mit so besonderer Liebe an mein Herz.

Das Wasser vorn ist jetzt ganz ruhig, fahlblau bis hin zu einer breiten, zitternden Rinne, dann lebhafter blau, und in totem, verwischteten Grün spiegelt sich von drüben das wellig steigende Ufer. Große, rote Rühe stehen und gräsen, rote schwimmende Flecke werfen sie in das spiegelnde Grün.

Der Abhang um mich herum ist voll von Blumen, ich breite meine Arme aus, und meine offenen Hände liegen still und fühlen all die Blüten.

Sie sind warm von der Sonne und warm vom eigenen Leben, das flammende Leinkraut, Pechnelken, Blutlachen von rotem Ampfer und Mohn, Kornblumen dann, und vor allem dieser kleine, wunderlich zärtliche Hasenklee mit Härchen, wie sie wachsen auf eines Kindes Kopf.

Ich liege und sehe auf das weiße, flimmernde Wasser, ich rufe, und eine Möve antwortet. Ich liege allein mit den Blumen und mit dem Himmel und mit der Flut. Ich lege eine Winse auf meine Fingerspitzen, sie bewegt sich im Takt meines Blutes. Ein kleiner, blauer Schmetterling setzt sich darauf, da schaukelt der Halm ein wenig. Ein zweiter Schmetterling kommt, da neigt er sich und gleitet mir vom Finger, und die beiden kleinen Sommervögel heben sich fallend und gaukeln davon.

Ich erinnere mich, als ich noch ein halbes Kind war, hatte ich einen Tag, an dem ich, die bisher als trostiges, kleines Einzelwesen gelebt hatte, mit einem Male fühlte, daß alle Frauen um mich herum meine Schwestern waren, voll von derselben geheimnisvollen Kraft, die ich eben in mir zu ahnen anfing. Und ich ging umher und sah jede Frau an, und meine Seele lachte ihr zu und flüsterte heimlich: weißt Du, daß Du meine Schwester bist? Und war es nur das Bild einer Frau, die ich nicht einmal kannte — es sah mich an und nickte mir leise zurück: kleine, kleine Schwester . . .

Dieser Tag, der zehn Jahre und mehr zurückliegt, steigt mir auf mit all seiner süßen Verwirrung. Wie damals die Frauen, so fühle ich heute die Blumen um mich herum, und ich möchte jede in meine Hand, an meinen Mund nehmen und Schwester, Vertraute sie nennen.

Schwer von der Fülle und Verbundenheit des Augenblicks lieg ich am Boden, Welt und Sehnsucht schlafen, ich schlafte mit . . . da plötzlich hebt sich etwas vor mir und sieht mich an mit zehrenden Augen. Eisig fährt es mir über die Brust, schwarze Flügel streifen meine Stirn, kalter Schweiß perlt von der Schläfe herab.

Mit einem Schrei fahre ich auf, die blumige Sommerwelt um mich verschwindet, sinkt zurück, hohnvoll schimmert sie noch von fern. Ich bin allein in eisiger Einsamkeit.

Ihr habt mich ausgestoßen, ihr Blumen und Schwestern. Ich gehöre nicht mehr zu euch, eine Bettlerin bin ich, die sich fort schleichen muß von der Tür des Lebens.

Ach nein, das nicht, Mitleid sollt ihr nicht haben. Aber nicht wahr, ihr versteht es, daß eure Schwester nicht leben kann in der toten Eisluft ihrer Einsamkeit?

Den 21. August.

Ich kann mich nicht entschließen, wieder an den Abhang zu gehen, wo all die tausend Blumen stehen.

Aber ich habe mich aufgehoben aus der schauerlichen Tiefe, und eine große Ruhe ist in mir. Ich denke nicht mehr an die Zeit, die hinter mir liegt, und an die Tage, die noch kommen sollen, fühle nurträumend, daß es

nimmermehr viele sind. Ich liege ganz ruhig, höre den Seewind hart durch die Pappeln und silberweich durch die Weiden gehen. Mittags sehe ich, wie die Schatten sich nahe zu den Dingen halten, ich muß lachen, wie er sich länglich unsörnig unter den Bauch der weidenden Kühe verkriecht. Und ich habe meine Freude an den Wolken, wenn sie wie Schwäne dahingleiten: weiß, feierlich, in ruhiger, fester Wölbung. Am Nachmittag werden es Schiffe, um deren Grund ein dunkler Ton von Silber und Gold schwellt, langsam hinausschwillet bis zu den weißen, bauschigen Segeln — plötzlich brennt alles in Rosenglut. Sehnsucht, Verwirrung entsteht, Formen lösen und finden sich, liebend dehnt sich das Gewölk der sinkenden Sonne nach.

Nun ist sie unten, nur halb sangt noch der rote Mund am Himmelsrand. Sie singt, sie trinkt, rote Wolken ihr nach. Nun versinkt sie ganz, alles eilt, voll Sehnsucht zu vergehen an ihrem ewigen Mund.

#### Den 23. August.

Ich finde mich kaum mehr vom Wasser weg, drinnen im Lande werde ich traurig, und ich will, da alles Licht um mich wird, nicht mehr traurig sein.

Gestern abend war's, da saß ich am Haserfeld, das heute schon gemäht wird. Es war ein grauer Tag, die Wolken krochen so tief, daß zwischen ihnen und den weißen Ähren nur ein schmaler, blander Raum blieb, der erfüllt war von der sommerlichen Kraft und Mütterlichkeit der Erde.

Ich bin froh, daß der Haser gemäht wird, und ich sage der schwarzen Erde, auf der er gewachsen ist, lebewohl, und ich will nicht mehr nun aufs Feld hinausgehen.

#### Den 24. August.

Ich lebe so wunderlich still dahin. Ich will nichts mehr, und niemand will mehr etwas von mir. Erinnert mich nicht daran, daß ihr noch etwas von mir wollt.

Der Arzt hat gesagt, ich soll nicht baden. Aber heute nachmittag, als das Wasser so grün und weich vor mir lag, mußte ich lachen über sein Verbot. Es könnte mir schaden — was bedeutet doch dies?

Ich habe mich ausgekleidet und bin an einer flachen Stelle weit in das glänzende Wasser hineingegangen. Ich lege mir Schaum auf Brust und Hals und gleite hinaus, bis ich so tief drin bin, daß meine Augen das kaum bewegte Wasser wie ein Gebirge um sich herum sehen und der Himmel über mir steil von allen Seiten zu unendlicher Höhe aufwächs't.

Und ich selber mit Schaum auf Brust und Hals bin nichts mehr als eine Schaumflocke auf des Weltmeeres Angesicht.

#### Den 25. August.

Ich möchte eine Nacht auf dem Wasser bleiben, aber Frau Petersen, die schon gar nicht mehr zufrieden mit mir ist, gibt es nicht zu. „Fräulein holt sich den Tod!“ sagte sie. Sie hat schon ein paarmal gescholten, wenn ich spät abends im leichten Kleid heimkomme, und dann hat es mir weh getan, daß sie sich um mich geängstigt hat, und das nächste Mal will ich im dicken Mantel an ihr vorbeigehen.

Gestern ist ihr Mann mit dem Ewer voll Holz vom offenen Meer hereingekommen. Unweit der Fähre, hinter einem hügeligen Vorsprung, liegt das Schiff. Man kann seinen Rumpf von meinem Fenster aus nicht sehen, aber die gewaltigen braunen Segel stehen wie aus der Erde gewachsen gegen den Himmel.

Auf meine Bitte hat mich der junge Olaf Petersen vor Sonnenuntergang auf das Schiff hinausgerudert und versprochen, mich um Mitternacht wieder abzuholen. Ich wollte so gern einen ganzen Himmel voll von Sternen sehen, habe ich ihm gesagt. Er wundert sich ein bißchen, guckt zum Himmel auf und glaubt mir's dann.

Das Schiff liegt abseits von der Fahrrinne in der Bucht verankert, leise schwanken die Wellen, es ist fallender Strom, an ihm vorbei. Ich klettere an den hochgezogenen Schwertern hinauf und danke dem guten Jungen, der mich hergerudert hat.

Ich liege weich auf einem Haufen von Segeln und Tauwerk und lasse die Augen umhergehen. Ohne eigentliches Abendrot ist der ganze Himmel von farbigem Dunst umwölkt, am dichtesten nicht dort, wo die Sonne stand, sondern östwärts über Pappeln und Fährhaus.

Langsam wächst die Nacht, nicht vom Himmel nieder, sondern von der Erde hebt sie sich empor. Das Ufer wird undeutlich und zerfließt in dunklen Umrissen und Linien. Kühe brüllen in der Ferne, andre, näher, scheinen zu antworten. Ich kann sie nicht sehen, aber ich höre sie im stillen Wasser platschen.

An der schmalsten Stelle der Förde stehen ein paar Männer und rufen sich zu — irgendwelche Alltagsdinge, aber in dem Klang ihrer Stimmen, wie das Wasser und die Abendluft sie tragen, ist eine Welt von Geheimnissen.

Dann schweigen auch sie, und im nahen Schilf wacht die Brut der Wasservögel auf. Man hört sie rudern und brechen und die kleinen, weichen Kinderlaute aus ihren Kehlen.

Ich laufte mit geschlossenen Augen, jeder Ton ruft etwas in mir, das widertönt. Als ich aufblinke, ist der Himmel voll von Sternen. Das dunkle Tauwerk des Schiffes über mir sucht sie einzufangen, aber es macht die freie Unendlichkeit ihres Friedens nur größer.

Aus dem gelblichen Rot im Osten wächst dunkel von niedergehaltener Glut der abnehmende Mond und treibt alle Sterne des Himmels zum höchsten Bogen hinauf.

Die Dämmerung wird Dunkelheit und weicht aus der offenen Luft und flüchtet sich an die matten Baumgruppen heran, bis sie auch dort beunruhigt, bedrängt und besiegt wird, und weiter wandert zu den Knicks im weißlich aufstrahlenden Land.

Und nun steht der Mond da, kein Dämon mehr, sondern ganz selbstverständlich, Zeit gegen Ewigkeit. Von den Sternen aber fließt Frieden und Gewißheit herab: was tut's, unsre Stunde ist nahe bevor.

Ich mag den roten Mond nicht, ich fürchte den roten Mond.

Die Zeit der Sterne wird kommen. Das Gefühl davon durchströmt mich mit wundersamer Kraft, ganz frei fühle ich mich hinüberfließen in die Unendlichkeit des Raumes. Leben und Tod begegnen sich in mir mit reinster Blut, die ewige Seligkeit hat ihren Schrecken verloren.

Ich höre aus einer fernern, fernern Vergangenheit heraus meinen Lehrer sagen: Du hast mir niemals Kummer gemacht, mein Kind — nur ein einziges Mal, als du sagtest, du fürchtetest dich vor der ewigen Seligkeit.

Ich erinnere mich wohl, es war mir immer, als müsse sie zu löse, zerflatternd um mich herum sein. Nun ist sie Form und Fülle geworden, Lieber, in Dir.

Über das schimmernde Wasser herüber kommt langsam das Boot, ich sehe darin den Mann aufrecht stehen, der mich zurückholen will von meinem Schiff, das ruhend zwischen zwei Ufern liegt.

Ich mag nicht mehr an das feste Land zurück, nicht mehr zurück in ein Leben, das mich entfernen will von Dir.

Den 31. August.

Nun schreibe ich Dir den einzigen Brief, den Du wirklich bekommen wirst — den einzigen, auf den ich eine Antwort möchte, und auf den ich nie eine Antwort haben werde.

Ich danke Dir, daß ich noch einmal allen Glanz, alle Möglichkeiten des Lebens fühlen durfte, bevor ich scheide. Denn sieh, Lieber, ich will gehen, ich muß dahin, wo meine Kraft sich wieder gefunden hat, die hier in tausend Strahlen auseinanderwirkt. Tröste Dich damit, daß ich krank bin, aber vergiß nicht, daß meine Krankheit Liebe ist.

Ich weiß, daß niemand auf der Welt dies verstehen kann als Du. Auch meine Mutter nicht. Um meine Mutter ist es mir herzlich leid. Hilf ihr, daß sie bald dahin kommt, zu fühlen: es ist gut so, mein Kind erwartete zu viel vom Leben. Und sage ihr, wenn irgend etwas ist, das mir den letzten Tag schwer macht, so ist es das Bewußtsein, ihr weh zu tun.

Sonst ist alles still in mir, so still und gut. Ich gehe umher und lächle, denn ich fühle Körperlos in meine leere Hand sich schleichen Deine Hand. Nicht zum Druck und nicht zum Gruß, ein Hauch nur ist's und ein Verstehen, in dem keine Worte mehr sind.

So still — und warum denn all die leidvollen Tage? Aber keine Antwort wird kommen — ein paar Augen vielleicht, die bedeuten nichts als eine neue Frage, die in Schmerzen erstarrt.

Ich befinne mich daran, wie lange es her ist, seit ich Dich zuletzt gesehen — wann die Stunde niederrann, die vor allen folgenden begnadet war, durchsichtig zu sein im ehernen Glanze der Ewigkeit.

Ob vor Wochen oder Monaten oder ob es gestern war. Ich weiß es nicht mehr, denn ich bin allein in einem seltsamen Lande, das ich liebe und das mich lieb hat, und in dem ich träumte, als ich ein kleines Kind war. Augen und Hände heb ich hinein in das, was ich selber bin. Und nichts ist um mich, was nicht erfüllt wäre von Dir.

Spätsommer ist es, reife Ruhe, die kein Drängen mehr bricht. Manchmal erschreckt mich etwas: der süße Flötenlaut der Brachvögel oder der Wind, der über das Schilf fährt und alle Hälme biegt wie einen Halm mit seiner weichen, zwingenden Hand.

Aber das ist selten, und ich weiß, bald wird auch das sich einfügen dem tiefen Strom von Licht, in den meine Seele einmündet mit allem, was ihr zu eigen.

In diesem Strom bist auch Du mir nahe, und manchmal ist es, als wärest überhaupt Du der Strom, und dann kann es wohl sein, daß er für einen Augenblick eine Farbe hat wie dunkles Blut. Aber schließe ich die Augen, wird alles golden, nirgends Blut und nirgends mehr Trübe.

Steh ich hingelehnt am Silberstamm der Buche, während das harte Moos an meine Wange sich schmiegt, so folge ich in Seligkeit den Zweigen, die endlos, endlos hinaufsteigen in das ewige Licht, und in eine Sekunde zusammengepreßt fühle ich all die Kraft, die baute den Baum.

Bist Du die Kraft, bist Du die Seligkeit?

Du bist der Wind, der allnächtlich durch den silbernen Garten geht und die Bäume lebendig macht, die am Tage still stehen und schlafen. Und wenn früh auf den losen Wegen ein paar Krause, braune Blätter liegen, so winke ich ihnen zu und lächle, denn ich weiß, Du warst es, der sie hingestreut.

Manchmal, wenn das Wasser in leisen Wellen geht, so überkommt es mich: ich muß hineinsteigen, und halb gehend, halb schwimmend flüte ich hinaus Schritt um Schritt. Will die Welle schon den Mund mir schließen, lausche ich und frage: Noch einen Schritt? Und dann bist Du der süße Tod, der in diesem letzten Schritt mir winkt.

Aber mehr bist Du mir als dies, mehr gabst Du mir als der Mond und als die Nacht, und anders noch winkst Du mir, als der weiche Tod mir winkt.

Meine Kraft war unstet und zügellos, nun ist sie schwer und klar. Das Zufällige, Unerlöste, allzu Persönliche, das mich gebunden hielt und Leben hieß, fällt von mir ab. Und daß es fallen kann, Lieber, das danke ich Dir.

Ich will Dich noch bitten: denke nicht, daß ich leide — leide auch Du nicht um mich. Ganz ohne Wunsch doch bin ich und ohne Wollen, selig im schattenlosen Licht.

Im Licht, das Du mir gabst.

Tröste Dich und tröste meine Mutter: sie war frank, sie hat zu viel vom Leben gewollt.

## Das heutige Ägypten<sup>1)</sup>.

~~~~~

Als Lord Cromer, der Mann, den man mit Recht als den Schöpfer des heutigen Ägyptens bezeichnen kann, im Mai 1907 das Land verließ, in dem er seit 1877 gewirkt hatte, glaubten nicht wenige, daß die Veranlassung zu seinem Austritt darin gesucht werden müsse, daß die britische Regierung nicht bereit gewesen sei, aus dem englisch-französischen Abkommen vom 8. April 1904, durch das Frankreich sich bereit erklärt, der Aktion Großbritanniens in Ägypten weder mit Bezug auf die zeitliche Dauer der Okkupation noch in irgendeiner andern Weise hinderlich sein zu wollen, die Konsequenzen zu ziehen, die er, Lord Cromer, als in demselben liegend angesehen hatte. Er hat dieser Annahme, damals und seitdem, in der Öffentlichkeit widersprochen, es liegt also kein Grund vor, auf diesen Punkt hier zurückzukommen.

Der 1841 geborene Sir Evelyn Baring, später Lord of Cromer, stammt aus einer ursprünglich deutschen Familie. Johann Baring, ein kleiner Tuchfabrikant, ließ sich in England, in Parkbear bei Exeter, in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts nieder, und zwei seiner Söhne, Francis und John, etablierten 1779 in London das heute noch bestehende weltbekannte Bankhaus Baring Brothers. Francis war seit seiner Jugend taub, überwand aber alle Schwierigkeiten, vertrat von 1784 bis 1806 verschiedene Wahlbezirke im Unterhause, wurde durch Pitt 1793 als Baronet geadelt und hinterließ bei seinem Tode den Ruf des ersten Kaufmanns in Europa und ein Vermögen von nahe an sieben Millionen Pfund Sterling. Sein Enkel Thomas, der Sohn seines ältesten Sohnes, wurde 1866 Baron Northbrook, ein Urenkel 1876 Earl of Northbrook. Sein zweiter Sohn, Alexander, Finanzier und Diplomat, besonders bekannt als der britische Unterhändler des sogenannten Ashburton-Vertrags, durch den 1841 die Grenze zwischen dem Staat Maine und Kanada festgesetzt wurde, war schon 1835 als Baron Ashburton geadelt worden. 1885 wurde der damalige Chef der Firma, Edward Charles Baring, Baron Revelstoke. Sein jüngerer Bruder, Sir Evelyn Baring, diente in der Artillerie, wurde 1872 Privatsekretär seines Vaters, des zweiten Lord Northbrook, damals Vizekönig von Indien und nach seiner Rückkehr nach England 1876 auf die Empfehlung des Unterstaatssekretärs im indischen Amt, Sir Louis Mallet, von Lord Goschen, auch einem Manne deutscher Herkunft, der damals zur Regelung der finanziellen Schwierigkeiten der ägyptischen Regierung nach dort entsandt worden war, für den Posten des englischen Kommissars bei der Verwaltung der öffentlichen Schulden in Ägypten vorgeschlagen, den er auch Anfang 1877 erhielt. Im Mai 1879 gab er denselben indessen auf in der Überzeugung, daß er unter den obwaltenden Verhältnissen — nach der wohl zum Teil durch den Khedive Ismail Pascha angeregten Meuterei der Offiziere der Armee, dem durch sie herbeigeführten Sturz Ismails im Februar 1879 und dem Staatsstreich Ismails — nichts zu leisten imstande sein würde. Bald darauf ging er nach Indien, wo er mehrere Jahre als Finanzminister tätig war, bis er am 11. Dezember 1883 nach dem Sturz Ismail Paschas und der Einführung Desvrit Paschas, dem Aufstande Arabis und

<sup>1)</sup> Das heutige Ägypten. Von Earl of Cromer. Autorisierte Übersetzung von Konteradmiral z. D. M. Plüddemann. Zwei Bände. Berlin, Karl Siegsmund. 1905.

deßjen Niederwerfung durch die englischen Truppen unter Sir Garnet Wolseley als diplomatischer Agent nach Kairo entstandt wurde. Dieser Posten bedeutete viel mehr, als sein Name besagte, und die Aufgabe, die Sir Evelyn Baring in Ägypten vorfand, war keine leichte; durch das Vorhandensein politischer Fragen wurde die eingehende Beschäftigung mit der Besserung der finanziellen und wirtschaftlichen Lage des Landes während längerer Zeit wenn nicht ganz verhindert, so doch sehr wesentlich erschwert. Es kann daher auch nicht wundernehmen, daß ein großer Teil von Lord Cromers vorliegendem Buch mit der Behandlung dieser politischen Fragen angefüllt ist. Arabis Aufstand, der Wunsch und der Versuch der Türkei, die Gelegenheit zu benutzen, um die Herrschaft über Ägypten wieder zu gewinnen, das Blutbad in Alexandrien am 11. Juni 1882, das weniger der Regierung oder Arabi, als der politischen Gärung unter den Mohammedanern zugewiesen werden muß, die Ernennung Arabis zum Kriegsminister, die als ein Schachzug gegen die Bestrebungen der Türkei anzusehen war, das Bombardement von Alexandrien am 11. Juli, mit der darauf folgenden Plünderung und teilweisen Einäscherung durch den Pöbel, der Feldzug zur Unterdrückung Arabis, der, da Frankreich und Italien ihre Mitwirkung abgelehnt hatten, nur von England unternommen wurde und mit dem Siege von Tel-el-Kebir am 13. September und der Gefangennahme Arabis und seiner hauptsächlichsten Anhänger endete, hatten eine Lage geschaffen, der die englische Regierung um so ratloser gegenüberstand, als sie die Sachlage ganz mißverstanden hatte. Die ägyptische Bewegung war hauptsächlich gegen die Türken gerichtet; sie hatte sich dann auch gegen die Europäer gewendet und war eine ganz nationale, oder wenn man will, nativistische geworden. Ein Sieg dieser Bewegung würde aber, wie der Verfasser sehr richtig bemerk't, gar keine Elemente geschaffen haben, denen die Regierung hätte anvertraut werden können. Es gab eben einerseits nur Bauern (Hellenen) und kleinere Grundbesitzer, die größeren waren fast alle Türken, die nur daran dachten, sich von den griechischen und syrischen Wucherern freizumachen, und anderseits die hauptsächlich aus den Ulemas der El-Alghar (El Alsher) Moschee, d. h. der Universität, bestehende Hierarchie, die besonders auf die niederen Klassen einen sehr großen Einfluß besaß, ihn aber dazu verwandt haben würde, jeden Reim der Zivilisation zu zerstören. So blieb auch im eigenen Interesse Ägyptens nur eine fremde Intervention übrig, und zwar besser eine europäische als die türkische und besser die einer einzelnen europäischen Macht als eine von internationalem Charakter. Nach dem Ver sagen Frankreichs und Italiens fiel die Aufgabe England zu. Wie wenig es damals den Umfang dieser Aufgabe verstand, geht daraus hervor, daß Lord Dufferin, der englische Botschafter in Konstantinopel, dahin informiert wurde: „Ihrer Majestät Regierung beabsichtige, binnen kurzem mit der Zurückziehung der britischen Truppen aus Ägypten zu beginnen.“ Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß sowohl die Regierung wie die öffentliche Meinung in England der Ansicht waren, dies werde nicht allein zulässig, sondern auch möglich sein. Der Schreiber dieser Zeilen erinnert sich, daß in den letzten Tagen des März 1884 ein englischer Reverend, dem er an Bord des Postdampfers einen leisen Zweifel daran äußerte, ob die englische Regierung imstande sein werde, dieses Versprechen zu halten, ihm mit großer Energie erklärte: „Then we will make her, Sir!“

Zu diesen, wenn man will, inneren politischen Schwierigkeiten kam die äußere des Mahdi, der ganz gegen die Tradition sich selbst als solcher im März 1881 im Sudan erklärt hatte. Er wurde, wie verschiedene andre vor ihm, in der mohammedanischen Welt nicht anerkannt, und wenn er im Sudan Zulauf fand, so war dies in erster Linie dem Haß der dortigen Bevölkerung gegen die ägyptische Herrschaft zuzuschreiben; einige Erfolge über ägyptische Truppen zu Anfang der Bewegung erhöhten dann seinen Ruf, bis die Regierung sich einem furchtbaren Aufstand gegenüber sah, der seine Stärke aus dem Haß gegen die ägyptische Verwaltung und dem religiösen Eifer einer leichtgläubigen fanatischen Bevölkerung schöppte. Auch in dieser Frage spielte die Türkei wieder eine Rolle; man dachte

daran, sie um Hilfe anzugehen und ihr die Besitzungen Ägyptens am Roten Meer (Sualin) abzutreten, als der Aufstand nach dem östlichen Sudan übergriff, Baler auf dem Wege nach Dakar geschlagen wurde, Sintat und Tolar fielen. Aber der Plan scheiterte schließlich an der Unentschlossenheit der Türkei und dem Widerspruch Englands. Dann kam man unter dem Drucke der öffentlichen Meinung auf den Gedanken, General Gordon, „Chinese Gordon“, nach dem Sudan zu schicken, um die dortigen Garnisonen und den Teil der Bevölkerung, der dies wünschte, nach Norden zu evakuieren. Wie Gordon am 26. Januar 1885 fiel, zwei Tage ehe die ihm zur Hilfe gesandten Dampfer vor Khartum erschienen, wie es bis zum 2. September 1898 dauerte, daß der zweite Mahdi in der Schlacht von Omdurman von Sirdar Kitchener besiegt und Khartum besetzt wurde, und bis zum 24. November 1899, daß die letzte Schlacht gegen den Mahdi geschlagen und er selbst fiel, ist bekannt. Aber was nur weniger bekannt sein dürfte, waren die Erwägungen, Beratungen und Verhandlungen, die diesen Ereignissen teils vorangingen, teils sich während ihrer abspielten. Lord Cromer erzählt sie eingehend mit einer Selbstlosigkeit und Bescheidenheit, wie sie auch bei wirklich großen Männern nur selten zu finden sind. Wie das ganze Werk ist auch dieser Teil desselben allen Lesern und besonders denen auf das wärmste zu empfehlen, die einst berufen sein können, in Fragen des öffentlichen Lebens und der Politik mitzusprechen. Lord Cromers Urteile über Gladstone, der immer nach Berichten und Rat verlangte, aber nie tat, was die Berichterstatter empfahlen, und der ihm unangenehme Sachen dadurch aus der Welt zu schaffen suchte, daß er sie ignorierte, der alles aussprach, was ihm durch den Kopf ging und seine Ansichten sehr schnell änderte, sind oft scharfe, aber niemals lieblose oder einseitige. Seinem Schluzurteil über Gordon: „Wenn ich ihn besser gekannt hätte, so würde ich sicherlich niemals seiner Verwendung zugestimmt haben“, wird jeder bestimmen, der mit General Gordon geschäftlich zu tun gehabt hat. Seinen vortrefflichen Eigenschaften als Mensch kann man dabei volle Anerkennung zuteil werden lassen, aber den Soldaten muß man schonungslos tadeln, der in einer ausgedehnten festigten Stellung mit unzureichenden und zum Teil unzuverlässigen Kräften sich nicht ein Reduit sichert, in dem er sich nach dem Fall der Stadtmauern noch, wenn auch nur kurze Zeit verteidigen kann. Wenn Gordon das in Khartum getan, dann hätte sein eigenes Schicksal wie das des Sudans eine ganz andre Wendung nehmen können. Dieser Punkt müßte hier berührt werden, denn Lord Cromer erwähnt ihn nicht.

Der übrige Teil des Werkes behandelt „den ägyptischen Knoten“ (wäre „Schwierigkeit“ nicht eine verständlichere Übersetzung gewesen?), „die britische Politik in Ägypten, die Reformen und die Zukunft Ägyptens“.

„Der ägyptische Knoten“ schildert im wesentlichen die nationalen und internationalen Zustände, wie sie sich in Ägypten auf Grund des Charakters der verschiedenen Klassen der Bevölkerung und der wirtschaftlichen Verhältnisse wie unter der Herrschaft der Kapitulationen entwickelt hatten, die den Europäern, namentlich in Fragen der Gerichtsbarkeit, eine Stellung gaben, die jede Reform wenigstens nach dieser Richtung hin unmöglich machte. Der Verfasser führt dann auf, was in betreff der Verwendung englischer Beamten, der internationalen Verwaltung der öffentlichen Schuld und der Reform des Justizwesens geschehen ist, und gibt im letzten Kapitel eine kurze, aber tressende Charakteristik der ihm zugefallenen Aufgabe und seiner hauptsächlichsten eingeborenen Mitarbeiter, von denen besonders Kubat Pascha interessant und wichtig war und zeigt eine Einsicht in und ein Verständnis des orientalischen Charakters, wie es auch unsern Diplomaten zu wünschen wäre.

Wie wir aus dem zweiten, die britische Politik in Ägypten behandelnden Abschnitt erfahren, war es der Wunsch der englischen Regierung, die Okkupationsarmee zu vermindern und die Dauer der Okkupation selbst abzufürzen. Der erstere Wunsch wurde durch die Vernichtung der unter General Hicks gegen den Mahdi gesandten Armee hinfällig, der zweite scheiterte an dem durch den Verfasser aufgestellten und

durchgeföhrten Prinzip, daß die Reform von der Okkupation unzertrennbar und die erste ohne die zweite unmöglich sei. Eine Sendung Lord Northbrooks nach Ägypten 1884 blieb erfolglos, weil Mr. Gladstone sich nicht entschließen konnte, dessen Rat zu folgen und die Zinsen einer aufzunehmenden ägyptischen Anleihe zu garantieren. Ebenso ging es mit der Sendung Sir Henry Wolfs, der mit der türkischen Regierung am 22. Mai 1887 eine Konvention abschloß, nach deren freilich sehr verklauftulierten Bestimmungen die englische Regierung sich verpflichtete, drei Jahre nach der Unterzeichnung ihre Truppen aus Ägypten zurückzuziehen und beiden vertragsschließenden Staaten das Recht zugestanden wurde, bei besonderen späteren Vorfallminissen Truppen dorthin zu entsenden. Die Konvention wurde, wie gesagt, von den Bevollmächtigten unterzeichnet, aber unter dem Druck Frankreichs und Russlands weigerte sich der Sultan, sie zu ratifizieren, und alles blieb beim alten. Der Schreiber dieser Zeilen ist sich nicht sicher, ob gerade bei dieser Gelegenheit, als der türkische Bevollmächtigte mit besonderem Nachdruck die Rechte der Türkei auf Ägypten betonte, der englische ihm erwiderte: „Gut, dann behalten Sie Ihre Rechte und wir behalten Ägypten.“ Aber diese Antithese ist seit 1887 die Signatur der Stellung beider Mächte zur ägyptischen Frage gewesen. Glüdlicher war die englische Regierung mit der Neutralisation des Suezkanals, die durch die ad hoc zusammengetretene Konferenz am 29. April 1888 anerkannt und ausgesprochen wurde. Auf die zwischen England und Frankreich am 8. April 1904 abgeschlossene und durch den Hinzutritt Deutschlands, Österreich-Ungarns und Italiens bestärkte Konvention, in der England erklärt, daß es nicht den politischen Zustand Ägyptens ändern, und Frankreich, daß es der Aktion Englands nicht hinderlich sein wolle, legt Lord Cromer großen Wert, da er in ihr einen Schritt zur teilweisen Regelung der ägyptischen Frage sieht; wir wollen wünschen, daß er sich in dieser Beziehung nicht irre.

Der vom kolonialwirtschaftlichen Standpunkt aus wichtigste und interessanteste Abschnitt ist der über die Reformen selbst. Er umfaßt die Abschaffung des Kurbasch, der als Mittel für Strafe, Tortur und Steuereintreibung eine große Rolle spielte; die Aufhebung des Frondienstes, die dem Lande eine Mehrausgabe von jährlich 400 000 £ kostete, aber die Bevölkerung von einer fast unerträglichen Last befreite; den Kampf gegen die hundertköpfige Hydra der Korruption, die immer noch eine ganze Anzahl ihrer Köpfe behalten hat, und gegen die europäischen, zum Teil wenig berechtigten und vielfach sehr schädlichen Privilegien, ein Kampf, der auch nur zum Teil durchgeführt werden konnte. Durch die Sanierung der Finanzen sind die Einkünfte von ca. 9 Millionen ägyptischer Pfunde im 1883 auf  $15\frac{1}{2}$  Millionen in 1906 gewachsen, die Ausgaben in derselben Zeit von  $8\frac{1}{2}$  Millionen auf  $12\frac{1}{3}$  Millionen ägyptischer Pfunde gestiegen. Der Betrag der öffentlichen Schuld, die sich 1883 auf ca.  $96\frac{1}{2}$  Millionen belief, ist um über 9 Millionen, und der Betrag von jährlich über  $4\frac{1}{4}$  Millionen für Zinsen und Tilgungsfonds um über 900 000 ägyptische Pfund heruntergegangen. Dies alles trotz der Ausgaben für die wirtschaftliche Entwicklung des Landes, des Krieges gegen den Mahdi, der Kolonisation des Sudans und der Arbeiten für die Bewässerung. Durch die Einrichtung großer Reservoirs für das überflüssige Wasser des Nils und den Bau für dessen Verteilung ist der Ertrag der Ländereien um das vielhundertfache gesteigert, so in Mittelägypten allein von etwas über 2 Millionen ägyptischer Pfund auf  $28\frac{1}{3}$  Millionen. Die Reorganisation der Armee, die aus einer Bande unbrauchbarer, unwissender Offiziere und zufälliger, feiger Soldaten bestand, ist in ein Instrument verwandelt worden, das sich den fanatischen und furchtlosen Kriegern des Mahdi gegenüber als ein durchaus brauchbares erwiesen hat. Die Ministerien des Innern, der Justiz, der Erziehung sind neugestaltet worden, und vor allem bewundernswert war die Kolonisation des Sudans, dessen Einkünfte 1898 auf 8000 ägyptische Pfund geschätzt wurden und 35 000 einbrachten, acht Jahre später aber auf 804 000 Pfund gestiegen waren, während mit Ausnahme der Zinsen für  $3\frac{1}{2}$  Millionen, die für Kapitalausgaben

vorgeschossen waren, sich die Rettoschuld an den ägyptischen Staatschaz auf nur ungefähr 30 000 Pfund belief. Das sind die Arbeiten, die von Lord Cromer und einer Handvoll von Engländern geleistet und die Erfolge, die von ihnen erzielt worden sind. Lord Cromer hat unbedingt recht, wenn er sagt „dass die besonderen Schwierigkeiten, die sich aus den vorhandenen Bedingungen ergaben, nur dazu gedient haben, eine der charakteristischen Haupteigenschaften der angelsächsischen Rasse hervortreten zu lassen. Andre Nationen hätten ebenso gut erkennen können, welche Reformen notwendig seien, es war aber die einzigartige politische Anpassungsfähigkeit der Engländer nötig, um sie auszuführen.“ Wir können stolz darauf sein, daß der Mann, der so Großes vollbracht, einen Tropfen unsres Blutes in seinen Adern hat, aber wir müssen bedauern, daß seine Vorfahren auf einen andern fremden Boden verpflanzt werden mußten, um die großen Eigenschaften entwideln zu können, die in ihnen lagen. Den Verlust hat, wie so oft, unser Vaterland zu tragen gehabt.

Der Inhalt des kurzen Schlussskapitels, „Die Zukunft Ägyptens“, lässt sich in den Worten des Verfassers dahin zusammenfassen, daß es ihm unmöglich erscheine, sich der Tatsache zu verschließen, daß höchstwahrscheinlich ein vollständiger Umsturz erfolgen würde, wenn die britische Garnison jetzt zurückgezogen werden sollte. „Man muß sich vor Augen halten, daß das heutige Ägypten von dem Ägypten vor der Okkupation sehr verschieden ist. Eine Rückkehr zur persönlichen Herrschaft von orientalischem Typus — und wahrscheinlich würden sich die Ereignisse nach dieser Richtung hin zuspielen — würde eine Revolution zur Folge haben. Eine Übertragung der Macht auf die gegenwärtige Rasse europäisierter Ägypter würde zum mindesten ein sehr gewagtes Experiment sein, so gewagt in der Tat, daß ich ganz entschieden der Meinung bin, daß es gänzlich ungerechtfertigt wäre, es zu versuchen... Die einzige wirkliche ägyptische Autonomie, die ich sowohl für praktisch wie ohne ernste Schädigung aller der verschiedenen ins Spiel kommenden Interessen für durchführbar halten kann, ist eine, die es ermöglicht, daß alle Bewohner des kosmopolitischen Ägyptens, seien es Moslems oder Christen, Europäer, Asiaten oder Afrikaner, zu einer sich selbst regierenden Gemeinschaft verschmolzen werden. Daß Jahre — möglicherweise Generationen — erforderlich sein würden, um dies Ziel zu erreichen, ist mehr als wahrscheinlich; aber wenn es nicht erreicht werden kann, so muß nach meiner Ansicht jeder Gedanke an Autonomie im wahren Sinne des Wortes aufgegeben werden.“

Dieselben Erwägungen haben Lord Cromer veranlaßt, sich vor einiger Zeit in den Spalten der „Times“ gegen den Gedanken dererteilung einer Verfassung an Ägypten ganz entschieden auszusprechen. Er hat damit vom politischen wie vom ethischen Standpunkt aus vollkommen recht. Ob es aber der britischen Regierung, die in der Türkei denselben nicht weniger schwierigen Experiment freundlich und hilfreich gegenübersteht, möglich sein wird, sich gegenüber einem Verlangen der Ägypter nach einem ähnlichen Zugeständnis dauernd ablehnend zu verhalten, scheint doch mehr als zweifelhaft. Auch andre Leute als Mr. Gladstone folgen nicht immer dem Rat erfahrener Männer.

Das vorliegende Werk enthält in knapper Form alles, was zur Kenntnis des heutigen Ägyptens und der Tätigkeit Lord Cromers in demselben erforderlich ist: wenn der Schreiber dieser Zeilen trotzdem sein Bedauern darüber aussprechen muß, daß die jährlichen Rechenschaftsberichte Lord Cromers denselben nicht als Anlagen beigefügt sind, so geschieht dies, weil diese Schriftstücke eine wahre Kundgrube großzügiger politischer und wirtschaftlicher Gedanken und jedem, der sich mit solchen Fragen beschäftigt, ein fast unentbehrliches Hilfsmittel sind.

M. von Brandt.

## Neue Musik-Literatur.

Johannes Brahms. Von Max Kalbeck. Zweiter (zweiter Halb-) Band. 1869—1873.  
Berlin, Deutsche Brahms-Gesellschaft m. b. H. 1909.

Clara Schumann. Von Berthold Litzmann. Dritter Band. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1908.

Hans v. Bülow (Briefe). Herausgegeben von Marie v. Bülow. Siebenter Band.  
Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1908.

Mit eingehenden und liebevollen Betrachtungen über das Deutsche Requiem hatte Kalbeck den letzten Halbband seiner Brahms-Biographie beschlossen, und mit einer nicht minder liebevollen Würdigung der „Liebeslieder“ beginnt er den neuesten. Merkwürdig genug sind diese lieblichen, heiteren und oft übermütigen Gesänge unmittelbar nach der tiefsten Totenmesse geschrieben: „der Seelenführer, der eben erst den Geist der Mutter heimgeleitet hat, schlägt mit dem geflügelten Schlangenstäbe den Dreivierteltakt und spielt einem verliebten Bölkchen Walzer auf“, wie der Verfasser sagt. Diese Art, sich schwer Lastendes wie mit einem Ruck kräftig abzuschütteln, ist ungemein charakteristisch für Brahms, der immer Leid und Lust seiner Umgebung lebendig mitfühlte, aber ganz frei war von sentimental Anwandlungen und für jeden Eindruck einen Gegendruck in sich fand. Ohne die laue Wiener Lust wären diese leicht flatternden Gebilde, die Russen, Polen, Magyaren friedlich im Beziehen des Walzers sich finden lassen, und die sich so linde und schmeichelnd dem Zuhörer ins Herz singen, gewiß nicht entstanden. Und man begreift das Behagen des glücklichen Autors, der seinem Verleger gesteht, daß er beim Anblick dieser Partitur zum ersten Male vor einem seiner gedruckten Werke gelächelt habe.

Ebenso merkwürdig wie die Folge der Liebeslieder auf das Requiem ist die Folge der „Rhapsodie“ auf die Liebeslieder. Brahms nennt sie Simrock gegenüber ein „Präludium“ und zu Rheinthalen einen „Epilog der Liebeslieder“. Ob das nicht rein äußerlich gemeint ist? Kalbeck glaubt nein und knüpft innere Beziehungen zwischen den so heterogenen Werken, indem er den Psalter des „Vaters der Liebe“ mit der sinnlichen Liebe jener Walzerreihe zusammenhängt und in dem Baßfundament des letzten Stükks der „Neuen Liebeslieder“ den Choral auf die Worte: „Ist auf deinem Psalter“, wiedererkennt. Die Folge der Intervalle ist freilich dieselbe, aber der Rhythmus, der doch immer bei Reminiszenzen den Ausschlag gibt, ist ein ganz anderer. An diesen Zusammenhang glaube ich nicht. Dagegen mag es wohl richtig sein, daß Brahms den unglücklichen Pleßing Goethes mit seinem Freunde Anselm Feuerbach identifizierte und sich mit der Rhapsodie die Sorge um ihn ganz vom Herzen schrieb. Und er selber war ja auch so etwas wie ein halber Pleßing! Wie Litzmann mitteilt, schrieb Clara, als Brahms ihr die Rhapsodie nach Juliens Verlobung brachte, in ihr Tagebuch: „Er nannte es seinen ‚Brautgesang‘. Es erschütterte mich so durch den tiefsinnigen Schmerz in Wort und Musik, wie ich mich lange nicht eines solchen Eindruckes erinnere . . . Ich kann dies Stück nicht

anders empfinden als wie die Aussprache seines eigenen Seelenschmerzes. Sprache er doch nur einmal so innig in Worten!"

Interessant ist der Nachweis, daß Brahms sich in diesem Stück ein wenig an Reichardt angelehnt hat oder wenigstens durch ihn auf die „Harzreise im Winter“ hingelenkt worden ist. Er hatte bei Hermann Deiters in Bonn ein Heft Reichardtscher Lieder gesehen, in dem unter dem Titel „Rhapsodie“ ebenfalls ein Stück der Harzreise enthalten war von den Worten an „Ah, wer heilet die Schmerzen“ bis zu „Neben dem Durstenden in der Wüste“. Die Anregung hatte weiter gewirkt, und als er mit der Komposition fertig war, schrieb er an Deiters: „Ah erinnere mich, bei Ihnen ein Heft Lieder von Reichardt (möglicherweise Zelter) gesehen zu haben, in dem ein Absatz aus Goethes Harzreise (aber abseits wer ist's?) stand. Könnten Sie mir das Heft auf kurze Zeit leihen? Ich brauche kaum dazu zu schreiben, daß ich es eben komponiert und gern die Arbeit meines Vorgängers sehen möchte. Ich nenne mein Stück . . . Rhapsodie, glaube aber, daß ich diesen Titel auch schon meinem verehrten Vorredner zu danken habe.“ Die Ankläge an Reichardt sind bei Brahms übrigens so unwesentlich, daß sie gewiß nur auf einem Zufall beruhen.

Noch einmal wird hier an das „Wiegenlied“ erinnert, das Brahms seiner Freundin Bertha Haber bei der Geburt ihres ersten Jungen schrieb, und in dem ein österreichisches Volkslied: „Du meinst wohl, du glaubst wohl, die Lieb läßt sich zwingen“, mit der Brahmsischen Melodie kontrapunktiert wird. In einem Begleitschreiben erklärt Brahms auch den Sinn und meint, Frau Bertha werde es ganz in Ordnung finden, daß, während sie den Hans in Schlaf fange, der Mann sie ansänge und dabei ein Liebeslied murmele. Und scherzend fügt er hinzu: „Mein Lied aber paßt so gut für Madel wie für Jungen, und brauchen Sie nicht jedesmal ein neues zu bestellen.“

Für das Bestellenlassen von Gelegenheitsstücken war ja Brahms überhaupt wenig zu haben. Als Simrock bei der Geburt eines Töchterchens, in Erinnerung an den guten Erfolg jenes ersten Wiegenliedes, die Gelegenheit für günstig hielt, ihn um ein zweites anzugehen, lehnte er mehrmals ab und schimpfte, er habe eben ein Brautlied für die „Schumannsche Gräfin“ geschrieben, aber „mit Ingrimmi, mit Born! Wie soll es da werden!“ Rämlich Clara Schumanns Tochter Julie hatte sich am 17. Juni 1869 (nicht am 26. Juli, wie Kalbeck schreibt) mit dem Grafen Vittorio Radicati di Marmorito verlobt. Kalbeck stellt den übeln Humor Brahmens bei diesem Ereignis, das ihn eigentlich freuen sollte, fest, meint aber, ein tieferer und zarterer Grund für diese Verstimmung sei nicht vorhanden gewesen, denn das Interesse, das Brahms nach Lewys Versicherung einmal an Julie genommen hatte, wäre längst durch andre, ebenso flüchtige Neigungen verdrängt gewesen. Darüber finden sich nun allerdings in dem dritten Clara Schumann-Band, den ich hier gleich heranziehen kann, einige Bemerkungen, die doch stuzig machen. Clara schreibt in ihrem Tagebuch: „Sonntag, den 11. sagten wir untern Bekannten die Verlobung, ich natürlich Johannes zuerst, der sie gar nicht erwartet zu haben schien und ganz erschrocken schien.“ Und ferner: „Johannes ist wie umgewandelt jetzt, kommt selten und ist einsilbig; auch gegen Julie, gegen die er vorher so sehr liebenswürdig immer war. Hat er sie wirklich lieb gehabt? Doch er dachte ja nie an heiraten, und Julie hatte nie Neigung für ihn.“ Die Sache scheint also doch Brahms etwas näher gegangen zu sein. Ob der allzu Bedenkliche, der von sich zu sagen pflegte, er sei leider nie verheiratet gewesen und sei es Gott sei Dank auch jetzt noch nicht, wirklich an eine engere Verbindung mit Julie gedacht hat, kann freilich zweifelhaft bleiben. Aber der Egoismus seines Herzens mochte sich verlegt fühlen, da ein anderer das nahm, was er vielleicht schwankend begehrte, ohne den Entschluß zu finden, es fest zu ergreifen.

Als der deutsch-französische Krieg über das Land gegangen und der Sieg erfochten war, da sang auch Brahms sein Jubellied dazu: das gewaltige Triumphlied, dessen Text er aus dem 19. Kapitel der „Apokalypse“ nahm, und in dem er

seinen ganzen glühenden Patriotismus und seinen starken Franzosenhaß, der aus der Jugend her wieder lebendig wurde, aussströmen ließ.

Und dann entstand das Schicksalslied. Auch hier bringt Kalbeck ein Detail zur Sprache, das zeigt, wie unsicher manchmal Brahms in der Beurteilung seiner besten Ideen war. Bekanntlich greift das Orchesternachspiel zum Anfang zurück und leitet nach dem pessimistischen Schluß der Hölderlinschen Dichtung die Phantasie der Zuhörer wieder zu der schicksalslosen, in lichtem Glanz thronenden Götterwelt. Als das Stück schon fertig war, wollte es Brahms scheinen, daß dieser Schluß nicht verständlich genug sei; er kam auf einen älteren Plan zurück und wollte den Chor im ersten Takt des Nachspiels wieder singen lassen: „Ihr wandelt droben im Licht, selige Genien“, und im achten Takt vor dem Schlußakkord sollten zuerst die Männerstimmen und dann der Frauenchor pianissimo wiederholen: „Selige Genien“. Levi war es, der ihm diesen Einfall ausredete, und Brahms strich die Chorfassette wieder. „Wäre sie stehen geblieben,“ bemerkte Kalbeck ganz richtig, „so hätte kein Mensch mehr eine Ahnung gehabt von der feinen, durch die absolute Musik hervorgebrachten Wirkung, und um die poetische Symbolik des ‚Schicksalliedes‘ wäre es geschehen gewesen.“ Das Schicksalslied war auch das erste der von Max Klinger mit der Radiernadel gedichteten Blätter, die er unter dem Titel „Brahms-Phantasie“ zusammenfaßte. Der Komponist begeisterte sich sehr für das ihm gewidmete Werk und schrieb sehr schön an Klinger, wenn er die Blätter ansähe, sei es, als ob die Musik ins Unendliche weiter töne und alles ausspräche, was er hätte sagen wollen, deutlicher als Musik es vermöge, und dennoch ebenso geheimnisreich und ahnungsvoll. „Manchmal möchte ich Sie beneiden, daß Sie mit dem Stift deutlicher sein können, manchmal mich freuen, daß ich es nicht zu sein brauche. Schließlich aber muß ich denken, alle Kunst ist dieselbe und spricht die gleiche Sprache.“ Dieser Hinweis auf den gemeinsamen Urgrund aller Künste ist besonders kennzeichnend für Brahmens Anschaungsweise.

Im Winter 1871 wurde Brahms die Direktion der Wiener Gesellschaftskonzerte angeboten. Im Jahre vorher noch hatte er sich nach einer regelmäßigen musikalischen Beschäftigung gefehlt, und jetzt, wo ihm die gebratene Taube in den Mund flog, verhielt er sich ziemlich fühl und gleichgültig, ließ nach dem Antrag auf Antwort warten und benahm sich als ob ihm die Sache wenig am Herzen liege. Wahrscheinlich hatte es ihn gekräut, daß man ihm früher Helmesberger und Rubinstein vorgezogen, denen er sich als Dirigent wohl überlegen fühlen durfte. Er nahm schließlich an, und über die erste Zeit seiner Tätigkeit an der Spitze des vornehmen Wiener Konzertinstituts wird von Kalbeck ausführlich berichtet.

Die schwere Erkrankung seines Vaters, die mit dem Tode endigte, führte ihn im Februar 1872 wieder nach Hamburg. Rührend ist die Fürsorge, die er nun seiner Stiefmutter und ihrem Sohn, dem Uhrmacher Schnack, widmete. Ganz abgesehen von den Geldunterstützungen, drang er darauf, daß sie sich pflegten, richtete seinem Stiefbruder einen Uhrladen ein, und lud die alte Frau Karoline 1884, als er in Hamburg seine vierte Sinfonie dirigierte, in sein Hotel, wo sie acht Tage neben ihm wohnen und an seinen Erfolgen sich freuen konnte. Ebenso unterstützte er seine Schwester Elise, die einen betagten, kinderreichen Witwer geheiratet hatte. Zur Hochzeit hatte er ihr 100 Taler geschickt und ließ ihr dann regelmäßig das Dreisache in Monatsraten zuweisen. Wie gern Brahms half, wo er konnte, erfuhr auch Daniel Spitzer, der Genoße einer fröhlichen Tafelrunde, der Brahms angehörte. Als er hoffnungslos frank darniederlag und nach dem Süden reisen sollte, kam Brahms und bot ihm mehrere 1000 Gulden an, die Spitzer nicht nötig hatte und deshalb ablehnte. „Und diesen Menschen habe ich für einen der größten Egoisten gehalten“, fügte er hinzu, als er Kalbeck das Erlebnis erzählte.

Irrungen und Wirrungen brachte die im Sommer 1873 stattfindende Gedächtnisfeier für Robert Schumann in Bonn. Brahms hatte den Wunsch, daß sein Requiem bei dieser Gelegenheit aufgeführt werden möge; als aber das Komitee mit der Bitte

an ihn herantrat, eine eigene Komposition für diese Zeier zu schreiben, antwortete er ausweichend, es brauchte kein anderer zu Worte zu kommen als der Geiseirte, was er auch schon Joachim gesagt hätte, der sein Requiem aufführen wollte. Aus seinem ganz gewundenen und doch für den Unbefangenen klar ablehnenden Schreiben sollten nun die Freunde herauslesen, daß er gern sein Requiem dirigiert hatte. Das war ein unmögliches Verlangen, aber Brahms größte, daß er mißverstanden war, und von hier aus schob sich eine Wolke zwischen sein Verhältnis zu Clara Schumann und Joachim, eine Verstimmung, die noch verstärkt wurde, als er bei dem ehemaligen Zwist Joachims offen für die nach seiner Meinung mit Unrecht verdächtigte Frau Partei ergriff. Hermann Levi hat durch sein warmes und tiefvolles Eingreifen geholfen, daß das alte Verhältnis zwischen dem in sich verschloßenen, seinen Empfindungen nach so zarten, im Benehmen oft so schroffen und sonderbaren Brahms und den empfindlichen Freunden wiederhergestellt wurde.

Bei der Besprechung der Quartette op. 57 und op. 67 erzählt Ralbed ein hübsches Detail: Brahms vertraute seinem Jugendfreunde Alwin Cranz einmal an, daß er vor der Veröffentlichung seines op. 57 bereits über zwanzig Streichquartette und mehrere hundert Lieder komponiert hätte, und bemerkte dazu: „Es ist nicht schwer zu komponieren, aber es ist fabelhaft schwer, die überflüssigen Noten unter den Tisch fallen zu lassen.“ Ist in dem A-moll-Quartett die Verkettung der Motive f—a—f (Brahms' Motto: frei, aber froh) und c—a—f (Joachims Wahlspruch: einsam, aber frei) eine Absicht des Komponisten? Es mag wohl sein, wie Ralbed es annimmt, denn Brahms liebte es ja, in seine Kompositionen mancherlei hineinzugeheimnissen. Die Anklage an das Urmotiv und das Walhall-Thema aus Wagners „Ring des Nibelungen“, die im C-moll-Quartett vorkommen, scheinen mir aber keine Reminiszenzen zu sein, denn der Sinn und Zusammenhang, in dem die Notengruppen hier und dort stehen, ist ein so völlig anderer, daß ich eher an einen Zufall als an eine Beeinflussung glaube. Überhaupt habe ich eine intensive Abneigung gegen den Nachweis von Reminiszenzen in organisch gewachsenen Stücken; dort bemerkte ich solche Ankläge meistens gar nicht. Nur in zusammengefügten Kompositionen fallen sie mir auf.

Das letzte ausführlich besprochene Werk in diesem Band sind die Variationen über den Haydn'schen St. Antonius-Choral, die in doppelter Form vorliegen: für zwei Klaviere und für Orchester. Mag Ralbed bisweilen Beziehungen von allzuweit herholen, mag vielleicht auch seine ungemein lebendige Phantasie mehr in die Variationen hineindeuten, als wirklich aus ihnen herausgezogen werden kann, so ist doch seine Ausführung so anregend, daß sie selbst genauen Kennern des Stücks empfohlen werden darf: auch sie werden manchen neuen Gesichtspunkt darin finden und eine vertiefte Aufschauung des Ganzen gewinnen. Brahms hatte schon 1870 bei C. F. Pohl in Wien zwei verschollene zytlistische Werke von Joseph Haydn gesehen und zwei Stücke daraus kopiert: das Andante aus einer Sinfonie und einen mit „Chorale St. Antoni“ überschriebenen Satz aus einem Divertimento. Dieser Choral hat den Musiker mächtig angeregt und ihm jene Variationenreihe eingegeben. Ralbed findet nun in einem Feuerbach'schen Bilde, einer von Allgäuer photographierten Ölslizze, einen Gedankenkreis dargestellt, der sich mit dem der Brahms'schen Variationen berührt. Es ist eine Versuchung des heiligen Antonius. Ein junger Dominikaner kniet in einem Waldinterieur am Boden. Geissel, Buch, Totenkopf liegen neben ihm, und vor ihm schwebt, als Vision, eine lodende Frauengestalt. „Von einer Wolkenglorie umgeben, in der anmutige Putten singend und musizierend sich auf und ab bewegen, scheint sie die Musik als eine neue verlockende Macht im Dienste der Verführung zu Hilfe gerufen zu haben.“ Und jetzt, als der Heilige sich, das Gesicht in den Armen vergraben, hilfesleidend zur Erde geworfen hat, läßt der Maler die gewaltigen Gestalten dreier Kirchenväter auftreten, die den Kampfenden und fast Verzagenden durch Zuspruch stärken. Auf der Basis dieses Bildes werden dann von dem Verfasser die einzelnen Variationen als Versuchungen des Heiligen

charakterisiert mit so viel Geist und Scharfsinn, daß man seiner Leitung sich gern anvertraut.

Die Haydn-Variationen tragen die Opuszahl 56, und um bis hierher zu gelangen, hat Kalbeck zwei dicke Bände seiner Brahms-Biographie verbraucht. Da die „Ersten Gesänge“, das letzte, was Brahms geschrieben hat, als op. 121 bezeichnet sind, da noch alle Sinfonien und eine Anzahl der schönsten Kammermusikwerke der Besprechung warten, so kann man berechnen, daß hierzu noch etwa ebensoviel Bände nötig sein werden. Mit so vielem Vergnügen man der lebendigen Darstellung folgt, so wäre doch im Interesse der Sache dem geschätzten Autor dringend zu raten, den breiten Strom seiner Schilderungen in ein engeres Bett mit gut gesicherten Ufern zu leiten.

---

Der Schlußband von Litzmanns „Clara Schumann“ ist ganz anders angelegt und ausgeführt als die vorhergehenden Bände. Während dort die fortlaufende Erzählung des Verfassers durch Tagebuchauszüge und Briefstellen nur erläutert wurde, besteht hier das Ganze fast allein aus solchen Zitaten und Briefen mit kaum nennenswerten Zwischenreden; der Schriftsteller Litzmann tritt völlig hinter den Dokumenten zurück. Dazt er diesen Weg gewählt hat, um aus der Schwierigkeit, die eine Schilderung der Künstlerfahrten Claras in ihrer ganzen Buntheit verursacht hätte, herauszukommen, war wohl richtig. Die Kunstreisen, das Spielen in der Öffentlichkeit waren ja Claras eigentliches Leben. Schrieb sie doch einmal an Brahms: „Eigentlich erscheint mir aber Deine Ansichtung des Konzertreisens. Du betrachtest es nur als Verdienst, ich nicht; ich fühle mich berufen zur Reproduktion schöner Werke, vor allem auch der Roberts, so lange ich die Kraft habe, und würde auch, ohne daß ich es unbedingt nötig hätte reisen, nur nicht in so anstrengender Weise, wie ich es oft muß. Die Ausübung der Kunst ist ja ein großer Teil meines Ichs, es ist mir die Lust, in der ich atme!“ Diese Reisen mußten also vor dem Leser ausgebrettet werden. Eine Aufzählung aller Etappen der reichen Konzerttätigkeit hätte nun leicht ermüdend wirken können, aber die Reflexe, die von Claras künstlerischen Erlebnissen durch ihre Briefe an die Freunde, durch Briefe der Freunde an sie und durch die Tagebuchblätter zurückgeworfen werden, geben die lebendigste Vorstellung aller Ereignisse.

Wie traurig ist es zu sehen, was diese Frau erduldet hat. Alles sank um sie hin: ihr Mann war tot, ihre Tochter Julie verheiratete sich nach Italien und starb dort, und Juliens reizendes Söhnchen, die Freude der Großmutter, starb ebenfalls; ihr Sohn Felix fiel der Schwinducht zum Opfer; Ludwig fiechte in einer Irrenanstalt unheilbar hin; Ferdinand starb an den Folgen einer Krankheit, die er sich im Feldzug geholt hatte! Wie traurig, daß erleben zu müssen, und doch wie erhabend ist es zu beobachten, mit welchem Mut, mit welcher geistigen Elastizität Clara gegen alles Ungemach ankämpft und wie tapfer sie um den Lebensunterhalt für sich und die ihrigen ringt, oft noch durch körperliche Leiden gehindert. Freilich fanden sich Freunde und Verehrer, die der hart geprüften Frau ihre Lage zu erleichtern suchten, aber doch erst, als sie das schwerste bereits selber getan hatte. So überreichten ihr eine Anzahl Bewunderer in Köln 1872 ein Kapital von 30 000 Tälern in fünfprozentigen Papieren angelegt mit der Zusicherung, diese Summe jährlich um 1000 Taler vermehren zu wollen. Ihr Freund Voigt schickte ihr 3500 Taler, die in seinem Kreise nach Roberts Tode gesammelt und auf Zinsen gelegt waren; Wien stiftete 1873 ein Ehrentgeschenk von 10 000 Tälern; Brahms bot ihr in seiner schüchtern ungeliebten Art 10 000 Mark an als Beihilfe zur Erziehung ihres Enkels, und als sie ablehnte, schickte er ohne weiteres 15 000. Und in ganz besonderer feinsinniger Weise sprang ihr Max Abraham, der Inhaber des Petersschen Verlages, bei. In einem reizenden Briefe schrieb er, daß er sich schon lange in ihrer Schuld gefühlt, und wenn er diese bis jetzt nicht getilgt habe, so liege der Grund dafür in eigentümlichen Verhältnissen diskreter Natur. Jetzt sei er in der

Vage, seinen Verpflichtungen nachzukommen und schickte ihr einen Anteil seines im letzten Jahre an Schumannischen Kompositionen erzielten Gewinnes (zum Matz). Er hoffe, in dieser Weise alljährlich bis zum Erlöschen des Privilegs fortzufahren. „Sie werden vielleicht einen Augenblick zweifeln“, so fährt er fort, „ob ich wirklich Ihr Schuldner bin, es aber sofort zugeben, wenn Sie bedachten, daß ich fortwährend Gewinn von den Geistesprodukten ihres verewigten Hatten ziehe, während Sie auch nicht den geringsten materiellen Vorteil davon haben. Sie werden selbst finden, daß dies unbillig, ja unnatürlich ist. Es hat mich stets mit Stolz erfüllt, die Welt mit so unvergleichlichen Werken, wie Liederkreis, Frauenliebe, Dichterliebe, Klavierquartette, Genoveva, Faust, bekannt zu machen; eine wahre ungetrübte Freude werde ich aber erst dann empfinden, wenn ich weiß, daß die Verbreitung jener Werke nicht ganz ohne Nutzen für die Familie des Autors ist.“

Nach dem Tode Roberts hatte Clara einen festen Wohnsitz vorerst nicht erwählt. Ihre Konzerttätigkeit führte sie von Ort zu Ort, von Land zu Land, so daß sie wohl selbst kaum wußte, wo sie sich hätte festhaft machen können. In England klagte sie über das verständnislose Publikum; sie sei sichtbar abgespannt gewesen, und hätte gar nicht frisch gespielt, die Leute hatten es aber herrlich gefunden! Der Ernst, mit dem sie ihrer Kunst dient, ist unendlich! Sie will lieber getadelt sein, als unverstanden bleiben, und rührend ist es, wie sie Joachim und Brahms Vorwürfe macht, weil sie ihr nicht gesagt haben, daß ihnen ihre Aussöhnung von Beethovens D-dur-Sonate op. 28 nicht gefallen hatte, in der Furcht, daß sie es übelnehmen könnte. „Glaubt ihr denn wirklich, daß es so unlautere Gründe sind, die mich betrüben, wenn ihr etwas tadeln? Ach bin mir meines Gefühles dabei klar bewußt und brauche mich wahrhaftig nicht zu schämen, wenn ich euch oft den Dank unter Tränen sage.“ Ob Joachim nicht begriffe, fragt sie, wie bitter sie ihre Unzulänglichkeit fühle, wenn sie ein oder das andre Stück studiert habe und dann einsehen müsse, daß sie es doch nicht recht erfaßt. Gerade aber deshalb sei es so belehrend und aneifernd für sie, wenn ihre beiden Freunde ihr alles sagten, was sie anzusehen fänden. Sie bittet Joachim, ihr seine Hand darauf zu geben, daß er künftig ganz ohne Rückhalt zu ihr sprechen werde, „und flöße ich unter Stromen dahin.“

Die zwischen Clara und Brahms gewechselten Briefe bilden einen sehr wesentlichen Bestandteil dieses Bandes. Selten hat es wohl ein innigeres und eigentlicheres Freundschaftsverhältnis zwischen Mann und Frau gegeben als zwischen diesen beiden verwandten und doch so entgegengesetzten Künstlernaturen. Brahms lebte unbekümmert in den Tag hinein, doch aber sorglich bedacht, sich die Zukunft nicht durch drückende Pflichten zu verderben und sich seine Ungebundenheit zu bewahren. Scherzend bedauert er, daß er viel bummelt, und daß ihm die Natur keinen ernsteren und traurigeren Sinn gegeben habe, „um ein Komponiste zu werden“. Wenn er aber sieht, daß Clara traurig ist und sich schwere Gedanken macht, dann tritt er ihr zur Seite und redet ihr ernstlich ins Gewissen: sie müsse durchaus danach trachten, daß ihre trübe Stimmung nicht alles Maß überschreite und nicht endlos sei. „Das Leben ist kostbar; gewaltig zerstört solche Geistesstimmung den Körper. Rede Dir nicht ein, daß Dir das Leben wenig wert sei. Das ist nicht wahr, das ist bei ganz wenig Menschen wahr. Gibst Du Dich ganz solcher Stimmung hin, so genießt Du auch frühere Zeiten nicht, wie Du könneinst.“ So geht es noch lange und eindringlich fort. In demselben Briefe spricht er auch über eine Abhandlung von Debrosis van Bruyn, und ein Satz darin ist besonders charakteristisch, weil er zeigt, wie gesund Brahms die historischen Verhältnisse der Musik anschaute: „Das Bernagelste ist, daß der kleine Debrosis durchaus die Spize des vollendeten Musildoms sehen will. Wer kann jemals sagen, jetzt habe etwas sein Ende erreicht, was nie sein Ende hat! Die kleinen Leute haben ja hinter jedem Genie einen Schlusspunkt machen wollen. Hinter Mozart, wenn wir beim Vorlezen bleiben wollen . . . Am übrigen ist es mir langweilig, über so etwas zu schreiben.“ Zuletzt kommt wieder der Künstler zutage, der lieber bildet als redet.

Trotz aller Verehrung, die hüben und drüben bestand, kam es, da die Charaktere eben zu verschieden waren, zwischen Brahms und Clara doch bisweilen zu ernsten Verstimmungen. Hier die äußerst sensible Frau, die etwas argwöhnisch und leicht verletzt, Dinge und Äußerungen ernst nahm, die für Brahms gar keine Bedeutung gehabt hatten. Dort der edige in sich gefehrte Musiker, der nicht immer die Macht hatte, über Stunden und Tage schlechter Laune Herr zu werden, und, wenn ihn innerlich Kompositionsschmerzen quälten, rauh erschien und wenig Rücksicht auf die Gemütsverfassung seiner Umgebung, seiner Freundin nahm. Zu einer förmlichen Erkältung zwischen beiden kam es in den sechziger Jahren. Brahms hatte, wie es scheint (denn der entscheidende Brief fehlt in diesem Bande), sich missbilligend darüber geäußert, daß Joachim und Clara seine Kompositionen nicht oft genug öffentlich spielten, und Frau Schumann antwortete darauf ziemlich pikiert, daß der Komponist zwar seine eigenen Sachen so viel wie möglich spielen könne, daß andre aber auf die Opposition, gegen die oft hart zu kämpfen wäre, Rücksicht nehmen müßten und sich auch oft scheut, Werke, die ihnen ans Herz gewachsen wären, einer ungebildeten und pietätlosen Masse preiszugeben. (Dabei wäre freilich zu bemerken, daß H. v. Bülow anders über diesen Punkt dachte und seinen besonderen Ehrgeiz darin fand, einem widerstreitenden Publikum Werke, die er hochschätzte, aufzudrängen.) Clara meinte dann, sie und Joachim verdienten nicht Brahmens Misstrauen. „Du fränkt damit Deine Freunde, was Du nicht solltest, und schließlich wird man still — ich zwar noch nicht, denn ich meine immer, zurechen hülse; ich möchte Dich so gern heiterer, zufriedener wissen, und sehe doch so häufig, daß Du andern zuschiebst, was Du in Dir selbst wenigstens teilweise zu suchen hättest.“ Dann hatte Brahms die Unvorsichtigkeit, Clara läppisch daran zu erinnern, daß es für sie wohl angebracht sein möchte, sich aus der Öffentlichkeit zurückzu ziehen, gerade zu einer Zeit, wo sie im fröhlichsten Konzertieren war und große Erfolge hatte. Daß sie sich hierdurch gefränt fühlte, ist nicht eben zu verwundern, obwohl Brahms nichts weiter zu der Mahnung veranlaßt hatte, als eine zärtliche Sorge um die Gesundheit der Freundin. Die Spannung wuchs so, daß sie Brahms 1867, wo er in Lichtenthal war, nicht wie sonst aufforderte, ihr täglicher Tischaufgäst zu sein, und sie schreibt ihm das später auch ganz unumwunden: „Du schienst Dich so unbehaglich bei uns zu fühlen, warst nicht etwa momentan . . . sondern Tag für Tag, wochenlang so verstimmt . . . daß es wirklich eine unbehagliche, ja traurige Zeit auch für uns wurde. Ein solches Zusammenleben war zu unnatürlich, als daß ich es hätte nochmal herbeiführen mögen — es wäre auch unter meiner Würde gewesen.“ Brahms murmelte darauf betrübt etwas von den Ruinen seines Freundschaftsstempels, doch war die Zuneigung zwischen beiden zu fest auf gegenseitige Achtung und Verehrung ge gründet, als daß sie durch solche Verstimmungen wirklich hätte gefährdet werden können, und nach einigen herzlichen Worten Claras atmerte Brahms förmlich auf, antwortete recht glücklich und sagte, ihr Brief sei ganz so gut, wie ihn nur eine so engelsgute Seele, wie sie, schreiben könne. „Habe also tausend Dank. Soll ich es mehr glauben oder darf ich nur hoffen, Deine Güte möge nicht wieder Nachsicht gegen mich sein müssen!“ Später kam es noch einmal zu ernsten Missstellungen, als Brahms die Herausgabe von Schumanns D-moll-Sinfonie in der ersten Fassung in die Wege geleitet hatte, wobei Frau Schumann sich beleidigt fühlte, daß man sie nicht gebührend um Erlaubnis gefragt hatte. Hier war sie übrigens völlig im Unrecht, wie man Seite 545 und 548 nachlesen kann. Aber auch hier brachten verhüntige Auseinandersetzungen wieder alles in das rechte Gleise.

Nach sieben Jahren ruhelosen Umherziehens ließ sich Frau Schumann in Lichtenthal bei Baden-Baden nieder. Sie hatte dort ein Häuschen erstanden, behaglich eingerichtet und sich damit ein Heim geschaffen, in dem sie nach den vielen Konzertausflügen immer den Hafen fand, der ihr Abgeschiedenheit und Ruhe bot. Die Freunde wußten nun, wo sie Clara im Sommer zu suchen hatten, und manch lieber Gast hat denn auch in den bescheidenen Räumen vorgesprochen. Außer den alten

Getreuen finden wir in Frau Schumanns Kreis im Sommer 1863 einen jungen Musiker, der später zu Ruh und Ansehen gelommen ist: den damals erst vierundzwanzigjährigen Hermann Levi. In einem entthusiastischen Briefe dankte er ihr für die freundliche Aufnahme und Anregung, die er bei ihr gefunden hat, und von hier aus spann sich ein langer fesselnder Briefwechsel zwischen beiden an.

Ein Stein des Anstoßes für Clara war Richard Wagner. Sie kannte diese Kunst durchaus nicht begreifen, hielt sie für eine Verirrung, und die Begeisterung, die sie augenscheinlich hervorrief, für eine Krankheit, einen bösen Rausch, der einmal verfliegen müsse. Sie fand es unbegreiflich, daß Brahms sich nicht völlig ablehnend gegenüber Wagner verhielt, und meinte, er sage ihr nicht seine wahre Meinung. Auch mit Levi hatte sie deswegen Auseinandersetzungen. Es wäre ungemein torisch, ihr wegen dieses Verhaltens Vorwürfe zu machen, wie das von kurzsichtigen Partei-menschen geschehen ist, denn Claras Auslassungen beweisen weiter nichts, als daß ihre Phantasie der Wagners nicht wahlverwandt war, und daß ihr Geschmack eine andre Richtung verfolgte. Levi spricht sich ihr gegenüber einmal sehr verständig über diese Frage aus, indem er einen Unterschied zwischen Dramatiker und Musiker mache. Brahms sei, meint er, als Musiker gewiß ebenso erhaben über Wagner, wie Mozart über Gluck, aber Gluck habe deshalb doch eine Stellung neben Mozart. Wagner selbst hielt sich gar nicht für einen Musiker im Sinne unsrer Klassiker. „Ich finde alle seine Instrumentalkompositionen langweilig und armelig; wenn mir ein Schüler das bei Schott erschienene Albumblatt in die Stunde brächte, so würde ich ihn zur Tür hinauskomplimentieren. Aber wenn bei Wagner die Musik im Dienste des Dramas steht, so bringt er Wirkungen hervor, wie keiner vor ihm.“ Ihm, Levi, sei das Schicksalslied oder das G.-dur-Zerlett darum nicht fernster gerüft, weil er Tristan für ein großes Kunstwerk halte. Hier wie überall erzeugten nur die fanatischen Freunde und Feinde das Missverständnis. „Die Bande, die sich Wagnerianer nennt, die neben einem Wagner einen genialen Schwindler wie Liszt auf ihren Schild hebt, ist mit ebenso eitelhaft, wie die prinzipiellen Gegner unbegreiflich.“ Brahms schrieb ihr auch einmal über die Meistersinger, er schwärme nicht für dies Werk so wenig, wie sonst für Wagner, was doch eigentlich verwunderlich ist, denn man sollte meinen, die Dichtung müßte selbst kalte Herzen warm machen, und auch der Musiker müßte auf seine Rechnung kommen. Interessant ist der Zusatz, den Brahms hier macht: „Das weiß ich: in allem andern, was ich versuche, trete ich Vorgängern auf die Hände, die mich genieren, Wagner würde mich durchaus nicht genieren, mit größter Lust an eine Oper zu gehen.“ Hieraus sieht man, daß Brahms an eine ganz andre Art der Bühnenmusik dachte, als sie Wagner schuf, und das ist ja auch selbstverständlich. Daß der Weg, den Wagner eingeschlagen hatte, von nun an der einzige gangbare sein würde, das konnten nur völlig Ahnungslose glauben. Brahms hatte sich schon seinen eigenen gesucht, und darum fühlte er sich Wagner gegenüber als Rivalenkurrent so unbesangen. Da hier von der Oper gesprochen wird, so möchte ich auch auf Levis sehr seine und treffende Beurteilung der Genoveva von Schumann hinweisen. Er meint, was der Oper schade, sei der musikalische Überreichtum; das Zuviel an Musik ermüde den Zuhörer, es fehlten die Muhepunkte. Als Beispiel greift er die Szene zwischen Siegfried und Margarete heraus. Wenn Siegfried nach dem Weggang Margarets seiner bisher zurückgehaltenen Stimmung Lust macht, so wirkte diese schöne Nummer deshalb nicht so stark, als sie vermöchte, weil vorher ein ebenfalls schönes Duett mit glänzender Instrumentierung steht. Der Eindruck würde ein viel größerer sein, wenn vorher Rezitativ wäre. Und manches andre sagt er noch, was von sehr sicherem Urteil zeugt.

Bei einem ihrer Konzertausflüge nach London wurde Frau Schumann sehr übel mitgespielt. Während sie abwesend war, drangen Diebe in ihr Zimmer und stahlen ihr Geld und Schmucksachen, darunter manch teures Andenken. Ihr Verlust betrug etwa 6000 Mark. Als Jenny Lind das hörte, schrieb sie Clara einen

reizenden Brief, in dem helle Empörung über die Einbrecher zitterte, und schidte ihr eine Brosche, die sie einst von der Königin von Schweden bekommen und viel getragen hatte mit der Bitte, dies kleine äußere Zeichen der Liebe und Verehrung von ihr anzunehmen. „Kaufen könnte ich nichts um Sie es zu geben — das hing nicht mit meine Gefühle zusammen,” wie sie amüsant radebrecht.

Zehn Jahre bewohnte Frau Schumann ihr Tustulum in Baden-Baden, dann siedelte sie nach Berlin über und mietete sich in den Zelten 11 ein. Schon Ende des Jahres 1871 hatte Joachim sie als Lehrerin an die Hochschule für Musik ziehen wollen, aber die Verhandlungen hatten sich zerschlagen, hauptsächlich wohl, weil Frau Schumann hohe Bedingungen stellte, die das Ministerium nicht glaubte erfüllen zu können. Nun war sie doch in die Nähe des alten Freundes gezogen, wenn auch nicht in der Stellung, die er gewünscht hatte, denn auch spätere Verhandlungen führten zu keinem Resultate. Den äußersten Anstoß zu ihrem Domizilwechsel gab der Umstand, daß gerade diese ihr zufagende Wohnung, die eine bekannte Familie innegehabt hatte, frei wurde. Dann mochte es sie aus dem stillen Lichtenthal nach einem musikalischen Zentralpunkt ziehen, denn was Levi vorausgesagt hatte, begann schon einzutreffen: Berlin singt an, sich auch zur musikalischen Hauptstadt zu entwideln. Endlich sprach für diesen Domizilwechsel auch der Wunsch, ihren Söhnen Felix und Ferdinand nicht nur für die kurze Zeit der Ferien, sondern dauernd ein Heim zu bieten.

Inzwischen verheiratete sich aber Ferdinand, und somit fiel ein Grund für ihren Aufenthalt in Berlin fort. Auch sonst muß ihr wohl manches nicht behagt haben, denn schon nach fünf Jahren trug sie sich mit dem Gedanken, ihren Wohnsitz wiederum zu ändern. Da wurde ihr eine günstige Stelle am Raff-Konservatorium angeboten, die sie nach kurzem Bedenken auch annahm, und damit siedelte sie nun 1878 nach Frankfurt über, wo sie bis an ihr Ende gelebt und bis zuletzt eine rege und erfolgreiche Lehrtätigkeit ausgeübt hat. Ein wichtiges Ereignis dieser Jahre war die Feier ihres fünfzigjährigen Künstlerjubiläums am 24. Oktober 1878. An demselben Tage, an dem sie als Kind vor 50 Jahren zum erstenmal vor das Publikum getreten war, und an derselben Stätte, im Leipziger Gewandhaus, spielte sie Roberts A-moll-Konzert. Schon am 25. Oktober war sie im Raff-Konservatorium in erhebender Weise gefeiert worden, und in Leipzig konnte man sich nicht genug tun in Ehrungen für die berühmte Landsmännin. „Unvergesslicher Tag”, notiert sie in ihrem Tagebuch und setzt nach Beschreibung des ihr bereiteten Festes hinzu: „So ging ich denn heute mit recht dankerfülltem Herzen, daß der Himmel mich diesen Tag noch in der vollen Künstlerkraft verleben ließ, zu Bett.”

Zum Schluß des Bandes nimmt Litzmann wieder das Wort, um die letzten Tage Claras zu schildern. Am 26. März 1896 wurde sie, die noch vormittags ihre Berufstätigkeit ausgeübt hatte, von einem leichten Schlaganfall getroffen. Ihr Zustand schien sich dann wieder zu bessern, sie konnte schließlich im Garten herumgefahren werden und ließ sich von ihrem Enkel Ferdinand etwas vorspielen. Am 10. Mai traf sie aber ein zweiter Anfall, und am 20. Mai entschlief sie sanft. So war ein reiches Leben beschlossen. Wer die Dokumente dieses Bandes aufmerksam gelesen hat, vor dessen Phantasie baut sich das Müßleben der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts lebendig auf. Er sieht die treibenden Kräfte, sieht Wirkungen und Gegenwirkungen und spürt, wie tief die stille und ernste Clara Schumann in das Getriebe eingegriffen hat. Die schönen Worte, die Brahms vor Claras Tode an Joachim schrieb und die Litzmann zum Schlüßwort seines Werkes macht, mögen auch hier stehen: „Erschrecken kann uns der Gedanke, sie zu verlieren, nicht mehr, nicht einmal mich Einsamen, dem gar zu wenig auf der Welt lebt. Und wenn sie von uns gegangen ist, wird nicht unser Gesicht vor Freude leuchten, wenn wir ihrer gedenken? Der herrlichen Frau, der wir uns ein langes Leben hindurch haben erfreuen dürfen — sie immer mehr zu lieben und zu bewundern. So nur trauern wir um sie.”

Auch der siebente Band der Bülow-Briefe ist ein Schlussband. Er gehört eng an den dritten Clara Schumann-Band, denn er zeigt gewissermaßen die Rechtsseite dieser Medaille und bildet zu ihm die deutbar beste Ergänzung. Im Vorwort gibt die Herausgeberin, Frau Marie von Bülow, sozusagen eine Abrechnung ihrer Auswahlarbeit: von 5144 Briefen ist ungefähr der vierte Teil gedruckt worden. Was und wie Wichtiges ausgeschieden ist, das entzieht sich natürlich der Beurteilung, aber wir dürfen annehmen, daß Frau von Bülow, die ihre Lebensaufgabe in der Errichtung dieses literarischen Denkmals gefunden hat und diese Aufgabe mit reinstem Wollen und hohem Ernst zu lösen immer bestrebt war, auch für die Auswahl der Lebensdokumente den rechten Blick gehabt hat.

Mehr noch als in den früheren Bänden tritt in diesem letzten die Unruhe, das Überreizte und Überhitze in Bülows Geist und Wesen hervor. Man hat den Eindruck, daß ein höchst entwickelter edler Organismus durch Selbstverbrennung zugrunde geht. Es war Bülow unmöglich, etwas Errungenes behaglich zu genießen und im Ausruhen neue Kräfte zu sammeln: sein Geist war in fortwährender Bewegung, er mußte immerfort revoltieren, umstürzen, Neues schaffen. Das Erreichte reizte ihn nicht mehr; allein der Kampf gewährte ihm eine Art von Befriedigung. „Wenn ich einmal den Augenblick bitte, zu verweilen (weil so schön), so ist das bei meiner Mobilität niemals à la lettre zu nehmen“, schreibt er seiner Frau, die selbst von ihm sagt: „Sein Hass galt dem ewig Gejagten“, Abwechslung im größten wie im kleinsten war ihm Lebenslust.“

Mancherlei Ursachen lassen nun die in Bülows Charakter begründete Unruhe in dieser letzten Periode noch verstärkt hervortreten und die Kontraste seines Wesens noch greller wirken. Auf der einen Seite ist es ein wirtliches organisches Leiden — wie die Sektion ergab, eine veraltete Wucherung im Gehirn, von der die Bülow so entsetzlich quälenden Schmerzen im Hinterkopf stammten — ein Leiden, das sich mit den Jahren verschlimmerte und ihn schließlich kaum mehr zur Ruhe kommen ließ. Ein gesunder Mensch kann seine Stimmungen ausgleichen, ein Kranter nicht, und so sehen wir, daß bei Bülow eigentlich Eruption auf Eruption folgt — „o du mein unglückseliges, cholericisches Temperament“, stöhnt er einmal — und diese jahnen Ausbrüche würden dem Bild seiner Persönlichkeit eine große Härte geben, wenn nicht neben ihnen ebensoviel Züge einer ungemeinen Großmut, Gütherzigkeit, ja Weichmütigkeit und Sentimentalität ständen. Es war in ihm eben eine Mischung von Eigenschaften, die zu einem tragischen Schicksal geradezu prädisponierte.

Es kam hinzu, daß die Vergangenheit schwer an ihm hing. Er konnte nicht vergessen, was seine Frau ihm angetan hatte, und es schmerzte ihn unsäglich, daß durch die Bayreuther Einflüsse das natürliche Verhältnis seiner Kinder zu ihm gestört wurde, daß in jede Begegnung künstpolitische Querelen hineintlangen und die Verständigung trübten. Diese Dinge brachten ihn manchmal zu einem formidablen Aufschrei aus seinen fehlischen Dualen. Aus Bonn schreibt er im Juni 1886: „Bei meiner Tochter (Daniela) steht der einseitige Fanatismus unwankhaft tief: vom Vater (Brahms) will sie nichts wissen, scheint auch kein iota davon verstehen zu können. — Jahre werden über der Abklärung bei meiner Tochter vergehen: ich werde sie nicht mehr erleben. Überall nur — gewässneter Zwiebe.“ Und etwas später: „Bei meinen Kindern habe ich durchaus nicht das geringste Herzenseim. Ich bin eigentlich nur ein lästiger Anhang, Bayreuther Gogendienst überall in vorderster Linie: Wolzogen, Stein (neulich in Berlin gestorben und fortwährend betrauert) — Levi, Richter, Motzl, selbst Zeidl — sind alles viel wichtigeren Personen als der Abtrünnige, der Verehrer des Erfeindes (!!!) Brahms, dessen verfl. Schuldigkeit es doch eigentlich zu sein hatte — — — die Knie stets in Andacht zu beugen vor dem — Säister der neuen Religion, denn als solcher wird der geniale Tondichter eigentlich betrachtet. In jedem Gespräch hängt dieser Grundton durch — kein Thema, das nicht indirekt wenigstens, aber für meine zwischen Zeilen lesegeübte Nervosität [bemerbar], darauf hinwiese. Welche Seelen-

marter!" In solchen „Saulstimmungen“ flüchtete er zu seiner Frau, ersehnt ihre lindstreichelnde Hand und fragt wohl auch in bangem Zweifel: „Marie! Hat mein ungeliger Charakter nicht — frage dich ruhig, langsam und bedächtig — auch dich mir entfremdet? Hast du noch Mut und Kraft, den giftzerfressenen ‚Hanusch‘ zu pflegen, ihm sein Absterben zu erleichtern?“

Das Verhältnis Bülow's zu Wagner also war durch das, was persönlich zwischen ihnen stand, gestört; Wagners Kunst aber blieb seinem Herzen nahe, nur den Fanatismus der ganz Unverständigen konnte der Reisgewordene nicht mitmachen. Und über Liszts Musik war er eben als Gereifter längst hinausgewachsen; wer Intimes darüber erfahren will, der lese besonders seine Auseinandersetzung mit Hans v. Bronsart (S. 202 ff.). Brahms war in seinen Gesichtskreis getreten, und in ihm und seinen Werken hatte er ein Objekt schrankenloser Verehrung gefunden. Damit war er zugleich Joachim wieder näher getreten, mit dem ihn früher enge Freundschaft verband, dem er aber nach seinem Abfall von Liszt gegrollt hatte. Nun hatte er selbst die Ideale seiner Jugend hinter sich geworfen und durfte hoffen, daß er und Joachim sich auf dem gemeinsamen Boden der Bewunderung für Brahms ganz würden finden können — und da mußte er zu seiner großen Enttäuschung und seinem großen Schmerz sehen, daß ein wahrhaft herzliches Verhältnis zwischen ihnen sich trotzdem nicht anknüpfen wollte. Das ist verständlich genug, wenn man die Verschiedenheit der Naturen beider in Betracht zieht. Dem in sich selbst ruhenden, gefestigten Joachim konnte die eruptive, von Extrem zu Extrem pendelnde Persönlichkeit Bülow's an und für sich nicht so nahe stehen wie etwa Brahms oder andre ihm verwandtere NATUREN, und ebensowenig konnte er die Art, wie Bülow Musikwerke interpretierte, von seinem Standpunkte aus immer gutheißen. Bülow spitzte seinen Vortrag bis aufs äußerste zu, ja es ging etwas wie ein polemischer Zug durch sein Spiel, mochte er das Klavier oder das Orchester vor sich haben. Er schien oft mit dem Finger auf diese oder jene Note zu deuten und sagen zu wollen: „Seht, das ist der Sinn dieser Stelle, so muß sie gespielt werden, und nicht so, wie ihr sie spielt.“ Diese Art lag Joachim so fern wie möglich. Er zog sich ganz still in das Innere des Kunstwerkes zurück und spielte ohne Nebengedanken und Nebenzwecke, was er fühlte. Die Kämpfernatur Bülow's, der immer anstacheln und aufrütteln mußte, sollte ihm sein Wirken Freude machen, trat ihm deshalb in gewissem Sinne fremd gegenüber. Schlimmer aber noch war es, daß auch Brahms die Gefühle Bülow's für ihn nicht mit der Herzlichkeit erwiderte, mit der sie ihm dargebracht wurden. Er schätzte ihn natürlich außerordentlich hoch und wußte das, was Bülow für ihn tat, wohl zu würdigen, aber von dieser Hochachtung bis zu wirklicher warmer Freundschaft ist es noch weit. Wer zwischen den Zeilen lesen kann und sich die Briefe Brahmens an Bülow genau ansieht, wird diesen Zustand bald merken. So schwieb denn Bülow eigentlich heimatlos zwischen beiden Lagern, und unter den Schmerzen seines schmerzenreichen Lebens ist die Erkenntnis dieses Verhältnisses nicht der kleinste gewesen, denn wie er einmal beschaffen war, konnte ihn die Liebe und Verehrung einer ganzen Welt nicht dafür entschädigen, daß gerade dort, wo er Liebe suchte und entgegentrug, sie ihm nicht in gleicher Stärke erwiedert wurde.

Und endlich war auch sein äußeres Leben gerade in dieser letzten Periode besonders reich an Unruhen und Stürmen. Die Kampagne in Petersburg, der Kampf mit widrigen Strömungen und einem ungenügenden Orchester beginnt die Reihe der aufregenden Ereignisse. Dann kommt die „Hanusch“-Episode in Prag, die so sehr viel böses Blut gemacht hat. Hier ist es Frau von Bülow besonders zu danken, daß sie das gesamte Material ausgebreitet hat, so daß man jetzt deutlich erkennt, wie unschuldig Bülow eigentlich an dem ganzen Skandal war. Wie so oft trieb ihn mehr der Ärger über ungerechte Beschuldigungen und sein Widerspruchsgeist dazu, Dinge zu tun, die in seinem eigenen Interesse besser unterblieben wären. Es kam dann seine Ausweisung aus dem Königlichen Opernhaus, eine Affäre, die mit Recht das ungeheuerste Aufsehen machte und ihm die Sympathien ungezählter

Tanzende einbrachte, und es kam dazu eine aufreibende Tätigkeit als Dirigent der Philharmonischen Konzerte in Berlin und Hamburg, und für eine kurze Zeit der Hamburger Oper unter Pollini. Die Ärgernisse dieser Etagione, da ein rücksichtsloser Geschäftsmann Bülow's Kräfte unbelämmert ausnutzte und es schließlich noch zu erreichen wußte, daß er ihm, allzu gefällig, allzu biegsam diesmal eine Art öffentlicher Ehrenerklärung ausstelle, haben auch an seiner Gesundheit gezeihrt.

Bei allem nun, was Bülow's Zeit wegnahm und ihm innere und äußere Unruhe brachte, fand er doch noch Muße für hundert Liebenswürdigkeiten; selbst noch in der lebten, schweren Zeit, als er unsagliche Schmerzen litt, schrieb er einem Pianofortefabrikanten, der ihm ein Klavier in sein Hotel gestellt hatte, ein warm empfehlendes Gutachten über seine Instrumente. Und er hielt auch Auschau und suchte, wo er früher ein Unrecht begangen zu haben glaubte, dies wieder gut zu machen. Besonders rührend ist ein Brief an Verdi. Bülow hatte 1874 in einem Artikel der „Allgemeinen Zeitung“ weißlich über Verdi geschimpft, ihn einen „Attila der Aehlen“ genannt und ihm gegenüber Glinka und Tschaikowsky stark herausgestrichen. Er erkannte später, wie sehr er sich getäuscht hatte, und leistete Verdi förmlich Abbitte. Er habe, meint er, einmal „una gran — gran bestialità giornalistica“ begangen, das sei aber in einer Art von Geistesumnachtung geschehen, denn er sei durch seinen Wagner-Änanatismus verbündet gewesen. Doch der Änanatismus habe sich zum Enthusiasmus gereinigt: Änanatismus = Petroleum, Enthusiasmus = Elektrisches Licht. Er studiere jetzt die „Aida“, den „Otello“ und das „Requiem“, dessen Aufführung ihn jüngst bis zu Tränen gerührt habe. Und er hätte diese Werke nicht nur dem Buchstaben nach, der tötet, sondern dem Geist nach, der lebendig macht, studiert, und jetzt bewundere und liebe er ihren Schöpfer. Er schließt: „Wollen Sie mir verzeihen, wollen Sie das Begnadigungsrecht der Souveräne ausüben? Doch was immer geschehe, ich kann und muß die Schuld eingestehen, sei es auch nur, um jüngeren Brüdern, die auch irre gehen, ein Beispiel zu geben.“ Verdi antwortete überaus liebenswürdig, daß Bülow sich durchaus keine Vorwürfe zu machen habe, denn wenn seine Meinung damals eine andre sei als jetzt, so habe er sehr gut daran getan, sie auszusprechen. „Und übrigens, wer weiß . . . vielleicht haben Sie damals recht gehabt!“ Dennoch habe ihn der unerwartete Brief eines so bedeutenden Musikers sehr erfreut, nicht aus persönlicher Eitelkeit, sondern weil er daraus sähe, daß die wahrhaft hervorragenden Künstler in ihrem Urteil durch keine Schule, Nationalität und Zeitgrenze eingeengt seien.

Das war im Frühjahr 1892. Etwa ein Jahr später begann das furchtbare Leiden, das zu Bülows Ende führen sollte, und das an der Hand von Brieffragmenten Frau v. Bülow's an Fräulein Toni Petersen in Hamburg in allen seinen Phasen dargelegt wird. Ein erschütterndes Bild! Wie hier ein reicher Geist und ein bis zum letzten Augenblick grundgütiges Herz, ein in jeder Faser edler, vornehmer Charakter nach und nach unter entsetzlichen Qualen erlischt, das wird keiner ohne tiefe Ergriffenheit lesen können.

Zo sind die Bausteine für die Ruhmeshalle eines Großen mit treuem Fleiß gesammelt; möge einst der Künstler kommen, der den Bau entwirft und richtet.

Carl Krebs.

**β). Lebensführung für junge Menschen.**  
Von Dr. W. Förster. Berlin, G. Reimer.  
1909.

Ein erfreuliches und trostreiches Zeichen, daß Dr. W. Försters pädagogische Schriften Lieblingsbücher des deutschen Volkes geworden sind. Es tut ihrer Popularität keinen Eintrag, daß der Verfasser sich auf den meisten der von ihm behandelten Gebieten in schroffem Gegensatz zu den Lieblingsrichtungen der Zeit bewegt. Wenn man ihn liest, glaubt man die einst in Deutschland so mächtigen Stimmen derjenigen zu vernehmen, der Goethe und Fichte, der W. von Humboldt und Schillers, die uns zu dem gemacht haben, was wir sind. Der Grundzug der Ethik Försters ist die Heranbildung der Persönlichkeit aus Grund eines geläuterten Willens, nicht zum Genuß, sondern zur Arbeit, „die nur dann zum Gottesdienst wird, wenn die höchsten Seelenkräfte Macht gewinnen über die Unbeständigkeit der bloßen Natur“. Plato, Sokrates, die griechischen Tragifer lehrten alle die Größe der Entfaltung und die geheimnisvolle Macht des Opfers. Aber auch die Modernen, Tolstoi, A. Comte, George Eliot, ja selbst Nietzsche haben keine bessere Botschaft zu bringen oder sind am Versuch, eine andre Moral aufzustellen, läufig gescheitert. Ist es zu spät, einer auf ungeheure Machtentfaltung stolzen Nation den Auspruch: „Was moralisch falsch ist, das kann gar nicht politisch richtig sein!“ ins Gedächtnis zu rufen, oder ist es noch Zeit, zur Erkenntnis zu kommen, daß ein Volk so viel wert ist als seine Ideale? Sie spiegeln sich in seiner Lebensführung, in seiner Politik, in seiner Kunst, in seiner Literatur, in seinem Familiendasein, vor allem in seiner Religion. Die Hand aufs Herz: sind alle unsre Wege seit den letzten Vorfahren aufwärts gegangen? Wir gewinnen nicht den Eindruck, daß ein christlicher Moralist wie Dr. W. Förster die Frage zu bejahen bereit wäre.

**β). Literarischer Ratgeber für die Katholiken Deutschlands.** Von Dr. Max Ettlinger. München, Kösel. 1908.

Engherzigkeit und religiöse Parteinaahme ist dem vorliegenden Wegweiser nicht vorzuwerfen. Die Abchnitte über Geschichte, von Professor M. Spahn, über religiöse Literatur von Prof. F. Keller, über Kirchengeschichte von Prof. Sauer, um nur diese zu nennen, sind durchaus objektiv gehalten. Harnacks „Mission und Ausbreitung des Christentums“ wird als Gesamtdarstellung von katholischer Seite unerreicht genannt; apologetische Übertreibungen sind wiederholt und scharf zurückgewiesen; der Wert der Denkerbekennnisse R. Eckens ist ungehemmelt anerkannt, obwohl er jede kirchliche Form ablehnt. Matters Bismarckbiographie wird als die vollständigste und sachlichste, über die wir verfügen, gepriesen. Die heilige Aufgabe, über katholische Heiligenleben zu berichten, hat sich der Benediktiner Bielmüller dadurch erleichtert, daß er zwischen historischen Arbeiten und erbaulichen Schriften unterscheidet. Dem kläffschen Buch des Jesuiten Delahaye, eines Holländers, über „Hagiographische Legenden“ spendet er uneingeschränktes Lob. Wir können nur hoffen, daß

die reinigende Wirkung einer solchen Kritik sich auf den Sentimentalismus und die Absurditäten der sogenannten freiem Literatur erstrecke, die geradezu ein Argernis und, wie Prof. Keller mit Zug und Recht sagt, „ein Abfall vom Geist“ ist. Zum Schluß gegen solche Erzeugnisse ruft er die Hilfe der katholischen Lesewelt auf, die allein imstande sei, dem vorhandenen Übel dadurch zu steuern, daß sie die Ware — nicht mehr kaufe.

**β). Voltaire in seinem Verhältnis zu Friedrich dem Großen und Jean Jacques Rousseau.** Von Georg Brandes. Berlin, Marxnardt & Co. (D. J.)

In gedrängter Kürze ist hier der Inhalt zahlreicher Schriften über Voltaires Beziehungen zu König Friedrich dem Großen und J. J. Rousseau zu einem klaren Bild zusammengefaßt. Der peinliche Eindruck bleibt unverändert und ließe sich in den Worten wiedergeben, der Himmel möge uns vor solchen Freunden bewahren. In beiden Fällen ist die Schuld eine geteilte, und keiner der Beteiligten hatte Ursache, sich freizusprechen. Des Autors Bewertung, Friedrich habe den Charakter Voltaires nie mit Feinheit zu beurteilen gewußt, klingt eigentlich. Des Königs Sympathien für einen der geistreichsten Menschen, die je gelebt, waren rein intellektueller Natur: seelische Affinitäten und Ansprüche des Herzens blieben gänzlich ausgeschaltet; nur dadurch läßt es sich erklären, daß die Begeisterung für das Genie, das Gefallen am unvergleichlichen Gelehrten, das Bedürfnis nach brieflichem Austausch Friedrichs tiefe und gerechtfertigte Verachtung für den Charakter des Menschen überdauerten. Der Bruch zwischen Voltaire und Jean Jacques Rousseau hatte tiefere Gründe. Nur in schroffem Gegensatz zueinander sind diese beiden denkbar. Der Monomanie der Verfolgung, unter der der intellektuelle Urheber der Revolution bis zum Wahnsinn litt, bedurfte es gar nicht, um ihn, den Utopisten des Naturzustandes, vom triumphierenden, aristokratischen Verfechter des aufgeklärten Despotismus zu trennen. Dazu genügte der Antagonismus ihrer Naturen und ihrer Weltanschauung. Rousseau hasste Voltaire, Voltaire gab Rousseau dem öffentlichen Gelächter preis. Daß er es für tunlich hielt, ihm die Gattfreundschaft von Ferney anzubieten, nachdem er ihn zu Tode gejächtigt hatte, war die letzte Insulte, mit der er Jean Jacques bedachte und die einzige, von deren Stachel er sich nie Rechenschaft gegeben zu haben scheint.

**γ). Histoire de France.** Tome huitième. Louis XIV. La fin du règne (1685—1715). Paris, Hachette. 1908.

Die zweite Hälfte der Regierung Ludwigs XIV. wird in diesem Bande der großen „Histoire de France“ von den Gelehrten Dr. St. Leger, Reboulian, Sagnac und Lavisse selbst dargestellt. Zuerst erhalten wir die Geschichte der äußeren Politik bis 1697, dann bis 1715; daran schließt sich die Darstellung der politischen und Verwaltungseinrichtungen, der Volkswirtschaft, der religiösen Wirren, welche aus der Hugenottenverfolgung erwuchsen, der Händel mit der katholischen Kirche; endlich werden wir

mit der philosophischen, wissenschaftlichen, literarischen und künstlerischen Bewegung der Zeit belanzt gemacht. Auch dieser Band ist außerst wertvoll; er bietet eine Zelle von Belehrung in oft klassischer Form und gehört zu dem besten des ganzen Werkes; insbesondere ist Lavines Schilderung des Königs und seines Hofes vorzüglich gelungen. Im ganzen ist das Urteil über Ludwig XIV. sehr abfällig; der König schiedte mit seinen Entwürfen nach innen wie nach außen; er ruinierte sein Land; er riss durch seine gewalt same und ungouvernante Politik schließlich ganz Europa gegen sich unter die Waffen und verlor den Protestantismus so wenig zu erdrücken, als er die katholische Kirche zu seiner Dienstlinie machen konnte. „Le fond de ce règne fut déstruit.“ Über die Einbildungskraft läßt sich von der glänzenden Aufzugsseite blendend, und der König, der kein schlechter Mensch war, der Ruhigkeiten, selbst Engenden bezog und Frankreich so gut repräsentierte, lebte in der Vorstellung der Nachwelt als ein großer Herrscher fort, während das prüfende Urteil zu einem ganz andern Schluß über ihn kommen muß. Das Urteil über Frau von Maintenon, um das noch hervorzuheben, ist auch ungünstig; „nichts glückte ihr“, und „kein Mensch, auch die nicht, welche sie am besten kannten, glaubten an ihre Aufrichtigkeit“.

*31. Mes dernières découvertes sur Louis XVII. et sa sœur.* Par Armand Bourgeois.

*Le dernier fils de Louis XVI.* Par Morel de Saint-Didier. Paris, Daragon. 1909.

Es gibt eine Zeitschrift über „die Frage Louis XVII.“, sowie eine ganze Bibliothek über den unter dem Namen Nanodoc betauften Prötestenten, der stets behauptet hat, der im Temple eingesperrte, aber nicht dort gestorbene Sohn Ludwigs XVI., sein Dauphin also, gewesen zu sein. Weder die europäischen Staatsmänner, die mit ihm zu tun hatten, noch die eigene Schwester, die Herzogin von Angoulême, konnten jemals dazu gebracht werden, diesen Anspruch anzuerkennen, die Herzogin von Tourzel, die die Leiche des Dauphin sah, erkannte in ihr den armen kleinen Prinzen wieder. Trotzdem findet diese historische Legende noch enthusiastische Gläubige.

*32. Père et fille.* Ph. de Champagne etc. Par Ch. Gailly de Taurines. Paris, Hachette. 1909.

Solche Bücher sind zu vermeiden, denn sie sind mit der Schere fabriziert. Der Verfasser wiederholt längstbekanntes, das in andern Büchern viel besser und viel ausführlicher erzählt ist. Was er zu geben versucht, bleibt er schuldig. Mit Ausnahme von ein paar nicht interessanten Seiten über „Père et fille“, worunter der große Maler, Philipp de Champagne, und seine Tochter, eine Nonne des unsterblichen Klosters Port Royal gemeint sind, erfahren wir nichts Neues und kann etwas von dem, was der Titel des kleinen Buchs aufländigt,

*y. In the days of the councils.* A sketch of the life and times of Baldassare Cossa. By Eustace J. Kitts. Illustrated. London, Archibald Constable. 1908.

Ein englischer Kirchenhistoriker entwirft hier ein wohlgefundenes Bild der Entwicklung von Reich und Kirche im Mittelalter und läßt an diesem Hintergrund die Gestalt Baldassare Cossas, des späteren Papstes Clemens VIII., in voller Blüthe hervortreten. Allgemeine Geschichtsschule von beiderseitiger Wahrheit und ins einzelne ließe voll ausgeweitete Schilderungen und zu einem sehr interessanten und ansprechenden Ganzen verbunden. Der Held des Buches, der so viel verlaßter Papst, den das Konsistorium Papst 1115 abgefeiert hat, wird von Kitts aus seiner Zeit erläutert und begründet. Dietrich von Riem hat Johann XXIII. bekanntlich die Simone und Unentschicklichkeit beigelegt und ihn als gänzlich unwürdig der Tiara bezeichnet. Kitts trifft diesen Anklagen mit der sehr verminütigen Bemerkung entgegen, daß Simone im Mittelalter ein sehr weiter Begriff war und Bischofe, Ordinale und Papste, tagtäglich Geld für Verleihung geistlicher Ämter nahmen; ebenso war Reichlichkeit im Mittelalter eine nicht sehr unübliche Eigenschaft, in Italien besonders; wenn aber ein Freund Cossas, Carlo Malatesta, und ein bitterer Feind, Gregor XII., darin übereinstimmten, daß sie Unstiftlichkeit an ihm nicht hervorheben, so wird der Vorwurf „des schwatzgärtigen, rachfertigen Deutschen“ nicht als begründet ansehen sein. Über den Papst wird schließlich das Urteil Leonardos von Arezzo zugesprochen: „vir in temporalibus quidem magnus, in spiritualibus nullus omnino atque ineptus.“ Das Buch reicht bis zu der von Cossa im Pisa durchgeführten Wahl Alexanders VI.; ein zweiter Band soll Cossas eigenes Pontifikat und seine letzten Jahre (er starb 1119) darstellen. Anmerklich ist das Buch, wie man das von den englischen Verlegern nicht anders gewöhnt ist, vorzüglich ausgestattet, und die Bilder sind sehr ausgeführt.

*i. Philosophie der Gegenwart.* Vier Vorträge von Alois Michl. Dritte, durchgesehene und verbesserte Auflage. Leipzig, B.G. Teubner. 1908.

Wie der Verfasser in der Vorrede sagt, denkt er sich die Leser als Hörer, hält also, wo der Gegenstand es gestattet, den Ton der Rede fest. Da man in unserer deutschen Sprache zwischen geschriebenem und gesprochenem Wort unterscheiden, dem letzteren zweifelsohne eine höhere Einfaßlichkeit – ergo Verständlichkeit – beilegen darf, so ist durch Beibehaltung der ursprünglichen Redeform der Zweck des Werks: in weiteren Kreisen wissenschaftlich verbildeter der Philosophie neue Freunde zu gewinnen, im wesentlichen erreicht worden. Das Buch läßt an Klarheit des Ausdrucks und der Darstellung nichts zu wünschen übrig, ohne auf der andern Seite an notwendiger Präzision etwas einzubüßen. Es hat bereits mehrere Auflagen erlebt und wird als zusammenfassende Darstellung der Philosophie der Gegenwart vielfach benutzt und zitiert. Vielleicht aber könnte man den Einwand erheben, daß der Verfasser nicht so objektiv in Werke gegangen ist, als bei einer rein geistlichen Betrachtung der Philosophie erforderlich sein durfte. Einige und vielleicht die

interessantesten Kapitel des Buches zeigen stark subjektive Auffassung. So das Kapitel: „Naturwissenschaftlicher und philosophischer Monismus“, in dem unter allen das psychische Geschehen behandelnden Theorien die dem Autor persönlich zulägende des psycho-physischen Parallelismus am Kosten aller übrigen (Wechselwirkungstheorie, psychologische Aktualitäts-theorie usw.) zu sehr in den Vordergrund gerückt scheint.

*„Deutsches Sagenbuch.“* In Verbindung mit Friedrich Raabe und Karl Alexander von Müller, herausgegeben von Friedrich von der Leyen. Erster Teil: Die Götter und Göttersagen der Germanen, von Friedrich von der Leyen. München, Beck'sche Verlagsbuchhandlung. 1909.

Die Berichte, der heutigen Reisewelt die frästige, gesunde Kost alter deutscher Dichtungen, Epen, Sagen und ähnlicher Gebilde wieder empfehlens nahe zu bringen, mehren sich erfreulicherweise. Die Erfahrung lehrt, daß derartige Bücher unverwehbarer Eingang in Haus und Familie finden, sollte selbst der in einigen beliebte Bildschmuck gar zu unfrästig gehalten sein und modernen Menschen etwas auf die Nerven fallen. Mit einem Werke umfassender Anlage und Abgrenzung tritt nun auch Friedrich von der Leyen auf diesen Plan. Das deutsche Sagenbuch, das er im Verein mit besiedelten Gelehrten schaffen will, zerfällt in vier Bände. Der erste, eben herausgekommene Band enthält die Göttersagen der Germanen. Der zweite wird die ältesten deutschen Heldenlegenden bringen, der dritte die deutschen Sagen des Mittelalters, der vierte endlich die deutschen Volfslegenden, und zwar derartig, daß jeder Band für sich eine Einheit bildet. In dem vorliegenden ersten Bande sieht sich Leyen mit den bisherigen Wegen und Zielen der deutschen Mythologie auseinander, sucht den Ursprung der Mythologie aufzuweisen und geht dann zur Schilderung der Götter und Darstellung der Göttersagen über. Ziu und Balder, Wodan = Odhin, Walhall und die Walturen, Donar = Thor, die Riesen, die Wanen, die nordischen Götter und Göttinnen, der Weltansatz und das Weltende werden in wohlgeründeten einzelnen Abschnitten behandelt. Es ist dem Verfasser gelungen, die zum Teil sehr schwierigen Probleme, unter Zurückziehung des gelehrtenden Materials, in glatter Darstellung zu bewingen. Ein gebildeter und für den Stoff eingenommener Leser

wird das ganze Buch mit Gewinn und Genuss benutzen. Dieser erste Band erweckt ein sehr günstiges Vorurteil für die nachfolgenden Bände.

#### *Bibliothek der Geschichtswissenschaft.*

Leipzig, Quelle & Meyer. 1909.

Unter diesem Titel beabsichtigt die rührige Verlagshandlung von Quelle & Meyer eine Sammlung von Einzelschriften zur Geschichte herauszugeben, die im Umfang von etwa 15—16 Bogen jeweils einen interessanten und wichtigen historischen Stoff behandeln sollen. Den Anfang macht Professor Hampe in Heidelberg mit einer „Deutschen Kaisergeschichte im Zeitalter der Salier und Staufer“, an der alles gut ist mit Ausnahme des lediglich dem papierenen Stil angehörigen, in Süddeutschland niemals üblich gewesenen, Form „Staufer“ statt des wirklichen „Hohenstaufen“. Hampe ist ein vorzüglicher Kenner unseres Mittelalters; in gebieter und geschmauderlicher Erzählung führt er die Geschichte der zwei großen Kaisergeschlechter am Leser vorüber mit vorsichtigem Urteil, das sich z. B. bei der Be-handlung der Canossa-Episode zeigt. Er sieht in ihr weder einen uneingeschränkten Triumph des Papstes noch einen politischen Sieg des Königs, und warnt überhaupt, den Hergang bloß als politisches Rechentunststück aufzufassen: starke Gemütserschütterungen würden wie drüben mit. „In Gregor trug nach dreitägigem schwerem Kampfe der Priester, der dem bußfertigen Christen die Absolution nicht verweigern konnte, schließlich den Sieg davon, aber freilich erst, nachdem der Politiker sich hinreichend gesichert zu haben glaubte. Er gestand nichts weiter zu, als die Wiederaufnahme in den Schoß der Kirche, nicht eine volle Wiedereinsetzung in das Königtum.“ Am Hampes Buch schließt sich als zweiter Band der Bibliothek Paul Diarmstädter's „Vereinigte Staaten von Amerika“. Der Göttinger Professor gibt hier einen sehr lehrreichen, gedrängten Überblick über die politische, wirtschaftliche und soziale Entwicklung des Riesenstaates, und ohne die dunklen Schattenseiten zu übersehen, ist er doch der Ansicht, daß das Volk der Vereinigten Staaten bleibende Ideale für die Menschheit geschaffen hat: die Besiedelung und Kultivierung eines Kontinents; die freie Wahl, für Mann und Frau vorwärts zu kommen; das Prinzip der Selbstregierung, das von den Zeiten der Puritaner her in Amerika feste Wurzel gefaßt hat, das ganze Staatswesen trägt.

#### *„Ariadne in Mantua.“*

Darf ich, als Übersieherin der im Juliheft der „Deutschen Rundschau“ besprochenen poetischen Renaissance-Szene „Ariadne in Mantua“ von Vernon Lee, mir gestatten, auf eine mißverständliche Auffassung gerade der Hauptpointe der eigenartigen kleinen Dichtung in jener Beipreisung hinzuweisen? Es heißt dort nach vorhergehenden Worten der Anerkennung: „Unwahrscheinlichkeiten müssen zwar dahingezogen werden. Der Herzog erkennt nicht jene Magdalena, die ihm die Vergangenheit erklärte, ihm die Flucht ermöglichte, als sie in der Gestalt eines jungen Sängers auf das Schloß in Mantua kommt, um ihn von der Schwermut zu heilen.“ Das ist ein Irrtum. Es handelt sich im Gegenteil darum, daß der Herzog sie, die noch immer Geliebte, vollkommen erkennt, aber — eben als „Vertreter der Tradition, der Disziplin und Zivilisation“ — sie nicht erkennen will, und in der durch diese eigentümliche Situation so spannenden Hauptszene des Stücks mache er dies der kaum ihre Fassung Bewohrenden mit weichen Worten zwar, aber mit im Grunde harter Deutlichkeit klar. Und eben an diesem „sehr edlen, ein wenig grausamen und blutleeren“ Pflichtgefühl, denn die arme, uns heiße Impulse tennende Magdalena so verständnislos gegenübersteht, fühlt sie sich unerbittlich zerrissen.

Elsa Schulhoff.

Gon Neugkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Juli beigegeben sind, vertheilen wir, nacherst eingeben nach Raum und Gelegenheit uns vorbehalten.

**Alfonso von Bourbon.** — Kurzgefasste Geschichte der Bildung und Entwicklung der Ligen wider den Zweikampf und zum Schutze der Ehre in den verschiedenen Landern Europas von Ende November 1900 bis 7. Februar 1901. Von S. K. H. Don Alfonso von Bourbon und Österreich-Este, Infanten von Spanien. Autorisierte Übersetzung aus dem Französischen durch Marie Freiin von Vogelsang. Wien, Josaf Roller & Co., 1901.

**André.** — Das göttl. Pertaria, eine tragöd. fiktif. Begebenheit. Von M. André. Zürich, Dr. R. Douglas, 1900.

**Aubert.** — Runge und die Romantik von Andreas Aubert. Berlin, Paul Cassirer, 1900.

**Zins Natur und Weltgesch.** — Nr. 19. Ernährung und Nahrungsamtmittel. Zehn Vorlesungen von Prof. Dr. Johannes Stenzel. Neu bearbeitet von Prof. Dr. K. Juny. Mit 7 Abbildungen im Text und 2 Tafeln. Zweite Auflage. — Nr. 30. Die Seele des Menschen. Von Prof. Johannes Stenzel. Zweite veränderte Auflage. — Nr. 15. Deutsches Bauernleben im Bunde der Abzübschule. Von Dr. Eduard Etto. Zweite, verbesserte Auflage mit 25 Abbildungen im Text. — Nr. 250. Die Parteientitätsbewegung. Von Gustav Lampenauer. Mit 15 Abbildungen. — Nr. 261. Innere Revolution. Von A. Prenting. — Nr. 252. Die deutsche Sozial- und Überzeugungsbewegung. Dargelegt von Dr. Otto Wedel. Verlag, 29. 6. Leibnitz, 1900.

**Baedeker.** — Deutschland in einem Bände. Kurzes Reisehandbuch von Karl Baedeker. Mit 10 Karten und 67 Plänen. Zweite Auflage. Leipzig, Karl Baedeker, 1900.

**Baedeker.** — Paris nebst einigen Routen durch das nördliche Frankreich. Handbuch für Reisende von Karl Baedeker. Mit 16 Karten und 36 Plänen und Grundrisse. 17. Auflage. Leipzig, Karl Baedeker, 1900.

**Belouin.** — De Gottesched a Lessing. Etude sur les commencements du théâtre moderne en Allemagne (1723-1760). Par G. Belouin. Maître de conférences à l'Université de Caen. Paris, Hachette & Cie, 1900.

**Beßemer.** — Mendelstadi in Amalini. Roselle von Hermann Beßemer. München, Albert Langen, 1900.

**Birt.** — Zur Kulturgeschichte Romas. Geistmäßige Etüden. Von Dr. Theodor Birt, o. Prof. an der Universität Marburg. Leipzig, Quelle & Meyer, 1900.

**Bönninger.** — Der Toten Hut. Roman von Ferdinand Bönninger. Dresden, C. Pfeiffer, 1900.

**Brentano.** — Antiquitäten. Eine Kritik von Arno Brentano. Zweite, nach vermehrte Auflage. München, O. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Star Verl.). 1900.

**Bromwell.** — The song of the Walbeck. A poem by Henry Pelham Holmes Bromwell. Denver (Colorado) U. S. A. Henrietta Bromwell, 1900.

**Cambon.** — L'Allemagne au travail. Avec 20 Planches en hors texte. 12. édition. Paris, Pierre Roger & Cie, 1900.

**Carrere.** — La terre tremblante. Calabre et Messine. 1907-1908. Par Jean Carrere. Troisième édition. Paris, Librairie Plon, 1900.

**Chotzen.** — Sexualleben und Erziehung. Vortrag, gehalten im Wissenschaftlichen Klub zu Wien. Von Dr. Martin Chotzen-Breslau. Zweite Auflage. Wien, Wilhelm Braunmüller, 1900.

**Dehn.** — Die Völker Südosteuropas und ihre politischen Probleme. Von Paul Dehn. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke, 1900.

**von Delius.** — Jesus. Sein Kampf, seine Persönlichkeit und seine Legende. Von Rudolf von Delius. München, Albert Langen, O. J.

**Dierrich.** — Gedichte — Erzählungen — Dramen. Von Carl Dierrich. Mit einigen Erzähltafeln und dem Bild des Verfassers. München, v. Augenstädt, 1900.

**Eglofstein.** — Maria Ludovica von Österreich und Maria Paulowna. Von Hermann Freiherr von Eglofstein. Insel Verlag, Leipzig, 1900.

**Wihrenberg.** — Die Kathederalstitutionen und die Reichsfinanzreform. Von Dr. Richard Wihrenberg, Pro. der Staatswissenschaften an der Universität Bonn. Berlin, Carl Heymann, 1900.

**Federmann.** — Gedichte von Herta Federmann. Königsberg i. Pr. Deutschherren Verlag, 1900.

**Flandrin.** — Institutions politiques de l'Europe contemporaine. Par Etienne Flandrin. Constitu-

tution Gouvernement assemblées parlementaires administration locale justice. Tome IV. Pays bas, Luxembourg, Danemark, Suède, Norvège. Paris, Le Soudier, 1900.

**Drachen des Lebens.** — Vol. 2. Die Freude und die Macht der gesunden Rauten. Von Dr. A. Martin — seit 1900 praktisch im Dienst der Gesundheit. Von Dr. med. Carl H. Tietz. Berlin, Verlag der Erbte Buchdruckerei und Verlag, 1900.

**Front.** — Die künstlerische Formen von Drama, Tragödie und Komödie. Von Carl Leuter, 1900.

**Fromm.** — Der Organismus des Judentums. Von Dr. Jakob Fromm (Charlottenburg), Selbstverlag des Verfassers, 1900.

**Gaudustilne.** — Ein royale Spiel mit etatlichen und Zeitlichen Rechten. Vierzehn neue Bühnenstücke und vier perfekte um fastdoppelt soviel Aufbau wie bisher. Es bilden nun zum Gedächtniss und Erinnerung einwandfreies Material. 25. Auflage. Berlin, Verlag der Erbte Buchdruckerei und Verlag, 1900.

**Goree.** — Histoire religieuse de la révolution française. Par Pierre de la Gorce. Tome premier. Paris, Librairie Plon, 1900.

**Gottfried.** — Zittau und seine Geschichte von Stralsund. Von bearbeitet von Gottlieb von Ziegenfuss. Eine Ausgabe mit einem Nachwort von Artert von der Venen. Stuttgart, 3. 6. Cotta'sche Buchdruckerei und Verlag, 1900.

**Gottschalk.** — Michael Atideberts Sterbeh. Von man von Hermann Gottschalk. München, Albert Langen, 1900.

**Grabowsky.** — Unser ewiges Leben schon jetzt in uns. Ein Buch für innerlich Hohenbergs. Von Dr. Norbert Grabowsky. Leipzig, Max Spohr, 1900.

**Grabowsky.** — Wider den Tabak! Das Tabakrauchen und sein Einfluß auf die körperliche und geistige Entwicklung der modernen Menschheit. Zugleich mit positiven Vorschlägen, wie man es abfangen soll, sich der Tabakleidenschaft zu entziehen. Von Dr. Norbert Grabowsky. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig, Max Spohr, 1900.

**Grabowsky.** — Erkenntnis das Bleibende im Wechselnder Zeiten. Ein Wegweiser des Menschen in seiner Entwicklung vom Außen zum Inneren. Von Dr. Norbert Grabowsky. Leipzig, Max Spohr, 1900.

**Grabowsky.** — Wie wird man ein geistig höherer Mensch oder wie gewinnt man höheren Lebensinhalt. Von Dr. Norbert Grabowsky. Leipzig, Max Spohr, 1900.

**Grabowsky.** — Der Innenmensch. Ein Schauspiel philosophischen Erkenntnisgehalts in zwei Aufzügen. Von Dr. Norbert Grabowsky. Leipzig, Max Spohr, 1900.

**Grabowsky.** — Höhere Liebe. Ein Schauspiel philosophischen Erkenntnisgehalts in einem Aufzuge. Von Dr. Norbert Grabowsky. Leipzig, Max Spohr, 1900.

**Griehan.** — Griechen Reiseführer, Band I. Mittelmeerafahrten und Orientreisen. Praktischer Reiseführer. Zweite Auflage. Neu bearbeitet von Dr. W. Hochstetler. Mit 22 Karten. Berlin, Albert Goldschmidt, 1900. 1900.

**Grube.** — Adalbert Platowsta. Ein Rumpf aus Leben. Bild nach porträtmässig erinnerungen von Max Grube. Band IV der "Dramaturgischen Liederbücher". Berlin, Hermann Taetel, 1900.

**Gümmlin.** — Unter verbittern. Die erhabung eines Wanderers. Von Rinti Gümmlin. Eine berechtigte Überlegung aus dem Herkommigen von Oskar Gümmlin. Berlin, Albert Langen, 1900.

**Gümmlin.** — Rosa. Roman von Rinti Gümmlin. Eine berechtigte Überlegung aus dem Herkommigen von Oskar Gümmlin. Berlin, Albert Langen, 1900.

**Görderer.** — Naturbuch. Naturbuch der Naturwissenchaften 1908-1909. 24. Jahrgang. Herausgegeben von Dr. Joseph Gölderer. Mit einem Bildwerk von Dr. Wissmann und 15 Abbildungen. Naturbuch der Zeit und Natur 1908-1909 zweiter Jahrgang. Herausgegeben von Dr. Adam Gölderer. Siegburg i. Br., Verleger B. Mai, Siegburg, 1909.

**Gödergrätz.** — Ein elegante Landhaus- und Kirchenturmwelt. Von Dr. Hans Gödergrätz. Zwei 25 Abbildungen. Siegburg i. Br., Siegfrieds Verlag, 1900.

- Höß.** — Neun Monate in Untersuchungshaft. Erlebnisse und Erfahrungen von Marie Höß. Dresden, Heinrich Münzen. D. J.
- Horn.** — Eine rheinische Schmugglergeschichte. Erzählung von L. von Horn. Bearbeitet und herausgegeben von der freien Lehrervereinigung für Kunsts piele in Berlin. Nr. 4 der „Bunten Steine“. Reutlingen, Güsslin und Laiblin. D. J.
- Zöller.** — Deutsche Gedichte. Von Ostar Zöller. In zwei Bänden. Erster Band: Bis zum westfälischen Frieden. Mit 114 Abbildungen und 7 Karten. Erstes bis sechstes Tausend. Münzen, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung (Ostar Bed.). 1909.
- Im Strom des Lebens.** Altes und Neues zur Belebung der religiösen Jugendunterweisung. Dargeboten vom Leipziger Lehrerbund. Zweite Auflage. Leipzig, Dürr. 1909.
- Kellen.** — Dichter- und Schriftstellerangetroffen. Charakterzüge aus der Literaturgedichte gesammelt und herausgegeben von Toni Kellen. Vierte Auflage. Stuttgart, Robert Lutz. D. J.
- Keppler.** — Mehr Freude. Ein Ostergruß von Dr. Paul B. von Keppler, Bischof von Rothenburg. 9.—12. Tausend. Freiburg, Herder'sche Verlagsbuchhandlung. 1909.
- Kerdaniel.** — André de la Vigne. Orateur et poète. (457—527). Par Edouard-L. de Kerdaniel. Paris. H. Daragon. 1909.
- Klemperer, r.** — Paul Lindau. Von Viktor Klemperer. Berlin, Hermann Ebbed. D. J.
- Koisch.** — Die Deutschen in Südtirol und ihr Ausgleich mit den Tirolern. Von Prof. Dr. Wilhelm Koisch. Leipzig, D. Grädlauner. 1909.
- Kremml.** — Ist das das Leben? Roman von Witek Kremml. Berlin, Concordia Deutsche Verlagsanstalt (H. Ebbed). D. J.
- Kriech'e.** — Die Stadt Weimar zur Zeit Goethes. Von Oberbaudirektor Kriesche. Weimar, Alexander Hütsche Nach. 1909.
- Küdler.** — Wüstencrite und Vulkanbesteigungen auf Island. Von Carl Küdler. Mit 150 Illustrationen und 3 Karten. Altenburg, Stephan Geibel. 1909.
- Kunst und Künste.** Aufsätze über das Schöne, die Kunst und den Künstler, die bildenden Künste und die Musik. Herausgegeben von Dr. Hermann Seier und Prof. Dr. Gustav Jenner. Zweite durchgeführte Auflage. Leipzig, Dürr. 1909.
- Lahnstein.** — Das Problem der Tragik in Hebbels Frühzeit. Von Ernst Lahnstein. Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag (E. Hauff). 1909.
- Lange.** — La Bruyère. Critique des conditions et des institutions sociales. Par Maurice Lange. Paris, Hachette & Cie. 1909.
- Langer.** — Traumerei. Gedichte von Felix Langer. Dresden, C. Pierion. 1909.
- Lichtwart.** — Park- und Gartenstudien. Die Probleme des Hamburger Stadtparks. Der Heidegarten. Berlin, Bruno Cassirer. 1909.
- Lima.** — L'Anti-Homme. Poème dramatique. Par Archer de Lima. Paris, Leon Vanier. D. J.
- Louis-Jaray.** — La Question sociale et le Socialisme en Hongrie. Par Gabriel Louis-Jaray. Avec cinq cartes hors texte. Paris, Felix Alcan. 1909.
- Mare.** — Napoleon, eine Büste zu vielen. Dramatisches Lebensbild in 5 Atten. Von C. Mare. Straßburg I. C. D. S. Ed. Heit. 1909.
- Moulin.** — Une année de Politique extérieure. Par René Moulin et Serge de Chessin. Avec préface de M. Paul Deschanel. Paris, Plon-Nourrit & Cie. 1909.
- Witticest.** — Carl Candidus. Ein Lebensbild zur Geschichte des religiös-pietistischen Idealismus und des etablierten Geisteslebens vor 1870. Von Dr. phil. Ernst Müsbeck, Archivar am Geheimen Staatsarchiv in Berlin. Münzen, J. J. Lehmanns Verlag. 1909.
- Raumann.** — Das Volk der Denten. Eine Anprache an dem sozialen Kongress zu Heilbronn. Von Dr. Raumann. Berlin-Schöneberg. Buchverlag der „Hilfe“. 1909.
- Raumann.** — Sonnenfahrt. Von Dr. Raumann. Berlin-Schöneberg. Buchverlag der „Hilfe“. 1909.
- Reupauer.** — Der kollettivismus und die soziale Monarchie. Von Dr. Joseph R. von Reupauer. Dresden, Richard Linde. 1909.
- Nordan.** — Der Sinn der Geschichte. Von Max Nordan. Berlin, Carl Duncker. 1909.
- Nordan.** — Max Nordaus Zionistische Schriften. Herausgegeben vom Zionistischen Aktionskomitee. Köln, Jüdischer Verlag G. m. b. H. 1909.
- Nyström.** — Christentum und freies Denken. Eine kritisch-historische Darstellung. Von Anton Nyström. Zweite Auflage. Berlin, Oesterheld & Co. 1909.
- von Oppeln-Bronikowski.** — Das junge Frankreich. Eine Anthologie deutscher Übertragungen. Herausgegeben von Friedrich von Oppeln-Bronikowski. Mit sieben Porträts. Zweites Tausend. Berlin, Oesterheld & Co. 1908.
- Oestéren.** — Armes Kalabrien. Von Friedrich Werner v. Oestéren. Wien, Verlag Lumen. 1909.
- Padovan.** — Le origini del genio. Di Adolfo Padovan. Con cinque tavole. Milano, Ulrico Hoepli. 1909.
- Panti.** — Auf der Spur des Lebens. Tagebuch eines jungen Theologen. Herausgegeben und mit Nachwort versehen von August Panti. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung (Ostar Bed.). 1909.
- Petersen.** — Kausalität. Determinismus und Fatalismus. Von Dr. Julius Petersen, Reichsgerichtsrat a. D. München, J. F. Lehmanns Verlag. 1909.
- Pfeiffer.** — Kriegsgeiste. Ein Beitrag zur Geschichte der Menschenstirbungen in vier Teilen. I. Kriegsführungswirtschaft. Von Ludwig Pfeiffer. Dresden, C. Pierion. 1909.
- Boths-Wegner.** — Lose Blätter. Reiseerinnerungen von Boths-Wegner. I. Dresden, C. Pierion. 1909.
- Report.** — Report of the Commissioner of Education for the year ended June 30, 1908. Volume 2. Washington, Government Printing-Office. 1909.
- Nichter.** — Die Entwicklung des unterziehenden Gedankens. Ein Kulturproblem der Gegenwart. Von Dr. phil. Johannes Nichter. Leipzig, Quelle & Meyer. 1909.
- Sties.** — Ein Schiddus aus Haf. Humoreske aus dem jüdischen Volksleben. Von M. Sties. Lissa i. P. Ostar Eulz Verlag. D. J.
- Rodd.** — Jonischer Veilchenkranz. Von Sir Rennell Rodd. Im Originalversmass übertragen von Rose Ilse-Munk. Berlin, Karl Curtius. 1909.
- Romberg.** — Sophie Schwierin. Ein Lebensbild aus ihren eigenen hinterlassenen Papieren zusammengestellt von ihrer jüngeren Schwester Amalie von Romberg. Neu herausgegeben von Eduard König. Erster Band der „Werdandi Werke“. Leipzig, Frik Edart. 1909.
- Noenthal.** — Die Volksfrämmheiten und ihre Beämpfung. Von Dr. Werner Noenthal, Privatdozent an der Universität Göttingen. Leipzig, Quelle & Meyer. 1909.
- Schierbaum.** — Robert Hamertlings Dichtung „Ahasverus in Rom“. Von Dr. Heinrich Schierbaum. Band I der „Literarischen Ernt“. Münner i. W., Dr. C. Oppermann. 1909.
- von Schlozer.** — Villa Linotte. Gespräche. Von L. von Schlozer. Düsseldorf, Ed. Trendwerts Nach. D. J.
- Schwabe.** — Die deutschen Kolonien. 250 Farbenphotographien nach der Natur. Unter Mitwirkung von Major Bethke, Hauptmann Dominik, Prof. Dr. Gustav Fritsch, Direktor Dr. Hupfeld, Professor Dr. Krämer, Stabsarzt Dr. Kuhn, Professor Dr. Paasche, Hauptmann a. D. Volkmann, herausgegeben von Major Kurt Schwabe. Lieferung 1. Berlin, Weller & Hüttich. O. J.
- Stowronnet.** — Das Verlobungsstück. Humoristischer Roman von Richard Stowronnet. Berlin, Concordia Deutsche Verlagsanstalt (H. Ebbed). D. J.
- Stein.** — Dualismus oder Monismus? Eine Untersuchung über die „Doppelte Wahrheit“. Von Dr. Ludwig Stein, o.-ö. Professor der Philosophie an der Universität Bern. Berlin, Reichl & Co. O. J.
- Urban.** — Federtrutz's Erben. Neu Geschichten aus dem Dollarlande. Von Henry J. Urban. Berlin, Concordia Deutsche Verlagsanstalt (H. Ebbed). D. J.
- Waldec.** — Der gute Dämon. Lustspiel in 5 Aufzügen. Von Ostar Waldec. Dresden, C. Pierons Verlag. 1909.

# Die arme Margaret.

Ein Volksroman aus dem alten Steyr  
von  
E. von Handel-Mazzetti.

(Schluß.)

## VIII.

Es ist, als sei die Kriegsfurie im Landl, nachdem sie drei Monat im Schlaf gelegen, plötzlich wieder erwacht, und schwinge ihre Fackel in Stadt Steyr. Der Stadtplatz ist von Soldaten überschwemmt. Aus allen Häusern murrt das seltsame Reden der Krobaten, halbgerüstet steigen sie herum, die wilde Bande, schwarz wie die Zigeuner, tränken ihre Zottelwerde, puhen ihre Gopias; aus ihren Augen glüht gierige Lust am Morden, mit den Terzerols bedrännt sie Weiber und Kinder: Bejzi! und daß sie niemanden umbringen dürfen, verdrückt sie sehr. Zwischen ihnen durch reiten auf mächtigen Gäulen die Walkunschen Dragoner, die sind mit ihrem Chef vor einer Stund von Linz angekommen. Hübsche, blonde Männer sind es, viel stattlicher gerüstet als sonst diese Waffe zu sein pflegt, hundert Piken, zweihundert Musketen, martialisch blicken die Sergeanten und capitaines d'armes. Das wird alles auf dem Schloß liegen. Der Furier ist schon hinauf; nur der Stab nimmt im Hirschenhaus Quartier. Verächtlich blickt Walkuns Soldateska auf das Contische Zigeunerpact. „Ristenraumber! Langfingerjo, oh oh!“

Die lassen sich nichts bieten. „O vi chromi! Spatne boty! Lumpikavallerie! O vi chudačkove!“ hauen sie zurück.

Vor dem Hauptquartier steht ein gewaltiger Reisewagen, die Leibknechte des Freiherrn Walkun Herberstorff laden Riesenwälzer ab; überm Hausdach wird neben dem kaiserlichen Adler die statthalterische Fahne, ein Mühlstein und zween Wölfe, aufgezogen. Viel Volk drängt an, die hochfreiherrliche Bagage abladen zu sehen. Ein Mann, halb soldatisch, halb wie ein Doktor gekleidet, gibt den Dienern Anweisung. Leise reden die Leute, daß ist Luc, ein weiland Calviner, der das Subdiakonat empfangen hat, des Herrn Obersten von Walkun geheimer Sekretarius. Eine noch größere Ansammlung ist vor der Dominikanerkirche. Denn Herr Walkun mit seinem Stabe wohnt drinnen der Messe an. Raum angekommen, hat er um die Gottesdienstordnung sich erkundigt, und ohne vorerst das Hauptquartier zu betreten und den

Kommandanten zu grüßen, ging er ins Konventamt. Dort kniet er inmitten der andächtigen Menge im Presbyterium zwischen den Chorstühlen der Mönche auf dem Steinboden. Seine Herren, die zum Teil in herrlichen Rüstungen prangen, haben sich bequemere Plätze gesucht. Das Amt ist vorbei, die Menge vor der Kirche fängt zu gären und zu gehen an; jetzt kommt — jetzt . . . der Herr Obrist! Aber es dauert lange. Der Obrist ist in den Sommerchor die Mönche begrüßen gegangen. Da lässt er sich vieles berichten, wieviel Patres sind, wann Predigten sind, ob die Protestanten fleißig kommen. Wieviele Bekehrungen seit 25. März . . . Er lässt sich den Pater Alexius, der die Protestantengesetzpredigten hält, vorstellen und reicht ihm die Hand. Dann bedauert er den Mangel schöner Bilder in der Kirche. Er spendet 50 Gulden für ein neues Altargemälde, sein Sekretarius Luc wird nachher zum Prior kommen und ein Reliquiar mitbringen, zweien Reliquien vom heiligen Sebastian, mit Authentica. Die Patres neigen sich tief. Der Obrist fragt, ob einer von ihnen pflege den Delinquenten beizustehen. Es tun dies, lautet die Antwort, meist die Herren Kapuziner, von uns hilft dann und wann Pater Jordan aus. Er hat die alte Steinwenderin vorbereitet. Wenn es jetzt ist, ob Pater Jordan morgen einem Delinquenten beistehen kann? — Gar gewiss.

Unter Walkuns Begleitern ist ein großer, vierzehntiger Rotbart mit stahlhartem, grauem Blick, in rotjamtenem, mit Wolfspelz verbrämtem Kamisol, schwarzer Morion und schwarzen Schienen, trägt ein Schwert und einen Stab. Obrist Walkun zeigt ihn den Patres mit dem Finger: „Die heilige Justitia. Der statthalterischen Völker Generalprofoß, Heinrich von Straßoldo. Jetzt müssen sich die Steyrer wacker und brav halten, sunst —!“ Das soll ein Witz sein, aber allen graust. Ein alter gebeugter Mönch deutet auf den Beiderhänder an Straßoldos Hüste, und mit bittender Gebärde redet er: „Aber nicht wieder Köpf abschlagen, Herr, davon haben wir genug gehabt im Land — genug!“ „Soviel als nötig war!“ spricht der Obrist. „Und was nötig ist, wird auch diesmal geschehen. Fiat justitia, pereat mundus!“ Wendet sich zum Prior und fragt, wer der alte Mann ist. Unser ältester Magister, vor sechzig Jahren als ein lutherischer Malergesell von Stadt Dresden nach Klagenfurt kommen, P. Brenner aus der Sozietät Jesu, der nachmals Bischof wurde, hat ihn mit der Gnade Gottes bekehrt. „Auch ich war einmal lutherisch.“ Alle Herberstorffer waren es. Aber nicht so fast die Gnade Gottes war es, die sie bekehrte, sondern die Politik. „Na, ich war es siebenundzwanzig Jahr und kenne die infame Rasse darumb sehr genau. Seind alles Kanaillen.“ Der alte Magister spricht mit seiner müden Greisenstimme: „Nit alle, Euer Exzellenz.“ Die Exzellenz wendet ihm den Rücken. Ob der auch in den Reformationskommissionen sitzt? — Nur zweimal hat er es geleist: er ist schon zu alt. „Das meine ich auch“, spricht der Obrist verachtend.

Ein Meßknab, ein Lateinschüler trägt es brüchwarm vor die Kirche: Herr Obrist hat gesagt, Recht muß werden und ob die Welt zugrunde ging darob. Da rinnts wie ein freudiger Wellenschlag über Platz: Recht geschieht! Dem Pappenheimer wird es nicht hingehen gelassen. „Wol zua, wol zua!“

rufen laut die Riesenmänner, und fröhlich lachen die Augen der Frauen, die Augen blau wie Speik und Enzian.

Nicht bloß an evangelischen Rebellen tut der Statthalter Recht, auch an lumpigen Offizieren, und seien sie pappenheimisch, aus seines Sohnes Regiment; er ist doch ein gerechter Herr, er und sein Herr Vrider, sie sollen leben hoch!

Erst um viertel über acht, nachdem er noch das Kloster besichtigt und sein Bedauern ausgesprochen hat, daß ein solch treffliches Gebau siebzig Jahre lang zu einer Lutherischul mußte herhalten, verläßt der Oberst Walkun die Kirche. Die Leute umdrängen ihn, grüßen ihn ehrerbietig, er dankt zwey- oder dreimal, indem er die Hand an seine Bourguignotte hebt, auf der sich zwei goldene Cherubim neigen, während auf der geschobenen Brust seines Harnischs ein herrlicher Christus am Kreuz erstrahlt. Der Bürgermeister Johann Mayer mit dem alten Rate tritt in der Höhe des Madsederhauses auf ihn zu und redet ein kleine Red. „Willkommen in Steyr, das weitand eine unglückselige Stadt war, heut aber überglückselig ist, da sie einen so edlen Guest darf herbergen.“ Gemessen erwidert Walkun: „Wenn Steyr Ruhe hätte gehalten, so wär es nie unglückselig geworden. Die Herren hatten da schon auch eine Schuld. Die meiste freilich haben die dort drüber“ — da weist er mit seinem Schwert die Häupter auf der Säule — „gehabt.“ Im Giebelfenster des Patrizierhauses neben der Kirche bewegt sich ein Vorhang, und plötzlich hört man ein lautes Weinen von dorther. Walkun stutzt; fragt den Bürgermeister, wer dort wohne. Die Madlsederin. „Ach diese — ? Was ist mit ihr, ist sie noch immer nicht katholisch?“ „Sie will, heißt es, jetzt Unterricht nehmen.“ „Es wäre höchste Zeit.“

Begoy hat seine beiden Prunkzimmer und die Feldkanzlei dem fremden Beschlshaber eingeräumt, seine eigenen Geräte, Waffen und Kleider in den Flügel gegen das Wasser schaffen lassen, und da Walkun mit seinem Stabe nach der Kirche im Hauptquartier ankommt, begrüßen ihn der kaiserliche Kommandant und dessen Offiziere mit großer Courtoisie schon beim Portal. Herr Walkun freut sich, Herrn Begoy de Layres persönlich kennen zu lernen. Bei Gschwendt da hat der Herr sich forte distinguiert. „Nur meine Pflicht getan . . . Herr Statthalter befinden sich? —“ Der Herr Vetter ist wohlauß. Aber diese häßliche Gesicht greift ihn glaublich sehr an . . . „Wo liegt der Mensch?“ „Oben, in Hauptmann de Layres Zimmer, haben wir ihn verwahrt“. — „Nicht in Prosozenarrest?“ fragte Walkun mit steinharter Stimme. „Er ist aus edlem Blut, wir haben Diebe unten,“ spricht de Layre. „Nesße vom Kriegskommissar!“ bläst Begoy die Lippen auf. „Ich weiß! Die Diebe bitte ich anziquartieren, die werden ja wohl gehangen, man könnte dies in continenti tun. Der Herliberg muß in Prosozenarrest. Herr Begoy wolle uns den Strafmäßigen jetzt ansantworten, wie wir in unserm Vollett heut mit gutem Tag angeseucht haben.“ „Herunterbringen!“ fragte Begoy bleich. Armer Satanssträß, der Anfang vom End! . . . „Ja wol. Ich habe vor, nach Tisch jogleich ohne alle zeitfressende Zeremonien das Reiterrecht zu konstituieren und mit Ihrer Einwilligung es hier im Hause abzuhalten.“ „Alle meine Gemächer stehen zur Verfügung.“ „Gratias maximas.“

Erjäroden duckt sich die kleine, rosenfarbene Leda, die Faune grinsen starr, der Kurfürst Georg Friedrich überm Kamin, mit dem rotausgenähnten Fürstenhandschuh in der Hand, verkehrt die hohlen Augen, als der mächtige Walkun ins Staatszimmer Begohs geschritten kommt, stolz und pompös; der Generalprofoß mit dem Schwert sein Begleiter zur Linken, der Stab der hohen Ämter, Rittmeister, Kapitänleutnants und Rottmeister, sein Kortegé.

Luc hat das Zimmer bereits ausgestattet, wie es für den Feldmarschall<sup>1)</sup> eines Reiterrechts sich gehört und gebührt; Stöze Papier, Federn, Petschästen, das Schwurkreuz, die Wälzer, nichts fehlt; die Comitiva redet eifrig, die Waffen klirren, ab und zu ist große Stille, wenn Walkun etwas sagt. „Des Kurfürsten Johann Georg Bildnis, was tut das hier? Der Kerl war ein Sakrilegus wie sein fameuer Cousin, der die Gebeine der heiligen Elisabeth in einen Futterack stecken ließ . . . Wie lang werden wir noch warten? Ah, le voila.“ Aller Augen sind auf dem entehrten, waffenlosen Helden, den Begoh und de Layre, geblözt ihre Schwerter, hereinbringen. Sein Angesicht ist bleich und verwacht. Fieber brennt in seinen schwarzen Augen, doch hoch reckt er sich auf, und stolzen und manfesten Schrittes geht er einher, sie sollens nicht sehen, der alte Bramarbas da, und der Akrobat, der schuftige, wie ihm elend zumut ist in seiner Schmach.

Begoh hob zu sprechen an, heißen und stotterig; armer Satansfraß! — armer — die Schreiberseel hat schon die Folterwerkzeuge aufm Grimmordt requirierte — armer Fraß, schlecht wirds dir gehen bei deinen Bayern.

„Gestrenger und tapferer Herr, Herr Obrist zu Koß und zu Fuß, rauhau! Ihrer Kaiserlichen Majestät und Ihr Kurfürstlicher Durchlaucht — hauhau! Ruhmreiche Alliance möge blühen und gedeihen. Demnach Sie uns heunt mit guetem Tag einen Trommeter mit einem mit roter Seiden bewundenen Brief geschickt und mich ersuechet, den wegen — etcetera — strafmäßigen Leutenanten Ernst von Herliberg Regiments Kurtembach Kompanie Berliner, Ihnen als dem Feldmarschallen des delegierten Reiterrechtes zu überantworten, als stellen wir denselben hiemit Ihnen und versehen uns seiner baldigen Inquisition und Sentenz.“

„Merci — Dragons — en avant!“ Trommeln wirbeln vor der Kanzlei, statthalterische Knechte marschieren auf, das ganze Zimmer füllt sich mit Spießen.

„Dieser Mann kommt in schwere Haft, welchen uns die kaiserliche Macht anmit hat extradieret. Herr von Straßoldo, das weitere gehört Euch zu. — Also, Herr von Begoh, ich bitte die Diebe aus dem Arrest zu tun und zu hängen.“

Die Kaiserlichen grüßten mit dem Pallasch. „Schiavo!“ „Schiavo.“ Nun gehen sie, und de Layres Gesicht ist voll Tränen. Herliberg ist dargegeben und überliefert.

<sup>1)</sup> Der „Feldmarschall“ des Reiterrechtes der Wallenstein-Zeit ist in unserer militärischen Terminologie schwer wiederzugeben; am ehesten entspräche: General der Kavallerie.

Wulkun sieht sich, legt das Schwert über die Knie. Um sein und seiner Rottmeister Häupter herum spähen die heidnischen Nymphen aus ihrem arkadischen Hain; was geschieht mit dem schönen, unglückseligen Mann?

„Herliberg, wegen gemeiner Unzucht angeklagt! Schamst du dich nicht vor mir und diesen edlen Rittern?“

Des Riesen Faust zittert an der Hüste, seine Lippen bewegen sich, doch er spricht kein Wort. Edle Ritter, ja, der Welsche dort! Ach, Romöddia!

„Ist es deine erste Schändlichkeit gewesen?“

„Das sage ich meinem Capo, Euch antworte ich nicht!“

Hinster faltet der Feldmarschall die Stirn. Frecher Kerl — aber magnifiker Mensch, Gottfried Heinrich faugt sich doch überall das beste Material zusamb.

„Du antwortest mir nicht, in drei Stunden, im Reuterrecht, da wirst du mir antworten müssen.“

„Euer Reuterrecht erkenne ich nicht an, meinen Capo, auf dessen Fahne ich angeschworen bin, erkenne ich über mir, junft keinen.“

Schmerzen bohren dem gefangenen Mann durchs Herz und durch die Glieder, aber stolz und machtvoll redet er, mit solcher Stimme rief er seine Kerls zum Sturm bei Efferding.

Wütend mustert ihn der Welsche und zugleich gierig, Prangen mit dem, wenn er doch noch könnt! — „Oh che petto, oh che gambe.“

„Du Reuter gegen deinen Kurfürsten und gegen den Kaiser!“ steht Herr Wulkun jetzt wuchtig auf und stößt das Schwert an den Boden. „Weiht du es wohl, daß ich Macht habe, dich zu zwingen mit Peinen?“

„Ja, ich weiß es!“ Da ging die braune Brust heftig unterm blutgetränkten Hemde, der Welsche hat es ihm ja früher gesagt bei der Nacht; der Welsche lacht jetzt! „Wann Ihr einen Offizieren, der für Euren und meinen Herrn den Kurfürsten hat gestritten, wollt peinigen wie einen marodierenden Knecht, so will ich Euer Peinen auch ertragen, und will mich lieber zu Tode peinigen lassen, als daß ich Euch sage, was meinem Regiment und Feldherrn vor seinen Neidern ein Schand und Schaden wäre — getan hab ich, was mich reuen muß, an einer reinen Frauen —“ da bebt die Machtstimme und versagt, die Männer stoßen sich an, die Nymphen im grünen Hain lächeln zart. „Das ist alles, was ich sage, mehr zwingt Ihr nicht aus mir, weil ich lebe.“

„Sie! Wir werden sehen. Von Neidern sprichst du, das ist sehr angebracht. Gewiß, ich neide meinem lieben Neffen Gottfried Heinrich seine Offiziers, wenn alle solche Heldentaten — an Weibern vollbringen wie du. Herr von Strassoldo, verschaffst ihn in Arrest, dorthin, wo früher die Dieb seind gelegen. Ein Schelm wie der verdient nichts besseres.“

Der Mann im roten Samt und Wolfspelz, mit dem schwarzen Helm und den schwarzen Schienen trat vor und legte die Faust auf Herlibergs wunde Schulter: „Komb, du Schelm!“ In das Gefängnis, das, aus Steinen aufgemauert, gegen die wilde Enns zu liegt, in die Reih für die Falschmünzer, Diebe und Räuber brachten sie den jungen Helden.

Herr Walkun sieht allein über den Papieren. Die Tapeten spielen im Wind, die heidnischen Mägdlein zittern. Da wird es bös, da wird es bös. Das ist ein saurer Mann.

Herr Walkun nimmt es nicht leicht, er nimmt es ernst, wie es die Sach verdient. Das Reuterrecht soll ein Musterrecht werden.

Das Urteil soll so geschaffen sein, daß es das Ansehen der Liga im ganzen Lande hebt, nicht schwächt, die Rebellen nicht übermütig macht, noch weniger die Gukatholischen kränkt.

Und doch soll es gerecht sein.

Was die Widerparteien betrifft, keiner zulieb, keiner zuleide.

Ein Haufen beschriebener Blätter deckt den Tisch. Neben Zettls Klage noch etwa zehn Konvolute. Luc hat Wunder gewirkt, der Mensch ist Goldes wert. Was der alles zusammengefertigt hat in dreien Stunden, großartig. Die Stammtafel des jungen Herliberg ist da, kommen große Namen drin vor: Armanisberg, Gumpenberg; von Mutterseite geht sie bis zu den alten Herzögen in Bayern hinauf. Dazu ein Verzeichnis aller Aktionen, in denen Herliberg sich hervorgetan hat. Wolf Mayrs Todesurteil, Abschrift davon. Die Klagen des Freiherrn Lamberg wider die Mayrin, in Abschrift. Endlich auch der Bericht der Kommissäre über das Verhör der Mayriten in Religions-sachen, kurz: Luc hat Wunder gewirkt.

Nun läßt uns fürbereiten die Inquisitional-Artikel.

Die Feder des Obristen fährt wild über das Papier. Seine rechte Hand hat einen tiefen, blutroten Schmiß, der beginnt im Fleisch zwischen Daum und Zeigefinger und reicht bis unter die Spikenmanschette. Fast den Puls hätten sie ihm zerhauen, das taten die Landler bei Vöklabruk. Die er haßt auf den Tod, die evangelischen Landler.

Und nun sieht er und verfaßt die Inquisitionalpunkte, im Handel eines rebellischen Weibes wider einen katholischen Kriegsmann, ein schwer und widrig Stück! Die Lutheraner zu bestreiten, ist Walkun von Weib und Kind geritten; und jetzt soll er raten vor eine von den verdammten Rebellinen wider einen trefflich schönen unsrigen Guerriero, der schon so Großes vor die Liga hat geleist — abscheuliche Sach! Eine blühend Hoffnung der Liga soll er töten! Aber — Frauen-Ehr ist das Höchste, auch für einen Walkun Herberstorff. Ja, stolzer Guerriero, wenn man uns nicht getrogen hat, so mußt du für die Lanzen ohn Gnad. — Schad umb dich.

Auf dem Platz wird Trommen geschlagen zum Mittaggebet. Herr Walkun legt die Feder weg, faltet seine Kriegshände, der rote Schmiß leuchtet wie Feuer. Vor seiner Seele, dieweil er betet, steht eine Heerfront; der Herliberg liegt tot vor der Front, und horch! die feierlichen Kanaillen hohnlachen: „Den seind wir los. Der knallt uns unsre Brüder nicht mehr zusammen. Wars nicht ein feiner Anschlag?“

Anschlag! Donner und Melzo! Ein lutherischer Anschlag, wenn es das wäre?

Wenn das Weib gelogen hätte, und der Zettl ein Betrogener wär oder ein Betrüger? ... Ha, wer spricht im Zimmer? „Hört, Herr Walkun, hört — hört!“ Walkun blickt betroffen um sich, die Gobelins bauschen sich, eine

gold und silbern Wässung flirrt. Ein zitrongelbes Gesicht taucht neben dem sahlen des Kurfürsten Johann Georg auf.

„Conti, Ihr? Was macht Ihr da?“

Luc hatte Auftrag, niemanden vorzulassen, wie kommt der Görizianer hier herein?

„Der Herr Feldmarschall geruhet mich anzuhören, nur ein Wort in der Herliberg-Sach, ist wichtig.“

Wulkun sah den Grafen durchdringend an, wies auf einen Stuhl neben dem seinen. Angstig lauschen die Nymphen aus den Paradiesbäumen.

Conti preßte seine gelbe Krallenhand auf die Schrammhand Wulkuns und sprach leise, dringend: „Ich habe soeben vernommen, welches sehr wichtig. Die Mayrin hat alles nur im Hieber, bei klarer Vernunft hat sie nichts ausgesagt: was der Zettl fürbringt in seine benedetta supplica — die soit dit en parenthèse ein Protestant geschrieben hat, ist ohne jedes solide Fundament.“

„Wie?“ brummte Wulkun dumpf und fürchterlichen Blickes. „Wer sagt das, wo habt Ihr das vernommen?“

„Zettl hat es selbst, da er von Linz heimkommen, einem Ratsfreund erzählt, dieser berichtet es dem Burggrafen.“

„Gott verdamm mich, hab ich sie nicht gelesen? Gehnmal hab ich sie gelesen,“ fuhr Wulkun auf. Er riß die Klageschrift vom Tische. „Da steht alles mit allen Umständen, genau und ohne Lücken, das ist kein Träumerei und Phantasei. Ist es eine, so will ich verdampft sei.“

„Ich auch! Man hätte uns ja alle zum besten gehabt . . . Aber hat der Herr nicht observieret, wie kriös der Mann sich hat benommen. Dieser Schwur: die Frau ist rein, und dabei erschamrotet er gleichwie bei einer Lüg!“

„No, und —?“ sprach Wulkun dumpf, seine slackernden Augen hingen wie gebannt an Contis häßlichen Lippen.

„Erzellenza, wir sind dupiert. Die Klage kommt von Leuten, die das liquistische Heer aufs Blut hassen. Sie wollen uns Soldaten aus dem Land haben um jeden Preis, damit sie wieder in Ruhe Ränke schmieden können. Zettl ist ein Strohmann; hinter ihm stehen andre . . .! Herliberg hat ein Abenteuer gehabt, ohne Zweifel, aber ein solches, vor das kein Mensch hangen muß, das blond Kätzchen ist um ihn herum geschlichen, bis daß er mit ihr spielen anhub, sie war gut abgerichtet, die Kätzche!“

„Sie liegt frank im Spital,“ sagt Herberstorff dumpf und trat einen Schritt vom Welschen zurück.

„Sie kann das spielen, wenn sie schlau ist.“

Herberstorff schlug mit der Faust auf die Klage. „Das Reiterrecht wird es ja offenbar machen. Ich werde den Herliberg bis auf die Seel und bis auf das Blut fragen.“

„Zwicken!“ lachte Conti wie ein Satan.

„Und ich werde — ja, dies werde ich auch tun, das Weib erfordern. Man hat sie erbeten, sie sei frank. Ich lasse dies nicht gelten, wie ich jetzt eben mir überlegt habe. Sie muß für Recht.“

„Bravo!“ schlug Conti die gelben Krallenhände aneinander. „Weiß mein Herr, was Zinaburg sagte! Es ist sehr klar, warumb man sie erbeten hat. Das“ — er wies mit einer Gebärde des Hohnes auf die Klage — „ist die plumpste Falle, in die je ein gescheiter Mann gelockt worden ist.“

„Gelockt? Gare!“ dräuend stand Walkun auf. „Herr, ich will jetzt nichts mehr hören. Die Klage hat ein guter Katholik gemacht, siebenundvierzig Männer, darunter vier Priester, sind unterschrieben. — Ich will nicht glauben, daß das alles nur ein Machwerk ist. Zeigt es sich aber doch, daß es Machination war, wehe den Promotoren, wehe dem Zettl, wehe der Dirne, ja wehe Steyr! . . . Dies unsre Meinung; was Ihr uns sagt, haben wir übrigens schon längst fürgesehen. — Schiavo. — Ordonnanz!“

Ein Pikenposten stand in der Tür. „Zu Befehl!“

Walkun schrieb einige Worte auf einen Viertelbogen. „Trag das zum Zettl, Lange Gasse, in continenti. Dem wolle er nachleben. Eine Einred hörst du nicht, gibt es nicht. In continenti! Steig aufs Pferd, reute!“



Es ist keine halbe Stunde, und Herr Walkun sitzt eben mit seinem Stabe in der Galerie und speist, der gewaltige Freitagshuchen schwimmt in den besten Weinen; da wird Herr Jakob Zettl angemeldet. „Ins Stabszimmer mit ihm. Den rede ich allein.“

Im Stabszimmer, das vom Staub, den zwei Dutzend Reiterstiefeln aufgewühlt haben, und vom Morderduft der Totenhäupter widerlich erfüllt ist, stehen einander der Obrist Walkun, Freiherr von Herberstorff und der Färbermeister Zettl gegenüber; das Kreuz auf des Obristen dunklem Kürass und das breite Reiterschwert blitzen den Bürgersmann drohend an, aber drohender noch den Ritter die furchtlosen Augen des Bürgers; wie Scharfschach, den man aus der Esse zieht, so leuchten diese Augen.

„Herr Obrister zu Ross und Fuß und ander Titeln, habe das —“ nimmt aus der Kammertuchenen Brust die Bollette, „eben jezo bekomben, danke es dem Herrn von Herzen, daß mit der Sache ein Ernst wird gemacht; aber was der Herr Obrister begehret, wegen der Frauen, das kann nicht sein, da woll der Herr ihm anderst besinnen.“

Walkun sprach, das Schwert turnierend und über sich wendend, so steht er als Feldmarschall im Recht: „Kann nicht sein höre ich nicht. Ich judiziere hier an Kaiser und Kurfürsten Statt. Was ich befahle, ist befohlen.“

„Herr, wann Ihr beföhlet an Kaiser und Kurfürsten Statt, daß der blinde Patre Cyprian Euch sollt einen Brief vorlesen, oder der lahme Müller zwischen den Brücken sollt vor Ewerm Pferd herlaufen, dies könnte nicht sein, ungeschadet aller dem Kaiser und Kurfürsten schuldigen Devotion. Und wenn eins todkrank liegt, wie die Mayrin, so kann eins nit für Recht, ob Ihr es beföhlt oder ob der Kaiser es beföhlt, ist ein Ding.“

„Seht Eure Worte zierlicher!“ drohte Walkun.

„Ich habe befohlen, das Weib muß kommen, ihr Krankheit geht mich nix an.“

„Aber mich geht es an!“ rief Zettl erhobenen Tonos. „Ich bin Viertelmeister und Rat, und als Christ allein schon dörst ich es mit leiden, daß man diese Unschuld mit Gewalt aus dem Schmerzensbett zerricht, daß sie vielleicht davon den Tod hätt, sie statt des Lumpen, das wär die verdrahte Welt, Herr, das gibt es nicht.“

Wakun schwoll die Ader auf der breiten, dick umlochten Stirn; in Wut rief er: „Was sind das vor Reden? Steht hier ein Rebell?“

Hoch auf recht sich Zettl, so rekt der Grzberg sein Haupt bei Gisenetz über das Land.

„Jo, Rebell, das soll der Herr mir noch einmal sagen, sag er es nur.“ Wakun habe acht, das ist ein Steyrer, zu den Steyrern kamen Kaiser und Könige und Fürsten und baten um Münzen und um ihrer Töchter Hand in alter Zeit, und der ist von solchem Stamm.

„Es ward Rebellion in Steyr, während die Bauern die Herren; ich Zettl bin in der Stadt verblieben, daß die Heiltumb und Kloster nicht ganz verderbt würden, ich hab getan was ich konnt, habe den Bauern und ihren Freunden rechtmäßig den Kopf geboten, habend mich die Rebellen gefangen umb meines Glaubens willen, bin ich Zettl für dem Hauptmann Neumüller gestanden, wo mich der Bastl Wollhammer ermorden wollt, weiln ich mich nicht zu einem Bauernrat hab brauchen lassen wollen; da bin ich im Kerker dem Krons dorfer gelegen, wo eins nicht stehen noch sitzen kann, so war dieser Kerker geschaffen; und wollten mich fürs Kloster führen, täglich zwei Schnüß im Armb und Fuß geben, bis ich hin werde, weil ich von meinem Glauben und meinem Kaiser nit lassen wollt, das bin ich, Zettl, ein Rebell! Sagt es noch einmal, ein Rebell?“

„Ich habe nicht gesagt, Ihr seids,“ sprach Wakun, die Schwertspitze gegen Boden lehrend. „Allerdings, wenn Ihr hättet, wie einige wissen wollen, den Skandal vom Zaun gebrochen, um die katholisch Soldateska herabzusehen und die Liga zu schwächen, das wär Rebellion und Hochverrat.“

„Jo, hat man gesagt!“ Zettls Atem schnob und seine Augen sprühten. „Weil ich einer armen Witib wider einen wüsten Buben, der sie verderben wollt, leider ein katholischer Kriegsmann, beige sprungen bin, so bin ich ein Rebell. Weilen ich das arme Weib nit will herumbzerren lassen in ihrer Schwachheit und Armseligkeit, wo der Handel schon ganz klar an Tag liegt und ihr Zeugnis nimmer nötig, bin ich ein Hochverräter. Da,“ er hieb mit der Hand auf die Brust, „hat blut' und gschriern für Schmerz, wie ich hab müssen klagen auf einen katholischen Kriegsmann wegen solcher Schandtat; aber, Herr Graf, mit dem Tot schweigen eines solchen Grenel ist nichts geholfen. Unser Kirchen ist ein göttliches Wesen und die Liga ein heiliges Institut, und nicht durch Lüg und Trug haben sie es not, für ihre Feind groß zu sein. — Das ist meine Meinung, des Jakob Zettl, den Ihr nennt einen Rebellen.“

„Ich weiß nit, warumb Ihr mir das alles vorerzählt,“ sprach Wakun finster, jedoch in gemäßigtem Tone. „Wenn Ihr so gut katholisch seid, umso besser vor Euch, es handelt sich aber hier nur darum, daß ich in Eurer Klagsache die gesetzliche Formalitäten beobachtet wissen will, und Ihr widerseht Euch.“

Ihr selbst habt umb das Rechtverbannten nach Linz geschrieben, Euer Benehmen gegen mich, den Rechtsverbanner, zeugt aber von einem sehr geringen guten Willen. Ihr scheint nach der Klag die Karolina, Caput 119, wohl zu kennen, so muß auch dies Euch wissend sein.“ Er öffnete einen Wälzer und bezeichnete eine Stelle: . . . Und das Weib ihn beschreit. — „Das ist unerlässlich vor die Validität des Urteils, das Weib muß selbst auftreten und ihr Urgericht<sup>1)</sup> ihm ins Angesicht ablegen. Unerlässlich! Hier steht es, das ist das Recht.“

Zettl trat an den Tisch und las. „So, da steht es,“ sagte er gedrückt, an das hätt er nie gedacht; seit er Ratsfreund ist, hat es eben noch niemals solch einen schändlichen Handel in Steyr gegeben.

„Sohin, mein Befehl bleibt aufrecht. Ihr bringt uns das Weib oder wir holen sie, und wegert Ihr es, so ist Ewer Klag invalid, und statt des Herliberg werdet Ihr gestraft, weil Ihr habt einen tapfern Soldaten, der noch dazu vom bairischen Adel ist, false denunziert.“

„So! So wollt Ihr judizieren? Wenn das Weib halbtot im Spittel liegt, und ich mir hab die Lungen herausgeredet umb unsrer heiligen Kirchen und unsrer Stadt und aller edlen Frauen Ehre zu retten, und mein Pferd hab totgeritten — da wollt Ihr den Schandkerl loslassen? Und mich strafen? So seid Ihr, das ist Ewer Recht? Auf das —“ Des Bären Stimme brach. Das ist denen ihr Recht.

„Stellt das Weib, so werde ich ihn verurteilen!“

„Sonst nicht?“

„Sonst nicht, ich hab's gesagt.“

Zettls Bärenhaupt beugte sich wie mit einer Zentnerlast, seine Läden zitterten.

Herr Gott von Steyr, daß arme Weib, wie ein gebrochene Lilien liegt sie hin; bei ihrem Herzen, zarten Mutterherzen, ist ein Aderl gesprungen, soll ich sie aus dem Bett zerren und durch die Straße schleppen, bis auf den Stadtplatz, für die grausamen Kriegslent alle, sie stirbt mir ja, sie stirbt, sie stirbt.

„Herr Oberst!“ es war ein Würgen in seiner Kehle; da legte er die Läden zusammen wie bittend, es ist um das Weib, daß sie nicht stirbt, die vielarme, zarte Mutter. „Herr, bei Jesus Christi, der auch auf einem Muetterschoß gesessen ist; seid Ihr ein Mann, so schonet dieser Armen, der Ürmsten in Steyr, und laßt sie in Fried, sie kann ja nit herkommen, es wär ihr Tod, sie ist viel elend . . . so viel . . . Herr, so Ihr habt Weib und Töchter, und ich hör, daß Ihr habt, erbarmet Euch doch einer Mutter mit einem saugenden Kind und bringt sie nicht umb!“

Es war ein Flehen und zugleich ein Dräuen in Zettls Stimme. Den Kriegsmann überschleicht ein seltsames Gefühl, wenn du diesem Nein sagst, der ist alles imstand. Die Schrammenhand fährt langsam am Küräß entlang. Waltun schreitet um das Zimmer, finnt.

Zettl steht mit verhaltenem Atem, seine Augen, wild stierend und dennoch zährenaß, folgen jedem Schritt und jeder Bewegung des Machthabers. Jetzt

<sup>1)</sup> Ausgabe.

bleibt dieser stehen, mißt zornig den Bürger, und langsam, jedes Wort betonend, spricht er: „Es geht nicht ohne das Weib. Gesetz ist Gesetz. Aber ich will vor einmal eine Erzeption, wie sie noch niemals da war, machen. Hat es eine anständig große Stube in dem Spital, wo die Frau liegt?“

„Sie liegt im Brüderhaus, dessen ich der Hausherr bin. Es ist ein große Stube dort, die Gmoanstube.“

„Gut,“ spricht der Oberst. „Wie gesagt, es ist eine unerhört Erzeption. Nie dagewesen. Damit Ihr aber sehet, daß man nicht, wie Ihr vermeinet, böswillig ist und parteiisch gegen Euch und die Person, so will ich dieses noch tun. Ihr raumt uns die Gmoanstube von jetzt ab in drei Stund ein, ich werde mich mit den designierten Chargen und Profoß und dem Strafmäßigen in Eurem Hause einfinden und dort das Recht abhalten, wie ich es sonst hier in diesem Saal gehalten hätte; Ihr bringt das Weib, welche ich ausfragen werde, und Ihr sie dann wieder hinwegführen dürft nach getaner Aussag.“

Zettl seufzte auf, etwas besser ist es so, aber noch immer hart genug vor das arme Weib. Er bat: „Herr! Nit für das ganze Reuterrecht, wo sie diesen Kerl, bei dessen bloßem Namen sie zittert und bebzt, sehen müßet, sondern ich bitt recht schön, wann Ihr das Recht in unserer Stube haltet, so schick einen Herrn hinauf zu ihr, i geh mit, der Euch dann ihr Urgecht kann berichten.“

„Noch immer belstert er? Jetzt Ruhe!“ fuhr Walkun auf. „Ich hab Euch ein Zugeständnis gemacht, wie es nie erhört ist worden seit Feldgerichte tagen, jetzt aber tribuliert nicht weiter! Gott's Marter! Ein Wort noch, und ich zieh die Gnade in continentii zurück und laß das Weib durch mein Dragoner in die Stadt holen.“

„I bin schon still,“ knachte Zettl. Die Gnad! Wirklich viel gnädig ist der Herr da, viel gnädig. Arme zarte Mutter! — für den muß ich dich führen ins besetzte Gericht. Da mußt du stehen wider den, der dich halb vertreten hat, den Lumpen, wie wirst du es ertragen, o armes Kind, diese Gnad muß ich dir jeho bringen, Gott steh mir bei.

Mit klangloser Stimme sprach er: „Ich danke, Herr, vor diese Gnad. Ihr seid schon sehr gnädig. Aber —“, da pochte der Hammer vom Unterzimmer, da hob der Zorn des Necken sein Haupt: „Herr! Wann i Euch mein Gmoanstube einraumb, und dieses arme Kind, vielzarti Mutter — mein Gott, daß 's mir nur nit zusammenfällt —, für Euer Gericht bring, wird alsdann dieser Unmensch, der Herliberg, gestraft am Leibe und am Leben, wie ets verdient? Herr Oberst!“, rollte die Zornstimme bis auf den Platz hinaus, indessen Zettls Herz vor Schmerzen fast zersprang. „Versprecht Ihr das mir, in mein rechte Hand, die unsfern Herrgott aus der Dreifaltigkeitskapelln hat nach Sarning in eine Schmiede geflüchtet für den Bauern?“

Walkun berührte flüchtig die zitternde Bärentatze, von der das Aderneß in die Höhe stand, als hätte dieser Mann eben Bäume abgesägt oder Holz gespalten.

„Wenn die Frau im Sinne Eurer Klag aussagt, muß der Mann für die Lanz'en.“

„Das dank ich dem Herrn. — Herr! Ich hab Eure Hand, ich hab Euer Wort, das ist beschworen!“

## IX.

Am Bruderhaus, unterm altsteinernen Torsturz, da hat ein Schwalbenpaar sein Nest gebaut, die Schwalbenmutter, in weitem Bogen durch die Luft kreisend, bringt ihrer Brut die Ahnung; ihr kleiner Schatten mit dem lustigen Gabelschwanz gaukelt über die falkweiße Wand von Margareten's Krankenstube; da kräht der Wolfi in der Wiege vor Lust und will das Schattenschwärlein fangen.

Margaret sitzt im Bette, der rote und ein großer viereckender blauer Polster stützen ihren matten Rücken. Anna hat ihr eben die goldenen Zöpfe eingeflochten, und jetzt reden beide vertraulich miteinander. Fürhin da hat die Anna gegreint und die Margaret geweint. Und warum greinte die Anna? Weil das Dirndl nicht folgen kann!

Die Anna war bei den Altmännern unten das Essen austeilen, hat unterdes fürsorglich das Wieglein vom Bette der Mutter weggestellt, damit die ja nicht in Versuchung kommt, das Kleine zu stillen, was Doktor Anomäus streng verboten hat.

Und als Margaret allein war, da ist sie leise, leise aus dem Nest gekrochen, wohl hat sich alles um und um gedreht vor ihren Augen, aber zur Wiege fand sie doch, daß daneben auf einem Stuhl nieder, nahm das Wolfskind an die Brust und ließ es trinken. Da hat der kleine Schelm für Freuden jubiliert, und die Schwalbenmutter ist bei einem Fenster ein- und beim andern ausgeflogen über den güldenen Scheitel der Margaret hinweg wie ein funkelblauer Feifalster und hat fein gezwitschert für Lust; aber auf einmal ist die Tür aufgegangen, und die Anna steht in der Stube! Jesus, da war sie falsch!<sup>1)</sup> falsch! Gescholten hat sie, gegreint.

Zusammengepackt die Margaret und ins Bett sie gesteckt, ein dummes Dirndl sie genannt, daß man nicht einen Augenblick allein lassen dürfe, so stellt's schon was an, und das Wolfi hat sie einen graupeten Spitzbuben gescholten, der seiner Mutter keine Ruh gebe und mit lauter Geschrei sie dahin bringe, zu tun, was der Herr Doktor verboten hat.

Die arme Margaret hat aus dem Kissen um Verzeihung gefleht, aber sie hätt ja nit anders können, das Wolfi wär doch ihr Kind, und es tät so gern trinken. Dieses der Doktor nit versteht, und ob die Anna sich das hätte verbieten lassen zu ihrer Zeit? Und das Wolfi wäre kein graupeter Spitzbub nit, sondern ihr goldens Engerl — da kamen ihr die linden Zähren — sie hätt nichts auf der Welt als ihr Wolfskindi und lasse es nit schimpfen.

Nun ward die Alte gerührt, kam ans Bett, tat der Weinenden schön: „Mußt verzeißen, war ja nit bös gemeint, hads Engerl alle zwaa, aber

<sup>1)</sup> bös.

ſchau, Dirndl, wennſt nit liegen bleibſt und dem Doktor nit folgst, dann wirſt aa nit und was haſt dann davon, niri haſt und's Kinderl hat aa niri. — Und jehten, bald der Kloani Lump ſein Mahlzeitlein hätt ghabt, muſch Muatterl aa was haben, i han dir ein extri quate Suppen gmacht von zween Huhn, die hat d' Frau Frizlerin g'schickt, ganzi Korb voll habend Steyrer Frauna vor di g'schickt, kannſt viel Täg in Freunden leben."

„Nit in Freunden will leben!“ Tränen jittern in der frommen Stimme. „Mein Liebſten hans mit Waffer und Brot geſpeift in Turn!“

Sie ſchließt die Augen und liegt in Traurigkeit dahin. Ja, ihren Liebſten haben ſie hart gehalten, karg geſpeift; er hat es überstanden . . . Jeht tun ſie's dem andern fo, der wilde schwarze Offizierer, jeht muß er Schmerzen leiden, wie ihr Liebſter dereinst, und ihrem ſanften Herzen gſchicht weh, wenn ſie daran gedenkt.

Anna ſieht und ſlicht filzene Schuh vor die Altmänner. Da hebt Margaret ihr Haupt vom Kiffen und fragt: „Habends . . . den . . . Lieutenant . . .“ und es rinnt ihr ein Schauer über — „no immer nit ausg'laffen? Sollend ihn auslaffen! . . . Die Gefängnis ist bitter — bitter — i hab's ihm ja vergessen, lang.“

„Na, es ham ihn nit ausg'laffen, dös derſent's aa nit,“ ſagte die Anna. „Was glaubſt denn, jo an Maleſizkerl? Sand ſchon vo Linz die Herrnen komben in der Nacht, daß 's 'n urteln.“

„I hab ihm alles verziehen! Zwegen meiner nit urteln!“ rief Margaret angstvoll. „Er is auch ein armer Narr, hat nie keine Mutter kennet, viel fröh ist ſie gestorben, hat ihn niemand weisen können, was recht und was Sünd.“

„Wie woahſt denn dös, daß er kein Mutter hat?“ fragte die Anna, neugierig funkeln ihre kleinen hellen Augen.

„Er hat's mir g'sagt!“ ſprach Margaret ſanft und leife. „Die Soldatna habend ihn aufzogen — mit Pferdsmilch — Anna, fo ein armes Kind iſt zum derbarmen!“

„Zwegen dem braucht er di nit martern!“ leifte Anna. „Na, na, der tuat mir kein Eicht derbarmen, den follens Straſa, fest, fest, fo peinigt wi'a di hat, a fo a schwach's Lentl mit an Kloani Kind, das ſchreit zum Himmel!“

„Er hat mir wehtan! Ja!“ wimmerte Margaret. „Aber auch Gnetes hat er mir tan — wiari mit'n Kindlein bin auf'm Boden g'seff'n in der Nacht — ghungert hats — da war niri“ — ſie deutet auf ihre schwache Brust — „da hat er mir Milch g'schickt, da habend wir ſatt gehabt, mein Wolſi und ich, da habe ich gebittet, Gott ſollt es ihm vergelten. O ſagt's es dem Herrn Vorstand, er ſoll ihn erbitten von die Herren, daß 's ihn laſſen renten und nit ſtrafen, denn er hat mir auch Gnetes tan —, geh, Anna, ſag's dem Herrn Zettl, wann er kummt.“

„Das Leut, das Leut!“ bewunderte Anna in ihrem Herzen. „Du halige Sanftmut, und du bist unkatholisch! Was mußt denn du vor Gnaden haben?“ Aber rühren für den Mifſetäter läßt ſie ſich nicht.

„Na, i ſag dem Herrn Vorstand niri!“ tat ſie sehr entschieden. „Es mußt aa niri! Wenn der Kerl losbeten würd, die Steyrer taten ihn derschlagen!“

„Der Schlägen — nit — nit“ fieberte Margaret, „er hat — mein Wieglein — gerett aus dem Feuer!“

„Wia?“ tat Anna erstaunt. Da kommen Schritte, es klopft. Anna fuhr vom Sessel. „Wa gibts, wer is's — Jesges, der Herr Vorstand!“ — Tieflauzend trat sie zur Seite, als er eintrat, groß und breit und schwer: „Ist es verstattet? Kommt der alte Schuhu das Tauberl heimbsuchen!“

Fürsichtigen Schrittes trat er ans Bett. Sein braunrotes derbes Antlitz war seltsam bleich, oder ist es nur der grüne Schein von den Bäumen? Angetan war er großfeierlich, in schwarzen Wollamt und Zobel, hatte die mächtige Krause, den Ratsherrenmantel, den goldenen Kunstdegen wie zum Umgang.

„Alsdann mein Margaret, wie gehts. Habend uns ja einen ganzen Tag nit gsehen. Alsdann wia geht es?“

„Besser“, lächelte Margaret.

„So? Ist recht!“ Er sah sie mit langem Blicke an. In seinem Gesicht zuckten die Nerven. „Anna, gib mir 'n Sessel.“ Er ließ sich nieder. „Grüß di Gott, Lumpi!“ beugte er sich zum Wiegenkindlein hinunter. „Da hab i was vor dich.“ Und zeucht ein feingeschnitztes Männlein und Weiblein aus der Tasche. „Vo da Gmundnerin.“

„Da schau, Wolfi!“ lächelte Margaret. „Schönes Puppi kriegst. Schön bitten, Wolfi! Schön!“

Das Kindlein schlug die Händchen zusammen. Die mächtig große Hand reicht ihm das Püpplein zu und flugs hat Wolfi den Kopf der hölzernen Treuliebsten in den Mund gesteckt.

„Hat sie gut geschlaßen? Hat ihr das Essen geschmeckt?“ fragt Zettl gegen die Anna.

„Es tut si schon“, erwidert das Weiblein, „aber verklagen müß i's —.“

„Nit!“ flehte die Margaret.

„So verklagen! Aus 'm Nest is's mir! Und trinken hats dem Kinderl geben!“

Margarete bohrte den Kopf ins Kissen wie ein Mägdelein, das sich vor dem strengen Vater schämt. Aber der Vorstand das ist seltsam, schilt nicht. „So? aus dem Bett war sie — und wie ist es ihr bekommen?“ „Gut!“ hob sich Margaret mit glänzenden Augen aus den Kissen. „Siehst es, Anna, daß er nicht greint wie du.“ „Guet, nun das hör ich gerne. — Gott wirds geben, mein Kind, daß du bald wirst<sup>1)</sup>. Und wann du zu deine Kräften bist komein, und in dein Häusl heimschaun kannst, dann sollst du dein Wunder schauen, heut habe ich die Maurer bestellt, die müessend dein Häusl auf den Glanz richten.“

„Der Herr ist viel gut,“ dankte Margaret leis.

„Auch eine Kuhe und Kälbl, mein Kind, stell i dir ein, bald die Höllteufeln dein einiges Stückel Vieh dertränkt haben. Alles sollst du haben, was dein Herz begehrst, da will ich Zettl kein Geld nit anschauen, du arme verwundte Unschuld.“ —

<sup>1)</sup> Daß du bald genesest.

„Wie sollt ich dem Herrn alli seine Guttheit danken!“ sprach Margaret. Und denkt sich schon aus, was sie begehrten will: „Herr, der Ihr so gut seid, erbarmt Euch doch auch des armen Menschen, des Leutenant, und redet mit den Herren, daß er reiten darf.“ Indessen spricht der Vorstand weiter, felsam bewegten Tones:

„Rede nit von Dank, mein Kind! Was i tu und getan hab, ist Christenpflicht. Aber schaug, in einer Sache bin ich jetzt da, und muß dich bitten, einer schweren Sach, daß du mir a weng helfen sollst, wenn du magst.“

Wundernd schaut Margaret dem mächtigen Manne ins Gesicht.

Sie, die arme Hant, ihm helfen? „Wiel gern, wann i kann“, lächelt sie verloren und hold.

„Margaret“, spricht er und ist versärt bis in die Lippen, und plötzlich merkt sie jetzt das Seltsame in seinem Wesen, angst wird ihr fast vor ihm, was hat er? „Ich weiß nit, ob es dir wissend, ich war in Linz vor dich heunt Nacht, zum Rechten schauen, der Herr Statthalter hat seinen Herrn Brüder und andre Offizierer geschickt, diesen Kerl urteilen, und Recht wird hie in Steyr, weisst du dieses?“ Sie nickte mit dem Kopf, ihre Hände bebten auf der Decke. „Sollend nit.“ — „Was sollens nit? Nur ruhig, mein Kind. Alsdann, di Herren sind da, — nit derschrecken, nit, Margaret! Umb rechtshaffen zu urteilen; und damits rechtshaffen urteilen, so müessend sie deine Sage und Urteil haben; und muß ich Zettl dich dann bitten, daß du für den Herrnen am Gericht deine Sage tun wollest, und das ist schwer, daß es leider schon heunt ist — aber Gott wird helfen... Jesus, mein Gott, jetzt hab i aber was angestellt. Anna! Anna!“

Die Kranke hatte, im Kissen aufgerichtet, seinen Worten mit entsetzten, sich immer vergrößernden Augen zugehört, und bei dem letzten tat sie einen lauten Schrei: „Aufs Gericht! O Jesu! O Jesu!“ und sank dahin in annehmender Ohnmacht.

„Anna! Hilf ihr! Anna! Ungarwein her!“ Die Alte war schon zur Stelle. „Margaret, tu mires verzeigen, daß i di hob so fast derschreckt! Wird schon besser, Anna, gel? Jetzt schön trinken, Margaret.“

Liebreich wie ein Vater, indes ihm der Schweiß auf der Stirn stand, redete er der Armen, die sich wimmernd unter die Polster verkroch, zu:

„Mein Kind, geruhig, es ist kein Grund nit zum Fürchten. Ich habe es nur so dummm gesagt. Jetzt höre, du mußt gar nit aufs Gericht in Saal oder Rat zu feierlichem Rechtstag, wie du wol vermeinet; du sollt dieses gesfrete geweihte Haus nit verlassen, sondern die Herrnen werden — nur a paar! — hier im Bruderhaus und der Gmoanstuben tagen, und das Recht ist ganz und gar kurz. Und es seind nur drei Wort, die du sollt als Urteil sprechen, und ich hilf dir, ich führe dich und stehe bei dir links und Herr Vincenz rechts; wir werden dich fragen wegen des Leutenant, wie es war, und dann gehend wir wieder; du brauchst auch nit hören, wie sie ihn urteilen, wenn deinem fromben Herzen weh geschieht dabei.“

„Gott, o Gott!“ Da kam sie, die Zarte, unter den Polstern herfür; ihre Leidenshände hob sie auf zu dem bärischen Mann: „O tut es mir erlassen! O erbarmet Euch! Ich kann ja nit! Ich kann ja nit!“

„Heiliger Bertholdi, steh uns bei!“ betete Anna. „Herr Vorstand, muß denn sein!“

„Gott im Himmel weiß, wie mir das Herz blut'“, sprach Bettl und horcht plötzlich mit bleichem Entsehen hinab; unten werken schon die Leute, die der Oberst hat heraus geschickt, den Richterstaal zu bereiten. Ein Stund, kombren die Herrn geritten. O Herr Gott von Steyr hilf! „Mein Herz blut'. Gott weiß, wie schwer mir ist, aber die Herrnen erfordern es so; ich hätt sie wöllen erbitten, aber sie erfordern es um jeden Preis, darumb muß ich dich dringen, du vielarmes Kind; an deiner Urricht hanget und schwebet alles, ob der Teufel soll triumphieren oder ob ich Recht bekomb, der ich die ganz Stadt Steyr vertrete und schütze ihr allerheiligstes Gut. Darumb, liebes Kind, tu mir die Gnade, ich sage Gnade, komb! Ich will dich auf meine Armb tragen hin und zurück, und jeden Wunsch will ich dir nachher erfüllen.“

„Ist nit, daß ich nit gehen könnt,“ hauchte die Frau. „Es ist nit wegen meiner Schwäche, Herr, ich stünd vom Bett auf und ging überall hin mit Freuden, so Ihr, mein Wohltäter, es befiehlt, aber nit für Recht! Herr, habt Erbarmen mit einer armen Mutter! Erläßt es mir — und tut das Recht absagen — und laßt den armen Menschen frei — und tut ihn nit urteln! Meinen Liebsten — habens geurteilt!“ schrie sie weh auf, „geurteilt werden — ist hart — so viel hart.“

„Mein frombes Kind!“ sprach Bettl. „Du bitteßt als ein Engel vom Himmel vor den gefallenen Luzifer, der reift mit die Hörndln umb und friszt die Seelen, das kann sich das fromb Englein gar nit rechtfaffen fürstellen. Mein Kind, hör mich an. Ich kann das Recht nicht aufthalten, und könnt ich es, ich fät's nicht umb einen Herzogshut. Alles steht auf dem Spiele; von meinem Namen und meiner Chr will ich ja nit reden, daß diese Herrn, wenn du die Urricht wegerst, mich zu einem Schelmen und mein Klag zu einer Lugnerei werden machten. Aber, mein Kind, wenn dieser Lumpenkerl der Straß abkombt und außreut frank und frei, der kann kombren jeden Tag und dich nehmen und deiner Chr berauben, wie er es schon im Willen hat gehabt; und wenn du schon an dich nit gedenkst, du frombe Taube, denk an die andre Frauen im Land, die er verderben kann, der zuchtlose Gesell. Denke auch des Beispiel, wie es dann seine Kumpan treiben werden fröh und ungescheut, wenn er straflos aus diesem Handel kombokt, denk an dein Mutterstadt Steyr und erbarme dich und rede für Gericht. Verstehest du mich, mein Kind? Verstehest du mich nicht?“

„Herr,“ sprach sie ganz leis. „Ta —“ sie legte die Hand auf ihr wehvolles Herz. „Unter meinem armen Herzen hab ich mein Kindlein tragen; meines Kindes Vater habend sie geurteilt, und ist mir mein Herz brochen davon, ich kann nit reden wider einen arm Gesang, wer er immer sei, daß sie ihn sollten urteln; Gott wird die Frauna und mich nachher wol behüten, mein auch, der Leutenant wird solche Tat nit wieder tun, denn er ist ein grausamber Reiter zwar, aber kein solicher wüster Mann, wie der Herr glaubt. Er hat mir zwaren — ah weh, ah weh!“ Sie zog bebend die Decke herauf über ihre elende Brust und den gemarterten Arm, „viel wehgetan, aber auch viel Gutes hat er mir getan.“

„Guetes tau! der!“ rief Zettl bitter. „Was denn, möcht ich wissen.“

„Milcherl gel Wolßi — hat er uns geschenkt,“ lallte sie. Tränen flossen über ihre weißen Wangen. „Daz wir nit verbungent sind.“

Die Anna hatte die Schürze vor den Augen. So rührendes hat sie nie gehört als dieser armen Marterin Bitte für ihren grimmen Peiniger.

„So — Milch“ tat Zettl rauh. „Nsoda! Ein ganz Sachen verwüst und zerschlagen, dein einzigs Stückel Viech in die Steyr trieben, nachher hat er die Milch geschickt, damit du nit stirbst, bevor er dich hätt zu seiner Türen gemacht.“

„Nit tan, nit tan!“ stiehle ihre Engelstimme. „Er hat sich erbarmt umb seiner Mutter willen . . . und nachher hat er auch noch Varmherzigkeit gehabt, die ihm Gott lohne.“

Sie sah auf die Wiege, ihre Lippen regten sich, daß er das Wieglein aus dem Feuer tragen hat, diesem Mann, so gut er ist, kann sie's nit sagen; nur eine Mutter kann das verstehen.

„Margaret,“ rief Zettl, „was er dir gots tau hat, ich weiß es.“ Es trompetet schon, das ist auf der Brücken, es trommelt heran, der Schlag zerimalmt sein Herz; Zeit, Zeit, höchste Zeit. „Er hat dir Milch geschickt, der Kerl, der dich entehren wollt, das dankst du ihm, du Taube sonder Gallen, du heiliges Kind, wie wir keine zartere Heilige habend in unsren Kirchen schreinen. — Aber sieh her, da bin ich Zettl — hab ich nichts vor dich getan? Bistu nicht gelegen im tiefen Wasser und im Hagelschlag beim Messererkreuz, und kambe ich nicht fragend: Mayrin, was tuft du da? Und hab ich dich nicht in den Wagen genommen;“ seine Stimme wankte, „dich und das Kindlein, in nassen Windeln lag es blaugefroren. Und hab ich dich daher in mein Haus bracht, ich Zettl habe dich in meine Armb in dieses Haus getragen, und bin geritten nach Linz, da habe ich mein Pferd zu Tod geritten, vor dich, vor dich, Margaret! Und nun, ich bitte dich!“ Er bog ein Knie neben dem Bett zu Erden, er, der noch nie vor einem Menschen gekniet hat, außer vor dem Priester im Bußgericht. „Verlaß mich und mein und Gottes Recht nicht umb deines an den üblichen Teufel verschwendeten zarten Herzensmitleids willen, rede, nur drei Worte rede im Recht, rette die Frau und rette die Kindlein und rette Steyr und rette mein Ehr, als lang ich lebe will ich dir dies so wenig vergessen, als meiner Mutter die Schmerzen, da sie mich geboren hat.“

Margaret richtete sich auf, ihr Blick war groß, fremd und wurr: viel hart peinigt er sie und ist doch ein so guter Mann. „Herr, steht auf!“ sprach sie matt. „I kann ja das nit sehen! Daz Ihr vor meiner kniet, die ich Euch Händ und Füß zu küssen habe, sambt meinem Kind, Euch, meinem Retter und Erlöser! Anna, kumb, bring mir mein G'wand — i steh auf . . . Ich — will reden — und lieber tät ich sterben,“ haucht sie, auf das Kissen sinkend.

„Das will ich dir in Ewigkeit nit vergessen. Soll dich Gott segnen samt deinem Kind, du heilige Frau.“ Den Schweiß von der Stirn wischend, stand Zettl auf. Mit einem mächtigen Schritt war er zur Tür. Eine Hand, das ging wie Zauber, reicht einen Sack herein, Zettl trägt ihn Margaret ans

Bette. „Mein Kind, da seind Kleider, maßen die deinen verderbt sind, habe ich aus meiner seligen Frauen Sachen etwas ausgesucht, nimb dir, was dir paßt.“

Anna, du hilfst ihr beim Anziehen, daß sie sich nur ja nit anstrengt, wenn ihr fertig seid, rufts mich, ich wart vor der Tür.“

Starr und bleich sitzt Margaret unter den Händen der Anna, willenlos läßt sie mit sich geschehen, kein Wörtlein spricht sie, aber ihr Herz weint blutige Zähren.

„Willt dieses Kleid hier?“ Da breitet Anna eins von goldbraunem gepreßten Samt mit Goldbienen aus. „Das tät dir fein passen! Oder das?“ Rötlicher Atlas mit silbern Spitzn daran, eine Pracht. Margaret schüttelt den Kopf, sie geht nicht in Samt, sie geht auch nicht rot, sie sei ein arm Witfrau, ihr Mann liegt in Schadling begraben, sie wolle lieber ihre alten, schlechten Kleidlein haben. Mit Müh und Not bringt Anna sie dazu, das Gewand, in dem Frau Zettl für ihren Vater hat getrauert, ein schwarzes von Kammertuch, anzuziehen.

„Als dann, Margaret, jetzten bist ferti, und sauber bist, mueß i schon sagen.“

Mühselig erhebt sich Margaret vom Stuhl, auf den sie sich unter Annas Händen wieder und wieder niedersetzen hat müssen, und wankt der Wiege zu.

Annas kleine neugierige Dunkeläuglein wandern bewundernd mit, schön ist sie wie eine Königin! Weich schmiegt sich das Kammertuch mit samtenen Bahnen an ihren lieblichen Leib, der Rosalienspitz faßt so anmutig den weißen Nacken ein und die geklöppelten Täzel ihre feinen Handgelenke. Und statt der Krone schmückt sie das herrliche goldfarbene Haar, in zweien schweren Flechten um ihr Haupt gewunden.

„War die Frau Zettl eine hübsche Frau, aber nit halb so schön wie die Mayrin!“ denkt Altmütterlein; „ist auch Herr Zettl seiner Mann, hat viel Geld, und das Häutlein ist ein Witib . . . Jesges, das wär ein Paar, da täten Steyrer schauen — aber na, na,“ weift sie sich ob des verwegenen Gedankens zurecht, „eine Lutherisch nimbt unser Herr Vorstand sein Lebtag nit . . . Aber wann si si bekehret?“

Derweil kniet Margaret neben der Wiege hin, Taft und Samt rauscht um ihren zitternden Leib; da nimmt sie das Kindlein aus der Wiege und drückt es an ihr Herz, vor dem die steife Rosalienspize sich breitet.

„Wolfskindi,“ klagt sie innig, „iht geht dein Muetter furt. Dein Muetter tuns für Recht führen. Da soll sie reden wider den armen Mann, der hat uns Milch geschickt, daß wir nicht seind verhungert. Da wird sie ihn verklagen, weiln der Satan über sein armes Herz hätt einmal Gewalt gehabt in einer bösen Stund. In Samt und Seiden geht dein Muetter schreien wider den armen gefangenen Mann. Kindi, tuft dein Köpflein wenden, kennst sie nimmer, dei Muetter? O Kind, sie kennt sich selber nimmer, die elendig Frau. Kindi, Kindi, beim Messererkreuz im Hagel und Wetter, da war deiner Muetter nit so schwer wie jetzt!“

Ein Trompetenstoß wie das Jüngste Gericht ließ das ganze Bruderhaus erzittern.

„Margaret!“ rief es draußen.

„Ich komm, ich komm! Anna, hüt mir mein Kind.“

Es zittert die ganze Sierningerstraße von den Trommeten. Wie Sturm und Wetter sprengt's heran, auf schnaubenden, roten und halben Rossen; voran der fürchterliche Mann, auf dessen Helm die Engel beten, ihm nach zehn andre gewappnete Herren, und jeder hält das Schwert gezückt auf der linken Achsel, das sind die apokalyptischen Reiter, die tragen auf der Schwerteschneide Gericht und Tod. Die stampfen in den Boden, was ihnen vor den Bügel kommt, und doch stehen die Armenleut von Steyrdorf vor ihren Hütten und in den Gärten zu Hunderten und schreien es einer dem andern zu: „Recht geschieht! Recht geschieht! Der Blutbann kommt geritten.“ Der Blutbann Marimilians des Gestrengen kommt zum Bruderhaus geritten, vor ihm her blasen die Trommeten, die blasen wie der jüngste Tag, hinter ihm in mächtig Kolonnen zieht die marimilianische Soldateska auf. Dragoens mit Büchsen zu Pferd, Dragoens mit Piken zu Fuß, zwischen den Piken da geht einer, hoch und aufrecht die Wallfahrtssoldaten überragend, mit den schwarzen Fieberangus schaut er starr nach dem fernen Gebirg, damit er die Wutgesichter und geballten Fäuste der Armlent nicht sehen muß, ein Ritter ohne Schwert, ein Reuter ohne Pferd, der um Unzucht auf seinen Hals verklagte Leutnant Ernst Albrecht von Herliberg. Wild hämmert das Herz in seiner Brust, nun wird er die Zarte sehen! Ha der Lust! Ha der Schaud, wenn sie ihre Hand, schneeweisse Hand, heben wird und auf ihn deuten: „Der ist es, der!“ Wenn sie mit ihrer süßen, wonnigen Stimme klagen wird: Der züchtlos Schelm — bei Nacht — ha, Todesmarter!

Gleich hinter dem Verbrecher kommt der Prostoß geritten, mit rotem, türmendem Federbusch, wildem, henkerischen Gesicht; dem drängen abermal Dragoens Spieße und Schülen nach; zuletzt marschiert ein seltsames Gesind auf, Lederwämser haben die und Zodelhüte, tragen Stricke und Messer im Gurt; einen Karren führen sie, den deckt ein blutrotes Tuch. Was ist darunter, unter dem Tuch? Seind es schon Kloß und Weil? Wird dem Halloten gleich im Bruderhaus der Garans gemacht? Das, ja das wär wolgetan! Ganz zuletzt aber führt ein Gesell ein schönes, buntes Pferd. Das legt die Ohren zurück und reißt am Zügel und möchte den Knecht am liebsten zerstampfen. Ist das nit sein, des Halloten Pferd! Was soll das Pferd? Wird es verschossen? Sie werden ihn doch nit renten lassen? — Ha, dös aber gewiß! Seind gerechte Herren, sterben muß er.

Die blanken Schwerter und Kürsch und Trommeten, der Glanz und Glanz und Schall blendet dies arme Volk; so edle Herren und Ritter können nichts andres bringen, nichts andres als das Recht und Gottes Gesetz. Sollt Gott sie segnen. Die acht Trommeten seien aus, die Gilfsritter reißen ihre Pferde am Zügel zurück, da ist das geistlich Haus, die Macht Wallfahrt umflutet es wie die hohe Steyr den Werd beim Hochwasser; die Ritter springen von den Hengsten; ins Tor, das weit geöffnet ist, schreiten sie, hochgehoben die bloßen

Schwerter; den Gefangenen schleppen die Knechte nach; vier Mann tief umzieht ein Kreis von Dragoens das Bruderhaus. Vom Wieserfeld bis Sierning beten die Leute, wie im Juli um linden Regen und Sonnenschein für die Saat, um das Bluturteil, um den Tod des Missstätters.

„Als dann in Gottes heiligstem Namen,“ sprach Zettl. Er hat die Margaret für einen Augenblick ins Oratorium geführt, wo schon Herr Vincenz wartet. Am offenen Chorfenster Hand in Hand mit der Bitternden stehend, hat er laut Gott und alle Heiligen für sie angerufen; die in der Kirche beten, die Altmänner, hörten sein Gebet, und der im güldnen Tabernakel wohnt, umruht vom Wolf und Steinbock, Greif und Hippogriff<sup>1)</sup>, auch der hat des gerechten Mannes Stimme vernommen.

Das Haus durchbraust der Lärm der Ritter, auf einmal legt er sich, und jetzt ist es Zeit. Im Namen Gottes denn. Zettl faszt die Totenbleiche unter einem Arm, Vincenz unter dem andern, und unter leisem Zureden führen sie sie aus dem Oratorium. Beim Weihkessel macht Zettl halt, taucht den Finger ein und zeichnet der Frau ein Kreuz auf die Stirn; sie schauert leis unter seiner Hand. Die Turmuhr tut drei dumpfe, schwirrende Schläge. Drei Uhr! Christi Todesstund.

Sie schreiten zu dreien die Stiege hinab, und fast tragen die Männer das Weib. Der Klerikus denkt, so haben Johannes und Josef von Arimathäa Maria vom Kalvarienberg heruntergeführt . . . Aber ach, wir führend sie zum Kalvarienberg, die arme Frau.

Es stehen Posten an allen Türen im mittlern Gang zu ebner Erden. Im Dunkel leuchten die eisernen Hüte und Panzer, und die Augen der Männer funkeln wie Drachenaugen. Aus der Gemeindestuben dringt Stimmen-gewirr wie dumpfer Donnerhall.

„Wer da!“ dräuen die Posten.

„Ich Zettl. Das ist die Mayrin.“

Da öffnen sie die Tür. „Heiland!“ schreit schwach die Frau. Sie will sinken vor Entsetzen. Die ganze Stube gleißt von Eisen, von Gewaffen, von Schwertern, von greulichen Schwertern, geböhlten, erhobenen. Wie Gott im jüngsten Gericht sitzt im Stuhl, den ein Scharlaken deckt, ein furchtbarer Mann. Cherubim beten auf seinem Helm, das Kreuz blitzt auf seiner Brust, der Zorn schwalcht in seinen Augen, weh, das sind des Statthalters Augen, seines Bruders, der deinen Liebsten ermorden ließ auf dem Platz zu Linz . . . und er redet mit wilder Stimme, das ist des grausamen Statthalters Stimme. Und vor ihm im Kreis der schwertragenden Männer, alle überragend, o wehe, da steht er, gefangen und ohne Schwert, aber schrecklich über alle Maßen, hoch wie ein Baum, wild mächtig steht er da, auf seiner ehernen Brust klafft das Hemde auf — wie dazumal! Leutenant! Leutenant — der sie schlepp und lacht dazu — der sie zermalmt — da krallt sich ihre schwache Hand wie ein sterbender Vogel in den Ärmel Zettls: „Furt, laßts mi — furt — zu mein' Kindlein.“

<sup>1)</sup> Die Wappentiere der Stifter des Bruderhauses.

Aber der Mann mit den Cherubinen, in währendem, donnernden Kleden: „Von wegen Recht, Gerechtigkeit, dadurch Hand zu haben, unser Händ in unschuldigem Blut nicht zu waschen, hingegen den Bösen mit bürdernder Straf nicht verschonen“ — winst mit der Hand gebieterisch, da öffnet sich der eiserne Ring, und Zettl und der Kleriker geleiten das Weib herein.

Wild fährt der Riese herum. „Da — ist sie — ah“ krampfhauste Herzklöße schwollen seine Brust.

Die Schöne, Zarte, die Arme! Sein brennender schwarzer Fieberblick begegnet ihrem blauen, sterbensmatten Auge. Ha, so haben dich die blauen Sterne an, als sie in deinen Häuschen hing, als du die Lilie brechen wolltest . . . Jetzt kommt sie klagen . . . Klug mich an, du Süße! Schrei es herans! Schrei es auf mich, jetzt kannst du mich zertragen, zertritt mich wie Maria den Teufel . . . Sie hat die Augen gesenkt. Sie will ihn nicht sehen! Ihr graut vor ihm. Er zittert vor Schande. Der Alte, der sie führt, und der Geistliche, ha, die habens gut! Sie senkt ihre Augen, die getretene Mutter. Aber dawährend ihr Herz in Angst vor ihm zittert, zuckt es auch schon vor Erbarmen mit ihm — armer Mann — sein Waffen habens ihm genommen wund ist er. Wie bleich ist er — hart gefangen muß er stehn — auch mein Liebster stund gefangen . . . Und zugleich schleicht ihr Blick noch einmal zu ihm hin, wie er zur Erde starrt in Troß und Scham. An seinem Reiterkleid seind Brandfleck, ein großer überm Knie . . . innig bebt ihr Herz, ein halber Mond, und die Wiegen hat einen Brandfleck, ein halber Mond. Er hat sie geflücht, mein Wiegen! O Jesus! Beschütze mich, ich kann ihn nit verklagen.

Zettls nerviger Arm stützt die Bange, ihr Zittern stachelt ihn auf: recht zua! Und der große Sünder, der frech steht und wild schaut, der hebt ihn auch: recht zua! Und der Steyrer Christus, über dem Helm mit den Cherubim erhaben, den Zettl aus dem stillen Oratorium hierher ließ schaffen, damit er Zeuge des größten Rechtstages von Steyr sei, der arme elende Christus, dessen grau und schwarzer Leib von Scharlachblut übergossen ist, von dessen schauerlichem rechts übergeneigtem Haupt zollange Dornstachels stehen, der Christus, vor dem Jakob Zettl dem Träger der Unschuld Nachte geschworen hat, öffnet seinen Mund und spricht: Recht zu. Und nun beginnt das Recht. Lin der Schreiber reicht über den riesigen wichtigen Richtstisch, den Herr Lueger ins Brüderhaus stiftete, dem Feldmarschall ein Quartblatt hin, und der Feldmarschall liest mit einer Stimme, als röhnte ein Waisen im Wald.

„Ich verbanne dieses Kriegsrecht im Namen Gottes des Allmächtigen, von dem alle Rechte ihren Ursprung haben, daß er uns seine Gnade, Wahrheit, Verstand möge verleihen, daß wir richten, wie wir am letzten Tage für seiner göttlichen Majestät es können verantworten; verbanne es auch durch der größtmächtigsten unüberwindlichsten Kaiserlichen Römischen Majestät gegebenes Recht, auch wegen des Herrn Christen zu Roß und Fuß Brasen von Herberstorff, Höchstkommandierendem in diesem Lande, auch wegen meiner Gewalten, welche mir eine hochgemeldte Obrigkeit übergab, so daß keiner außerhalb gegenwärtigem Kriegsrecht in dieser Causa einzureden haben wird.“

„Es ist Klag erhebt von einem steyrischen Bürger, Jakoben Zettl, wider Ernst Albrechten von Herliberg, Leutenant und Ritter, als hätte Ernst Albrecht von Herliberg dahier in seinem steyrischen Quartier eines großen Verbrechens an ein Frauen sich schuldig gemacht. Als ernannter Feldmarschall des Reuterrechts über Ernst von Herliberg habe ich denselben gefangener anher konstituieren lassen von meinem Generalprosozen; anderseits auch die fürgeblich Beleidigte und den, der an ihrer Statt geklagt hat, geladen, damit in allen Formen in dieser causa gravissima mag Recht gesprochen werden.“

„Causa gravissima ohne Zweifel, da es sich dabei einerseits umb die Ehre einer wie man sagt unbeleumdeten Frau, anderseits aber umb die Ehre und das Leben eines jungen, tapfern Kriegers handelt, der von Kind auf die Waffen in Ehren trägt und dessen edles Geschlecht bis zu Ludewig dem Bayer, Herzogen, emporreicht.“

Das Quartblatt fiel raschend auf den Eichstisch. Im Saale schwelte die Hitze und der Dunst der zwölf Kürisse. Die Ritter blickten feierlich. Einer, gelb und saltigen Antlitzes, lachte zufrieden. Wie Feuer brannte Zettls Stirn. Fürgeblich Beleidigte und wie man sagt unbeleumdet und der Schandgesell ein tapfer Held?

So fährt das Recht an?

Das im Namen Gottes verbannte?

Ja, Fuchs du, der du dich mit Engeln und mit Christi Bildnis schmückst, hier steh' ich, Jakob Zettl, und ehe du das Recht umbringst und schindest, mußt mit dem Zettl einen Gang tun und sharpf ist meine Klinge!

„Sohin soll der Zeug Jakob Zettl fürtreten und heben sein Klag. Daher an den Tisch — Herr Zettl.“

Langsam und sanft zieht Zettl seinen Arm, mit dem er das Weib um die Mitte faßt und stützt, weg, und das Weib mit einigen leise gesflüsterten Worten dem Klerikus befahlend, tritt er mächtigen Schrittes im Kreise vor.

Der Feldmarschall blikt ihn feindlich an und herrscht: „Ihr Kläger, wir habend Euch zu fragen, und Ihr habt uns zu sagen, wer seid Ihr, wes Glaubens, von wo hürtig, wie alt, was ist Euer Hantierung?“

„Ich bin Jakob Zettl, katholisch, wie die Herren ja wissen, 54 Jahr alt, hürtig von Steyr. Meiner Hantierung ein Färber, nach Salzburg gewandert, Anno 1604 dorten ward ich frei und hulpe meinem Oheimb beim Geschäft. Als man 1612 zählt, da Bischof Wolf Dietrich zu Salzburg das Ländl Berchtoldsgoden eingenommen, der Durchlauchtige von Bayern ihn bestritt, bin ich Jakob Zettl für einen Soldaten aufgezogen, auf dem Schloß Tettelhamb ein Monat gelegen, welches die Durchlaucht einnahm. Anno 1614 bin wiederumb nach Steyr zurück, ist meiner Schwester Katharina Hochzeit mit Herrn Rädelmayr, des Rats und auch ein Färber, fürbeigegangen, habe nachhero die Färberei in Ennsdorf mit ihm zusammen besessen, nach seinem Tod aber allein; bin 1616 mit einer aus Hall ehelich worden, ein Jahr später verwitwet, bin benannter im Rat, Viertelmeister von Ennsdorf, Brüderhausvorstand und Vorstand der Färberzunft von Steyr.“

„Jakob Zettl, was ist Ewer Klag?“

„Die Klag, die ich gehebt hab und beschrieben, ist den Herren wissend. Sehend die Herren diesen Mann —“ er wandte sich um und wies mit gerecktem Arme auf den Lieutenant, der in den Boden stiert und sich die Lippen nagt. „Und sehend sie,“ da sah er nach der Frau um, ihr Haupt lag matt auf Herrn Vincenz Schnitter, „dieses vielarme Weib, diese Unschuld.“

„Sie ist einundzwanzig Jahr alt, hat vor sieben Monat entbunden, ihr Kind —“ seine Stimme erstickt, er hustet, „liegt oben in der Wiegen neben ihrem Schmerzensbette, von dem sie ist mit Mühsal aufgestanden. Diese Frau hab ich im Sturm und Wetter, im Hagel und im Eis beim Messererkreuz vor drei Tagen gefunden umb Mitternacht, halbblos mit ihrem Kinde. Dieser da, der edle Herr Ritter von Herliberg, Herzog Ludwigs Gerhob, hat ihr ihre Sachen zerhant, ihr Vieh genommen, ihr Haus verwüst, und dann ihr stanlich Ehr ihr nehmen wollen, das hat sie geklagt in ihrem Hieber und Wahn, da sie bald gestorben wär, daß es Gott und alle seine Engel hat erbarmen müssen. Sein Mordhand, ihr Herren, ist auf ihrem Arm annoch zu sehn — wie Blut und Hauer. Sie hat niemanden auf der Welt, ihr Vater ist tot, ihr Mann ist mit dem Schwert gerichtet worden im Märzen, also bin ich Zettl, ein geringer Bürger, ihr Unwalt worden, habe nach Linz eine Klag enthebt, es ist den Herren ja wissend. Und die Klag habe ich enthebt umb ihrer unschuldigen Tränen willen, die zum Himmel geschrien habn; und umb aller fromben Frauen willen, denn die fromben Frauen seind unser der Steyrer höchste Heiltumb neben unserm heiligen katholischen Glauben. Denn hätten wir kein frombe schöne Frauen nit, wir wären nit ein Volk mit Kraft und Macht, dann kunnten wir nit Eisen schmieden noch recken, daß in Nord und Süd kein bessers wird erfunden, und könnten wir nit Wölfe und Bären schießen, noch Brücken schlagen über die wildesten Wasser der Welt. Mit unsre Frauen lassend wir nit Unzucht treiben, selbst nit von Königen und Kaisern. Unser Steyr ist ein quete Stadt und kein schlechte; Ehebruch gibt es bei uns nicht einen in fünfzig Jahren, schlechte Häuser und solchene Person, die ich vor unserm Herrn am Kreuz und vor dieser Unschuld nicht nennen will, gibt es bei uns in Steyr nicht und soll es niemals geben, solange ein rechter Mann in Steyr zu raten hat. Und eine Unschuld, die ihre Liebe hat begraben und ihr Kind in Tränen sängt, soll unter die Fäuste von einem solchen Unhold und Mörder geschrien haben und wir steyriich Männer sollten zuschauen und Maul halten! Nia, nia, nia! So steh ich, ich schreie es auf ihn! Ich schreie, man sollt es hören bis zum Priel. Er ist schlechter als ein Mörder, er hat versehren wollen, was über Gold und Gut, über Seel und Blut, über alles Er schaffene kostbar ist, die heilige Reinheit einer frommen Frau.“

„Und wenn er hätt Taten soviel getan wie Alexander, ein Fürst im Heidenland, so wascht ihm das diese Schuld nit ab, und wenn er mit Herzögen ist versippt, die sollen sich im Grabe seiner schamen!“

„Ihr aber, Ihr Herren, Euch bitte ich, richtet recht! Waltet einer zarten —“ und seine Stimme ward dumpf und stumpf von Tränen, doch die Ritter glohten ihn an mit Augen, trocken wie die Schakale in der Wüste . . . „armen Frauen

und Mutter, die so hold und rein, wie jemals eine Frau — ja, du!" donnerte er den Herliberg an, der den Kopf auf die nackte braune Brust hängen ließ und mit bebender Hand dem Lveger 1511 in der Tischplatte nachfuhr; „die zarteste, reinste Frau, die dieser spottschlechte Soldat wollt verfehren, ihr sollt sie ehren, so ehret ihr am besten die katholische Armee und das katholische Regiment im Land.

„Ich schreie, ich schreie, umb Recht, ich schreie, sie hat niemand dann mich. Nein, sie hat noch einen, der steht zu ihr, sehet da, dort hängt er am Kreuze, unser hochheiliger Herrgott von Steyr. Am Kreuze hängt er heunt, doch am jüngsten Tag da kommt er in Kraft und Herrlichkeit, und trägt das Schwert der Gerechtigkeit, und sein Urteil ist nicht Zeit, sondern Ewigkeit. Da werden alle verborgenen Schmerzen zu ihm schreien, aber am lautesten die ungetrockneten Tränen der Unschuld. Dann werden alle ungeahndeten Sünden vor ihm brennen, aber am rötesten, die an den Schwachen und Armen seind beschehen. — Denket an den letzten Tag und denket an den höchsten Richter Jesus Christi, ihr Herrn, und richtet und ratet recht.“

Zettl schwieg. Der Feldmarschall dreht seinen Schnauzbart. Von den Botanten husten ein paar. Und Conti lacht dem Zinaburg ins Ohr: „Gali-matias! Schabel Stroh.“

Wulkun von Herberstorff sprach ohne den geringsten Schein von Rührung: „So, der Kläger hätt sein Klag getan, erheblich die gleiche, wie hier geschrieben steht, mit einigen Blumen dazu, die er sich hätt schenken können. Haben die Steyrer — frage ich — einen eignen Herrgott, das war eine dumme Phrase.

Was sagst du nun, Albrecht Herliberg, zu seiner Red. Sprich. Wir haben dich schon mehr denn einmal verhört, du wolltest uns aber nichts sagen. Jetzt ist die Stunde, wo du uns die Urricht nimmer weigern darfst, wo du mußt offenbaren deine Schuld oder Unschuld. Wisse, deine Unschuld, wenn du sie jetzt noch erweisest, wollen wir dir glauben, trotz des Geschreis dieses Herrn, der im Grunde kein Beweistumb fürbracht hat, dann die Phantaseien eines kranken Weibsbild.“

Jakob Zettl, das ist das Recht, das du hast angerufen. Eine glühende Borsträne rollte auf seinem Ratsherrenmantel. Das ist denen ihr Recht.

„Herliberg. Rede!“ rief Wulkun.

Der stand bleich, seine Fäuste krampften sich zusammen. Wie Gottes Blitz trafen ihn die Worte des Rächers — die jener Phrasen schilt.

„Der Mann — spricht wahr. Ich hab getan, was mich reuet.“

„Willst du uns Umständ geben?“

„Nein.“

Nein, er entblößt seine Seele nicht vor diesen Schakalen. Er reißt sich die Fingernägel nicht ab. Die Scham, der letzte Odem der Unschuld, ist noch in ihm.

„Diese Urricht genügt nicht,“ urteilte Wulkun.

„Deine Urricht genügt nicht! sie genügt in keiner Weise,“ wiederholte Conti, „sie ist equivoque.“ Dann redet er dem Feldmarschallen unentzündlich ins Ohr. „Herliberg“, sprach dieser, „solche Urricht lassend wir nicht gelten.“

Gib uns die Umständ! Das Weib hat dich im Fieber bezeichnet. Rede! Deine Schuld und deine Unschuld seind in deiner Hand. Projos!"

Zettl knirschte vor Schmerz. Das Reiterrecht ist ein Lumpenrecht.

"Schuld oder Unschuld! Projos, zeig ihm, was ihm die Zunge lösen kann." Der Scharlachmann, der, Schwert und Stab in Händen, hinter dem Gefangenen steht, tritt an die Tür der Stube, ruft ein Wort hinaus. Und sieh, da öffnet sich die Tür weit, es kommt ein Mann herein mit einem Fleischhauerschurz, sieben Knechte folgen ihm, die schleppen allerhand Gerät, das schaut grausig her.

"Abladen!" befiehlt der Feldmarschall.

Aud die Knechte werfen ihre Geräte, Ketten und Schellen, Zeile und Krampfen, Broten Schwefel und Pech, und die pfundschweren, eisernen, von Rotrost angefressenen Bügel dem gefangenen Reiter vor die Füße hin. Da lichtet Gonti: "Benissimo!" Herliberg steht wie ein Baum da, Margaret aber in Zettls und des Klerikers Armen erzittert bis ins Herz . . .

"Konstitute!" donnert der Feldmarschall. "Hier siehst du, was dir bereitet ist, wenn du deine Unschuld nicht erweisen kannst oder willst. Das wirfst du haben, daß wir dein Geständnis von dir zwingen mit höchster Tortur, mit der Wipfen, mit glühendem Schwefel und Pech. Siehst du die Steigbügel, ist Blut daran von Schelmen, die seind an dieser Lnat krepieret. Siehst du die Eisen — Stockmeister, heb sie auf! In die wirfst du geschlossen, und morgen sticht man dich mit vierundzwanzig Lanzen durch deinen lebendigen Leib —"

Da rang ein Schrei durch den Saal, ein süßer — einer barmherzigen Mutter Schrei. "Nit! Nit!" Alles sah auf das Weib. Gonti musterte sie mit insamem Blick. Zettl sprach ihr leise beruhigend zu; des jungen Krevers Körper aber schüttelte ein Frost, der Schrei ist ihm durchs Herz gegangen, die so gemartert war durch ihn, will nicht, daß er gemartert sei . . . und diesen Engel hat er wollen verleufern . . . Reiter, jawol! Lumpenhund! Strick, Strang, Schwefel, so muß es sein, das ist recht vor ihm.

"Zeht reden, Herliberg! Schuld oder Unschuld, alle Umständ!" dringt ihn der Feldmarschall.

Mühsam ermannt sich der Unselige. "Ich hab tan — was mir das Herz frisht — an ihr — der Reinen. Das andere bekenn ich — in Parz. Tort will ich — sterben."

"Du verstöckter Mann! Ich sollte dich jetzt martern lassen in continentia, nur deiner Valeur zulieb verzich ich noch. Ich weiß es, du verbehlst uns etwas. Ob das Weib rein sei, haben wir nicht gefragt. Du haft geschn. was dich als Schuldigen erwartet, nun sollst du wissen, wie ich befahren will, wenn du uns deine Unschuld noch entdecken kannst. Projos! Was Euch wissend."

Zum andernmal schrie der Scharlachrote ein Wort zur Tür hinaus, und zum andernmal kamen Knechte herein, was bringen die! Ha! Dem gefangenen Korazzier dringt ein Schrei, ein Fauchzen aus der Brust, seine wilden Arme öffnet er, den Knechten entgegen, die bringen sein Eisenkleid! Seine liebe

Korazza! Der Begon ließ sie ihm vom Leibe reißen! Da schrie er wie ein Narr! Drei Täg schon schleppen sie ihn halbnackt herum. Herrgott, da ist sein Armatur!

Helm, Taschetten, der Pallasch! Der Pallasch! Ha, wie der strahlt! Und nun vor der Tür fängt ein Roß zu wiehern an! Das ist sein Tiger, der wiehert, der ruft seinen Herrn, seinen armen gefangenen Herrn, kumb, besteige mich! Wir reutnen umb die Welt, komm, komm!

Frägt Walkun und weiß, jetzt wird der Held erliegen: „Diese Sachen sind dein. Willst du sie haben? Draußen ist dein Pferd. Willst du es reutnen?“

„Ja! ja!“ schrie Herliberg wie von Sinnen. „Her mein Armatur, zeuchts mich an, ich reut nach Parz!“ Und das Weib fasstet die Hände mit süßem Lächeln: O laßt ihn reutnen, fleht ihr Blick; Zettl aber stampft, reutnen als ein Held, der Lotter, das ist das Ende. Davor hat er geschrieben, geschriften, sein alten Fuchsen totgeritten. Die schimpferte Welt!

Ruft der mit den Cherubim: „Erweise deine Unschuld, sage uns nur, es war nicht wider ihren Willen, und du reutest als ein Ritter in dieser Stund.“

Da sanken dem gefangenen Mann die Hände.

„Tuts weg, mein Armatur,“ keucht er, drückt die Finger in die Augen vor grimmiger Pein.

Lügen wider diesen Engel und dann reutnen, das muten sie ihm an. Das mute ihm der Satan an!

„Also, da Herliberg kein genügend Urgicht tun will, so soll das Weib in Gottis Nam ihr Urgicht für der seinen tun. Und will er sich nicht widern, so gilt, was sie gesprochen hat. Das Weib Margarete Mayr trete also vor und tue ihr Urgicht.“

Die Männer alle recken die Hälse.

Vorsichtig, leise zu ihr redend, führt Jakob Zettl sie an den Tisch. Das Kommando: Sie soll allein stehen! scheint er nicht zu hören.

Herliberg blickt scheu nach ihr, so schön ist sie und so elend — und du — und du —! Nun, jetzt kommt für dich das End, reißt sie dir deine Zeichen ab, zart dafür sind diese — ah diese lieblichen Händ . . . Du SchöNSTE!

Frägt der Feldmarschall: Namen, Eltern, wie alt, Religion, bürzig von wo, ehelich oder nicht, hat sie Kinder?

Und ihre Stimme zittert wie ein Glöcklein im Sturm: Margaret Mayr, war der Vater ein Kantor, namens Taubenrath, sie wäre lutherisch, 21 Jahr alt, verwitbt, und hätt ein Kindlein.

Spricht der Feldmarschall: „Lutherisch, das ist Pertinacia!“

Und Zettl brummt wie ein Ur: „Bona fides!“

„Uj, uj, Cartellon kann lateinisch,“ grient Conti.

„Jetzt, Frau, schaug mich an und jetzt mußt die Wahrheit reden!“ spricht der Feldmarschall. Ein Blitz zuckt am Fenster fürbei, sacht fängt es tropfen an wider die Scheiben. Margaret steht mit zusammengefalteten Händen, ihre großen blauen Augen angsthaft zum roten Gesicht mit den Cherubim erhoben.

„Hat dieser Kriegsmann hier dir mit Gewalt und wider deinen Willen die Ehr nehmen wollen, und wie ist er hierbei befahren? Antwort!“

Des Weibes Lippen zittern. Die schwachen Finger falten sich enger ineinander über die arme Brust, fünf glühende Messer stechen in den Arm — o Glende, ja, es war Gewalt!

„Ich . . . weiß . . . nit gar . . .“ haucht sie und schweigt.

Mächtiges Gebrumm reißt um den Saal. Dem Jakob Zettl staut sich das siedende Blut gegen Kopf. Herrgott Sabaoth, jetzt steh mir bei oder seind wir verloren.

„Sie ist verschreckt, das Kind, Herr, laßt mich sie fragen!“ Sein Herz schreit zum Steyrer Herrgott um Hilfe, wie es geschrien hat, als sein Weib ihre schwere Stunde litt und daran starb.

„Margaret! Du weißt es jo. Sag mir ein Wort, ist genug. Sag mir dieses, er hat es wollen tun wider Deinen Willen. Sprich! Sprich!“ drängt er in Todesangst. Sie bewegt matt die Hände, schweigt. „Ich habe dich in dein' Glend gefunden jambt deinem Kinde. Das wäre derfroren in Eis und Hagelschlag, Margaret, Margaret, du hast es mir versprochen, rede!“ seine Stimme fleht, dräut. „Zunst weiß ich nicht, gibt es eine Dankbarkeit auf dieser Welt.“

Die Unglückliche wandte ihm ihre todesbangen Augen zu, so schaut ein Kind den Vater an, der streng von ihm fordert, was es nit leisten kann. „Versprochen . . .“ flüstert sie weh. „Ja, Herr! Ich tu schon — reden.“ Entsehen überrieselt sie. Dort, dort liegen die Bügel, die Ketten und Schellen, die Seile — und ach, da steht der Mann, hat die Händ fürs Gesicht geschlagen, auf den soll sie schreien Marter, Urteil und den Tod.

„Er ist . . . hat . . . Jesus! . . . ich kann ja nit . . . Herr! Tut mir — Armen verzeihen . . . ich . . . kann nit . . . ich weiß es nimmer . . .“ infernalisches Geräune im Saal. Zettl, Zettl!

„Herrgott, die weiß es nicht!“ Herliberg riß die Hände von seinem schamglühenden Gesicht. „Sie weiß es nicht!“ Draußen rollt der Donner von fern, so rollte er in seiner Sündennacht. Sie weiß es nicht! „Ich weiß es! Ich will reden! Alle Umständ!“ Heiße Scham, verstumme! Sie soll nicht stehen als Lügnerin, die Heilige. Steh du da als der Kotterbub, der du bist, bekenne deine ganze Schand. Mit Zungen hätten sie's ihm nicht aus der Brust gerissen, die dort tut es mit ihrer süßen Klage, sie wisse nicht. „Reden will ich! Getreten hab ich sie wie einen Hund, und dann entehren wollen solchergestalt!“

Der Gewaltige auf dem Throne blickt wie Nacht und Wetter. Geht alles verkehrt? Der Zettl und die lutherische Käß triumphieren? „Unsamer Kerl, schuftiger!“ donnert er. „Welcher Gestalt?“

„Als wir waren bei ihr einquartiert, und ich sie hart gequält hatt und ihr alles genommen, auch ihre Kuh hab ich ihr genommen —“ Herliberg rang nach Atem.

Was sind Strick und Schwesel! Sie biegt ihr Antlitz an Zettls Schulter.

„Sie hatte auch ein gar kleines Kind.“ Ein Fieberfrost schüttelt ihn. „Da war es am zweiten Tag, wir ritten erzerieren.“

Das Gemach war totenstill, nur dumpf schnauben hört man die Männer.

„Wir sind heimkomben zur Nacht, sie hat unterm Dach gelegen, ich hatt' sie aus ihrem Haus hinausgeschmissen mit ihrem Kind," er stieß gewaltsam ein wildes Lachen heraus.

„Ja? Hinausgeschmissen?" schaute Zettl. „Schandkerl!" Er streichelte die zitternde Dulderin. „Alles bau ich dir neu auf, mein Kind! Schön sollt du es haben! — Du Mörder dort! — Und dann?"

„Bin in der Stuben gesessen auf die Nacht . . . gewettert hats . . . Ich hab mich gefurt, und oben hat sie gesungen." Sein Fieberblick hing an der Decke. Wie Raubtieraugen glotzt es ihn von allen Seiten an. Ha, lieber durch die Bügel geschleift werden, nackend, hundertmal! —

„Sie hat gesungen. Was hat sie gesungen?" trieb der Feldmarschall.

„Ich weiß nicht. Da ließ ich sie durch meine Knechte holen, weil ich glaubte, sie spottet mich."

„Lugner!" tobte Zettl. „Ja du, du hast geglaubt, daß sie dich spottet."

„Sie ist gekommen, hab sie angeschrien, was sie zu singen hat; sie sagt, es sei das Lied vom Kaiser Matthias. Hab ich ihr befohlen: ,Sing mirs für!'" Mächtig hob sich seine Brust. O, und das war schön! Er muß ja darumb sterben. Aber schön war's — wie sie — sang.

In seinen Mantel dreht sie der Alte ganz ein; er kann sie nicht im Gesicht sehen, nur zittern sieht er sie wie ein wundes Reh.

„Und wie sie hätt gesungen?" — unter dem Zunftmantel drang zartes Wimmern hervor: „Furt — laßt's mi — zum Kindlein!" . . . „Bis geruhig, Margaret," spricht Zettl, „es ist alles gleich fürbei."

„Da hab ich sie genummern, schwach war sie . . . ich bin stark. Zwanzig Bauern hab ich erschlagen," lacht irr der Wilde. Bis zur Decke schien Zettl aufzuwachsen, seine Augen sind Blicke, seine Hand fingert am Zunftschwert, auf dessen güldner Scheide Joab den Absalom sticht vom Baum.

„Und was hast dann getan?" fragte der Marschall.

„Getragen . . ." leuchte der junge Sünder. Da fragt eine unverständliche Stimme, ein gelbes Satansgefräß taucht aus den roten geschwollenen ländlichen Gesichtern vor:

„Wohin?"

Der wilde Knabe, der gestern noch ein Engel war, fletschte die Zähne gegen den alten Satan:

„Zu meiner Wolfsgruben!"

„Va ben," zischte Conti.

Zettl ließ das Weib fahren, ein blauer Blitz sprüht der Martinstahl in seiner Rechten gegen die braune, blutbefleckte Brust.

„Schandbu! Und hast es tan? Kerl! I stich di zsam!"

Da klammern sich zwei Hände, weiße, zitternde, um seine Hand: „Nit tan, nit tan!" Da kam sie unter dem schügenden Mantel hervor, weinend, zart, schneeweiß, und deutet auf des Unseligen Brust und lalst: „Da hätt er heiliges . . . Bilde tragen . . . Umb des Bildes und seiner Mutter willen hat er . . . mich . . . geschont."

Zettl stößt das Kunstschild schwer atmend wieder ein.

„Wo ist das Bild? Was vor ein Bild?“ forschte der Feldmarschall.

Wortlos, die Augen, vor denen es dunkeln will, starr auf die Tülderin gerichtet, zeucht der Sünder sein armes Heilum unter den Hemdsäcken herfür.

„Ja, das ist es,“ sprach sie ganz leis, „das hat er tragen und hat mich geschonet . . . Das lohn ihm Gott.“ Die Wolken draußen schossen auseinander, ein breiter Lichtstrahl drang in die feuchte Stube, umzitterte das Dornenhaupt Christi und umwob den blonden Scheitel der armen Margaret mit einem Lichtkranz . . . Einen Augenblick war alles still. Der erste, der sprach, war der Acrobat.

„Sie hat gesagt, sie wisse nichts, und jetzt auf einmal weiß sie was,“ lachte er schmäde. „Donna, Donna!“

„Nur das, nixi denn das, Herr,“ sprach sind das arme Weib.

Jetzt stieß der Feldmarschall seinen Pallasch an den Boden, daß die Funken bis zur Decke sprangen.

Spott schlecht geht die Affäre aus, hundeschlecht!

„Herliberg! Weißt du, was du bist! Ein Schandreuter, ein Spottsoldat, einer, den die Pappenheimb anspeien sollt, einer, vor den das Weil zu nobel ist und die Arsebüse! Dein Skapulier soll man dir abreißen, du bist ein Schand vor den katholischen Glauben, nit minder wie vor die Armee. Nit tan, das macht mir keinen Unterschied! Gewollt ist hier getan! In offenem Brief an alle Generale hat das vor einem Monat der durchlauchtigste Herr ediziert<sup>1)</sup>, ver sucht die Gewalt ist getane! Wir brauche keinen Zettl, der mir die Ohren vollschreit und vorreibt unsre Pflicht, wir tragen Gottes und des Kurfürsten Gezej da in unsrer tapfern Soldatenbrust; du Kerl, wo ist dein Eid? Weißt du, was du geschworen hast? Luc, die maximilianische Ordnung! Kanaille! Weißt du den Punkt vier? Hastu ihn, oder hastu ihn nicht beschworen? Die Reuter sollen kein geistliche Personen, Klöster, Kirchen, alte Leut, schwangere und säugend Frauen noch Jungfrauen beleidigen, viel weniger notzwingen oder berauben — Hastu das beschworen oder nicht?“

„Ich habe es geschworen.“

„Lumpenhund, und deinen Schwur hastu gebrochen. Wie oft ihn zuvor gebrochen! Wo, infamer Kerl, heraus damit!“

Jetzt wird es schrecklich. Wie die Raben den am Rade Sterbenden, wie in der Höll die fliegenden Drachen des Verdammten Haupt, so umschwirren jetzt diesen Verlorenen Fragen, schmähliche, schändliche, wie sie dies heilige Hans, seit es besteht, nie hörte. Herrgott von Steyr, verbühle dein Haupt! Da hörte man den Elenden schreien bis auf die Sierningerstraße: „Nein, nein, nie! Kenn das nicht, weiß das nicht, erst seit dreien Tagen bin ich ein Kujon; vorher war ich ein tapfer Held! Ihr Knecht, nehmt ewer Bügel, schlagt mich tot!“

Zettl hat beim ersten schändlichen Wort, das fiel, den Mantel um das Weib geschlagen, ihr Haupt an sich gedrückt, ihr Ohr mit seiner Hand fest verdeckt: „Herr Vincenz, wir gehen.“ Er hat sich seinen Weg durch die eiserne Komitiva mit Not gebahnt; da ruft eine schrille Stimme:

<sup>1)</sup> mit Edict erklärt.

„Zettl! He, Zettl! Daher, Zettl!“

Conti war's, der rief.

„Ich bring dies kranke Weib zur Ruh, dann steh ich dem Herrn zu Diensten!“ antwortete ihm Zettl von der Tür her.

„Die wir wollen, ist das Weib! Hier damit!“

Jetzt rufen ihrer drei. Es ist etwas fürgangen, sie haben sich beraten. Zettl hält die Kleine in der Hand:

„Dem Weib geht die Ohnmacht zu, Ihr Herren; was not zu wissen, habend die Herren eh schon gehört.“

„Gehört, aber nit gesehen!“ Abermal sprechen drei zugleich.

Und jetzt herrscht der Feldmarschall: „Führt das Weib vor, Zinaburg und Reidt, wenn Zettl nicht Deutsch versteht.“

Zettl muß sich fügen. Er knirscht, seine Augen speien Feuer auf den Tyrannen; hier braut der Teufel eine Schändlichkeit! die Herren sind jetzt in solchem Zuge. Er steht mit dem Weibe im Ring zum zweiten Male. Der Klerikus hat sich nicht fürgewagt. Rot leuchten zwölf Gesichter, nur das des Herliberg ist fahl wie der Tod. Contis Lasteraugen bohren sich in die sinkende Huldgestalt am Arme Zettls; nun spricht er lässig, ein Gaukler, der mit Messern spielt: „Wir haben gehört, aber nicht gesehen. Einen Ritter zum Lanzen Tod verdammten, das tut man nicht alla Carolina. Kurz, wir wollen seine Gewalt mit Augen sehen. Der Herr Zettl, evviva, sagt uns, auf ihrem Arm sind sein Finger eingedrückt, wir wollen den Arm der Dame und die Finger dieses Herrn hier sehen, dann glauben wir und eher nicht.“

Margaret tat einen Weheschrei. Herliberg fuhr auf unbändig: „Was — sie — entblößen will der —“ da tastet er an seiner Seite, weh, kein Schwert!

„Solchen Wunsch sollt dem Herrn der Teufel versetzen! So etwas gschickt nun und nimmer, als lang ich Leben hab!“ Wie ein wilder Stier blickt Zettl.

„Wunsch?“ dröhnte Walfuns furchtbarer Baß. „Befehl! Welcher Arm ist es? Profoß!“

„Kumm an!“ knurrte Zettl, wies die Zähne.

„Holt die Dragoens, Profoß, abschaffen diesen Mann! Und dem Weib die Kleider —“

„Heiden seid Ihr!“ schaufste Zettl. „Es geschickt nit, Kind, mein Kind!“

„Jesus, mein Heiland!“ Das Weib hing halbohnmäßig in seinem Arm.

Da schwingt und springt der Estrich neben ihr, da steht neben ihr Herliberg, kein elender Gefangener mehr, sondern der lebendige Mars, vom Himmel herabgewettert.

„Nicht anrühren die Frau!“ donnert er. „Ihr wollt meine Gewalt sehen? So hab ich sie gepackt,“ er krümmte die Finger in der Luft, „und daß sie Male davon trägt, das muß wohl sei, denn ich bin stark, bei Gott!“ — Da holt er aus mit der Faust, und dröhrend fällt seine Faust auf den uralten Eichtisch. Hochauf springt die Carolina und schmettert auf die Erde nieder, und die Tischplatte, hart wie Stein, zerbricht in zwei Stücke. Da fuhren die Ritter alle zurück, wie vor dem Teufel.

„Stockmeister!“ brüllt Walknu — auch er war zurückgesprungen bis an die Wand, und sein Schreiber tammelte an den Eisen. „Ketten, Schellen her! Schlicht den Wüterich in die Eisen! — Jawol, jetzt glaub ichs wohl, daß sie gemartert ist, das ist Satanerei, mit Menschengewalt. Stockmeister! Die Ketten!“

Der Stockmeister und seine Knechte rückten an, aber dem Meister Vierbas klappern die Zahne aus Angst vor diesem Menschen, der eichenes Pfundholz wie Glas zerbricht.

„Fürcht dich nit,“ sagt Herliberg, „komb nur an, ich tu dir nix. Gebts her Ewer Eisen!“ Er nahm selbst eine Spange und legte sie sich an die rechte Hand, mit der er zugeschlagen hatte. Der Wallen war blau und blutrünstig, und oben ist der Verband geplazt und von der Achsel rinnt das heiße Blut in Strömen.

„Du Kerl,“ sagte Zettl mit dumpfer, scheppernder Stimme, hielt die halb bewußtlose Margaret im Mantel, „den Tod verdienst du, aber jetzt vor diesen Streich sollt ein Seelenmeß haben, so wahr ich Jakob Zettl heiß. Komb, mein Töchterlein, kannst nit gehen, wird dich der alte Zettl tragen.“ Und er trug sie auf seinen Armen, seine Knie wankten so stark, daß er nur mühsam vorwärts kam, aus dem Schreckensaal hinauf in ihre Kammer.

„Schau gut auf sie, Anna. Herrgott, Männer gibts schon, daß Gott der erste Mensch gereuen künnt. Wie's gangen is? Guet is's gangen, urteiln müßens den Fallotan, aber Lumpen seinds' denna, alli!“

Mit kummervoller Handbettet er die Bleiche, die jetzt plötzliches Schluchzen schüttelt, in die Kissen, streicht ihr das Haar und die Wangen.

„I wird hienach wieder den Doktor schicken.“

Er begibt sich auf den Gang und, vor dem Luegerischen Stiftungsbilde mit dem Adlerius stehend, wartet er die Urteilsverkündigung, die mit Trommeten geschehen wird, ab. — Der Leutenant wird hingerichtet werden, und das ist rechtens . . . Aber andre verdienten auch den Strick! — Herrgott, Männer gibts.

Das Kunzelweiblein schafft und werkt um die Arme herum, die in aufgeschürten Kleidern zitternd und schluchzend auf dem Bette liegt. Das Wolfi wimmert in der Wiege, weil die Mutter weint. „Du Armi, du Armi,“ betrübt sich Anna im Herzen. „Alleweil gepeinigt müeßt du sein! Was's ihr nur antan habend die Herren — oder der Fallot — aber horch, jetzt blasens, werdends sein Urteil sprechen —“

In diesem Augenblick setzte sich Margaret auf. „Kumb, Wolfi,“ weinte sie, „zur Mutter kumm. Der armi Mann hat kein Mutter ghapt! Und jetzt wir wollend beten!“ Ein zweiter Trompetenstoß, drei dumpfe Paukenschläge. In der Gemeindestube unten stöhnen Fäuste auf die verquollenen Fenster auf.

Margaret, das Kind auf dem Schoße haltend, nahm seine Händlein und hielt sie gefaltet in ihren Händen. „Wolfikindi, jetzt tun wir heilig beten . . . vor den armen Mann . . . der hat uns Milch geschenkt, mein Kind — der hat dein Wieglein aus dem Feuer gestücht' . . . und der hat sich wehtan

bis aufs Bluet, daß dein Muetter nit in Schand hat herstehen müssen für die Herren! Jetzt tun wir beten vor ihn, daß sie ihn reutzen lassen — den armen Mann — und nit urteln und verdammen! Nit urteln!" leuchte sie, „darumb bittend wir den lieben Jesus, der ungerechten Tod ersitten hat."

Da hört man unten eine dumpfe Stimme anheben, als lese einer das Evangel: „— und soll dich führen auf den Platz, da die meiste Menge Volkes beisammen ist . . . durch die langen Spieß einer Viertelkompanie Lanziers zu laufen, also vor dein Missat den Tod zu leiden, Gott genade deiner armen Seele.“ Die Trompeter begannen zu blasen, die Trommler schlugen Generalmarsch gewaltig, wie Lawinenenschlag; Anna hing aus dem Fenster.

„Habend ihn verurteilet, er verdients umb dieses arme Kind — mein Gott, sie weint! Margaret! Geh, nit weinen!“

Margaret saß, schauernd über und über. Die kleinen Hände des Wolfi hielt sie still in ihrer Hand.

„Habend ihn verurteilet,“ sprach sie schwach, „zum Tod — Wolfikindi — wie deinen Vater — zum Tod! Zum Tod!“ schrie sie weh auf, und ihre armen Zähren flossen.

Die Sierningerstraße hinauf aber tost ein wütiger Freudenschrei, tost hinan die Türe, flog von Tor zu Tor wie ein Geierschwarm, wie Sturm und Donner: „Zum Tod, zum Tod, habend ihn zum Tod verdammt, recht zu, recht zu, wolgetan!“



Als diesen Tag zu Abend aus der Predigerkirche dumpf und klar der Hymnus klang:

O lumen Ecclesiae,  
Doctor veritatis,  
Rosa patientiae,  
Ebur castitatis,  
Aquam sapientiae  
Propinasti gratis;  
Praedicator gratiae,  
Nos junge beatis!

da bot der Stadtplatz ein seltsames Bild, ein ganz andres denn tags vorher, da drei Reihen Musketen und Piken um das Hirschenhaus starrten und der dumpfe Zorn der ganzen Stadt vor dem Kerker des Missätters murkte; wohl ziehen auch jetzt diese Schwärme aus allen Gassen, aber ihre Mienen sind feiertägig, fröhlich ist ihr Lärm, einer ruft's dem andern zu wie zu Ostern das Allelujah: „Recht geschieht, Recht, Recht, wozua.“ Ins fröhliche Rufen und Reden hinein hört man von Viertelstunde zu Viertelstunde Trommelschlag und Trompetengeschmetter bald oben am Berg, bald unten am Wasser, dazu das schaurige Evangel: „Ernst Albrecht von Herliberg — ob versucht er Begegaltung eines Weibes Bild . . . durch die Spieß ein Viertelkompanie und so vom Leben zum Tod“ . . . und jedesmal wiederholt das Volk die letzten Wort: zum Tod . . . zum Tod! mit unbändigem Geschrei.

Kein eiserner Ring schleift sich mehr um das Hirschenhaus; es ist nicht vonnöten, den sie gestern zerreißen wollten, heut röhren sie ihn nicht an,

ja sie würden jeden steinigen, der seinen Leib verfehrte, bevor er zur harten Marter wird gebracht. Längs den Patrizierhäusern da ist ein eisriges Gewoge. Bursche und Weiber tragen junge Birkenbänke zu, ein Maienwald wächst auf dem Stadtplatz, alle Tore, alle Fenster, selbst die Tächer prangen in grünen Zweigen wie zum Kronleuchnam; den ersten Maiensamstag, den blutigen Tyrantentag begeht die Stadt; das Blut fließt allen edlen Steyer Frauen zugut, drum freut sich alles, was gutsteyrich ist; und die nimmer gelächelt haben seit dem großen Krieg, heute lachen sie überlaut: Recht gschicht, Recht gschicht; der Statthalter muß sie ehren, unsre rechten Frauen von Steyr.

Im Innerbergerhaus stand Zettl im Kreise der Innerberger Herren, auch der Bürgermeister war zugegen; Zettls erster Weg vom Bruderhaus war zum Arzt für die Margaret, der zweite hier herans gewesen. Schlicht und recht hat er den Herren kundgemacht, daß Recht Recht blieben sei, der Wua sterben müsse. Doch viel gelitten hat das arme Weib! Die Herren all drängten sich um ihn und drückten ihm die Hand: Ein großer Sieg, ein großer Sieg vor Steyr. Prevenhueber in überquellender Freude warf ihm die Arme um den Hals und küßte seine Stirn, und das ist das erste Mal, daß er sich einen unkatholischen läßt so nahe kommen. Er selbst, Herr Zettl, ist froh im Herzen; aber doch steht eine Wolke auf seiner Stirn, zu hart gemartert war das Kind, und morgen gehts um Blut, wenn das fürbei ist, dann wird er lachen, heunt kann ers nicht. „Der Spruch war recht und guet,” sagt er ernst, „das sei Gott gelobt. Diese Herren, wanns hätten können, hätten das Recht geschunden, sie waren unsein, das sei Gott gefragt, und war der mörderisch Wua noch feiner, dann wie sie wollten mein armes Kind martern mit schmählicher Entblößung, umb sein Gewalt an ihrem Arm zu sehen, da hat er in den Tisch gehauen, zeigend, sein Gewalt wär also geschaffen. Sollt ihm Gott vor das die Gnad einer reumütigen letzten Beicht geben und einen bußfertigen Tod. Dem lieben Kind, der Margaret, will ich aber nach diesem alles tun, was i kann, daß sie der Schmerzen soll vergessen, die sie am heutigen Tag gelitten hat.“ Im Vorigemach hört man eine dumpfe, hohle Stimme; ein Alter schleicht herein mit einem Gesicht wie Pergament, schlürft zu Herrn Zettl, der Maxim Pascha sitze auf der Brücke, der Teufel Jahre mit vier Pferd, und hier sei eine Post von der Frauen aus dem Bruderhaus. Und müßjet Antwort haben. „Der Frauen!“ rief Zettl fast freudig, „wann sie kann schreiben, so steht es ja wohl baß. Gott seis gedankt.“ Er heißtt den alten Mann, der gemein der närrische Pankratz heißtt und zu den ältesten Stiftlingen im Bruderhaus gehört, niedersitzen und öffnet den Brief, ach so sein, ach so zitterig ist der geschrieben.

Und was sie schreibt — so zarte Worte — so süße!

Eine Bitte, wie sie rührender noch aus seinem Mutterherzen kam. Sie kann sich nicht getrosten, daß der arme Mensch zum Tode ist verdammt, weil er nur einmal, grad einmal vom Satan sich betören ließ, und noch er hat es mit getan, sondern er widerstand zuletzt dem Teufel. Woll Herr Zettl umb Gottes Jesu willen vor ihm, den armen Menschen, ein gutes Wort sagen! Mit aufgehobenen Händen bitte sie darum.

Der Herr Zettl habe ihr einen Wunsch versprochen, sie begehre nichts andres als das Leben dieses armen gemarterten Menschen; lieber wolle sie von Tür zu Tür betteln, als daß er sollt den Tod leiden wegen ihr!

„Durch Jesu heilige fünf Wunden, ich bitte Euch! Waltet es, daß der vielarme Mann, der Gutes hat tan mehr als Böses, nit sterben müsse, wan er gerichtet würd, ich würde mich zu Tode kränken.“

Als Zettl las, stand ihm das Wasser in den Augen. Ein Kind bittet, ein Kind, für die blanke Wiper, die es hat stechen wollen: Guter Vater, tu ihm nichts, dem schönen Wurm! — Aber der Vater muß zutreten, und ob das Kind auch weint.

Steyrs Ehre, die Ehr des ganzen Landes, der katholischen Armada, der heiligen Kirche begehrts. Das Grempel muß sein.

Die Tat schreit zum Himmel. Aber daß ich dich kränken muß, mein Kind, ist mir denna hart. — Er winkt Prevenhueber zu sich, zeigt ihm den Brief von der Mayrin, wie sie sein schreiben kann. — Ja, beim Vater hat sie's gar ordentlich lernen müssen. — Was schreibt sie?“

„Herr, dieses!“

Prevenhueber liest über Zettls Schulter. „Geht nicht,“ spricht er ernst. „Es gäb Aufruhr, alles andre zu geschweigen. Sie würden ihn in Stücke reißen.“

„Das glaube ich auch! Sie ist ein Kind wie ein Engel, aber diese Sach muß ihren Weg gehen, sonst kommt Steyr und kommen unser Frauen in Unehrl; Schweiß genug hat's mich kost.“

Und dennoch zögert er, die Feder in der Hand, am Schreibtisch, dem mächtigen, dessen Aufsatz den sterbenden Sebastianus zeigt, mit der Antwort, die das Herz des lieben Kindes kränken muß.

Den Kopf stützt er in die Hand, starrt auf ihr zitterndes Schriftlein. So süßer Worte für einen so grimmen Mann! Auf dem letzten Wort, da ist ein Flecklein — zartes, rundes, ein Perlein — eine Träne.

Arme, soviel gelitten; der Fallot wird trozig zum Tode gehn und du, zartes Kind, wirst dich zerweinen. Soll ich dich lassen weinen, die Ehr von Steyr und aller Frauen und die deine zuhöchst — und dein Tränlein auf der andern Seiten?

Und einen Augenblick ist ihm, er sollt ihr es tun. Er sollte bitten vor den Glenden.

Steyr Steyr, Frauen Frauen sein lassen? —

Jakob Zettl, Jakob Zettl, darfst du?

In diesem Augenblick enthebt sich unten auf dem Stadtplatz, wo noch eben die Leute lachten und Lieder sangen, ungetümles, wildes Reden, als steige ein Schwarm Raben zu den Wolken auf mit Knall.

„Was gibt es, was ist?“ ruft Prevenhueber hinunter.

Ta schreien zehn herauf: „Ein Dragoner hat ein reisend Nonnen bei Mauthausen angefalln. So nicht zween Geistlich des Wegs kommen, ist sie verloren! Der hat sich auf den Leutenanten Herliberg ausgeredt, wenn's der Ritter tät, warumb sollt es der Knecht nit dörfern?“

„No, der Mann sagt wahr! Ein gottgeweiht Jungfrau! Geschreidlich!“ sprach Zettl. „Das Land wird ein Sodoma, die Frauen werden vogelfrei! Nein, hier ist Strenge und Bluet das einzige; nein Margaret, armi zarte Seel, i kann dir nit helfen.“

Da tauhte er die Feder ein und schrieb: „Mein gutes Kind, du bittest, vnd ich kann nicht gewähren, sey mir nicht gram, aber ich kann nicht. Es geht hie nicht vmb mein noch dein Wünschen vnd Wollen, es geht vmb mehr, es geht umb Steyr vnd alle fromben Frauen, wie ich dir vor disem hab gesagt. Und da ich dieses schreibe, ist ein neue Gewaltthait geichehen, vnd der sy thätt, hat sich auß diesen schelmb den Herliberg aufgeredt. Es muß seyn, Er muß sterben. Gott truñe dein frombe Zäheren, ich leyder kan es nicht. Jakobb Zettl.“

Die Kerze flammt auf, das rote Lack schwelt, tropft auf den Brief wie heizes Blut; Zettl drückt das Petschaft hinein mit seinem Bürgerwappen — es ist geschehen.

„Armes Kind, arme Margaret!“

#### X.

Still und klar ist die Nacht. Der Mond als ein Silberhörnlein steht über der Ennsleiten; es träumen die Felder und die blühenden Gärten vom ersten Maien, der morgen über die Berge gesprungen kommt. Blumen in Händen. — Vor zwei Stund gab es noch Lärm und Schwarm in Steyr; da stiegen Soldatenlieder, da flammten auf dem Schloßberg die Lagerfeuer. Jetzt vertost, verrieselt das Geschwätz, nur dann und wann eine Stimme: Na, morgen fünf Uhr. Müßend früh auf sein. Bei versperrten Toren. Von der Burg singt einer durch die Nacht: Viel schönes Frauenzimmer. Dann wird auch der still. Die Feuer verlöschen. Sacht gehen auch die Lichter in den Häusern hinter den Fenstern aus. Bald brennen ihrer nur mehr vier, drei. Und nun, nur eines, ein einsam vieltrauriges im alten, hochgetürmten, steinernen Gebäude, das auf die Enns hinaus liegt — das ist das Stockhaus, das kaiserliche Gericht. So traurig leuchtet der bleiche Schein aus einem kleinen Fensterl; er leuchtet um zehn Uhr und leuchtet um elf Uhr. Wie ein Seelenlicht, das auf dem Kirchhof brennt, so leuchtet das einsame Licht auf die Enns hinaus, das Licht der zween Kerzen, die rechts und links vom Kruzifix im Prohosenarrest brennen.

Die Kerzen werden brennen bis fünf Uhr, dann löscht sie der Stockmeister, und den Teufelsbuben, den wilden, führt man hinans für die Lanzen der Krobaten.

Der Teufelsbub liegt schrägt über der Pritsche, sie ist zu kurz für sein mächtige Glieder. Mit dem fieberleuchtenden Auge starrt er über sich, manchmal schüttelt ihn ein Frost.

Die vor ihm auf diesem Brett gelegen sind, die baumeln am Galgen, andre drehen sich auf dem Rad als winddürre Knochenmänner.

Und er wird morgen auf dem Pfloster herumkrallen in der Blutlachen, vier- und zwanzig Lanzen im Leib. Ah was! Wenn ihm die schwarzen Bauern

mit ihren Sengsten, unter den Kürz̄ kommen wären, es wär dasselb gewesen, nur daß er damals in Ehren wär zerst̄misen worden, und morgen geschichts mit Schanden.

Ja, in Schand ist er, weiß Gott! aber nit, weil der Walkun, dieser Heuchler, auf ihn geschrrien hat den Tod! Dieser Kerl da, der gesagt hat: Und ihre Kleider . . . Wild irren sein Auge im fahlen Herzenschein herum.

Gespenstig starrt das Kruzifix, bei der Tür regen sich dunkle Gestalten, starren Musketen auf.

Nein nit darumb . . . weil der . . . den Tod auf mich geschrrien hat . . . jambt seine edlen Ritter — und mir diese giftigen Reden . . . giftige Kröten . . . in mein Herz hat setzen wollen . . . fort du Genist! Nein nit darum bin ich in Schand . . . könnt mit dem ein Kavallierer sein. Lilie, zarte, du allein weißt, warumb ich bin in Schand, und du hast es nicht ausreden wollen. — Sie habend mich mit Skorpion geschlagen, mich einen bloßen Mann . . . sie alle, nur du, nur du hast nicht zugekehrt, und sie haben dir die Geißel doch in die Hand geben . . . in deine weiße Hand . . .

Der Herr Profoß war bei ihm vor zwei Stund.

„Herr Profoß, ich will testieren.“

„Das kanust du nicht. Dein Pferd und Rüstung fallen dem Regiment Walkun heim, nur dein Pallasch nicht, den wird der freie Mann zerbrechen.“

Ta biß er sich die Lippen wund, daß er seinen Ritterschmuck nicht darf den blonden Frauen verehren, das hätt er gern getan.

Es war ein Ring, den gab ihm der Berliner, den legte er auf ihren Tisch, vor den Schaden im Haus; so hätt er ihr wollen alles verehren, alles, was er hat, und das zerst̄misse Herz, das rote, aus seiner Seite dazu, vor all ihre Marter — all das Weh . . .

Fragt der Profoß: „Wollt Ihr Euch beurlauben? Vom Vater, von der Mutter? Da habt Ihr ein Kärtel Papier und eine Feder.“

Der Teufelsbub sprach und lachte — es kam gerade das Mondhörnlein aus den Bergen, und der Himmel leuchtete hell wie ihre blauen Augen.

„Ich hab nicht Vater, nicht Mutter, nicht Katz, nicht Maus. Mein Vater ist der Krieg, das Feldlager meine Mutter.“ Und er starrt in den blauen Abendhimmel. Keine Seel, keine! — wann er morgen durch die Spieß geloßt ist und auf dem Pflaster in seinem Blut umkrallt, da werden's alle lachen; weinen wird kein Mensch. Niemand wird weinen. Dem Capo, reckt er sich dann groß auf, meine Devotion bitt zu bestellen — Herr Capo sollt es mir auch vergessen und für der Front verkünden, daß ich das Regiment in Schand gebracht . . . aber die Schand abgewaschen hätt . . . so gut ich könnt — mit meinem Blut.

„Und sunst, ein Post? Hast keine Liebste?“ fragt der Profoß.

Ta irrt ein Lächeln um des Wilden Mund. Es strahlt ein Bild in seinem Herzen — singend ist es eingezogen in einer Donnernacht und machte ihn zu einem Sünder . . . und immer heller strahlt es, je schwärzer die Nacht um ihn wird; und es ist schön wie Maria die seligste Jungfrau — aber das braucht kein Mensch nicht wissen — du am wenigsten, statthalterischer

Proß, Kloßiger Kerl! Wann sie mich für den Lanzen haben, wann die Lanze meine Brust eröffnet, dann werden ihr Bild und der Nam in meiner Brust mit meinem Blut geschrieben erscheinen — ehnd nicht.

„Was, kein Liebste? So ein schöner Korazzier und keine Liebhaft?“

Der Riese schüttelt den Kopf: „Nein!“

Und nun liegt er wieder allein, der alte rote Proß ist fort. Das Mondhörnlein strahlt hell wie glühendes Glas, und die Enns rinnt ganz heimlich. Und das Bild in seinem gesotterten Herzen, je weiter der Zeiger rückt gegen die abgrundschwere Stunde Ewigkeit, das Bild wird immer heller und leuchtender und glänzt so innig, er kann schon gar nichts mehr denken als dieses süße, wehe, selige Bild.

Was Tod und Grab, was Lanzen und Schwerter, einmal nur dich noch sehen, du Zarte, dann wollt ich mich martern lassen sieben Täg und lachen dazu.

Er hat sie ja gesehen heut! Wie sie hereinkam, so schön gehen die Engel im Himmel einher. Nein, nicht so schön! Und zeugen soll sie wider ihn und spricht: Ich weiß nichts! — Nichts! Wie die Donner rollten ums Haus, und sie sang, und er sie ergriff wie ein Drache die Königstochter! O ich, ich Lumpenhund.

Mühsam richtet er sich auf, die Wunde brennt, die Eisen drücken hart, er wälzt sich fiebernd, da schleichen die Geßpenster an, da werden Sünden wach, um eine verröhret er morgen auf dem Pflaster, o Himmel, es waren aber mehr . . .

Überm Bett liegt sie hin, die Todesangst hat sie gebrochen, ihr Kindlein hält sie im Arm, zart wimmert sie: Meines Vaters Glaub! Mein Jesus! Wer ist es, der auf sie herunterlacht, fröhlich schimpft: ihr Jesus wär ein Bettelmann? Wer ist es, der den Mannen zubrüsst: Nehmt ihr nur alles! Kriegsrecht ist Parole! „Herr, Herr! Mein Kuhle! Mein letztes Gut! Die gibt mir Milch, daß ich mein Kind kann tränken! Eure Mutter hat Euch auch getränkt, tut mir mein Milch nicht rauben aus meiner Brust! Ach was, mein Tiger muß es geraumt haben!“ Wer war der Unmensch, der so sprach? Kennst ihn, Ernst Herliberg?

Leis und weh wimmert es neben ihm, kalt, kalt liegt sie mit dem Kind, ihre Brust ist leer. — Und dann, als der goldene Tag schien und sie bebend vor ihm stand: „Posten greift sie, führt sie in die Kirche, beim Beichtstuhl werdet ihr stehen, Rohrs gespannen, bis sie abgeschworen hat.“ — Und wie die Ohnmacht ihr zuging, da erbarnt er sich groß: Oben wirst du liegen bei die Mäus, bis du gehörbst! Und seine Trompeter bliesen: Wer ihr hilft, ist des Todes! Ein edler Ritter war der Herliberg. Gottes Marter, wenn dieser nicht die goldnen Sporen verdient!?

Leise kam sie gekrochen — verhungert — aus ihrem Gefängniß — sucht Brosamlein — wer war es, der sie andonnerte und ihr in die Schürze fuhr mit seiner eisernen Hand: „Haßt du gemaußt?“

Und wer, als das Gewitter toste . . . er wendet sich heftig auf seinem Lager, die Eisen klirren an seinen Füßen. Glender Mann, jetzt mußt du alles wissen, — sie, sie wußte nichts! Der Donner schmetterte überm

Haus und sie schrie so innig; die Teufel in der Höll hätten sich erbarmt, ja alle neuntausend samt ihrem Luzifer! Aber er nicht! — Er schlepppte sie, ihren lieblichen Leib zermalmt er; so tut man nur Dirnen, von denen der alte Mann nicht sprechen will unterm Herrgottsbild. Nein, so tut man keiner Dirnen! Und so hat er ihr getan! Der alte Mann, der gegen ihn mit Donnerstimme schrie, o was der recht hatte! Alter Mann, zeich nur deinen Degen aus, o was du recht hast.

Alter Zettl! Komm, komm her! Da ist mein Herz, stich mich zusammen, ich bin es, ich bin der Wolf, der sie zur Wolfshölle schleppete! — Daß sie entkam — war nicht mein, war Gottes Tun! In die Nacht fleucht sie hinaus und liegt im Eis — im Hagel und im Eis — und in ihrem Arm, zermartert von einer Raubtaube, hält sie das Kind — da liegt sie — friert — im Eis — im Hagel — im Blitz — im Sturm —

Und stand für den Herrn und sprach: daß er mich geschockt hätt ... lohn ihm Gott!

Plötzlich schnürt es ihm die Kehle zusammen. Es schneidet ihm durchs Herz wie ein Dolch, weiß nicht, wie ihm geschicht; Krabatten heran! Stecht zu! Stecht zu! Stechts auf den Lumpenhund! Befreit diesen Leib, ich verdien's! Was Tod, was Lanze! Aber sie — verlassen, zermartert, hinausgestoßen in die Wetternacht — frierend — fast sterbend mit ihrem Kindlein — und sie sprach ... so silbern und so innig läutet keine Osterglocke: Ich weiß nichts wider ihn! — ah!

Ein wilder Krampf schüttelt seinen gewaltigen, von Erz und Blut erbaute Leib. Da quillt es ihm heraus glühend, stoßweise geht seine Brust, die eherne; es ist ein Ringen, es ist ein Toben, es ist ein Schreien, und nun, wie ein heißer Wunderquell aus dem marmornen Herzen der Berge sich reißt, brechen ihm heraus die Tränen, heiß und wild wie sein todgeweihtes Blut. Der Teufel von Efferding, der furchtbare Bauerntöter, der den Mord durch die Lande trug, weint, weint das erstmal in seinem Leben.

Die Dragons hats geschläfert, sie stunden taumelig, Gewehr bei Fuß; jetzt fahren sie auf: Was ist? Er hat geschrrien. Jo, was wird sein? Der Tod ist halt bitter.

Er schluchzt weiter, seine ganze wilde Seele schluchzt er heraus. Sein Schluchzen ist wie ein Erdbeben, und seine Tränen sind wie ein Sündwasser, da muß alles Mißgeschaffene untergehn und eine neue reine Schöpfung muß werden, und die weiße Taube muß schwelen über dem Wunder der neuen Welt!

Die Dragons lauschen und lauschen scheu, wie Bauerntöpel auf Gottes Wetter in den Bergen. — Schreckbar treibt ers — es ist die Todesangst, aber sie ist so fürchterlich, wie er selbsten ist. Ihnen wird immer schwuler, da klopft der eine der Auswacht, redet hinaus, sie sollen Herrn Profozen holen. Der Mensch trieb es arg.

Der Profoz kommt an, grimmig, das Schwert an der Seite. „He? Was treibt er denn?“ redet er mit polternder Stimme, nicht still und verhalten, wie man im Sterbezimmer und vor dem Totenlicht spricht. An die Pritsche

stampft er mit lärmendem Sporenritsch: „No, was ist, Herliberg?“ reißt das Strehkissen weg, unter das der Wilde seinen Schmerz will flüchten. „Was treibt er? Hohoho! Weinen? Schamb dich. Ein Menter darf nit weinen, auch für den Lanzentod nicht.“

„Ach, was! Lanzentod!“ Herliberg richtet sein Haupt vom feuchten Nissen empor und wischt mit der Hand die Tränen, die ihm die Gottesreue entrungen hat, von seinen brannen Wangen. „Ha was, Lanzentod! Fauler Spaß! Schniftige Kerls die Krobaten — da muß ich — nur lachen — haha — aber daß ich das — arm Weib — hab bis aufs Blut — gemartert und gequält — und sie hat — gesprochen: — Ich weiß nichts — wider ihn — da muß ich — weinen —“

Das leuchtende Mondhörnlein reist am Nachthimmel, es ist bald Mitternacht, der Mond reist gegen Westen, gen den totenstillen Tachsberg und über die schwarzen Gleihäuslein der armen Leut von Steyrdorf. Eine einzige Lampe brennt noch in Steyrdorf. Das lechte Fenster im Bruderhaus ist hell, da liegt ein Krankes. Um zehn Uhr war der Arzt noch bei der Mayrin.

Schwach, sehr schwach ist sie! Das hat sie ganz zusammengerissen, daß sie fürm Recht muß stehen! Achtgeben, daß sie sich mit kränkt noch erreget! Es könnte ihr Tod werden!

Von dem unseligen Menschen kein Wort reden, versteht Ihr mich?!

Nit kränken! ... Sie hat den ganzen Abend nichts als geweint. Jetzt kann sie nimmer für Mattigkeit, aber mit Augen schaut sie von ihrem Bett herum, zum Dornenheiland und auf das Kind mit Augen . . . das ist noch kläglicher zu sehen, als wenn sie weinte. Anna sieht bei ihr, kost sie mit den alten Huhelhänden, redet ihr mit ihrem Kreischstimmlein alterlei Liebes für: „Ja mein Margaret, wann du wieder daheim wirst sein, Zeit wird mir lang werden umb di, Zeit, wiße! Aber noblig wirst es dann haben, Maurer seind schon in dein' Häusl . . . Jo der Herr Vorstand, der laßt si nit spotten . . . Nit? Soll i dös aa nit derzählen?“

„Laßt's Häusl, laßt's es wie's is! — Mein Bitte hat er mir nit erfüllt! Mein Brotbetteln von Tür zu Tür . . . Wo der arm Mensch muß sterben wegen mir!“

„Nit zwegen dir!“ mein Gott, mein Gott, da hast es wieder. Nit reden sollt man, sagt der Doktor, aber was willst denn da machen. „Margaret, i bitt di gar schön, i bitt di! So tu di do nit so krenzigen! Zwegen dir muß der ja nit sterben, sondern zwegen seiner Bosheit und Sünd, und heilig, er hat's verdient! Mein Gott, wiara di gnarkeit hat, Gott's Nam, woäst es denn nimmer?“

Margaret sah groß und wirr die Alte an:

„Sie habend ihn ja darzu ausgeschickt, daß er mich martern sollt . . . und das lebt . . .“ sie zitterte in sich hinein, „das war mehr des Teufels Dücke als seine Bosheit. Er ist nit boshaftig! Er hat mir und meinem Kindlein Milch geschenkt — gel Wolfsi — süßes Milchert! Und er hat dieses Wieglein,“ da wurde ihr verweintes Aug groß und leuchtend wie ein Stern, „so mein Liebster

hat gemalen . . . aus dem Feuer getragen! Ja Wölfi, dein Wiegerl! Mein Hoffnung und mein Glück, mein Schmerz und meine Seligkeit seind in dem Wieglein beschlossen! Und fürd er hat er sich verwundt aufs Bluet heunt für diejem schrecklichen Gericht, damit ich nicht Schand leiden mueß für den Herren! — Der — viel elend — Mann.“

Sie lag still, tränenlos schluchzend. Das Wölfi klagte zart mit ihr.

Mühsam langt sie jetzt mit der Hand zur Wiege hinunter: „Trinken — gel?“

Fürsorglich reicht ihr die Alte das Kind. Heunt muß man ihr alles tun, heunt darf man sie gar nit kränken, mußt ihr das Kind auch stillen lassen, hat sie doch eine klein Freud damit, die arme Frau. — „Wie moanst, Margaret?“

Die redet sanft und schwach, wie im Traum, mit dem trinkenden Kind. „Ist es gut bei der Mutter? Armi Leutenant hat kein Mutter ghabt. Pferdsmilch habends ihm geben. Da hat er sein Handerl ausgereckt nach einer Mutter — ist keine komben! Wilde Soldaten seind komben, kein Mutter.“

Mein Gott, das Leutl! denkt Anna. So gut! Es könnt einem der Loder wirklich erbarmen, wann ma ihr lang zulost. Aber spät wirds in der Nacht, zum Schlafen wann man sie nur bringen kunnt, die arme Haut.

„Heidi, Wölfi? Mutterl wird izt aa heiderln, soll i's Licht ausblasen, Margaret?“

„O Anna, wie soll i denn schlafen können, wenn ein arm Mensch im Kerker liegt und morgen — sterben soll, so schrecklich — so schauerlich — o so viel schauerlich.“ — Margarets Augen irrten im dämmerigen Zimmer wild umher, da geht ihrs für, da wirft es sie vor Entsezen.

Lanzen stechen in den lebendigen Leib, in das lebendige Gingeweid! Nicht einmal einem Vieh tut man so! Wer ein Vieh so martern fät, den täten Leut einen Unmensch schelten! Und er muß diese unmenschlich Marter leiden, weil ihn der Teufel in einer unglückseligen Stund hat verführt zu dieser Tat! Und es ist ja nit geschehn, er hat sie ja geschont! Jetzt ist es Mitternacht fürbei! Jetzt liegt er und weiß, in a paar Stund holen sie mich, stechen mir ihr Lanzen durch mein lebendigen Leib! Fürchterlich, schauerlich. Sie krallte mühsam aus dem Polster auf, das Kindlein lag warm und weich, süß schlummernd zwischen ihrem rechten Arm und der Mutterbrust wie in einem Nest: „Anna — Anna!“

„Ja seind drei?“ fährt die Alte aus dem beginnenden Traum. Wäsche hat sie gezählt im Traum. Leilos.

„Anna — sprich —“ die weiße Hand langt aus dem Bett und krampft sich um das Hühelhändlein. „Wann — wird er denn . . . wann ist — sein Stund?“ „Was, wemb sein?“ —

„Leutenant!“ „Das sagi dir nit, Häutl. Kreuzigst di eh gnu! — Zviel!“

„I bitt di durch Jesu heilige fünf Wunden! I muß ja beten vor ihn!“ schlechte Margaret.

„Mein Gott! Muß beten: Du gute Seel! Der hats umb dich verdient! — Wenn d' es durchaus wissen mueßt, wann Sunn aufgeht, an halbi Stund später tuns ihn richten, so ist umgeschlagen worden.“

Margaret fieberte unter der Decke, dann frug sie abermal:

„Wo werdent sie ihm — richten? Ta draußt!“ sie deutet mit der bleichen Hand gen West, wo das Steinfeld liegt, die Richtstatt von Steyr.

„Na, am Stadtplatz, so han i's ghört.“ sprach Anna.

Der Nachtwind hob seine hohle, seltsame Stimme: Huhn, huhn! Die weißen Zweige pochten ans Fenster wie Totenfinger.

„Anna,“ sagt Margaret, schimmernden Augs die Alte betrachtend, „jetzt bin i recht müd; jetzt werd i schlafen. Bhuet Gott, gehst jetzt auch schlafen zu dein Mann, gel.“

„Beilei!“ wehrt sich die Anna, „i bleib bei di; i wer di da altoani lassen?“

Die Margaret schmeichelte mit bebender Stimme:

„Schang, geh zu ihm! — Ich brauch gar nichts, nur etwas Ruh und Fried. Dein Mann hat Zeitlang nach dir.

„Ah was, der!“ polterte Anna. „Sollt si gedulden! J komm eahm schon nit zlang, uns zwöa alti Lentl!“

„Die alt Lieb ist die best. Geh, geh zum Haller hinunter. Er kränkt si sonst. J bitt di gar schön!“

„Ein seini bist!“ lächelte Anna. „Aber bei Gott und Seligkeit, versprich mir,“ sie erhob den Warnefinger, daß d' irzten nimma aufdenkst — weiß schon —! und nimma weinst, sondern zu Schlaſa schagst — so will i dann in Gottes Nam zum mein Alten schaugen . . . Bhuet Gott.“ — — —

. . . Am Stadtplatz, eine halbe Stund nach Sonnenaufgang. — Was du willt schaffen, mußt schaffen vor dieser Zeit.

Margaret duckt sich in den Polster nieder zum Kind. Ihr Herz flattert unter dem Hemd, angsthaft und doch glücklich . . . sie wird etwas schaffen und wird ihn retten, weiß noch nit was, weiß noch nit wie, aber retten wird sie den Armen. Sie muß. — „Ja, Wolfs!“ redet sie heimlich, zum schlafenden Englein geneigt, „sollend ihn nit martern, solang in diesem meinem armen Leib noch ein Leben ist . . .

„Ich wird in die Stadt laufen . . . Kindi nimb ich mit . . . und sprechen . . . und bitten . . . wie ich für deinen Vater hab gebittet . . . ach, weh! — umbsönst.“ Ja . . . umbsönst, arme Margaret! Da schauert sie, als habe eine der kalten Lanzen sie beiührt, die ihm, dem Armen, sind bestimmt! Die Füß hat sie sich abgeläsen, auf den Knien ist sie gefrochen, und ihr Herzensliebster muß sterben! Hart sind die Männer, die Recht sprechen und walten, waren es gestern, sind es heut! Ta liegt sie und denkt und denkt, und fiebert und bebt, hart sind die Männer! Zween Brief hat sie geschrieben heut, es schwamm ihr für den Augen, so schwach war sie, einen Brief an Herrn Zettl, und der Herr, der sonst so gut, hat ihr geantwortet: Nein! O viel hart geishah ihr, dort liegt sein Brief, mit ihren Tränen begossen. Und nachher, als die Sonne schon untergehend war, schrieb sie noch an den Herrn Prevenhueber, und seine Antwort, mit blutigen Zähren beneht, liegt dort — er sprach so milder Wort, und wandte ihr dabei ein Messer im zarten Herzen um; als Freund hat er ihr eingeraten, sie möcht die Sache lassen ruhen, Herr Zettl und er, Prevenhueber wüßten wohl, wie heilig ihr Mitleiden sei, aber es gebe Leute in Steyr, die würdens anders verstehen,

und ihr Schlechtes nachreden! . . . Tränen wie Herzblut hat dies wohlvermeinte Wort dem armen Weib entrungen.

Und jetzt, wo sich in ihrer frommen Brust das letzte Opfer vorbereitet, das sie dem Verlassenen will bringen, jetzt werden alle Wort, vom Zettl und vom Prevenhueber, lebendig und schauen sie wie feuerängige Gespenster grausig an durch die Nacht: „Denk an die Frauen von Steyr! Ein neue Gewalttat geschah! Von dir werden sie Schlechtes reden! Laß geschehn, was Gottes Wille ist.“ Die bösen Geister dräuen ihr, geizeln sie und töten ihr frommes Haffen. Sie kauerte zitternd neben ihrem Kind im Bett und weinte auf sein Stirnlein: „Wolfi, hart seind die Männer! O nein, er tät es nimmer wieder! Er hat ja soviel gelitten umb seine erste Sünd! Kindi, keine Mutter hat ihn behütet, vielarmer Mann, gel.“ Da faltete sie die Hände über dem reinen Herzlein ihres Kindes, und wehevoll klagte sie: „Und Schlechtes werdent sie sagen, wenn ich bitten tu vor den Armen! Im Wasserturm, Kindi! Da hat deine Mutter deinen Vater umfangen, das allerlekt Mal! Da hat er ihr gesagt: Fahre wohl, fahre wohl, du liebes Herz! Meine erste und einzige Lieb war er, und wenn ich bitte vor den verlassenen Mann, so ist es auch in seinem Angedenken! Wolfi, ein armi Mutter hast, aber keine schlechte ist sie nit.“ „Laß geschehen! Laß geschehen! Es ist Gottes Wille!“ herrschten die Männer. „Nein!“ wimmerte sie. „Gott verlangt kein Blut noch Marter, wenn ein Armer gesündigt hat! Gott gibt Frist, Gott gibt das Leben! Gott hat mir das Kindi geben, viel lang in meiner Schöß hab ich es tragen, als ein Heiligtumb. Das Leben ist heilig!“ Ihr Kind an ihren Busen pressend, starrt sie ins Dämmer mit heißem, tränenschwerem Blicke; da ist ihr, als täte sich ein Vorhang aneinander, als hielte ihr der Engel Gottes einen Spiegel vor, eine Mutter sieht sie liegen, die leidet ihren Schmerz, die hat ein schwarzbraunes Söhn'l grad geboren und hat es an ihr Herzen geschmiegt, und schaut es an mit sterbenden Augen so bang: mein Kind, muß ich dich verlassen! — Mein Kind, mein Leib und Seele, mein Herzensblut, wie wirds dir dann gehen auf der Welt!

Und in dem bittern Schmerze bricht jetzt das Mutterherz, und das Kind ist ganz verlassen . . .

Da blasen die Trommeten, schlagen Trommeln, da liegt zwischen den grausamen Lanzen ein armer Leib, eines Mannes Leib, warmes Blut tropft aus den Wunden, — Mutterherz, das ist dein Blut, dein Blut!

Nein, nein, nein, nein, nit Gottes Wille ist dieses, nit Gottes Wille! armes Mutterherz, in fremder Erden begraben, so werden sie deinem Blut nit tun, o Mutterherz. Ich bin nur eine arm Kreatur, und Ihr hohe Fraue kommt von den Herzogen her, aber ich bin eine Mutter wie Ihr, nein, ich laß Euer Blut, Euer Leib und Seel nit verderben, Jesus, Jesus steh mir bei, ich will gehen, ich wills schaffen, ich will bitten, den Feldmarschall bitten, und ist er gleich wild wie der Teufel und hat sein Bruder — ah weh! meine liebste Liebe erschlagen, ich bitte ihn, er soll an Eurem Sohn gutmachen, was der andre an meiner Liebe verbrochen! Ja, bitten will ich, wie du gebeten hättest vor dein Kind, sollend Leut von mir reden was wollen, in welchen

Ehren ich arme Kreatur steh, ist nichts, aber eines Mannes Leben ist die Kron von Gottes Schöpfung."

Sie hob die Hände im Dämmer und Dunkel gegen das Gottesbild auf:  
„Jesus, verlaß mich nicht! Begleit mich auf den Stadtplatz, wenn die Sonnen aufgeht, gib mir die rechten Worte ein.“

Und leise sing sie an zu singen: Wirst du bei mir, ich zage nicht.

Die Ungehener, die sie bedrängt haben, versinken auf einmal in nichts, und es ist alles Licht. O ja, Wolfi, es geht so schön. Wirst es sehen, wie dein Muetterl laufen kann. Und reden.

Es sei! spricht der Feldmarschall.

Wolfi! Wenn die Sonnen aufgeht, wenn die Sonnen aufgeht, der arme Manu ist los und ledig. Rentend wird er — alsdann — im eisern Kleid.

Da winken wir: Rentet wohl, Herr, fahret wohl.

Süß lächelnd legt sie ihr Blondhaupt neben das Engelköpflein. Schutzengel — wenns rot über die Berge kommt — weck mich auf — weck mich auf. Und erschöpft sinkt sie in Schlummer.

Arme du! Ihr Atem ist fast noch kürzer und schwächer wie der des kleinen Kindes. Und so bleich liegt sie da, wie eine tote Martyrjungfrau im Schrein.

Es geht ein leises, leises Schauern durch die Bäume draußen. Es hebt auf einem Ast leise, leise wie eine singende Seele ein Vogel zu flöten an. Still! Weck sie nicht, Finkenvogel, noch ist das Rot nicht über die Berge kommen.

## XI.

Noch liegt der Traungau in Nacht, da schlagen sie Reveille auf der Styrburg. Und im Hui, wie durch einen Zauber, erwacht die totenstille Steyrerstadt. Der Tag, der große Rechtstag, der blutige Frauenstag von Steyr bricht an!

Den Schmerzenrosenkranz beten kann man nicht, so ist ganz Steyr schon in der Höhe. Die Gichtmänner krallen aus ihren Federbetten, die Feinnägdelein springen aus dem blütenweißen Pfuhl; da ist kein Patricius zu gnädig, keine silberhaarige Matrone zu ängstig; alles drängt auf die Gasse.

Der Morgenstern flimmert noch überm Gebirg, da brausen auf dem Stadtplatz unter den Maibäumen schon tausend Stimmen wildfreudig: Lanzenrecht, Lanzenrecht!

Wilder Freude voll ist ganz Steyr, und es soll niemand darob die Steyrer schelten. Diese Freude kommt wie der tödliche Zorn des Volkes aus einer unbefleckten Quelle her, aus der feuchten Sitte dieses gewaltigen Geschlechts, das Felsen sprengt und Schwerter schmiedet und doch in tieffster Brust die zarte Liebfrauenblume trägt. Wehe jedem Frechen, der sie versehrt, es steinigt ihn dies Volk wie Israel den Tempelschänder. Kein wie der steyrische Stahl, aber auch an Härte ihm gleich sind die Steyrer Herzen.

Ihr Männer von Walkun, Dragoens, Rroabaten, drängt mit Musketa und mit Lanzen diesem Volke und treibt es vom Maienwald, den es sich hat geschnückt, mit Donnerflüchen zurück, die Stärkern seid nicht ihr, die Stärkern sind doch die Steyrer, und daß ihr hier stehet und Ordnung schafft und den Platz freihaltet für das Lanzenrecht, das an einem der euren wird vollstreckt;

und daß euer Oberst mit seinem Mund hat euren Helden verdammt, und daß euer Held verlassen auf der Britsche jaß die Nacht bei den Leichenkerzen inmitten seiner Freund und Genossen, das hat alles dieses Volk und sein Führer getan, mach dich nur groß, du Soldateska in Harnisch, Helm und Hut, mit Lot und Kraut und Büchse und Mordspieß! Besiegt zu haben meinst du's, aber das Land ob der Enns ist unbesiegt, solang es wilde rechte Männer wie den Zettl hat und zarte Frauen wie die Margaret, und solange ein Zettl es vermag, einen Herliberg in den Staub niederzuzwingen.

Ja, der ist niedergezwungen, der Herliberg! Den haben sie zur letzten Beicht geführt. In der Nikolauskapellen, die zwischen den beiden Fürstenhäusern ist eingebaut, da liegt der zerstückte Riese vor einem armen Dominikanerpriester, einem Bauerssohn aus Kirchenlandl, auf den Knien, seine mächtigen Knie drücken die Fußbank fast ein. Rechts und links vom Beichtstuhl stehen zehn Dragonerschühen, Rohrs gespannen und in die Gabel gelehnt, und wenn er seine gewaltigen Glieder röhrt in währendem Bekennen und die Ketten an seinem Leibe klirren, dann zucken die Lutten, dann visieren die Schühen.

So wollte ers der Mayrin machen, zur Kirche schleppen sollten sie die Posten und Rohrs gespannen rechts und links vom Beichtstuhl stehen, bis sie gebeichtet hätten, und so geschieht es jetzt ihm.

Da muß er sein wildes Herz entblößen vor dem weißen Mann, dem bleichen, der sitzt wie ein Heiliger hinterm Gitter, im frommen Licht des Wachsstockes, der ein eingebrochenes Gesicht, die hagern Hände, die schneeweisse Kutte beschein. Grimmige Scham! Eine Stund ißt noch zum Lanzentod.

Es ist um Himmel und Höll, es ist um das hochwürdigste Sakrament. Auf reißt er sich die Brust mit der Schwerthand, und das zuckende, sündige Fleisch weist er dem heiligen Mönch dar. Alles bekennt er, nicht nur die Sünd, um die er sterben muß; was er an dem Weib verschuldet hat zuvor, was ihm erst beim Anblick der leidenden Unschuld wissend ward, alles muß an den Tag. Wie er sie hat getreten, gehöhnt, unters Dach gestoßen mit dem Kind, wie er all ihre Habe hat geraubt, wie sie lag in Hunger und Tränen, dieweilen er zeigte, bis dann bei Nacht . . . bei Nacht . . . der Mönch sitzt da, die Knochenhände gefaltet, den Kopf übers Buch geneigt, die fahlen Lippen eingekniffen; er sitzt da, scheinbar ohne Bewegung, doch in seinem Innern wallt es, siedet es auf gegen den jungen Verbrecher. Der weiße Mönch ist auch ein Landler! Im Kirchenlandl da lebt ihm ein lieb altes Mütterlein, dort leben ihm zwei Schwestern, schön und gut wie die Engel, nie hat er ein Weib geminnt, aber hoch ehrt er alle Frauen; und da kommen diese Fremden herein, Ritter, Fürstenkinder, fahren durchs Land, treten die frommen Frauen zusammen wie ihre wilden Rosse unser Gras und Blümlein, einer von dieser Teufelsrott kniet jetzt vor ihm! Martern, ein säugend Frau! — Und wie er es erzählt, laut und trozig und verwogen. Als wenn er sich wollt mit seinen Missertaten brüsten! Der hat kein Reu nicht, der! Jawohl, jetzt bei dem schmählichsten Stück tut er die Händ fürs Angesicht heben, aber ist das denn Scham? Lacht nit ein Teufel hinter den Händen?

In Gottes Born und Gewalt losfahren wider den, es reißt den Landler dazu, aber der Priester ist mächtiger als der Mensch, und der Priester über-

windets; der Priester neigt sich dem zum Tod Verdamten und spricht, und es zittert alles in ihm, so hart kommts ihm an, die Worte, die er andern armen Sündern auf den letzten Weg mitzugeben pflegt, von Jesu heiligem Leiden und Kreuzestod, vom rechten Schächer, nur einer, damit seiner vermeßen werde, einer, damit niemand verzweifle, von Maria, der Mutter der armen Sünder; dann macht er mit zitternder Hand das Kreuz groß über ihn: Ego te abservo. Der Wilde drückt die Stirn gegen das Gitter, atemlos, lauscht . . . Das tolle Blut hämmert in seinen Schläfen, seine Wunde tobt . . . Das Herz im Leibe möcht ihm bersten . . . Ja, was ist? Nichts! Der redet nichts mit ihm? Drei Wort? — Sunst nichts? Mit schelten? Der Unglückliche dürstet und fiebert nach einem Sturm, wüten, toben soll der, schütteln die Knochenfäuste, das Buch hinausschmeißen . . . und der spricht drei Wort abgefehrten Gesichtes. So schlecht bist du, nicht einmal wert, daß man dich schilt — der Feldkaplan, der hat geschellet, wenn du ihm deine Bubensünden hast lachender hergeählt: schwören, fluchen, rausen. — O, das war eine gute Zeit! — Den Teufel schilt man nit, vor dem kreuzigt man sich, wie sich der Pater jetzt vor dir bekreuzigt.

Der Wachsstock läßt aus. Die Kette raschelt. Da feucht es durch das Gitter, die Dragenschüßen hörens und der Proß, der an der Tür gezogener Schwertex steht:

„Herr! . . . Herr, bin ich verdammt?“

Wird ihm Antwort, ruhig und sachte: „Du nit so laut reden! Absolvierst bist, kannst iht gehen.“

Absolvierst bist? Und jetzt wird sein Heiland zu ihm kommen, das tut gut, wenn auch der Schmerz, daß der Priester ihm mit Mühsal drei Worte sagte, wie Blei auf ihm liegt.

Ta tritt er aus dem Beichtstuhl. Der Mönch ist verschwunden. Hinter den gemalten Kirchenstern webt schon die Lichte — die schauerliche — seiner letzten Stund. Aber auf dem Altar ist das Heilighäusl, knien gilden Engel dort, dort wird ihm jetzt der Trost, den er sich hat viel bitter erkaust. Seine Brust ringt, weitet sich. Jetzt, dort kommt der Trost!

„Jesus Christi kommt auch zu einem Sünder wie ich bin . . . Das sagte auch der Mönch. Jesus hat dem Schächer das Himmelreich geben . . . Jesus Christi, in mein Herzen da wirst du finden . . . ein zarte Frauen, deren Bild, die mußt segnen zuerst, und erst nachher mich schwarzen Kerl.“

Er richtet sich freudig auf und hoch und stramm, wie er für seinen Feldherrn tritt, schreitet er für zum Altar, die dunklen Hände schließen sich gekreuzt über dem Herzen zusammen, darin, seinem wissend, die erste Liebe wohnt.

Plötzlich stampfen ihm Sporenritte nach. Eine harte Faust packt seinen Arm: „Wohin?“ Steht der Proß mit dem nackten Schwerte neben ihm.

„Dahin —“ deutet Herliberg auf den Tabernakel, „kommunizieren!“

„Damit ißts nichts. Komb.“

„Was? Nichts?“ schrie Herliberg auf. Die Posten rannten herzu beim Klang seiner Stimme. „Bin doch . . . absolviert?“

„Ja, und daran hast du genug, mehr verbietet das Ritual.“

„Wer verbietet! Laßt mich!“ Die Posten packten ihn, er rang wider sie. „Soll ich sterben — ohne meinen Herrn?“

„Ruhig!“ herrscht der Profoß. „Wie tuft du in der Kirche? Es kann nit sein, so steht es in der Carolina, am Vortag, nicht am Tag seind solche wie du zu speisen.“

Die Kirchtür ging. Der Mönch, der sich schon zurückgezogen hatte, erschien. Er hat das laute Reden gehört.

Mit aller Kraft entriß sich Herliberg den Armen der Posten und lief auf ihn zu.

„Herr! Herr! Das heilig Abendmahl! Die wollend es mir weigern! Herr, reicht es mir!“

„Ich darf nit, mein Kind!“

Dem Mönchen geschieht hart; doch im Ritual und in der Carolina steht es von der Kommunion der Verbrecher: „hoc fert ante diem supplicii“<sup>1)</sup>, und der Feldmarschall, im wilden Zorne, den er seit gestern gegen Herliberg trägt, hat eigens seinen Luc ins Kloster geschickt, um die Väter auf diesen Punkt aufmerksam zu machen.

„Es mag nit sein. Tu dich ergeben.“

Der Riesenmann brach fast zusammen. Die Kirche wirbelt um ihn, der Tod kriecht ihm über das Herz.

Kein Jesu! Kein heiliges Sakrament! So schlecht bist du . . . Jesu Christ selbst, der den Schächer am Kreuz hat angesehn, wendet sein Angesicht von dir . . .

Achzend, die Hände vorm Gesicht, lag er an der kalten Säule; da kam es über seine fahlen Lippen: „Ja — Frau . . . dich hab ich wollen zum Sakrament — zwingen — mir — muß es — versagt sein — so ist es — recht — ohne Jesus — muß ich — für die Lanzen — Betteljesu hab ich ihn — genannt.“

Der Mönch legte die Knochenhand mitleidig auf seine verwundete Schulter.

„Es ist nit das, es ist nit das,“ tröstete er. „Du mußt es recht verstehen, es ist, damit das heilige Sakrament bei der schweren Todesmarter, in die du bist verurteilt, nicht verlebt werde, wenn du ißt für die Lanzen mußt, sie dir ins Herz und Ingeweid stechen, die heiligen Spezien würden etwan auch verfehrt, trage es in Geduld, wir wollend miteinander geistlich kommunizieren, ich komm nachher zu dir.“

Die Dragonerschützen nahmen Herliberg und führten ihn aus der Kirche. Und als sie ihn über den Hof führten, der gesteckt voll kaiserlicher und statthalterischer Soldateska war, da lachte er irr und schrie, bis auf den Stadtplatz, wo das Menschenmeer wuchs und wogte, vernahm man den wilden Schmerzensschrei:

„Hört's, Leut, ich hab keine Kommunion bekommen! Das hab ich um die Mayrin verdient.“

<sup>1)</sup> Diese Verordnung, die sich noch im Rituale passaviense, Herbipoli, literis Jobi Hertzii, 1684 vorfindet, dürfte durch die Barbarci, mit der die alte Justiz gegen ihre Delinquenten wütete, veranlaßt worden sein.

In diesem Augenblick leuchtete das Rot über die Berge, und die Morgen-  
glocken hingen den blutigen Frauenjamstag von Steyr ein.

Und wie das Rot über die Berge kommt, da wedt der Engel die arme Margaret durch einen hellen Lacher, den ihr Kind im Schlafe tut. Sie fährt aus dem Kissen: „Ich kumm!“ Und im Zwielichtschein steht sie vom Bett auf, so bleich und weiß, wie jungverstorbene Mütter aus dem Grab zu ihren Kindlein kommen fürm ersten Hahnschrei. Zitternd wankt sie herum, sucht sich ihre Wäsche, ihr altes blaues Kleid; jetzt sitzt sie und strect sich die schweren Füße auf, es flattert ihr kurzer Atem. Wie Messerstiche bohrte es sie durch den Arm, ihre Glieder wollen sinken, vor ihren Augen schwärmen Sterne; weh, du arme Marthrin, wie bist du zugerichtet durch ihn, dessen sündiges Leben du erbitten gehen willst! O weh, wie hat er dich vermarkt, der mordgrimmige Mann!

Leise, während sie sich anlegt, betet sie, redet sie mit sich selbst: „Jetzt fahr ich! Auf den Stadtplatz fahr ich, da will ich bitten, wie mein Mutter bitten tät, da will ich erbitten sein Leben und sein Blut, des armen Mannes.“

Eh sie das Leibstück vernebelt, reicht sie dem Wolfi noch dar die Brust, groß schants; Margaret zittert, es könnte die Anna erschreien, aber die Engel waltens, es ist ganz still.

„Wolfi, müßend wir reisen! Mindi fahrt mit mir! Mindi wird auch bitten mit sein Häcklein beiden, vor den armen Mann.“ Warmwickelt sie das Kind, die Morgenluft ist kalt. „Armi Lentenant im Kerker tut frieren. Kein Wams, kein Mantel — aber in einer Stund da reichen sie ihm sein eisern Kleid, wird rentend — Wolfi! rentend!“ lacht sie leis, „und jetzt komb, müßend wir fahren.“

Heiliger Gottesengel, geh mit ihr, stütze sie! Jetzt kroch sie aus der Stube, das Kind auf dem rechten Arm, der linke hängt geknickt, das hat der wilde Reiter getan. Leise stahl sie sich den dunklen, gewölbten Gang entlang; ihr Herz pochte wie auf einem verbotnen Wege; aus einer oder der andern Tür drang dumpfes Murmen, die Altmänner reden mit sich selbst im Schlafe. Das Oratorium stand offen, im roten Morgenglanz neigt der Steyrer Christus tief sein Haupt. Sie stand mit dem Kind auf der Schwelle des Oratoriums, faltete die Händ um den Leib des Kindes und regte leise die Lippen: „Heir Jesu, den vielarmen Manu, der mir und meinem Kindlein Gütes hat getan so viel, für dem Martertod retten — geh ich jetzt dahin, o geh du mit mir!“ Es hört keine Seele das Gebet, es hörens nicht Lueger noch Brandstetter, die heiligmäßigen Steyrmannen, es hört es nicht die Stadt Steyr, die in den Blutmorgen ihre Zinnen hebt; keiner hört das zarte Gebet als nur Jesus allein.

Nun die Stufen hinab. Da geht es mühselig. O Gott, wäre sie nur nicht so schwach. Die steinerne Treppe schaukelt wie ein Schiff. In der Einfahrt erschrickt sie zu Tod. Das große Tor links ist verschlossen. Haller hat den Schlüssel. Aber da sieht sie rechts ein klein Pförtlein, gegen den Garten hinaus. Sie probiert mit zitternder Hand und lächt fast laut auf für Freud: „Wolfi! Öffn' is!“ Der Garten liegt im Tauglanz. Hier führt ein Weg nach Steyr durch die Felder, den wird sie gehen. Das Kind an die Brust

drückend, schleicht sie durch den Garten. Er hat kein Tor gen Oft, nur einen Heckenzaun — sie schürzt die Röcke, übersteigt den Zaun und eilt hinunter gen den Friedhof, den Weichselgarten, zu. Gott, mein Gott, wenn es nun schneller ging, aber nach zwanzig Schritten, die sie gelaufen ist, muß sie immer einen verschnaufen, da bleibt das Herz aus, so groß ist ihre Schwäche. „Glei, Wolfi, glei seind wir durten.“ tröstet sie das Kindlein und sich selber immer wieder. Und hat die Augen auf den rotschimmernden Zinnen von Steyr, alsfort in Todesangst; die Sonne kommt, sie kommt alsbald, von Garsten läutnen die Glocken, eilen mußt du, eilen, Margaret!

Jetzt läuft sie an der Friedhofsmauer entlang, ist der Friedhof offen, ein Haufen Erde ist aufgeworfen, zwei Soldaten stehen und schaufeln ein Grab, die Vögel flöten in den Weichselbäumen. Da wird der Armen eiskalt, ihr ahnt, für wen die graben, da sagt sie zum Wolfi und zittert über und über: „Was tan denn die graben, wenn aber der Lieutenant reutend wird, da wird mein Kindi schauen!“ In Schmerzen kriecht sie weiter, der Steyr zu. Das große Hagelwetter hat die Wege gegen die Steyr zu ganz verwüstet. Die entzweigebrochenen Hasel- und Schlehedornbüsche, durch die sie kriechen muß, zausen ihr goldenes Haar, reißen an ihren Kleidern, Gestein und Geröll verwundet ihren zarten Fuß; so kommt sie hinunter an die Steyr, die ist vom Regen hochgeschwollen, und heiliger Gott! sie hat doch gedacht, es ist ein Steg, und es ist keiner; wie eine apokalyptische Schlange wälzt sich das wilde grüne Wasser und dort — dort glühen die Türme und Kreuze, schrecklich hell schon — und du kannst nicht hinüber, Jesus, heiligster Gott! Sie begann laut zu weinen und zu beten. Und siehe, da klatscht es plötzlich zwischen den Uferbüschchen. Da kommt ein Schiff gefahren, das ist der Fischer von Zwischenbrücken, der fährt gen Rosenegg, wo das tiefste Wasser und die besten Fische sind.

Da winkt die Frau mit ihrer weißen Hand, und ein flehentliches Gejchrei übertönt das Brausen der Steyr: „Fischer, Fischer, nimb mich mit!“

Und der Fischer hört sie und sieht sie stehen, es wird ihm ganz anders bei diesem Schrei, wie wenn ein Geist ihn riese; er fährt ans Ufer und läßt sie einsteigen; strahlend in diesem Augenblick hebt sich die Sonne, wie Feuer brennt das ganze Land. Wohin sie will? Auf Steyr. Auf Steyr, Fraue, da kommst du nit hinein, kommt kein Mensch nit hinein, die Tör seind geschlossen, davor weil ein bayrischer Soldat heut hingerichtet wird.

Aufs neu schreit Margarete tödlich. Das hat sie nicht gewußt noch gedacht. „Aber wann i wichtig zu schaffen hab,“ stammelt sie fast flehend, „wird mir der Wartel do aufmachen!“

Der Fischer wiegt den Kopf, er meint nicht, daß die aufmachen werden. Sein Fahrzeug gleitet gedankenschnell steyrab, um die Wehrgrabeninsel herum in den zweiten tieferen Steyrarm. Die Frau knauert im Schiffsschnabel mit dem Knäblein, in krampfhaftem Gebete regen sich ihre Lippen. Der Wehrgrabeninsel gegenüber setzt sie der Fischer ab, schaut ihr dann nach, wie sie in der Morgenklarheit, die jeden Augenblick zunimmt, hinaufgeht zum Schloß Teufelseck. Wer ist das, und was schafft die denn Wichtiges in Stadt Steyr? Heutig's Tags, wos den hinrichten? Jetzt ist sie verschwunden. Immer

seltsamer wird dem Mann, wenn er an die Erscheinung denkt; Seele? Es schauert ihn über den Rücken, da bekrenzt er sich und fährt steckunter.

Margaret hat den Berg erstiegen, am Teufelseck vorbei kriecht sie nach dem Gilgentor. Da hört sie schon den Lärm, das Murren der Menschen, furchtbarlich, wie ein inner den Mauern versperrtes Meer. Sie krampft die Arme um des Kindleins Leib. Das schaut mit großen Wunderungen um sich; „Wolfskundi, jetzt seind wir da. Mein Wolfsi, jetzt ist der Heiland mit uns, siehestu, er geht uns voraus, tut uns das Tor aufmachen.“ Jetzt plötzlich über das Brauden des Menschenmeers steigen schmetternde, langgezogene Töne — Trommeln — und gräßlich beginnen Trommeln zu hämmern. Herrgott, hilf; das heißt: sie führen ihn zum Tod.

„Frau!“ ruft eine Stimme hinter ihr vom Teufelseck her, „was wollt Ihr dar, Ihr seind versperrt!“

Aber sie steht schon am Tor und schreit wie die Seele an der Sionspforte: „Macht auf! Macht auf! Macht auf! Umb Gottes willen, macht auf!“ Einen Haselstecken hebt sie vom Weg und fängt mit schwacher Hand an das dickeihene Tor, das gewaltige, zu klopfen und zu pochen an.

Im Torturm ruft einer beim offenen Fenster heraus:

„Tor seind geschlossen, Erektion in der Stadt, darf niemand herein.“

„Aber ich muß hinein!“ feucht Margaret, die Todesangst würgt ihr die Stimme ab. „Ich habe ein Post, wichtige Post!“

„Vor wen?“

„Herrn — Feldmarschallen —“ ächzt sie, klammert sich an den Torring.

„Von wem?“

„Von einer hohen Dame! Wiel fürnehm — zu die Herzög in Bayern — verkippt.“

Gott gab ihr das ein.

„Alsdann ich wird dir aufmachen! Gewart eines Nun.“

Man hört die Schlüssel klingen.

## XII.

Rot glüht die Morgensonne über dem Stadtplatz. Da leuchtet wie Blut der Tau auf den Maibaumen, wie Blut glosen die blanken Piken und Musketen, die, ein unabsehbarer Wald, den Stadtplatz umgeben, die ungeheure Menge des Volkes zurückdämmend, die heranbraust wie das Rote Meer, das den Pharaos und seine Kosse und Wagen verschlang; da sprüht Blitz auf Blitz von den vierundzwanzig turmhohen Lanzen, den Todeslanzen der Krobaten . . . Inmitten des Platzes sind sie en haye gestellt, die schenklischen, gelben Mordgesellen; jedem lacht die Lust am Schlachten aus dem bestialischen Blick. Oben an der Haye ist eine Lanze verkehrt in den Boden gerammt, an der ein rotes Fähnlein flattert, dort steht, auf seinen Ungarsäbel gelehnt, der Dragotin und leckt sich die Lippen und lächelt; und um die Haye herum reitet, reitet im Stechtrabe, elegant zwischen zwei roten Polstern auf einer Isabelle sitzend, Tarquinins Conti, der Krobatenchef, und weist seine Leute auf slavonisch an: ihr nehmt ihn oberhuts, ihr durchsetzt ihn in der Mitten,

ihr durchsetzt ihm die Knie und Fuß, erst zuletzt, wenn er ganz durchlossen ist und liegt, nimmst du, Dragotin, das Herz.

Den Kroabaten grade über, vom Hirshenhaus, hält Walkun zu Pferd mit den Edlrittern. Die Cherubim neigen sich auf seinem Helm, das hl. Kreuz strahlt auf seiner Brust, das Schwert der Gerechtigkeit hält er gezückt zur Morgensonne empor, in seinen Augen ist aber je und je ein freundlicher Schein; als er anritt, hat das Volk ihn adorirt und ihm die Steigbügel geküßt. Hinter den Dragonerpielen ruinen sie, Ehre Herrn Walkun, der hat den Schelmb verurteilet ohne Gnad, der kommt ins gülde Buch von Steyr. Einen Handbrief des Statthalters hat er unter der Eisenbrüst stecken . . . Datum Linz in dieser Nacht, betreffend das Kommando von Steyr.

Gewaltig rauscht das Menschenmeer hinter den Piken. Vom Pferd redet Walkun laut mit seinem Stab: „Es wird die Liga nicht schwächen, es wird sie stärken . . . Nicht durch Lug und Trug braucht unsre hl. Kirche und das katholische Heer groß zu sein. Groß macht allein die Wahrheit.“

Die Edlritter schauen einander an und schwören, Herr Walkun ist über Nacht ein Salomo worden.

Herrn Walkuns Gesicht, so hell und freundlich, jäh wird es schwarz und grimmisiert; warum denn? Auf dem Rathausaltan, wo der Rat in spanischen Mänteln und goldenen Degen feierlich versammelt steht, erscheint in schlichtem Gewande Jakob Zettl, und alsbald hebt sich donnernd Hoch! und Heil! Eine Wolke von Tüchern schwebt über den Maien.

Jakob Zettl, Jakob Zettl, Jakob Zettl! der Steyr rettet, der die Unschuld beschützt, es lebe Jakob Zettl!

Wie wenn sie bersten sollten, schreien sie, Walkun möcht wissen, warumb? „Weiß Ihr, Zinaburg, was dieser Zettl eigentlich hat getan? Ich weiß es nicht. Was hätt es ihm geholfen ohne mich? Hat er Urteil gesprochen? Wer hat also die Unschuld gerett? Diese Viecher haben doch wirklich gar kein Judicium!“

Ein grausamer, kurzer Trommelwirbel. Stille legt sich über den Platz. „Hah!“ atmets dumpf hinter den gefallten Piken.

Die Tür des Hirshenhauses öffnet sich, da führen sie den Herliberg heraus. Stadt Steyr, du kannst zufrieden sein, du und dein mächtiger Anwalt. Den gewaltigsten Helden der ganzen Liga, den wildesten führen sie dar zum Tode, seine eigenen Freunde führen ihn. Das hat ein Steyrer gewaltet! Des jungen Helden prächtige Glieder, vor deren Kraft es dem ganzen Land graut, und mit denen er die zarte, säugende Mutter von Steyr wollte übermannen, die sind in eisernen Fesseln geschmärt; in seinem Herzen, das hart wie Erz und Kiesel dem Jammer der armen Mutter war, da ruht nicht segenspendend und schuldvergebend das hochgelobte Sakrament, sie habens ihm verweigert; aus seinen wilden, schwarzen Augen, die Vernichtung blißten auf das schwache Weib, stieren alle Schmerzen der Armsündernacht, der Nacht, die er allein durchlitten hat, und niemand hat ihn erlöst. Steyr, sieh her. Das ist der Held von Efferding, der ist es, der die Bauernschädel mähte wie Gras, das ist der Pappenheimische Würgengel, da schleisen sie ihn zum Tod, gebunden, ein

herrliches, mörderisches Raubtier, dessen ein herhaftiger Mann Herr ward durch Gottes Gnad. Jetzt ist deinen Frauen eine Sicherheit, freue dich Steyr, Herr Zettl, der hats volgemacht.

Wie sie ihn nun sehen, ein furchtbarer Schrei steigt auf über die Tächer, ganz Steyr hebt seine Donnerstimme: da kommt der Witwenschänder, der Fallot, Lanzenrecht! Lanzenrecht! Und weil der Unglückselige im Angesicht der Gilsmänner und seiner Henker die Schmerzen niederringt und manhaft auf die Lanzenhaye zugeht, steigt die Wut des Volkes noch höher, ein Wolfsgeheul, gellendes Pfeifen und Johlen bricht los wie das wilde Gejaid. „Er schampt si nit! Umb Unzucht muß er für d' Lanzen, der schwarzi Teufl, und schampt si no immer nit! Gini stecht's n, Kroboten! Recht in sein frischen Leib stecht's n, da muß er sterben.“ Auf der Mayerstiege brüllten die Schmied und stampften den Takt mit ihren Pfundschuhen wie zu einem Bärentanz: Im Steyrdorf, im Steyrdorf, da is jetzt koa Gspoas, da hand Offizierer auf d' Witfraun so hoaß — Leutenambt, du junga, wie tuats, das is leidig, d' Kroboten hand hängig und d' Lanzen hand schneidig. —

Zween Predigermönche gehen mit dem Glenden, rechts sein Beichtvater, links der alte Magister Wilhelm. Die halten ihm das Kreuziß vor und beten: Obseero te Christe ut multitudinem sudoris tui sanguinei quem prae timoris angustia copiosissime pro nobis estudisti, offerre et ostendere digneris Deo Patri omnipotenti contra multitudinem peccatorum hujus peccatoris — indes das Volk ruindum raßt, Flüche spreit, Schimpflieder brüllt.

Vom Altan des Rathauses donnert Zettl: „Ruhig es, Steyrer! Schampt's enf, die dort singen, heut ist nit Jahrmarkt, das wißt, wann Recht geschicht am Peiniger ein Unschuld, da spricht man Amen mit Furcht und Schrecken, aber nit singen und toben wie ihr.“

Und als er diese Stimme hört, senkt Herliberg den Kopf, und da erstickt ihn seine Qual, da brennen ihm auf die Brust die glühenden Tränen, seine Schuld, seine große Schuld. „Mayrin, Mayrin,“ kommt es leis, verzweiflungsvoll von seinen Lippen, — davährend die Wölfe und Tiger um ihn, gebannt durch Zettls Machtwort, sich kuscheln und dumpf knurren: Schandfrau! Recht durch den Leib, Krobot! Der Prosoß, hinter dem Verbrecher her, weist ihn an, da er sich schon zum Lanzenlauf bereiten will, er müsse zuerst für den Feldmarschall hinstehen. Der Feldmarschall werde ivrechen.

Der wunde Riese steht vor seinem Bändiger, dem, der glaubt, es zu sein, es aber nicht ist; den, der ihn in Wahrheit bändigte, Herliberg kennt ihn wohl und blickt ihn schein an mit den schwarzen Fieberaugen, den Bürger Zettl auf der Ratsaltane, während der Ritter mit den Cherubim anhebt mit majestätischem Pathos, merke es, Steyr, und huldige dem Befreier!

„Frauenehr ist Gottes Ehr!

Der Mann, der hier verurteilt steht, Ernst von Herliberg, stammt aus edlem Blute und war eiumal ein valoröser Offizier in der Armada meines Herrn Neffen, des unüberwindlichen Grafen von Pappenheim. Dieser Mann ist so herunterkommen, daß er ein unzüchtiger Schelm worden, der einer Frauen Ehre mit Gewalt verlehen wollt; als dies meinem Herrn Bruder,

dem Herrn Statthalter, und mir wissend wurde, so haben wir diesen Mann gefangen angenommen und haben über ihn Recht gesprochen im Namen Gottes, der da trägt das Schwert der Gerechtigkeit, und dessen Urteil nicht Zeit, sondern Ewigkeit; uneingedenk, daß er von Adel und unser Waffenbruder, die gekränkte Frau aber eines justifizierten Majestätsverbrechers Witib ist, haben wir ihn verurteilet, daß er seiner Charge und Dignität entkleidet, durch die Lanzen laufen sollte bis zu Tod, ihm zu einer wohlverdienten Straf seiner Unzucht, andern aber seinesgleichen zu Greuel, Abscheu und Exempel. Gott genade seiner armen Seele."

Watkun machte mit seinem Pferde eine Schwenkung links und reckte die eiserne Hand aus; da kam von links, hinter der Schandfäule, die die Rebellenhäupter trug, ein Gesell hervor, der hatte einen roten Mantel wie ein Kirchenprobst und einen Hut wie ein Dragoner. Hundert Hände zeigten auf ihn, alles murmelt: „Hans Schrattenpach, das ist Hans Schrattenpach, der hat die siebzehn, die ver spielt, gehenkt in Zwiespalten auf des Statthalters Gebot.“

„Regimentscharfrichter!“ donnert Watkun. „Dieser Mensch, gemeiner Unzucht halber zum Tod verdampt, darf in seiner Dignität, er ist ein Leutnant, nicht sterben, darumb du ihm den Pallasth sollt zerbrechen.“

Herliberg krampfte die Hände in die Fesseln; die lezte heiße Schamröte überglühte sein Gesicht und seinen ganzen Leib, kein Offizierer mehr, kein Held, nichts als ein unzüchtiger Schelm — ah — schon reicht der Profoß seinen Pallasth dem Henker dar — seinen Pallasth, den er so mannlich hat geschwungen — wenn er mit seinen Waldteufels ritt durchs Feuer der Büchsen und Kartäunen, tarab!

Der Scharfrichter nimmt die Klinge übers Knie, sie haben das Eisen angesägt, junft Schnecken, und beugt aus Leibeskraft, der Stahl springt in zwei Stücke; fluchend wirft Schrattenpach die Stücke dem jungen Helden vor die Füße, des Heldentum liegt jetzt im Staub.

Das Volk jaucht und brüllt: „Wolgetan, wolgetan!“ Und sie vergaben dem Schrattenpach die siebzehn gehenkten Landler in derselben Stund . . .

Mit klangloser Stimme fragt Herliberg, das Herz wund zum Sterben: „Darf ich jetzt Lanzen laufen,“ hat er doch keinen Freund mehr auf der Welt als die Lanzen.

Der Profoß nimmt ihn bei der Hand: „Ich werde dich durch die Haye aufführen, wann trommelt und blasen wird, fährst du laufen an von dem roten Fähndl dort;“ er zeigt es ihm mit dem Finger. Die Mönche begleiten ihn bis an die Haye. Halben Wegs tritt ein kaiserlicher Offizier aus dem Kordon, der um das Hirshenhaus gestellt ist, herfür und bietet ihm die Hand.

„Ich habe Euch geliefert und gefangen, Herliberg, wollt mir nicht grossen.“ Herliberg faßt die bleiche kühle Hand de Layres mit seiner dunklen fiebernden: „Es war Euer Pflicht . . . nur mit . . . Feuerkugeln hättest Ihr auf ihr Häusl nit schießen brauchen, Kamerad! Hätt ich mich nur zuvor rendiert!“ Der Profoß führt ihn voran vor die Haye. Tarquinio Conti zu Pferd schäkert mit seinem Kopfsabschneider, dabei sind seine lächelnden Laster-

blicke auf dem Riesen, der nicht guten Rat hören wollt, davor ihm jetzt recht geschieht, daß wir ihn spießen.

„Jetzt wird er aus den Ketten geschlossen. Sein Blick irrt zum Himmel auf: „Mayrin, Mayrin!“ — Ja, du Engel, der Satansfeil, der dich bei deinen silbernen Flüglein packte so grausam, als du ... so schön ... gejungen hast ... den spießen sie jetzt ... haben recht ... Aber so gern läßt er dich noch einmal sehen ... einmal nur ... und deine süße Stimme hören. Ah!“ Er zuckt, es war ihm im Fieber, als hörte er die Stimme, die süße, oben auf dem Berg ... aber es war ein Gaukelspiel, und er soll jetzt an den Herrn Jesus Christus, sein Kreuz und seine Wunden denken, wie ihn mild der alte Magister mahnt.

„Herr Jesu — wirft dich auch erbarmen — über mich schlechten Mann — ich komm, ein Schelm — hab nichts dann meine Sünd — ganz bloß bin ich — hab kein Sakrament — nur das —“ da preßte er das Skapulier, das er unter seinem zerrissenen Hemde hat verborgen, ans Herz. „Das hab ich von der Mutter ... das tut den Himmel auf ... das hat sie mir für die Augen gehoben ... damals ...“

Die Mönche beteten: „Christe, qui pro nobis mori dignatus es in cruce, obsecro te, ut omnes amaritudines passionum tuarum offerre et ostendere digneris Patri omnipotenti pro anima hujus peccatoris ... und in den alten, halbblinden Augen des Magisters Wilhelm, der ehedem ein lutherischer Maler war, steht eine Träne, peccatoris! Ja, der wilde Knabe da ist ein großer Sünder, aber es gibt einen größeren; wer hat den Wildling zu der zarten Frauen geschickt mit seinen Mannen? Daß er sie sollt mit Gewalt und mit dem Schwert bekehren, davon all dieser Unhegen kam? O Herr, erbarme dich unjer! Statthalter, die unschuldigen Tränen der Witib, aber auch dies schuldige Blut werden dich einmal verklagen vor Gottes Gericht.

Der Profoß sprach: „Jetzt decke dein Herz auf, daß sie es wohl durchsehen können, und du mit mußt zu lang leiden.“

Hersliberg tat, wie geheißen, und nun sahen sie alle, die hinter den Piken die Köpfe reckten, das arme Heiltnum auf seiner Brust. Da stieg ein donnernder Schrei der Entrüstung: „A Skaplier, der hot a Skaplier!“ Und ein zweiter, einstimmiger Donnerschrei: „Ändert mit dem Skaplier!“

Und nun ein Kommando, ein entsetzliches: „Profoß, nimm ihm das weg, das ist ein Ärgernis!“

Watkun ist klug. In Steyr hat's noch Protestanten, die sollen nicht sagen, der katholische Soldat, der die Witfrau schänden wollt, sei im Skapulier gestorben.

„Ich gib's nicht her!“ schrie der Unselige. Den Profoßen, der nach dem Willen saßt, stößt er mit Kraft von sich, der Armsünder wird ein wilder Löwe. „Das hab ich von meiner Mutter! Alles habt ihr mir genommen, das nehmt ihr mir nicht!“

Spricht der Profoß, und winkt dem alten Magister, der die Hände bittend faltet, gebieterisch Schweigen: „Im Kleid der allerseligsten Jungfrau sterben, ein solcher Sünder wie du? Wer unkensch ist, trägt das Skapulier

unwürdig. Du verunehrst die heilige Jungfrau, indem du es trägst. Du, der du eine Witfrau, eine Mutter hast entehren wollen!" Ja, der hat recht! Herliberg zerwürgt das Skapulier in Tränen zwischen den Fingern. Ja, die haben recht, ein Ärgernis! Ein solcher wie er! Da steht seine Sünde vor ihm und reckt das Haupt bis in den Himmel. Ein Verfluchter ist er, dieses Heiligtums nicht wert! Er drückt es an die Lippen, sein letztes Gut, seine letzte Hoffnung, von der Mutter, von der Mutter hat er es! Dann schlägt er die Hände vors Gesicht und wehrt sich nimmer, seine Kraft ist dahin. Der Profoß zeucht ihm das Skapulier weg, hebt es hoch — der Feldmarschall nickt, das Volk ist zufrieden. Von allen Heiligen verlassen, muß Herliberg zum Tod. — „Mayrin, Mayrin!" lassen seine fahlen Lippen. „Um dich — hab ichs verdient."

Der Profoß fasste ihn am Arme und führte ihn durch die Lanzengasse unter die rote Fahne. „Wenn Wirbel geschlagen wird und ich rufe: Lauß, so laufst du hinein."

Herliberg stand unter der roten Fahne, des Signals gewärtig, aufgedeckt das Herz, das sie mit Zangen und Skorpionen gefniffen haben. In diesem Augenblicke kam von der Höhe des Ölbergs herab eine Stimme, und er hat nicht gezittert bis jetzt, aber jetzt singt er zu zittern an.

Die Stimme rief und bat über den Blutplatz: „Lasset mich zum Feldmarschall!" Ihre, ihre, ihre Stimme! Und jetzt — dort hinter den Piken — der goldene Scheitel, eine weiße Hand! Ihre, ihre, ihre Hand!

Da sprang das Herz des Riesen empor wie ein wildes Pferd, das Herz, das die dreieckenden Eisen zerreißen werden in dieser Stund; sie ist kommen, sie ist kommen! Allerschönste, seh ich dich noch einmal für meinem Tod! Willst du mein Pein sehen, willst du mich schmähen, wills tragen; ach Gott, seh ich dich nur noch einmal für dem Tod! Kindlein hat sie mit! Bleich, bleich! Das hab ich Lumpenhund verschuldet! Süße, schau meine Pein! Dann schau mein offenes Herz, ob ich bereut hab oder nicht . . .

Fürm Hirschenhaus der Feldmarschall, in Eisen und Gold gerüstet, wiegt sich auf dem arabischen Rappen. Wen lassen sie denn da durch die Piken? Aufschauen! Piken links fällt — treibt die Dirne oh was? — die Mayrin? Was will die hier? — Und „Die Mayrin!" regt sich der ganze Platz. — Nun sind tausend Blicke auf ihr. Von dem Altan ruft einer: „Margaret! Margaret! Herrgott, so schlecht habends aufgeschaut. Kommt das arm Kind daher in diese Höllen?" — Da steht sie schon vor dem Marschall imitten der Eismannen. Ach, sie zittert! Das Kindlein trägt sie mühselig auf dem rechten Arm, ihr Herz, das arme, das sich durch Dorn und Stein, übers wilde Wasser und durch die Menschenfluten Wege fand, um den Verlassenen zu retten, das arme, zarte Herz will versagen, da es nun die Schrecken des Blutgerichtes, die Lanzen, den Rotmantel, die Beichtmönche sieht, und — ach! — den Geurteilsten, gesenkten Hauptes, aufgedeckten Herzens vor der Lanzenreihe! Viel schöner Wort hat sie sich ausgedacht, aber alles ist dahin; weh, der Mann, dessen Bruder ihres Liebsten Blut vergoß, sein Blick ist wie Stein, den erflehen, o liebster Jesu!

Sie faltet ihre weichen Hände, schöner Wort weiß sie nimmer; ringt sich aus ihrem Herzen nur ein Wort, innig wie ein Gebet: „Herr, edler Herr, Gnade!“

„Vor wen?“ hieß die Stimme des Mächtigen auf sie los. „Vor den Kerl dort, den Herliberg? Das ist umsonst.“

So hat der Bruder zu ihr gesprochen, in Linz, am Tag vor Maria Verkündigung.

„S... lasset es... nit umsonst sein! S... tut Gnade an dem armen Mann!“

Rundum ist diese Stille. Es hört jeder, was sie spricht. Herliberg hört es, der Glende, zum Lanzentod Dargestellte. Bitternd am ganzen Leib steht er; — vor ihm, den von allen Verlassenen, Verfluchten, kommt diese bitten — diese — von seiner Hand wie eine Dirne Geschleiste, von seinem Fuß Getretene — die kommt — Gott im Himmel! —

Spricht Waltun Herberstorff vom Rosse:

„Du bittest um Gnade, Frau, vor diesen, und weißt doch, warumb er leidet.“

„Ich hab ihm — alles vergessen; nit strafen, nit strafen wegen mir!“ hob sie die Augen flehend zum Gewaltigen. Das sind des Todesengels Augen, und ihr Antlitz ist weiß, ihr Mund blaß wie eine welkende Rose. Ihr linker Arm hängt geknickt, ihre Knie bebén, vom Schmerzensbett hat sie sich hergeschleppt, um ihres frommen Mitleids willen. Auf der Estrade wischt sich Zettl die Tränen ab. Lanzende Augen starren auf sie in Wunder. Die ist kommen, die er begewaltigen wollt. Die bittet! Eine frombe Fraue sie ist! Um so mehr muß er sterben. Er muß. In aller Augen ist schon im vorans dieser Spruch und Schluß, während sie der zarten Fürsprache lauschen. Aber sie können sicher fahren, Waltun der Große biegt sein Urteil einer Frau nicht um.

Mit prächtiger Gebärde läßt er seinen guldernen Stab in der Luft kreisen, und pomphaft redet er mehr zu den Lanten rings als zu der Frau:

„Wir strafen nicht nach Willkür, wir strafen ihn nach dem Recht. Wir strafen ihn auch nicht wegen dir, sondern umb der heiligen Liga, ihrer Ehre und Ansehen willen; einen unzüchtigen Schelm wie den dort können wir in der katholischen Armee nicht dulden.“

Weißall wogt hinter den Piken auf. Die Frau drückt die Hand an das Herz, eine schwarze Viper hat in das fromme Herz hineingestochen; dort steht der Arme für den Lanzen mit seinem bloßen Herzen, und dieser gibt kein Gnad und schimpft ihn noch schmählich — noch in dieser Stunde! Und diesen willst du rühren!

„Ist kein... unzüchtiger Schelm — nit —“

„Was denn sunst? — Die spinnt!“ rauscht es dumpf, fast drohend hinter der Piken auf.

„... einmal nur, Herr! Einmal hat ihn... der Satan... betört... Er hat aber viel Krieg gewonnen... Und hat auch Barmherzigkeit gehabt... mit der Armut... mit... mir.“

„Herrgott, Herr!“ sprach Zettl heißer zu den Ratsmannen.

„Eine Heilige — ! Steyrer! Schamts enf... Stad seids!“

Heim soll sie, heim! Der Kerl ist geurteilt, aber nit sie, daß sie mit ihm sollt leiden!

„Welcher Art war denn diese — Barmherzigkeit?“ fragt unten der Rotgeschwollene schnöd.

Da spricht sie mit sanfter, rührender Stimme:

„Wir habend gehungert, mein Kindlein und ich, da hat er uns Milch gespendet, habend wir satt gehabt, das lohne ihm Gott. — Und ich hätt ein Wiegen, von meinem Mann gemalen —“

Nur Männer sind herum, ihre frechen, harten Blicke hacken ihr ins Fleisch wie der Würger dem Notbrüstlein; aber es stehen Mütter hinter den Piken, o Mütter, höret es und helfet mir bitten für diesen Armen!

„Die Wiegen, meines Kindleins Wiegen, wär verbronnen im Feuer, er war es, dieser arme Mann hier, der hat sie geflüchtet mit seiner Hand, mehr als Gold und Perlen hat er mir geschenkt, da er mir hat die Wiegen gerettet.“

Die Mütter hinter den Piken lächeln, und einige haben weiße Tüchlein vor den Augen, aber keine einzige schaut nach dem Geurteilten um, der steht tiegebeugten Hauptes da, die Barmherzigkeit dieser Marthrin zerbricht ihn.

Walkun sprach: „Was hat die Wiegen mit unserm Kriegsrecht zu schaffen? Pileniers, lins dort doppelt Distantia, daß zweien passieren können. Luc, führ das Weib hinaus, sie nimbt uns die kostbar Zeit, die Stund ist da; ja, wir sind schon spät daran.“

Die Stunde, die Stunde, Todesstunde. Margaret, umsonst gekommen bist du, die Stunde.

Der Schreiber hat sie schon bei der Hand: „Frau!“ Sie fleht: „Nit, Herr!“ Aber seine beringte Weinhand drückt ihre weichen Finger zusammen: „Befehl, Frau.“ Vom Balkon ruft Zettls Stimme:

„Margaret! Mein Kind, geh heim, hier darfst nit bleiben, folge mir, geh heim.“ Aber sie folgt nicht, sie windet ihre kleine, schwache Hand aus der guldnen Geierklaue Lucs, und jetzt vor dem Araberrappen und dem zornblickenden Cherubimritter läßt sie sich in den Staub sinken auf ihre zitternden Knie, die Mutter dieses Armen täte alsoviel. Und wie sie so tut und zu flehen anhebt mit weinender Innigkeit, sind eines Augenblicks fast alle Augen rundum naß; selbst Walkun zwinkert; ausschreit Herliberg vor den Lanzen: „Sie kniet für mich Lumpen, das laß ich sie nit, das laß ich sie nit!“ Und durch die Gasse laufen will er, sie aufzuheben; mit Mühsal hält ihn die Viertelskompanie.

Sie kniet und fleht, und zwischen jedem Worte geht ihrem wehen Herzen die Ohnmacht zu: „Herr Walkun, Erbarmen! Erbarmen! Ein armi Mutter bittet! Herr Walkun, Euer Herr Bruder hat meinen Mann lassen richten, da ist mein Herz gebrochen. O seht,“ sie hebt das Kleine auf, „da ist sein Angedenken. Herr Walkun, Euer Bruder war hart, seid Ihr umb das mildherzig. Jesu Christi ist auch mildherzig.“

Tut diesem armen Mann verzeihen, Jesu Christi hat ihm lang verziehen. Begnadigt ihn vom Tode, es war sein erste, arme Sünd.“

Die Tausende rundum hoben dumpf an: „Der muß gerichtet werden.“ Die Augen wurden wieder trocken. Vom Pferde spricht der Cherubimritter: „Nur bei Gott ist Gnade. Frau, geh heim.“

Da verließen die Kräfte das arme Weib. „Gottes Wille, Margaret,” mahnt Zettl. Sie ächzt, fast lächelnd: „Blut ist mit Gottes Wille.“ Und im Staub vor den harten Männern bat sie, es ranjschen um sie seltsame Schwingen, und vor ihren Augen schwärmtend so viel Sterne, daß sie kaum mehr erkennt, wer die Männer um sie sind.

„Erbarmet Euch — umb seiner Mutter willen! Die hat ihn unterm Herzen tragen — wie ich mein Kind — mit Schmerzen verlassen — kann, daß er war geboren.“

Der Platz ward stumm. Nur einen hört man wild schlugen zwischen den Lanzenspitzen. Kalte Augen starren ihn wie Dolche an. Aber so zart kost ihn die ersterbende Stimme der Töchterin: „Wann sie noch lebte, es wäre nit geschehen! Er kann vor sein Wildheit nit. Das arm Kind ohne Mutter! Frau, die Kindlein habend! Und es Vater und alle, hilft mir denn niemand bitten vor ihm! Wolfi, hilf der Mutter, tu bitten — umb sein Leben — des armen Menschen — der kein Mutter hat gekannt.“

Sie stand von den Knieen auf, hob das Kind zum Feldmarschall empor; es schlug seine Händlein zusammen. Walkun starre den Panther von Steyr überm Rathaus an und sprach: „Ein Mutter hat jeder Bösewicht, gute Frau. Auch Main hatte eine Mutter. Ich kann Euch nur sagen, geht Eurer Wege, jetzt wird das Signal geben.“

Da hob Margaret ihr Kind empor, gegen die Ratstribüne, da schrie sie wie ein armer Vogel in Todesnot unter Raubkrallen: „Herr, der Ihr mir habt so viel des Guten tan, Herr, der Ihr mich habt vom Tode errettet — o Herr, der Ihr habt den Armen hie zur Straf gebracht, helfst, lasset es genug sein, er hat gelitten wie ein Marterer, bittet die Steyrer, bittet die Herren, ich bitte Euch! Wolfi, tu bitten den Herrn Zettl!“

Er stand auf der Tribüne wie Gott Vater, groß, mächtig, stattlich, gelehnt auf sein Schwert. Sein Herz hat um sie geblutet und blutet noch; er würde es sich für sie heransreißen, so wert wie eine liebe Tochter ist sie ihm; aber als Anwalt Steyrs steht er da oben — und ob sein Herz auch blutet für sie, die Ehr von Steyr und die Ehr Gottes und die Ehr der Frauen obenan! Ihr Wehschrei reißt an seinen eisernen Nerven, die Bitt-händlein des Kindes lassen ihm die Tränen aufquellen, und einen Nun ist ihm so, als müßt er, sein selbst und Steyrs und aller Frauen vergessend, von der Estrade schreiten, den Ratsmantel um die Schultern des Glenden werfen und sprechen: Komb, sollst leben! Aber das ist nur ein Nun; denn wie er von ihr, der Bleichen, Bebenden, zum halbnackten, ehernen Riesen schaut, da pocht und kocht es in ihm, lebt alles auf, was der getan an ihr, und plötzlich sieht er hinter diesem durch Gottes Hilf gefesselten und gebrochenen Gewalttäter anreiten eine Rotte Morah, hunderte eisengerüsteter, schwertumgürteter, wildherziger, frecher Gesellen, seinesgleichen alle, Peiniger und Mörder des Volkes, Verderber der Frauen, unserer frommen Frauen! Walkun, du hast die Zarte gefränt aufs Blut mit hartem Wort, dessen sollst du dich schamen, aber daß du ihm die Lanzenspitze schenkst, da muß ich zu dir stehn. Gott tröste die zarte Seele!

„Margaret,“ sprach er vom Altane fast erbarmend herab. „Dein heiliges Mitleiden — heilig wie Mariä Mitleiden vor die Sünder — wird Gott dir lohnen; Steyrer, ehret diese Frau und Mutter, diese Taube ohne Gallen, die für den Sperber fleht, der ihr die Krallen hat ins Herz gedrückt. Wir sollend den Sperber mit erschlagen! Nein, wir müssen ihn töten, er hat zu wild an ihr getan. Und es möchten andre noch wilder tun, wenn er leben bleibt. Und darumb, ob mir auch weh ist umbwillen deines Wehs, Margaret, er muß zum Tod. Sprecht, Leut, ist es Rechtens? Sprich selbst, Herliberg, verdienst du es besser?“

„Zum Tod, zum Tod!“ rollte es wie ein Wettereschlag über den Platz. Herlibergs schwarze Augen und Zettls harte grane begegneten sich über dem goldenen Haupte der bitter Weinenden.

„Ich verdiene noch Schlimmeres!“ ward Herlibergs Stimme fest und klar aus dem Donner vernehmbar. „Alle Marter verdien ich — o Gott, was habe ich an ihr getan — Frau, was habe ich getan.“

„Recht, Recht! Tod, Tod, Tod!“ Der Donner ward ein kreisender Berg, die Erde öffnet sich. — „Leute zurück — Platz! Herliberg, bereite dich.“ „Um Gott, führt wer die Fraue weg,“ bat Zettl vom Altane. Die Pflicht hält ihn da oben, er muß wachen, daß das Volk nicht Unbürr treibt. Sonst trügt er sie auf seinen Armen heim. Ein Mann mit der Partisane trat aus dem Hirshenhaus. Sanft unterfaßt er die Frau.

„Kommt ein Nun, Frau, ruhen, ihr könnt ja nimmer.“

„Umsonst . . . umsonst . . . herkommen . . . o sein . . . vielarmes Blut.“ Ein blauer Mantel fällt um sie. „Wir beten vor ihm, Frau. Mein Gott, wenn so ein Engel bittet, sollt man doch Gnade geben!“

Sie sträubt sich unter dem Mantel. „Bitten . . . will . . .“

„Ja, Frau, ja — aber jetzt ruhen.“

Da geleitet er sie durch Piken, Musketen, Fahnenflattern. Wasserkühle atmet sie an. Sie sind im Hirshenhaus. Das Tor fällt zu.

„Muß bitten!“ fleht sie halb irr. „O Herr, er hat so viel gelitten! Nit urteln! Nit urteln! O nit urteln! Nit verdammen!“

Ihr schneeweißes Gesicht drückt er mit sanfter Hand an seine Schulter: „Nein, Frau, nein! Ich verdamme ihn nit.“

Oben in den Gemächern wüteten Mannsstimmen: „Bayrisch Kujonia — ich schau mir's nicht an.“

Signale! Hundert Trommeten! Und jetzt dumpfer, schrecklicher Trommelwirbel: top, top, top, top, top.

Eine junge Stimme schreit mächtig: „Jesus Maria!“ Der Feldruf der Liga. Ein Mannsschritt stampft das Pfaster. Jetzt gräßlich krachen die Lanzen, schwirren die sklavonischen Kommandos.

„Was ist geschehen? . . . Da hat er gerufen —“ Margarets Sinne schwinden.

„Jesus, erbarm dich mein,“ betet der bleiche Mann, das Weib mit beiden Armen stützend.

Die Trommel wirbelt gespenstig weiter top, top, top, top, top.

„O Herr!“ schrie die Frau aus der Ohnmacht auf. „jetzt tan sie ihn — martern.“ —

Die Trommel steht aus.

„Er hat es überstanden“ — sagte die Layre und sprach so sanft wie eine Frau. „Mayrin, nit weinen, diesen Tod sterben viele im Hfeld.“

Sie sah zum Himmel mit des Todesengels Augen. „Überstanden — Wölflindi — habend ihn ermordt — die Mutter hat — umsonst — gebittet, o, er war nit bös! — nit unkusch — er hat nur einmal gesündigt nur einmal und davor — sterben!“

Traußen brandet ein wütender Menschenwirbel, sie durchbrechen die Piken, sie kämpfen wie die Löwen, ihn auf dem Blutplatz liegen und sterben zu sehn.

Margaret krallt den Arm um ihr Kind — durch das Brausen des Menschenmeeres kommt an ihr Ohr ein Laut — niemand hört ihn als sie, die Mutter. Ein Wehelaut des Sterbenden.

„Die Spieß reißens eahm aus, und nachand durchs Herz das Schwert. — Schauen, schaugen,“ wie Rudel Wölfe rennt, heult es vorüber.

„Herr“, sagt Margaret zu de Layre, „Kindi wird mir schwer. Tut es mir halten und hüten ein weng.“ Sie setzt es ihm auf den Arm. Er hebt es empor und küßt es. Vieltrieb ist's! — Und wie er nach ihr schaut, ist sie verschwunden. „Frau! Herr Gott, wo ist sie!“ und er weiß es. Traußen siedet und brandet das blutrasende Volk, ein Höllkessel Ungehener. Er kann ihr nicht nach. Er hat das Kind auf dem Arm.

Sie ist hinaus unter die Rasenden, mit ihren zerbrochenen Gliedern, mit ihrem sterbenden Herzen, dem Mann, der die Todesnöten leidet — helfen — ein Trunk — eine Hand unter sein Haupt — sein Mutter, die lief durch Spieß und Schwert jetzt zu ihm. Sie stürzt in den Wirbel hinein, der tobt um sie wie die Schrecken des Jüngsten Gerichtes. Auch das recht und gute Volk, wenn man ihm Blut zeigt, wird ein Tier. — „Schaugts dar, schaugts, er liegt, er schnappt noch, jetzt flecken sie ihn ab, schaugts Männer, Drama.“

Ein Lamm in einer Wolfsherde, windet sie sich mit ihren zarten, zerknickten Gliedern, mit ihren Händen, schwach gleich Kinderhänden, bald rechts, bald links voran. Die Mordknie zermahlen sie fast. Männerfausten drücken ihre armen Brüste ein, die Kleider hängen ihr vom Leib in Fehen. Die goldenen Haare, die vom Haupt gelöst strömen, decken wie ein Mantel ihre Armut zu. Sie verliert den Boden unter den Füßen und fällt, ein Fuß tritt auf sie, dann wieder hebt der Menschen Schwarm sie auf, und nun sieht sie über den 10000 Köpfen und ausgehobenen Armen, die in die Piken rennen und wider die Musketen antauchen, den bluttriefenden Lanzenwald hochrragen: „Da bin, ich komm“ — und kriecht zwischen den linksgefällten Piken fast auf Händen und Füßen hinein auf den Platz des Gerichtes; da wettern ihr Klüche furchterlich entgegen: „Zurück!“ Tausend Männer stemmen gegen den Sturm und Wirbel des Volkes. Blut rinnt, rauscht ihr entgegen, dort liegt er — o Jesus, o Allerbarmherzigster, dort liegt er, in einer Lachen Blut, und das Blut ist bis an die Häuser gespritzt. Zween Teufel über ihm, die reißen ihm zween Lanzen, die letzten, aus der Hüft und aus dem Schenkel; da ächzt er: „Jesus Maria!“

und mit ausgezogenem Säbel steht noch einer zu seinen Häupten, und einer fügt zu Fuß und deutet mit dem Finger auf des Armen Herz, und ein anderer in Scharlach lehnt neben ihm auf breitem Schwert, und der hat an der Brust das Heiltum prangen, das Heiltum, das sie ihm geraubt haben, sein Skapulier, seine heilig Muttergottes.

Vor Margarets Augen ist Nacht, durch die Blut rieselt. Sie taumelt fürwärts, sie sieht gar nichts mehr wie drei fahle Flecken, seine Hände mitten in Blut, seine Stirn.

„Herr! Herr! Ich bin kummen. O Herr, was habend sie Euch gepeinigt zu Tod!“ Jetzt teilen sich die Nebel auseinander, sie sieht Sonne, Männer, Blut, ihn, o barmherzigster Jesus. Da lächelt er mit sterbenden Lippen: „Mayrin, Mayrin!“ „Ja, ich, Herr. Ewer Mutter schickt mich.“ Es hält sie keine Hand von ihm zurück. Finster lehnt der Rote auf dem Schwert, der hat das Heiltum. Sie greift ihm ins Bandelier mit ihrer zitternden Leichenhand.

„Herr!“ Hin wankt sie zum Liegenden. „O Jesus, Jesus, Jesus.“ Jetzt sieht sie es erst. Schauerlich, schrecklich, entsetzlich. Brust, Leib, Füß, Händ, zerstümpt, zerschnitten, zerfetzt, ein Blut. „Herr!“ wimmert sie, „da bringe ich Euch etwas, tut Euch Ewer Mutter schicken.“ Sie kniet nieder zu ihm ins Blut. „Herr! Heiliges Bilde!“

Da zittert er in seinem Blut, nicht vor Schmerz, vor Seligkeit. Die Lippen regen sich, aber er bringt nichts über die Lippen als Blut. Aber sein Auge, sein Auge. So leuchten die Sterne um Mitternacht, wie die jetzt schauen, die sterbenden Augen.

Mit ihrer bebenden Hand legt sie ihm das Heiltum auf sein Herz. Das haben die Lanzen verschont, er sollte den Tod bis zur Neige trinken. O wie die arme Brust mühselig sich hebt, bei jedem Atemzug sprudelt ihm das Blut aus der Seite.

„Mayrin, Mayrin!“

„Ja, Herr, ich, die Mayrin. O Herr, hilf Euch so gern! O Ihr armes Kind!“

Die Mörder stehen all herum, schauen, staunen. Ja, das ist die, die er getreten hat, die er schänden wollt um Mitternacht. Die knauert bei ihm wie ein zartes, treues Hündlein. Ihre Tränen fließen auf sein dunkles Haupt, auf sein Herz und leuchten im Morgenlicht wie Edelgestein. Kommen von der Kirche, wohin die Soldaten sie während der Exekution hat verwiesen, die Beichtnißnische betend daher.

„O,“ lächelt der Magister, „da ist der Engel vom Himmel komein, hat ihm sein Heiltum gebracht.“

„Er hat es aufliegen,“ spricht Jordan, „aber er müßt es um den Hals haben, sonst es gilt nichts, Pater!“

Die Frau blickt auf, ihr weinender Blick fragte. Er hat die Augen geschlossen und bebt schon. „Frau,“ sagt Pater Jordan, „wegen des Sabbatinums, er muß es umb den Hals haben, wir wollen es ihm umgeben.“

„Wir werden ihn etwan heben,“ spricht Wilhelm. Da klagt sie leis: „Nur daß ihm nit wehgeschicht.“ Der zitternde Arm Wilhelms und der

robuste des Jordan greifen zu; Margarets linde Mutterhand streift ihm das Heiltum über, nun legt sie Sankta Maria auf das Herz, Sankt Simon auf dem Rücken zurecht. Da schaudert sie und schreit vor Erbarmen. „Jesus, fünfmal durchrannt der Rücken, sein heißes Blut rinnt ihr über die Händ. „Nicht auf die Erd!“ klagt weh ihre Mutterstimme. „Ihr Herren, o, er ist wund, es tun ihn die spitzen Stein stechen! Ich tu ihn in Armb nehmen, also.“ Ihr Lilienarm, der die Brandmale seiner Gewalt trägt, stützt den Mächtigen, Erz und Eisen ist er, sie hat den Todesengel schon an der Seite, und sie hält dem Sterbenden ihren zerknickten Arm unter die Schulter und zeucht sein Haupt an ihre zarte Brust.

Da sollt er wie bei seiner Mutter ruhen; sie hat kein andres Kissen vor ihn. Mit dem Todesschmerz in seinen Zügen vermahlt sich Seligkeit, da liegt er so still wie ein frisches Kind. Der Akrobat hat den Säbel ausgezogen, um ihm das Herz zu durchstoßen, aber er steht, den bloßen Säbel in der Hand, und stoßt nicht zu. Er starrt das Weib mit offenem Munde an.

Es faust und branst das Volk um die Piken; die warten, daß der blutige Säbel wird gezeigt.

Der Magister neigt sein Greisenhaupt und betet geheimnißvolle Worte: „Domine Jesu Christe, qui per os Prophetae dixisti: In charitate perpetua dilexi te, ideo attraxi te miserans; obsecro te, ut eandem charitatem tuam offerre et ostendere digneris Deo Patri omnipotenti pro anima hujus famuli tui Ernesti, et libera eum ab omnibus passionibus et poenis, quas pro peccatis suis timet se meruisse. Et salva animam ejus in hora exitus sui. Aperi ei januam vitae et fac eum gaudere cum Sanctis tuis in gloria aeterna.“

So schwach, wie ein sterbendes Kind, liegt er in ihrem Arm dahin, der Wilde, der die Welt in Trümmer ritt; sein Blut ist dahingeflossen, das schuldige, sündige Blut, die Seele hebt auf den Lippen, noch eines Augenblickes Zeit . . .

„O Herr, wie ist Euch denn!“ weint die zarte Stimme. „Schmerzen, Herr, o möcht Euch helfen! So viel Schmerzen habt Ihr gelitten! Euer Herz, vielarmes gemartertes Herz! Geht Ihr von dannen, Herr? Zu Gott und den heiligen Engeln? Herr, in Ewer Herrlichkeit, da Ihr werdet ein Engel Gottes sein, tut mir vergessen meiner Armeseligkeit, gedenket an ein arme Mutter.“

Da zuckt seine Brust, die sterbenden Augen öffnet er groß, alle Sterne haben keinen solchen Glanz! Margaret, deine Liebe selbst hat nicht so geschaut! So schaute vielleicht dein Kind, wenn es schon Mann wäre und würde, was du seinetwillen gelitten hast in heiliger Lieb und in heiligen Schmerzen!

Seine Lippen bewegen sich, kommt Blut auf die Lippen und mit dem Herzensblut das Wort, das allerheiligste: „Mutter!“

Das erstemal im Leben und das letztemal nennt er sie. Die Sterne gehen unter, die Augen brechen, und den gerichteten Gewalttäter hält das Weib, das er begewaltigen wollte, tot im Arm.

## Wildenbruch-Rliquien.

---

Eine der menschlich schönen Eigenschaften Ernst v. Wildenbruchs, ja der eigentliche Grundzug seines Charakters war die Wärme, mit der er für alles Große, für alles Hohe sich begeistern konnte. Ein leidenschaftlicher Kämpfer, manhaft eintretend für das Recht seiner Überzeugung, rasch auslodern und immer zur Abwehr bereit, den Zorn der Mächtigen nicht scheuend und, wo es galt, ihn herausfordernd — ein Edelmann im wahren Sinne des Wortes, war er von einer unendlichen Güte, wenn die feineren Saiten seiner Seele berührt wurden. Kein falscher Ton war darin, alles war echt — seine Neigungen wie seine Abneigungen; denn auch diese, wie es seinem Temperament entsprach, waren stark und tief. Aber er war nicht kleinlich. Es gab Zeiten der Depression auch für ihn — Zeiten, in denen er sich vernachlässigt und zurückgesetzt wähnte, sein Lebenswerk als ein vereiteltes ansah — dann kamen aus seinem Munde wohl bittere Worte des Zweifels, niemals aber gehässige, weder gegen Personen noch gegen Richtungen, und immer wieder erhob er sich durch die Kraft der eigenen Arbeit. Diese Freudigkeit des Schaffens hat ihm nie versagt: sie gab ihm, inmitten der widerstreitenden Strömungen der Zeit, den Boden, auf dem er feststand, und den Glauben an sich selbst, der durch Mißerfolge zeitweise wohl erschüttert, durch keine noch so großen Erfolge jedoch zu verleidendem Hochmut, zu verkleinerndem Herabschauen auf andre ward. Ehrlicher als Wildenbruch konnte niemand bewundern, niemand neidloser fremdes Verdienst anerkennen. Es lag in seiner impulsiven Natur, sich mitzuteilen, von allem, was ihn gerade beschäftigte, auch den Freunden etwas zukommen zu lassen; an wie manchem Abend versammelte sich um ihn solch ein erlebener Kreis, dem er nicht nur aus eigenen neu entstandenen Dichtungen vortrug, sondern ebenso oft aus der langen Reihe von ihm hochgeschätzter Autoren, von Shakespeare bis hinauf zu den griechischen Tragikern und Herodot, dem „Vater der Geschichte“. Wer ihn da gesehen hat, mit welch heiligem Eifer er las, und manchmal, bei besonders ergreifenden Stellen, mit wichtiger Hand auf den Tisch schlug, daß es den Zuhörern durchs Herz fuhr, der wird diese Stunden nie vergessen. Auch bei geselligen Zusammenkünften bewegte sich das Gespräch vorwiegend auf literarischem Gebiete und lehrte fast regelmäßig immer wieder zu Wildenbruchs Lieblingen, zu Heinrich v. Kleist und E. T. A. Hoffmann zurück. Sobald auf diese, denen er sich auf dem gemeinsamen Boden Berlins besonders nahe fühlte, die Rede

kam, war es jedesmal, als ob aus unsres Dichters Innern eine Flamme aufschlüge, die das heldenhafte Element in dem einen und das phantastische in dem andern grüßte.

Wie warm indes Wildenbruchs Herz auch für Zeitgenossen schlug, die, als er seine Laufbahn begann, ihm an Jahren voraus, schon auf den Höhen des Ruhmes standen, das zeigt sein Verhältnis zu Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer. Wenig war darüber bis jetzt bekannt, es gewinnt aber durch einige Schriftstücke von seiner Hand sowie durch mehrere Briefe der beiden großen Zürcher eine neue Beleuchtung. Es mögen bei späterer Durchsicht ihrer noch mehr zum Vorschein kommen, als wir hier bringen; aber auch diese genügen für unsern Zweck, und wir sind der Frau v. Wildenbruch, der treuen Hüterin seines Nachlasses, dankbar dafür, sie hier veröffentlicht zu dürfen.

## I. Gottfried Keller.

Man weiß, wie langsam und mühevoll Ernst v. Wildenbruch sich emporgerungen: er hat es in seinen Novellen „Die Waidfrau“ und „Vice-Mama“, die man wohl als ein Stück Autobiographie betrachten darf, selbst erzählt, wie er vom Kadettenhaus und schon als Offizier nach manchem Jahre erst zu den humanistischen Studien gelangt ist. Er hatte das dreißigste Jahr fast schon erreicht, als seine frühesten Dichtungen „Bionville“ (1874) und „Sedan“ (1875) erschienen. Um eben diese Zeit feierten Gottfried Kellers „Die Leute von Seldwyla“ ihre Auferstehung; jetzt erst, in dieser zweiten und vermehrten Auflage, wurden sie zum Gemeingut des deutschen Volkes, und wie alle Welt damals hatte auch Wildenbruch sie gelesen. Wie sehr er sich davon gepackt fühlte, spricht das Gedicht aus, mit dem er seine beiden „Heldenlieder“, bis dahin sein einziges literarisches Gut, dem „Meister von Seldwyla“ zu Füßen legte; wer aber würde darin nicht auch den ganzen künstigen Wildenbruch erkennen, den über jedes Bedenken die glühende Liebe zum Vaterlande hoch und höher emporträgt?

### An Gottfried Keller.

(Bei Übersendung von „Bionville“ und „Sedan“.)

Der vielgenannten und verührten Seiner  
Bringt heut dem Meister von Seldwyl den Gruß:  
Vom fernen Orte kommt der Jüngsten einer  
Und legt bescheiden ihm sein Werk zum Fuß.

Wird es denn seinen Weisheit auch erringen,  
Dies Lied von Sieggeschrei, von Tod und Flucht?  
Ich fürcht', es wird ihm rauh und widrig klungen,  
Ihm, der die Welt beim Friedenswerke sucht.

Mir sinkt der Mut — da, sieh, in letzter Stunde  
 Wer tritt zu mir herein, schlank, keck und braun?  
 Im Federhut? Mit lächelnd fühlendem Munde?  
 Ist's Dietegen? — Darf ich den Augen traun?

Wie er so steht, in trutz'ger Stärke rastend,  
 Auf seine Hellebarde aufgestützt,  
 Das wucht'ge Schwert am Wehrgehänge lastend,  
 Von funkelndem Gewaffen rings umblüht,

Seh ich ihn an und tu mich schier vergaffen,  
 Und lächelnd spricht er: „Seht mich und befreit,  
 Daß Ihr den Meister, der mich so geschaffen,  
 Daß Ihr zu Unrecht ihn friedselig nennet.

Zudem erlaubet mir, Euch zu gemahnen  
 Der Stelle, die so mächtig Euch entzückt.  
 Wie da bei Grandson unter unsren Fahnen  
 Wir Eidgenossen standen kampfgeichmückt,

Rauh, starr und grimm, gleich einem Eisengarten,  
 Und wie wir dann im Sturmschritt uns bewegt,  
 Bis daß mit Männern, Rossen und Standarten  
 Wir Karlen von Burgund hinweggefegt.

Meinst du, der Mann, der alles dies gesungen,  
 Daß, als du's laufst, dir das Herz gebrannt,  
 Ihm sei das Herz nicht froh emporgesprungen  
 Im Stolze für sein führnes Vaterland?

Meinst du, er wird ein Lied von dannen weisen,  
 Weil es der Hauch durchbraust der Leidenschaft?  
 Und weil den Frieden seine Lieder preisen,  
 Ihn freue nicht der mark'ge Klang der Kraft?"

Dies alles, Meister, hat mich denn bewogen,  
 Und, dir zu nahen, mir den Mut gestählt;  
 Du haft mich zaubernd in den Bann gezogen,  
 Als von Seldwylas Leuten du erzählt.

Das Dichterherz ist wie das Licht der Sonne,  
 Sein Strahl durchscheint der Seelen tiefsten Grund,  
 Es badet sich in seiner Liebesonne  
 Die kalte Welt von ihrem Frost gesund.

Es darf an diesem feuerflüss'gen Spiegel  
 Von allen Wesen keins vorübergehn —  
 Sengt er dem Bösen zürnend Haupt und Flügel,  
 Läßt er den Guten doppelt schön erstehn.

Die Senzler, die aus Menschenherzen stöhnen,  
 Der Laut der Freude, den der Frohsinn lacht,  
 Aus diesem Herzen hörst du sie erkören,  
 Ein Chor des Widerhalls mit Sturmestraße.

Auf denn, wohlan — dein Werk ihm darzubringen,  
 Vertraue dich der Stimme, die so spricht.  
 Ein Lied von deines Volkes Heldenringen,  
 Wird er's verschmähen? Nein, er wird es nicht.

Diese Huldigung des unbekannten Berliner Poeten erwiderte der Geſeſte mit folgendem Schreiben:

Zürich, 11. Juli 1876.

Verehrter Herr!

Sie haben mich mit Ihrer gütigen Sendung in doppelter Weise überrascht, erſtens durch Ihre zwei volltonigen und wirklich ſchallenden Waffenlieder, die ich, zu meiner Schande, noch nicht geſannt habe, und zweitens durch die Strophen, mit welchen Sie mein ſchnurriges Buch so ſchon und so fehr haben ehren wollen.

Wenn ich mich auch gegen ſolche Bezeugung beſcheidenlich strauben foll, jo sagt hier die Eigenliebe, wer jene Geſänge machen kann, von dem darf man ein Lob in Züchten annehmen. Zedenfalls hat mich gefreut, daß der Dietegen ſich Ihrem kriegeriſchen Geiste fo günstig dargeſtellt hat.

Ich danke Ihnen herzlichſt für die freundliche Zuſendung und hoffe, Ihnen in nicht zu ferner Zeit auch wieder einmal mit einem Lebenszeichen nahen zu können.

Ihr hochachtungsvoll ergebener  
Gottfried Keller.

Wenige Monate, nachdem dieser Brief geſchrieben worden war, stand das gebildete Deutschland freudig bewegt vor einem literariiſchen Ereignis ersten Ranges: das Novemberheft der „Deutschen Rundſchau“ 1876 brachte den Anfang eines neuen Novellenzyklus von Gottfried Keller. Der „Alt-Staatsſchreiber“ war von dem Amt, das er ſeit 1861 bekleidet, zurückgetreten, um ſich aufs neue der Literatur zu widmen: ſeine zweite, große Schaffensperiode hatte begonnen. Nacheinander empfingen wir die „Zürcher Novellen“ (Deutsche Rundſchau, November 1876 bis Juni 1877), „Das Sinngedicht“ (Januar bis Mai 1881) und „Martin Salander“ (Januar bis September 1886).

Dies waren aber auch die Jahre, in denen Wildenbruch rasch emporgeſtiegen ist, ſowohl als Erzähler („Meiſter von Tanagra“, „Kindertränen“ uſw.), wie namentlich, seit der ersten Aufführung der „Karolinger“ auf dem Hoftheater in Meiningen als Dramatiker. In der kurzen Spanne Zeit von 1881—1884 hatte er mit dem genannten und den folgenden Trauerspielen „Harold“, „Mennonit“, „Väter und Söhne“, „Opfer um Opfer“ ſich die deutsche Bühne erobert. Jetzt war Wildenbruch kein Unbekannter mehr: ſchon stand er mit in der vorderſten Reihe, und für die Zuſendung jener Dramen erhielt er folgenden Dank:

Zürich, 26. September 1883.

Sehr verehrter Herr und Meister!

Da Sie nun wohl nach Berlin zurückgekehrt ſein werden, will ich nicht länger zögern, Ihnen die glückliche Ankunft der fünf ſtattlichen Bände zu melden, die gleich ebensoviel bewimpelten Schiffen ſieglich bei mir einließen. Es gibt Gemeinplätze, welche man fo wenig entbehren kann als die Bemerlungen über Sonnenschein und Regen. So haben Sie die geiſtreiche Vergleichung mit Ihrem Mitbürger Heinrich v. Kleist gewiß ſchon oft hören müssen: und trotzdem muß ich auch noch kommen und Ihnen ſagen, daß ich nach der ersten Lektüre den Eindruck empfand, als ob jener Mann aus dem Grabe erstanden, vielmehr nie gestorben wäre und mit gesundetem Herzen und geklärter Seele in seinen lezten Jahren unter uns lebte.

Ich danke Ihnen, Verehrtester! aus allen Kräften und vertraue mit allen Sinnen auf eine weite, glückliche Fahrt! Meine Wünsche ſlattern mit Ihrer Flagge. Meinerſeits habe ich einen dienl. Band von Gedichten zusammengerafft, wie ſie ein

vierundsechzigjähriges Leben mit sich gebracht. Wenn Ihnen der Verleger demnächst ein Exemplar zustellt, so haben Sie die Güte, die Widersprüche des Buches, Wahrheit und Irrtum, Form und Unform mit derjenigen Nachsicht zu betrachten, welche wir allen menschlichen Gebrechen angeidehen lassen. Wenn Sie mich fragen, warum ich denn ein solches Buch noch herausgebe, so ist die Antwort: Um den bekannten Nachlaßmärtern zuvorzukommen, die mit noch weniger Kritik den Handel besorgen würden!

In der angenehmsten Erinnerung an die Stunden, welche mir Ihr freundlicher Besuch gewährt hat, grüße und verharre ich als

Ihr mit größter Hochachtung ergebener  
G. Keller.

Wie aus dem Briefe hervorgeht, hatte inzwischen eine persönliche Begegnung stattgefunden: es war während des Sommers 1883, daß Wildenbruch in Zürich mehrere Tage mit Keller verlebte. Wir haben es noch aus seinem eigenen Munde, wie teuer ihm die Erinnerung daran war. Gern sprach er von den Sitzungen in der „Meise“, denen Gottfried Keller, den Freunden mit gutem Beispiel vorangehend, am Stammtisch präsidierte; aber nicht er, sondern seine Gemahlin erzählte von einem andern Symposium, aus der Zeit, da Böcklin schon nach Zürich übergesiedelt und ein besonders geschätztes Mitglied der Tafelrunde um Keller war — es muß im Herbst 1887 gewesen sein. Wenn Frau v. Wildenbruch von diesem Abend sprach, an dem sie den Gemahl in Brunnen zurückwartete, dann verhüllte er sein Haupt. Doch „et haec olim meminisse juvalit!“

Schriftliche Zeugnisse seit jenem Jahre fehlen; aber daß Keller nicht aufgehört hat, dem Schaffen Wildenbruchs teilnehmend zu folgen, ja daß er weiter mit ihm in Korrespondenz gestanden haben muß, geht aus einem Briefe an Joseph Viktor Widmann (25. August 1886) hervor, der sich bei Baechtold (Gottfried Kellers Leben, III, 605) abgedruckt findet: „Über Wildenbruchs neues Drama“ — wohl „das neue Gebot“ — „bin ich noch nicht ganz schlüssig, und will, eh ich ihm schreibe, die Aufführung am hiesigen Theater abwarten, welche für die kommende Saison geplant sein soll. Wir sind leider durch das verworrene Theatergeschwätz und die Produktion so ins Schwanken zwischen der sogenannten Bühnenkunde und dem Begriff des Leidramas geraten, daß man nicht weiß, ob einem ein Werk gefällt, nur weil es schön zu lesen ist, oder ob es mißfällt, weil es gerade auf der Bühne ungeheuer wirken soll usw. Oft hab ich den Eindruck (von Wildenbruch ganz abgesehen), als ob alles dieselbe Limonade wäre.“

Drei Jahre vergingen: Gottfried Kellers Plan, seinen „Martin Salander“ statt des notdürftig angefügten Schlusses, durch einen zweiten Teil abschließend zu vollenden, blieb unausgeführt; das Alter machte sich geltend, das Ende nahte. Da geschah es, im Sommer 1889, daß die Berliner Verbrüder und Freunde des Dichters sich vereinten, um ihm zu seinem 70. Geburtstag eine Weihegabe darzubringen. Die treibende Kraft war Wildenbruch: von ihm ging die Anregung, von ihm auch der Gedanke zu den beiden von Albert Hertel gemalten Aquarellen aus, deren eine den Bahnhof darstellte, jenen damals so stillen Winkel im alten Berlin, zwischen Dorotheenstraße und

Kupfergraben, wo während der letzten Jahre seines Berliner Aufenthaltes, seit Anfang 1855, Keller (im Hause Nr. 2) gewohnt hatte. Das zweite Bild war eine Ansicht vom Tegeler See, „dem nord'schen Geistersee“, den Keller einst (1852) in feierlichen Strophen besungen hat. Als das Geschenk ihn erreichte, war er ein krauler Mann, der einjam seinen siebzigsten Geburtstag beging und den folgenden nicht mehr erleben sollte. Bis zuletzt aber standen die beiden Gemälde an einem Ehrenplatz in seinem Empfangszimmer; einem alten Berliner Freunde — dem Herausgeber dieser Zeitschrift — gegenüber, der, Ende Mai 1890, wenige Wochen vor Kellers Tode an seinem Krankenbette saß, kam er mehrmals auf das Andenken aus Berlin zurück; es machte ihm offenbar Freude, zu vernehmen, daß der Generalfeldmarschall Graf Moltke selber gekommen sei, um die Bilder zu sehen und als erster seinen Namen unter die Widmungsadresse zu schreiben. Noch einmal bat er, allen Beteiligten seinen Dank zu wiederholen, und fast sein letztes Wort war ein Gruß an Wildenbruch. Dieser aber konnte nur noch mit einem Kranz erwidern: „Gottfried Keller, dem Dahingegangenen als letztes Zeichen liebender Verehrung dargebracht von Ernst v. Wildenbruch.“ Begleitet war der Kranz von diesen Versen:

Eine Leuchte stand auf den Bergen,  
Ihre Flamme strahlte fern —  
Die Leuchte ward umgestoßen,  
Die Flamme stieg auf — ein Stern.

## II. Conrad Ferdinand Meyer.

In dem nämlichen Sommer 1883, in dem Wildenbruch Zürich zuerst besuchte, pilgerte er von dort aus nach dem benachbarten Kilchberg, dem ammtig über dem See gelegenen Dorfe, dessen Name für immer mit dem von Conrad Ferdinand Meyer verbunden sein wird. Schon im Jahre zuvor hatte Wildenbruch dem Verfasser von „Jürgen Jenatsch“ und „Der Heilige“ seinen „Meister von Tanagra“ gesandt, wie wir aus nachstehendem Schreiben ersehen:

Sehr geehrter Herr!

Für Zusendung Ihres „Tanagra“ meinen Dank! Mit einer Zeile sei gesagt, daß Sie hier einen Anhänger haben, welcher Ihre dramatische Bahn mit dem lebhaftesten Interesse verfolgt, und der sich schreibt

Kilchberg-Zürich, 3. September 1882.

C. Ferd. Meyer.

Nun stand er persönlich — er selber schon „uel mezzo del cammin di nostra vita“ — vor dem Älteren, dem Berühmteren, in dessen Dichtung man einen Hauch Dantes, einen Abglanz der Renaissance zu verspüren meint. Conrad Ferdinand Meyer, damals ein Achtundfünfziger, von hoher Gestalt, breitschulterig, aufrecht unter den alten Bäumen seines Parkes — und neben ihm Wildenbruch, der ihm eben bis an die Achsel reichen mochte — man male sich das Bild aus, wie der Kilchberger Gutsherr, seiner Gemahlin den Berliner Gast vorstellend, diesem die Hand auf den Kopf legte mit den Worten: „Der wird wachsen.“

In ähnlicher Weise sprach er sich in einem Briefe (16. November 1883) an François Wille aus, dem er von den zurzeit empfangenen Besuchen erzählte: „Auch Wildenbruch, der Dramatiker, war hier, der Enkel Louis Ferdinandus, ein guter Junge mit Blut in den Adern. Ich kann mich irren, aber ich stelle ihn sehr hoch“<sup>1)</sup>.

Inzwischen hatte Wildenbruch seine bis dahin erschienenen Dichtungen nach Kilchberg gesandt und von dort folgendes Schreiben erhalten:

Kilchberg-Zürich, den 20. September 1883.

Lieber Freund!

Sie werden aus der Verdagung meines Dankes für Ihre Zusendung geschlossen haben, daß ich verreist war. In der Tat habe ich einige Zeit auf Horben, dem vormaligen Sommerschlößchen des Abtes von Muri im Aargau, verdämmert, und bin eben zu einer neuen Novelle<sup>2)</sup> für Nodenberg, den Sie mir grüßen sollen, zurückgekehrt. Ich kann Ihnen nicht sagen, mit wie vergnügten Augen ich Ihre sämtlichen Werke auf meinem Tische liegen fand. Sobald ich frei bin, im Spätherbst, werde ich sie lesen und förmlich studieren; denn Ihre Bahn zieht mich an und beschäftigt mich, wie Sie wissen. Meine „Opera omnia“ erhalten Sie gelegentlich. Das eilt nicht.

Ihr C. F. Meyer.

Die Sammlung, die wir heute als „Lieder und Balladen“<sup>3)</sup> kennen, kam 1884 unter dem Titel „Dichtungen und Balladen“ heraus; über den starken Eindruck, den sie auf ihn gemacht haben, äußert sich Meyer also:

Nicht einen Augenblick, lieber, verehrter Freund, verschiebe ich, Ihnen für die ritterliche Zusendung Ihrer „Balladen“ an mich Undankbaren zu danken. Ich habe nur erst hineingeblickt — es stehen ja herrliche Sachen drin. Längst gerne schon hätte ich Ihnen gesagt, wie oft schon in meiner Siedelei und unwillkürlich ich zu Ihnen zurückfahre und mir Ihre Sachen sehr ernsthaft und genau betrachte. Sie wissen wohl schon, daß Sie — wie an vielen und größeren Orten — auch in Zürich letzten Winter Bühne und Theater gefüllt haben („Harold“, „Mennonit“, „Opfer um Opfer“). Ja — ganz im Vertrauen — eine naive Privatgesellschaft wollte sogar einen „Zwingli“ bei Ihnen bestellen, wozu ich beraten wurde, aber, ich dente in Ihrem Sinne, abwinkte. Ohne Scherz, ich habe Sie viel und fruchtbar gelesen, zuletzt die Novellen und „Tanagra“, welche — gerade diese, wie wahrscheinlich auch die Balladen — Ihre enorme dramatische Begabung beweisen: Leidenschaft, Vorstoß, ebenso besonnener als kühner Aufbau — nun noch unergreifbare, streng komponierte Fabeln und haarscharf vertiefte Charakteristik, dann ist alles beisammen!

Ich habe seit Ihrem Besuche hier einen so nahen Begriff von Ihnen, daß mir jeder Ihrer Erfolge eine persönliche Freude macht. Nun, wir werden ja sehen, wie hoch Sie es treiben. Inzwischen und immer der

Kilchberg bei Zürich, 2. Mai 1884.

C. F. Meyer.

Noch von demselben Tage datiert, kam eine Nachschrift:

Ich gratuliere zu den Balladen, ein volles Segel hat mich in einer Stunde durch das Buch geführt. Schon in den Metren ist ein merkwürdiger Sturm. Ich

<sup>1)</sup> Briefe Conrad Ferdinand Meyers. Herausgegeben von Adolf Frey. Leipzig, Häffel. 1908. Bd. I, S. 168.

<sup>2)</sup> „Die Hochzeit des Mönchs“. Deutsche Rundschau, November 1883 bis Januar 1884.

<sup>3)</sup> Neunte Auflage. Mit dem Porträt des Verfassers. Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung. 1909.

habe mir in dem Büchlein einen leichten Mausich geholt. Daniel ist sehr generis sehr schön und voll, doch noch einiger Vertiefung fähig, meine ich. Die Löwengrube ist etwas zu kurz gekommen gegen den Meeriturm. Von den andern sind Graufuß und Blaufuß sehr feurig (übrigens ist alles feurig). Schon Adelheid wendet sich famos (o Dramatiker). Jung Olaf hat einen ergreifenden Herzenthon zum Schlüsse: „Ich kenne die Stätte, hier ist der Ort.“ und sofern Bau hat der Waräger, mein Liebling ist aber König Heinrich. Jeder Zug in jedem Gedichte ist rasch, fed, kurzweilig, warmblütig. S. Jugend!

2. Mai 1884.

A. Conrad Meyer.

Zu der neuesten Ausgabe der „Lieder und Balladen“ wird man die von Daniel und der Löwengrube vergeblich suchen — es scheint, daß Wildenbruch das Gedicht auf die Bemerkung Meyers hin unterdrückt hat. Die übrigen Balladen finden sich in dem Bande, wie er vorliegt, wobei „Graufuß und Blaufuß“ sich auf „König Harolds Ross“ bezieht und der Waräger auf „Des Warägers Tod“.

Zwischen diesem und dem nächsten uns erhaltenen Briefe liegt ein Zeitraum von drei Jahren. Es ist nicht anzunehmen, daß mittlerweile die Korrespondenz ganz geruht habe, noch auch, daß sie später nicht fortgesetzt worden sei. Denn wenn der nachfolgende Brief bezeugt, daß der literarische Verkehr zwischen beiden fortgedauert habe, so wissen wir, daß mit ihm auch die persönlichen Beziehungen keineswegs endeten.

Berührter Freund!

Neues Gebot und Fürst von Verona sind eben angelangt und ich danke aufs herzlichste. Jenes kenne ich, lese es aber sehr gerne wieder, da ich es, in Wertung der geschichtlichen und anderer Schwierigkeiten, hoch stelle. Der Fürst ist mir neu. Ihre trautvolle Stoßbewältigung und Ihr unvergleichliches Feuer tun mir sozusagen physisch wohl: am Ende sind es doch die ersten dramatischen Eigenarten.

Sie beschämen mich mit Ihrer Lobe des Goethe-Gedichtes; ich habe es nur so auf das Papier geworfen, da es von Herzen kam. Jetzt bin ich daran, in einer eben für die „Rundschau“ vollendeten Novelle schließlich noch eine phantastische Figur durch eine realistischere zu ersetzen. Der sehr dramatische Stoß wurde eigentlich Ihnen eignen.

Endlich haben wir Sommer! Wissen Sie, woher ich komme? Aus der Notariatstanzlei. Zum alleinigen Behuße, mein kleines Besitztum ruhig zu halten, habe ich jetzt schon zum zweiten Male Nachbarhäuser und häßliche Scheunen angekauft und besitze nun fast den ganzen Dorfplatz zu meiner geringen Freude, ja zu meiner Last — aber die Morgensfahrt durch das Grüne hat mich glücklich gemacht.

Es wäre hübsch, wenn Sie mir einmal Ihre Frau brächten, der ich mich voraus empfehle.

Hochachtungsvoll Ihr

Rilchberg, 8. Juni 1887.

E. A. Meyer.

Das in dem Schreiben erwähnte „Goethe-Gedicht“ eröffnet unter dem Titel „Schutzgeister“ den achten Band von Geigers Goethe-Jahrbuch (1887) und ist entstanden, wie der Herausgeber im Vorwort (S. V.) mitteilt, auf dessen Bitte: „in Poesie oder Prosa den Einfluß zu charakterisieren, den Goethe auf ihn (Meyer) und seine schriftstellerische Entwicklung geübt habe“<sup>1)</sup>.

<sup>1)</sup> Vgl. hierzu S. a. a. L., Bd. I, S. 181, und Bd. II, S. 136.

Bemerkenswert ist, daß hier beide, Meyer und Wildenbruch, nebeneinander auftreten, indem des letzteren schönes Gedicht „Wilhelm Scherer zum Gedächtnis“ in demselben Bande den „Schußgeistern“ unmittelbar folgt.

Die für die „Rundschau“ vollendete Novelle ist „Die Versuchung des Pescara“, die in dem Oktober- und Novemberheft 1887 erschien. Auf welche Figur sich der Satz bezieht, daß die phantastische durch eine realistischere ersetzte werden solle, läßt sich schwer nachweisen. In ähnlichem Sinne schrieb Meyer (21. Juli 1887) an Haessel<sup>1)</sup>: „Etwaß Mystisches oder Gespenstisches à la Kleist, das sich, ich weiß nicht wie eingeschlichen hatte, wird weggehoben und das Sumpfland in festen Boden verwandelt.“ Es ist bekannt, mit welcher Anspannung all seiner geistigen Kräfte, mit welcher Subtilität bis ins Kleinste und Feinste Meyer arbeitete, nicht nur bei der ersten Konzeption seiner Dichtungen, sondern auch noch nach deren Veröffentlichung und in den späteren Auflagen. Für keines seiner Werke dürfte dies mehr zutreffen als eben für „Die Versuchung des Pescara“, was sich in zahlreichen Briefstellen der mehrfach erwähnten Sammlung von Adolf Frey bestätigt findet.

Es lag etwas vom „Seigneur“ auf der persönlichen Erscheinung Conrad Ferdinand Meyers, zu der die Umgebung, das altertümliche, ganz in Grün gebettete mit Kunstwerken und Familienbildern reich geschmückte Haus, der parkartige Garten mit den zwei hohen Pappeln als Wahrzeichen am Eingang den stimmungsvollen Rahmen bildeten. Wenngleich von einem Wohlwollen, das sich auch in den Zügen seines Gesichtes ausdrückte, und großer Urbanität im Umgang, war in seinem Wesen doch etwas — man könnte nicht sagen Ablehnendes, aber eine gewisse Scheu vor störenden Berührungen, den „Bestrafungen der Menge“, wie es in einem Brief an François Wille (Frey I, 193) heißt. Auch äußerlich gab sich dies darin kund, daß Meyer sich in seinem Besitz durch Ankäufe benachbarter Grundstücke, von denen er im Briefe an Wildenbruch spricht, „ringsum sichern“ wollte; „aus Lust am Besitz“, schreibt er seinem Verleger (Frey, II, 134), „habe ich es wahrlich nicht getan, sondern allein um meinem Gute seinen Wert und mir Stille und Ruhe zu erhalten.“

Der Wunsch, mit dem Meyers Brief schließt, sollte nicht in Erfüllung gehen: er hat Frau von Wildenbruch nicht mehr kennen gelernt. Zwar ersehen wir aus einem Brief an Haessel (Frey, II, 160), daß Wildenbruch im Herbst 1888 noch einmal in Kilchberg war, ohne jedoch den Hausherrn anzutreffen: unter den Besuchen, die er „während seiner Abwesenheit“ verfehlt habe, nennt Meyer auch ihn, und Fräulein Camilla Meyer, die Tochter des Dichters, erinnert sich, daß sie bei der Heimkehr Wildenbruchs Karte vorgefunden hätten. Aber, als er nach dem Verlaufe manchen Jahres mit der Gemahlin wieder nach Zürich kam, war Conrad Ferdinand Meyer dem ihm im Tode vorangegangenen Gottfried Keller bereits gefolgt. Die Stätten, die durch diese beiden ihm vertraut geworden, blieben es auch nach ihrem Scheiden und wurden es mehr und mehr, je häufiger er sie wiederjah. Bis an sein

<sup>1)</sup> Frey, Bd. II, S. 135.

Ende war die Schweiz, waren ihr Land und Volk, ihre freiheitlichen Institutionen, ihr gesetztes Bürgertum seine große Liebe:

Es sei gedacht, wie sechs Jahrhundert lang  
Das Kleinod, das der Vater Haust errang,  
Unsträflich in der Hand der Söhne blieb,  
Keinem zuleide, keinem zulieb,  
Unbengsam allem, was da droben steht  
Um Kunst nicht bührend, die von unten weht,  
Des eingebent, daß Freiheit Männestat,  
Nicht Spielzeug ist in müßiger Knaben Rat,  
Dir selber Herr, dir selber untertan,  
Das Volk der Männer, wandle deine Bahn.

So sang Wildenbruch „Der Schweiz“ an einem ihrer Gedenktage „zum 1. August 1891“<sup>1)</sup>; und noch einmal auf die Stadt so vieler Erinnerungen von der Anhöhe des Tolder niederschauend, dichtete er den — man darf wohl sagen — Hymnus, der zwar bald nach seinem Entstehen schon in der „Neuen Zürcher Zeitung“ erschienen ist, hier aber den Abschluß dieser „Wildenbruch-Reliquien“ bilden mag:

### Zürich.

Du stützende Limmat, hell leuchtender See,  
Ihr ewigen Berge im ewigen Schnee,  
Ihr Strafen, ihr Plage, vom Leben durchwühlt,  
Von Bäumen durchrauscht und von Gärten gefüllt,  
Am Abhang du Haus, wo die Weisheit eront,  
Und du, wo Barmherzigkeit Leiden verschönt,  
Du über der Neuzeit laut treibendem Strom,  
Zweiturig anfragend altheiliger Dom,  
Ihr Gassen, ihr Gäßchen die kreuz und quer,  
Anj der Brunnenfaule, in männlicher Wehr,  
Du Stüssi, das Banner der Stadt in der Hand,  
Das sie heute noch bindet, wie einst sie es band,  
Das Hente lebendig, das Gestern nicht tot,  
Freiheit das Leben, das beide durchloht,  
Um den Nacken geschmiegt deiner Mutter, der Schweiz,  
Wie ein Perlengehänge voll Aunut und Reiz,  
O Zürich — du Bürger-gewaltige Stadt,  
Mein Herz sieht und Auge an dir sich nicht fass,  
Läß uns tauschen die Hand, ich bin dein, sei du mein,  
Und Eidgenossen in Freundschaft uns sein!

Zürich, Tolder Hotel, 23. August 1905.

<sup>1)</sup> Lieder und Balladen, Z. 272.

# Die stille Königin.

Von  
Isolde Kurz.

~~~~~  
(Schluß.)

Was ist es nun, daß dem Florentiner trotz der augenscheinlichen Verengung seines Horizontes den Vorrang unter den italischen Stämmen wahrt? Einzig seine Sprache, die der Niederschlag seiner großen Vergangenheit ist. In der Sprache hat der Florentiner auf der ganzen Welt seinesgleichen nicht. Sie ist auch das einzige, was dort jung geblieben. Trotz des öden Phrasenschwalls, zu dem sie jahraus jahrein missbraucht wird, redet sie wie im Stande der Unschuld, wenn sie sich unbelauscht weiß. Dann hat sie all die unwiderstehlichen Natürlichkeitcn und holden Plötzlichkeiten, die uns im Kindermunde entzücken. Aus dieser mündlichen Rede ist die Schriftsprache der alten Italiener entstanden mit ihrer zaubernden Frische, ihrem Recht zum Aus-der-Konstruktion-fallen und andern liebenswürdigen Schwächen, die zum Glück keinen Schulmeister fanden.

Die Sprache ist dem Florentiner nicht wie jedem andern Sterblichen das mehr oder minder handliche Werkzeug der Mitteilung, sie ist ihm höher als aller Zweck, eine andre und höchste Form des Daseins. Sie bezeichnet ihm nicht sowohl die Dinge, als sie sie erhebt und verwandelt. Seine Sprache webt ihm ein leuchtendes Festgewand über den Alltag, sie stellt sich zwischen den Bettler und sein Elend, sie hebt den Gefallenen aus dem Schmutze; durch sie kann der Unwissende zum Lehrmeister des Gelehrten werden. Sie geht als heiligstes Erbe von Geschlecht zu Geschlecht, und keiner hat teil daran, der nicht im Schatten des cupolone geboren ist.

In der Aussprache liegt es nicht, denn diese hat Mängel, und ebenso wenig im Tonfall, der leicht in einen Singsang übergeht. Dies der Grund, warum der Kenner sich die lingua toscana in bocca romana wünscht. Der Reiz kommt aus dem Worte selbst und seiner Entstehung. Denn die Sprache von Florenz ist ein ewiges Blühen, sie gefriert nicht zu stehenden Wendungen, sie verblaßt nicht zu Abstraktionen, ihre Fülle und Bildkraft ist unerschöpflich. Der Mann aus dem Volke ist dem Gebildeten noch überlegen; überall drückt

sich ja die Gesellschaft verwaschener aus. Nie ringt der Florentiner mit dem Ausdruck, nie wird er düftig oder banal, er hat je nach Bedürfnis das knappste und treffendste oder das ironisch umschreibende oder das durchsichtig verhüllende Wort zur Hand. Nicht in schon geprägten Sprichwörtern redet er, wie es sonst der Volksmund tut, wenn er sich in Äußerungen über allgemein Menschliches ergeht, sondern in Bildern, die immerzu frisch aus der Natur genommen werden. Darum bezeichnet er das Sprechen aller andern Sterblichen mit dem Ausdruck parlare, nur für das seine sagt er rationare, gleichsam als ob die Rede des Toskaners einer höheren geistigen Ordnung angehöre. Wie die andern Stämme diesem Zauber erliegen, davon erlebte ich einmal in San Terenzo bei Spezia ein hübsches Beispiel. Der ganze Ort war mit zerstürzten Deckeln und Blechbüppen ausgezogen, um einem neuvermählten Paare eine Rahmenmusik — eine pentolata — darzubringen. Denn ein schöner Mensch von zwanzig Jahren hatte eine hohe Pierzigerin geheiratet, und der dortige Brauch verlangt, daß ungleiche Heiraten mit solchem Höllen-spektakel gefeiert werden. Ich fragte, was den jungen Mann zu seiner Wahl bewogen habe, ob die Braut reich sei oder sich auf Liebesträume verstehe. Neineswegs, wurde mir geantwortet, sie sei mittellos und besitze auch durchaus keine andern Reize als mir ihr bei parlare toscano, denn sie sei Florentinerin. Da staunte ich über den Idealismus dieses jungen Landmannes, dem das schöne Toskanisch mehr wert war als Jugend und Schönheit und alle materiellen Vorteile. Was ich damals nicht verstand, das verstehe ich hente. Das schöne Toskanisch ist in der Tat eine Mitgift, wie ein armer Sterblicher sie nicht besser wünschen kann, eine Feenmitgift, die Kohlen in Gold verwandelt und jede andre Mitgift überflüssig macht. Eine Florentinerin heiraten, heißt in einer Welt voll Reichtum und Pracht das Bürgerrecht erwerben. Wenn sie redet und sich in ihrer schönen Sprache wie in einer Schaukel wiegt, so ist das nicht gewöhnliche Schwärmhaftigkeit, vielmehr macht sie sich durch ihre Rede, wenigstens für Augenblicke, zur Herrin und Besitzerin aller der Dinge, für die sie das Wort findet. Hier gedenke ich meiner alten Freundin Beppa, der Weißengverschließerin aus dem Hotel de Rome. Ich ließ mich nie, wenn ich dort wohnte, die Treppen nach dem vierten Stock verdriessen, wo sie unter Türmen von Wäsche thronte; denn es war ein Vergnügen, sich mit ihr zu unterhalten. Sie empfing mich wie eine Königin, jede ihrer Bewegungen war von einem unsichtbaren Pupurmantel umfloßnen. Die Beppa war guter Leute Kind, und hente noch ist sie stolz darauf, daß keiner ihrer Vorfahren zu arbeiten brauchte. Ihr Vater war Pächter und hatte nur Befehle zu geben, ihr Onkel zog mit dem großen Napoleon nach Russland und ließ auf jener schrecklichen Brücke „über den Nil“ sein Leben. Sie hätte in ihrem Stande heiraten und wie ihre Geschwister leben lang die Hände in den Schoß legen können und Signora sein. Aber die Liebe machte einen Querstrich durch ihr Leben. Einer von der „weißen Kunst“, der arte bianca — ich glaubte zuerst, es sei von weißer Magie die Rede, sie meinte aber das Bäckerhandwerk —, gewann ihr Herz und wurde ihr Gemahl. Er war zwar selbst vom feinsten Teige und so gebildet, daß er nie ein gewöhnliches Wort in den Mund nahm, aber er ge-

hörte eben doch zum Stande derer, die von ihrer Hände Arbeit sich nähren. Die Beppa stieg mit ihm äußerlich auf eine tiefere Stufe herab, und als er starb, ließ er sie unversorgt zurück, daß sie nun selber gezwungen ist zu arbeiten. Und ewig bedauert sie das doppelte Unglück ihres Lebens: erstens, daß sie ihn genommen, zweitens, daß sie ihn so früh verloren hat. Aber mit der Feinheit ihrer Sprache macht sie zugleich den Standesverlust ungeschehen. Niemand kann sie wie eine Bäckersfrau behandeln. Heilige Illusion, Mutter des Glücks und Tochter des hel toscano!

Wer aber die Sprache ihre ganze Macht bis zur Selbstherrlichkeit entfalten sehen will, der wohne einer Schwurgerichtssitzung bei; er wird da ein unentgeltliches Schauspiel genießen, dessen Auffregungen die des Theaters übertragen, und wird zugleich binnen weniger Verhandlungstage Geist und Charakter des Volkes besser kennen lernen als sonst in langjährigem Aufenthalt. Die Menge der Zeugen mag noch so groß sein, nicht einer unter ihnen ist langweilig. Männer und Frauen aus allen Schichten erzählen fließend und unverwirrt mit solcher Anschaulichkeit und Lebendigkeit, daß man ihre sinnliche Wahrnehmungskraft und ihr psychologisches Feingefühl bewundern muß. Es ist unbewußte Kunst, die im Mark der Knochen steckt. Nun aber kommt die bewußte. Da sind die Verteidiger und ihre gegnerischen Kollegen von der Nebenklage, der Staatsanwalt, die Richter, der Präsident. Wie grimmig sie sich untereinander anfallen, es ist nicht böse gemeint, sie huldigen alle einer gemeinsamen Göttin, der Sprache. Hat einer von ihnen eine besonders glückliche Wendung, ein besonders treffendes Wort gefunden, so läuft eine Welle des Beifalls durchs Publikum, die Geschworenen lächeln stillvergnügt, der Widerpart nimmt das glückliche Wort auf und flieht es in schmeichelhafter Weise seiner Entgegnung ein, der Präsident verwendet es in seinem Refumé, und kein Berichterstatter versäumt, es am Abend seinen Lesern vorzuzeigen. Ja, es freut sogar den Angeklagten hinter seinem Gitter, daß er Florentiner ist. Ist er kein Florentiner, so weiß der Verteidiger diesen Umstand als Entschuldigung seiner sittlichen Minderwertigkeit auszunützen: Der Arme, er ist nicht unter der Kuppel des Brunneleschi geboren, die Sonne von Florenz hat nicht in seine Wiege geschienen, wie soll er wissen, was gut und böse ist?

Unvergeßlich bleibt mir die letzte Verhandlung eines sensationellen Mordprozesses, den ich durch alle Sitzungen verfolgt hatte. Ein alter Mann und seine Geliebte standen unter der Anklage, gemeinsam den Gatten der letzteren ermordet zu haben. Die Tat und ihre Beweggründe waren schrecklich, die Beweise erdrückend, es konnte sich nur fragen, wen von den beiden Angeklagten die Hauptschuld trug. Wochenlang hatten die Verteidiger des einen und des andern Teils gerungen und die Last hinüber und herüber gewälzt. Der Alte sah abstoßend aus, die Megäre aber war jung und schön! Wie sie hereingeführt wird und in ihrem „Käfig“ Platz nimmt, hängen die Augen des Publikums mit Neugier und Bedauern an ihr. Die Karabinieri, schlanke, jugendliche Gestalten, drängen sich um das Gitter und sprechen ihr Trost zu. Man kann zwar nicht hören, was sie sagen, aber der Sinn ist offenbar der, daß die Suppen des Staatsanwalts nicht so heiß gegessen werden, wie er sie

antichtet. Dieser allein ist ungerührt. Er hat das Mörderpaar schon mit dem kalten Zwang seiner Beweisführung vernichtet; um die Herzen der Geschworenen zu stählen, liegen vor ihm die blutigen Kleider des Ermordeten. Jetzt aber erhebt sich der Paladin der Justipatin zu einer glanzvollen leichten Rede. Er steht da, hoch und kühn, und troh des wallenden Falars mit den Gebärden eines Kingers. Mit vorgestochenem Zeigefinger sticht er die Schlüsse des Staatsanwalts nieder. Er läßt alle Lichter der florentinischen Dialektik spielen, er ist logisch, beißend, ironisch. Sind die juristischen Pfeile verschossen, so lernt man ihn erst in seiner ganzen Stärke kennen. Jetzt verteidigt er nur noch das Geschlecht. Jeder Nerv zuckt, die Stimme zittert, die Augen quellen über, und die ganze Versammlung weint mit. Dann sinkt seine Stimme zu Boden und windet sich im Weh der Menschheit — wir liegen alle mit ihm zerschmettert —, plötzlich rafft er sich auf und lodert als Feuerflamme in die Höhe. In diesem Augenblick ist das Wunder eingetreten, das unmögliche möglich geworden, in diesem Augenblick glaubt er selbst an die Unschuld seiner Klientin. Seine Erstürmung sendet elektrische Wellen in die Menschenmenge, und die Illusion wird allgemein. Ein Beifallstoßen erhebt sich, gegen dessen elementare Gewalt der Präsident machtlos ist; eben so gut könnte man die Hörer schweigen heißen, wenn d'Andrade gesungen hat. Ich glaubte, mit dieser Leistung habe die Redekunst ihr Äußerstes getan. Aber es sollte noch besser kommen. Jetzt ergreift auch der Verteidiger des Alten das Wort. Der neue Redner ist Sizilianer und, wie mir gesagt wird, ein Stern erster Größe, der die Florentiner noch überflorentinert. Er nimmt die Waffe der Rhetorik gleich da auf, wo der andre sie niedergelegt hat, das Grob-tatsächliche ganz beiseite lassend. Sein Schwung übersiegt noch den des Vorredners wie der Wurf des Odysseus die Würfe der Phäaken. Ätnasener bricht aus seinem Munde, er schäumt, er stöhnt — auf mich freilich wirkt dieser künstliche Ausbruch nur befremdend, aber die Einheimischen verstehen er in orgiastischen Täufel. Nicht dem Manne noch dem Weibe fällt mehr die moralische Täterschaft zu, sondern der Gesellschaft, der verrottenen, ungerechten Gesellschaft, die sie schuldig werden ließ. Auf den breiten Rücken dieses Narriekels hageln die Worte wie Peitschenschläge, sie legen sich wie schühende Arme um den Verbrecher. Zuletzt wird noch der unglückliche Belastungszeuge, der den Ausschlag gegeben hat, so verdonnert, daß er sich in die Erde verkriechen möchte. Das Volk ist überwältigt, außer sich, die Aula wankt vom Applaus, die Geschworenen sind blaß geworden; ich meine schon die Wage in der Hand der Göttin Justitia schwanken zu sehen. Aber ich kannte meine Florentiner schlecht. Als der Gerichtshof sich zur Fällung des Urteils zurückzog, fragte ich meinen Nebenjurer, einen Studiosus juris, der sich laut an den Auktionsgebungen beteiligt hatte, ob er glaube, daß der Spruch auf mildernde Umstände lauten werde. Da sah ich ihm an, daß er einen ganz andern Apparat einschalten müsse, bevor er antwortete: „Mildernde Umstände? Bei einem solchen Verbrechen? Das ist ja gar nicht möglich.“ Nun begriff ich erst, daß hier Leben und Kunst zwei völlig getrennte Dinge waren.

Unterdessen hatte ein Karabiniere, entrüstet über den Lärm, der immer weiter ging, die Bühne ersteigen und mit fittlichem Ernst das Publikum angesprochen: „Das wollen Florentiner sein! Und Florenz nennen sie die Wiege der Gesittung! Schöne Gesittung! Ich sehe ganz andre Dinge als Gesittung hier!“ Ein tosendes Gelächter empfing diese kleine Standrede. „Bravo, bravo, Karabiniere! Wohl gesprochen!“ rief es von allen Seiten, denn die unwilligen Gebärden und die harte piemontesische Aussprache des Wackeren wirkten mit unwiderstehlicher Komik auf die bewegliche Menge.

Jetzt aber wird der Gerichtshof angekündigt, bei dessen Wiedereintritt sich Totenstille verbreitet. Die Angeklagten werden wieder hereingeführt und das Urteil verlesen. Siehe da, die lodernden Flammen der Rhetorik haben der Gerechtigkeit auch kein Härchen versengt. Der Spruch lautet für beide auf das höchste vom Gesetz vorgesehene Strafmaß, und gäbe es in Italien eine Todesstrafe, so wäre wahrscheinlich diese verhängt worden. Die Vorstellung ist zu Ende. Die Kämpen der beiden Teile, die sich so lange befehdet haben, eilen aufeinander zu, schütteln sich die Hände und beglückwünschen sich gegenseitig zu ihren Bravourarien, die vielleicht nur die Vorläufer einer Wahl Schlacht gewesen sind. Und was mich am meisten überrascht: das Volk nimmt den Wahrspruch mit Befriedigung auf. Der Dunst hat sich verzogen und der alten kühlen Verstandeshelle Platz gemacht. Da hatte ich den ganzen Florentiner: er berauscht sich an der Phrase, aber er glaubt nicht an sie.

Durch viele Jahre schlief ich in einem Gäßchen, dessen Türfenster mit der durchbrochenen Brustwehr auf eine enge, hallende Verkehrsstraße ging. Diesem Fenster verdanke ich vielleicht meinen tiefsten Einblick in das Wesen der florentinischen Bevölkerung. Während ich mit dem einen Ohr der Nachtgall zuhörte, die drüben im Lorbeergebüsch des Gartens sang, mußte ich mit dem andern von der Straße her die Heimlichkeiten meiner Nebenmenschen in mich aufnehmen, ich möchte wollen oder nicht. Unter meinem Fenster, dicht an der Straßenecke, brannte eine Gaslaterne, deren trübes Licht die nächtlichen Spaziergänger wie Motten anzog; ob eine lärmende Gruppe oder ein flüsterndes Paar in die Gasse ein bog, vor der Laterne wurde haltgemacht, und dann kamen die persönlichsten und fülligsten Auglegenheiten zur Sprache; Briefe wurden vorgelesen, Geschichten erzählt, denn daß zu dem Auge der Nacht sich auch ein Ohr gesellen könnte, fiel den Leuten niemals ein. Wenn beide Fensterflügel offen standen, so hallte jedes Wort, als würde es im Zimmer gesprochen, und ich befand mich in meinem Bettie wie in einem Beichtstuhl. Mit der Zeit lernte ich da die Haupttypen schon beim ersten Wort unterscheiden: den Kleinrämer, den Spötter, den Bonvivant, den Schwadroneur. Neun Zehntel der Gespräche waren freilich sehr uninteressant, denn sie handelten vom Interesse, wie der florentinische Euphemismus für Geldangelegenheiten lautet. Auch die Verliebten ließerten einen ziemlich schalen Beitrag, denn, ich kann es nicht verschweigen, die Landsleute des Dichters der Beatrice sind in Liebesfachen sehr nüchtern, wie schon der für ausländische Ohren so befremdende Ausdruck far l'amore beweist. Nur selten fiel da ein Wort, das aus den tragischen Tiefen der Menschheit kam.

In der Stunde nach Mitternacht, kurz vor dem Erlöschen der Laterne, schritt das Drama höheren Stiles vorüber. Da redete in beklemmtem Tone die Schuld und mit Donnerlaut die Auflage; mehr als einmal kosteten mich die Nachmitternachtsgespräche den Schlaf, weil ich mich auf einen blutigen Ausgang gesetzt machte, zu dem es jedoch glücklicherweise wenigstens unter meinen Fenstern niemals kam. Aber auch in diese ernsteren Stunden klingelte die florentinische Schellenkappe herein. Einmal erhaschte ich im Flug einen Wortwechsel, der eine ganze Ghelomödie im Auszug enthielt, und die Gebärden, die das Gespräch begleiteten, sah ich gleichsam mit den Ohren. Ein älterer Vaß und eine jugendliche Kopftimme kamen die Straße herunter, man merkte den Stimmen an, daß ihre Besitzer getrunken hatten. Der eine, Rechtsgehende, hatte einen schweren und ungleichen Tritt wie ein Mensch von schwerfälliger Körper- und Geistesbeschaffenheit, der zur Linken ging leicht und schwungend, und er redete in beschwichtigendem Tone auf den andern ein: „Was könnte es Unehrenhaftes geben zwischen drei ehrenhaften Personen wie wir sind? Du ehrenhaft (zustimmendes Gebrumme von rechts), sie ehrenhaft (abermalige Zustimmung, aber schwächer), ich ehrenhaft.“ — „Nein!“ bricht plötzlich der Vaß entrüstet aus. Kopftimme gleichfalls entrüstet: „Wiejo nein? Was soll das heißen?“ Dann wieder gütlich zuredend: „Geh zu, du hast getrunken. Ich sage es noch einmal: Was könnte Unehrenhaftes vorgehen zwischen drei Menschen von Ehre wie wir sind? Omesto tu! Omesta loi! Omesto io!“ Und um die Ecce verhallte die Stimme ohne weiteren Widerspruch. Die kleine Szene steht noch immer vor mir, als hätte ich sie mit den Augen wahrgenommen. Der Accent, der Tonfall, die Gebärden, das drohende Vortreten des einen, das vorsichtige Ausweichen des andern und endlich der Sieg der Sophistik über die Zweifel der Einfalt — wie echt florentinisch war das alles.

Aber allzu nahes Sehen verzeichnet. Ich ward meines Logenplatzes in dieser freien Bühne überdrüssig; er hätte mir noch am Ende Florenz verleidet. Erst als ich die kleine Gasse aufgab und eine Wohnung hoch oben bei den Zypressen des Poggio Imperiale bezog, wo Kuppel und Campanile unter mir lagen und von den Ausdünstungen der Stadt mich nur noch das letzte geistigste Aroma erreichte, gewann ich wieder den richtigen Abstand zu den Florentinern. Nicht die Masse der Alltagsgesichter ergibt ja die wahre Physiognomie eines Volkes, sondern der Genius, der seine Züge trägt. An seinen Großen will der Florentiner erkannt sein. Dante schließe ich aus. Er gehört zu den Vorweltriesen und hat nichts gemein mit den Menschen unsrer Tage. Auch den ihm seelenverwandten Michelangelo, der schon fremd in seiner eigenen Zeit stand. So tiefen, tödlichen Ernst, so gewaltige, ungebrochene Einheit des Wesens staunte man schon damals an wie einen erratischen Block. Aber einer wohnt bei den Unsterblichen von Santa Croce, in dem der florentinische Charakter monumental geworden ist: Niccolo Machiavelli. Seine „istorie fiorentine“, die sich wenig um geschichtliche Irene kümmern, sind doch so florentinisch im Geiste, daß jeder Satz dasteht wie ein Baustein zu dieser dämonisch berückenden Stadt. Allein dieser letzte der großen Florentiner war

zugleich der erste der großen Italiener. Weil er einem Cesare Borgia zugetraut hatte, was erst ein Garibaldi vollbringen sollte, stieg er beladen vom Fluchte seines Jahrhunderts ins Grab, und sein unsterbliches Teil ging als ungelöstes Rätsel durch Länder und Zeiten. Auf seinem Heimatboden aber lernt man den Principe auch ohne Renaissancestudien ganz von selbst verstehen, denn dort wandelt der große Realpolitiker noch in Fleisch und Bein, nur daß er über keinen Staatsgeschäften mehr brütet, sondern über denen des Kramladens. Nein, wahrlich, in den Principe war kein Geheimnis versteckt, der Verfasser sagt dem Leser klipp und klar, wie er es meint. Mit seinem sonnenklaren Auge hatte der geniale Mann dem Tun der Großen zugesehen und naiv, wie der Genius immer ist, nahm er keinen Anstand auszusprechen, was sich in der Anwendung als so brauchbar erwies. Aber „die Kinder dieser Welt sind klüger denn die Kinder des Lichts in ihrem Geschlecht.“ Wenn der Rechtsfink aus den Handlungen völlig verschwunden ist, führt er im Wort seine Herrschaft weiter, die Heuchelei wird der letzte dünne moralische Faden, ohne den die Welt ins Chaos stürzen würde. Vor diesem Abgrund häumt sie zurück. Die öffentliche Meinung bricht in einen Schrei der Entrüstung aus, wenn, was jeder im geheimen tut, zum offenen Grundsatz erhoben wird und, was das merkwürdigste ist, diese Entrüstung ist echt. Die Gewalthaber konnten ihm seine schauerlich harmlose Sachlichkeit erst recht nicht verzeihen, weil er sie bloßstellte, und die vox populi verlangte einmal ein Sühnopfer. So stieß man ihn beladen mit allen Sünden seiner Zeit hinaus und taufte die politische Hölone für immer mit seinem Namen, ohne der Größe seines Ziels zu gedenken. Er wurde gemieden wie ein Verpesteter, litt Verfolgung und Armut, hockte in schmierigen Spelunken unter der Hefe des Pöbels, mit schmutzigen Witzen auf den Lippen und mit großen Gedanken im Kopfe; daheim aber in seinem Kämmerlein legte er die alten Staatsgewänder wieder an und prägte sich die Worte ein, die er den Mächtigen sagen wollte, wenn sie ihn an ihre Seite beriefen, während schon die Zeit über ihn wegrollte. So einfältig kann nur ein Genie sein, Messer Niccolò! In später Erkenntnis hütet jetzt Fiorenza die Asche des ihrigsten der ihren: tanto nomini nullum par elogium.

Aber von der Rückseite gesehen, heißt er Stenterello!<sup>1)</sup> Welch ein Verlust, daß jetzt auch der Stenterello an Alterschwäche zu sterben droht. Er ist der Rückschlag der Natur gegen die alles umwölkende Phrase. Feige, verschlagen, zynisch und urgemein, aber ein Kerl zum Entzücken, wenn er mitten in einem gestellten historischen Drama oder einem tränenseligen Familienstück mit einer einzigen seiner gründnützernen Bemerkungen das Publikum so jählings auf den Boden der Wirklichkeit zurückstellt, daß von der Erschütterung das Haus wankt. Und was hat er selber für ein Mundwerk! Am schönsten ist er in der Heldenpose. „Me ne ricorderò“<sup>2)</sup>, sagt der geohrfeigte Stenterello mit drohender Gebärde und — macht sich einen Knoten ins Taschentuch. Nur

<sup>1)</sup> Der auf der florentinischen Volksbühne den Volksdialekt sprechende Hanswurst. A. d. N.

<sup>2)</sup> Ich werde mich dran erinnern. A. d. N.

leider ist er in den letzten Jahren pöbelhaft geworden, was seiner Vergangenheit widerspricht! Denn der Stenterello ist von edlen Ahnen. In Lorenzo Magnifico steckte ein großes Stück Stenterello, und in Machiavelli, der ihn dafür gescholten hat, ein noch großeres. Wenn aber auch die Nationalmaske von der Bühne verschwindet, im Leben wird man den Stenterello immer wieder finden, so lange der Toskaner Toskaner bleibt. Könnte ich nur meinen wackern Natale, den Zimmermann von Russina, lebhaft hierhersehen, wie er am Feierabend den ganzen Ort unterhält — der Stenterello in Person. In den Häusern, wo er arbeitet, umsteht ihm groß und klein, um ihn schwadronieren zu hören. Er hat die Kriege des Risorgimento mitgemacht und erzählt mit Begeisterung von dem Empfang, der den Truppen in Oberitalien zuteil ward, wie die schönsten Damen auf der Straße knieten, um Blumen, Zigarren, Wein zu überreichen, wie die jungen Mädchen mit zusammengebundenen Taschentüchern in drei Farben von den Balkonen wedelten und es von allen Seiten schrie: „Evviva i nostri fratelli, liberatori d'Italia!“, daß den Soldaten vor Wonne Hören und Sehen verging. Er erzählt es nicht, er spielt es uns vor und versezt uns mitten hinein.

„Und wir Toskaner waren ihnen die liebsten, denn sie hatten il nostro ragionare noch nie gehört.“ Nun gibt er Proben vom Dialekt jener Provinzen zum besten, daß die Zuhörer sich vor Lachen krümmen.

„Und in Tirol, wo die Frauen die Taille hier haben (an den Bauch greifend) und keine Beine. Wenn wir zu einer hingingen und Spaß machen wollten: „Oh come sei bellina!“ oder so was ähnliches, gleich hieß es: „Maledetto da Dio, va!“ Oder in Susa, wo die Frauen alle kropfig sind, und wenn eine keinen Kropf hat, findet sie keinen Mann (große Heiterkeit). „Ja, ja, in Wahrheit, sie stöhnt auf Schwierigkeiten.“ versichert er ernsthaft, und seine Trockenheit entfesselt neue Salven von Gelächter.

Mir erzählte er gleich bei der ersten Bekanntschaft mit größter Unbesangenheit, wie er einst beim Landesschießen in Mailand als einer der besten Schützen drei Treffer gehabt und wie er da dem Kontrolleur zugestüstert habe: „O haben Sie doch gütigst die Gefälligkeit und schreiben Sie mir vier Treffer auf, ich gebe Ihnen drei Napoleon.“ Der Mann aber wandte schweigend den Kopf (er machte die Gebärde mit Grubenheit nach), das war sehr schade, denn ich hätte den ersten Preis mit tausend Franken gewonnen. Das wäre eine Ehre gewesen für mich und für die ganze Toskana: so waren's nur sechs-hundert.“

Am gehobenstein fühlt er sich, wenn er die drei militärischen Ansprachen, deren er in historischen Momenten Zunge war, mit ungeheurem Pathos vortragen kann! Die des Generals Medici, als er sich im Trentino mit Garibaldi vereinigen sollte, ist ihm die liebste, weil sie die schwülstigste ist! Seine zweitbeste hat er vom General Pinelli bei der Unterdrückung des Brigantaggio im Neapolitanischen gehört. Da entzückt ihn besonders die Stelle von den „preti colle bocche sozze, quei servi non di Dio ma di Satana“ (den Priestern mit den Schandmäulern, diesen Dienern, nicht Gottes, sondern des Satans). Die des Königs Viktor Emanuel ist ihm eigentlich zu einfach, aber weil er

schon im Zuge ist, nimmt er sie auch noch mit. Der Ausfall auf die preti hat aber seine Gedanken in eine andre Richtung gezogen. Mit großem Nachdruck gibt er mir jetzt sein materialistisches Glaubensbekenntniß zum besten.

„Ich sage immer, wenn ich einmal sterbe, so will ich keinen prete und kein Geläut. Wenn ich sterbe, so ist es, wie wenn ein Eidechs stirbt. Wozu die Umstände? Bin ich denn mehr als ein Eidechs? Die Glocken will ich nicht, die kosten Geld, und für einen Armen werden sie doch so schwach geläutet, als hätten sie Angst, das Metall könnte sich abnuñzen. — Signora, die Religion ist zu kostspielig für uns arme Leute.“

Guter Natale, trotz deines Hasses auf die Sutane wirst du doch einmal, wenn dein letztes Stündlein schlägt, nach dem Prete schicken, nicht aus Bedürfnis, sondern aus Vorsicht, denn nützt es nichts, so kann's nicht schaden; das große Nichts, denkst du, werde dir die Konsequenz nicht übelnehmen. Und so wie du denkt dein ganzer Stand.

Am Ende der Vorstellung, die er uns gegeben hat, wendet sich Natale-Stenterello mit naiver Selbstbewunderung an mich:

„Nicht wahr, das gefällt Ihnen? So viel Talent hätten Sie mir nicht zugetraut?“ Und er erzählt es später allen, welch tiefen Eindruck er auf mich gemacht hat.

Auch die Boccaccio-Ader vertrocknet nicht im Volk. Wer die Leute in ihren Österien sitzen und ihre frizzi und motti<sup>1)</sup>, ausschecken, sich an ihren Anekdoten gütlich tun sieht, der weiß, das ist noch derselbe Stoff, aus dem der Decamerone geschöpft ist. Nebst den mehr oder minder graziösen Schlußfrigkeiten bevorzugen sie solche Geschichten, die irgendeine menschliche Schwäche oder Torheit in seiner Weise geißeln, ganz wie Messer Giovanni. Da ist z. B. ein Professor in den Grafenstand erhoben worden und weiß sich vor Selbstgefühl nicht zu lassen. Er spricht jeden Vorübergehenden an, tritt in jedes Café, um sich sagen zu hören: „Guten Tag, Herr Graf. Wie geht's dem Herrn Grafen?“ Er macht Besuche, um seine neue Visitenkarte zu verteilen, er ist liebenswürdig gegen Betitelte und Unbetitelte und strahlt vor Wonne. Nur eines trübt sein Glück: sein wiziger Nachbar, der Pizzicagnolo an der Ecke, bei dem er seit zwanzig Jahren jeden Abend in der Butike saß, per far due chiacchiere<sup>2)</sup>, dieser Wursthändler und eingefleischte Liberale tut beharrlich, als würde er nichts von seiner Standeserhöhung und grüßt ihn nach wie vor: „Guten Abend, Sor Professore — ein heißer Tag, Sor Professore,“ daß der arme Graf geärgert weggeht mit der Absicht, nicht wiederzukommen. Aber so eine alte Gewohnheit ist zähe, wenn es Abend wird, so zieht's ihn unwiderstehlich an sein gewohntes Plätzchen beim Ladentisch, wo ihm auch gleich der unvermeidliche Sor Professore rechts und links um die Ohren schwirrt. Endlich hält er sich nicht länger. „Man sagt mir ,Signor Conte',“ bemerkt er kurz, worauf der Schalk mit tröstlicher Miene und un-

<sup>1)</sup> Witze und Sticheleien.

<sup>2)</sup> Um ein wenig zu plaudern.

fäglich überlegener Handbewegung: „Lassen Sie die Leute reden, Sior Professore, lassen Sie die Leute reden.“

Von einem solchen Spaßvogel jagt der Florentiner, er habe „Spiritus feit“, und diese Ware steht noch ebenso hoch im Preise wie zur Zeit, wo man die Höfnarren für ganz Italien aus Florenz bezog, und der Herold der Republik selber das Amt des öffentlichen Lustigmachers versehen mußte.

Auch die bessre und burle<sup>1)</sup>, wegen deren die Florentiner einst gefürchtet waren, sind noch im Schwange, und man hört ab und zu ein lustiges Stücklein von solch einer Kopperei, durch die ein Gimpel oder ein Superkluger dem Stadtgelächter preisgegeben werden soll. Freilich eine so unsterbliche burla, wie sie sich Brummeleschi und Donatello einst in grausamer Laune mit ihrem Freunde, dem „dicken Tischler“, leisteten, dem sie vorspiegeln, daß er ein andrer geworden sei, und dabei einen Apparat in Szene setzten, der uns noch heute beim Lesen den Verstand aus den Füßen treibt wie seinerzeit dem armen Dicke, solch eine geniale Zensfelei wird kein heutiger mehr anschecken, dazu brauchte es den Kopf, der die Wölbung der Domkuppel ersonnen hat. Dieser tolle Schwank erschien mir stets als die notwendige Ergänzung zu dem, was die Annalen von Florenz erzählen, denn er zeigt uns die Großen, die wir sonst nur aus ihren Werken kennen und staunend aus der Ferne verehren, im Haus- und Arbeitskittel und an der festlichen Tafel, wo es so vertraulich und mitunter so maliziös herging. Man sieht den Riesengeist Brummeleschis seine gewaltige Konstruktionsgabe an die Erfindung einer Posse wenden, die die ganze Stadt in Atem hält, und die noch nach Hunderten und Hunderten von Jahren immer wieder nacherzählt wird. Neben ihm den viel gutartigeren Donatello, der doch bei dem bösen Streich von Herzen mitmacht, indem er seine stadtbekannte Zerstrentheit einmal aufs natürliche spielt, um das Opfer ins Garn zu locken. Dieses Stückchen altflorentinischen Lebenswickelt sich vor unsern Augen ab, als ob es gegenwärtig wäre. Die Ratlosigkeit des armen Dicke, gegen dessen Seelenfrieden sich die größten Geister der Zeit verschworen haben, seine melancholische Ergebenheit und stille Sehnsucht nach seinem früheren Ich, die er zuletzt nicht mehr zu äußern wagt, aus Furcht, auch aus seiner neuen Haut wieder herausgejagt zu werden und am Ende gar niemand mehr zu sein. Die täppische Einmischung des Priesters, der ihm in gutem Glauben seine letzten Zweifel als Versündigung ausredet — man denkt dabei an eine ebenso zündende, nur minder redliche geistliche Ermahnung, die in Machiavellis Mandragola, wo der Priester, in diesem Falle wissend, seine Veredsamkeit in den Dienst eines viel versänglicheren Schelmenstreichs stellt. Der schweigsame, sphinxenhafte Brummeleschi steht leibhaft vor uns da, wir sehen sogar seine Mimik, wie er beim ausgelassenen Gelächter der Freunde nur sarkastisch die Mundwinkel verzicht und mit seinen durchdringenden, stillen Augen einem um den andern befriedigt ins Gesicht blickt, wie um zu sagen: das wäre gelungen! — Denn das hatten diese Großen, auch die Besten

<sup>1)</sup> Spöttereien und Schwänke.

unter ihnen, an sich, daß es in ihrer Nähe nicht geheuer war, sie waren gefährlich auch wo sie scherzten, und als echte Florentiner sahen sie in der treuherzigen Einfalt ohnehin etwas Straßälliges. Der Sterbliche, der mit Göttern zu Tische saß, mußte darauf gefasst sein, auch einmal gezaust zu werden, daß die Federn flogen, wenn sie die Lust ankam, sich ein Späßchen zu machen.

Doch ich spreche von Donatello und Brunelleschi und wollte von den heutigen Florentinern reden. Die Abschweifung ist nicht so unberechtigt wie es scheint. Das ist ja der Reiz des heutigen Florentiners, daß immer wieder irgendwo der Florentiner von ehemal hindurchscheint. Ja, ich wage zu behaupten, daß man in Florenz die Toten nur durch die Lebenden, die Lebenden nur durch die Toten verstehen kann.



Zum Charakterbild des Florentiners gehört auch der unbezwingliche Hang zum Fluchen, in dem das Sprachbedürfnis seine wildesten Blüten treibt. Da jagt ein Accidente den andern, wenn auch die schreckliche Verwünschung, die auf den Nächsten einen Schlagfluß oder etwas Ähnliches herabruft, noch ehe sie das Ohr des Dämons erreicht, in ein unschuldiges Accid-empoli gemildert wird. Die Prädikate, die dem Namen des höchsten Wesens angehängt werden, sind ganz wahnwitzig und schwanken zwischen dem Unstätigen und dem schlechtweg Possenhafsten wie Dio prete und Dio pizzicagnolo! Ich glaube, außer in der Stadt des Aristophanes ist das Heilige nirgends so mit dem Schmutzigsten vermengt worden wie im Munde der florentinischen Droshkenkutscher, die die Lehrmeister der Straßenjugend sind. Es gibt in diesem Fach wahre Künstler, die ihre Flüche mit Sprachgefühl ausarbeiten und sie feinjiziert wie neue Münzen unter das Volk werfen. Man kann sogar Zeuge eines Wettschluchens werden, wie man vormals Stegreifdichter um die Wette singen hörte. Dahinter steckt nicht einmal eine blasphemische Absicht, es ist nur eine der vielen Wunderlichkeiten, in denen der fiorentino spirito bizarro sich gefällt. Ich denke mit Schrecken an die grausamen Strafen, die in alter Zeit auf das Fluchen gesetzt waren und die doch das Nationallaster nicht ausrotten konnten.

Welch seine Schleier so eine alte Kultur bisweilen um die Laster spinnt! Wenn Dienstboten stehlen — es geschieht in Florenz durchaus nicht öfter als anderwärts — so tun sie es nicht geradezu, sondern in einer bedingten Weise, unter allerlei innerem Vorbehalt, der ihre Selbstachtung rettet. Ein florentinischer Diener findet z. B. die gespickte Brieftasche seines Herrn, schiebt sie wie zufällig beiseite und deckt sie mit alten Papieren zu. Nicht um die Welt würde er sie in die Tasche stecken. Dann hilft er dem Herrn mit Eifer suchen: „Signoria wird sie verlegt haben. Vielleicht ist sie in der Kupferschale da oben.“ — „Unsinn, wie käme sie da hinauf!“ Später schafft er sie wirklich dahin; er will der Herrschaft noch die Möglichkeit lassen, das Geld wiederzufinden. Es ist gewissermaßen ein Gottesurteil, das er zwischen sich und seinem Herrn entscheiden läßt. Nach Monaten stülpt er einmal

ganz absichtslos — er glaubt selbst, daß es absichtslos geschehe — die Kupferschale um, und die Brieftasche fällt heraus. Jetzt steckt er fröhlich das Geld ein, denn sein Herr hat es ja längst verschmerzt und vergessen, die Sache ist schon so gut wie verjährt, und er nimmt nur herrenloses Gut an sich. Der Finder kann ruhig fortfahren, sich für einen ehrlichen Mann zu halten und streng gewissenhaft über das Mein und Dein zu denken. In der Sprache der Leute heißt ein solches Verfahren *spostare* — verlegen, und unmöglich kann ja verlegen ein Synonym für stehlen sein. — Das Übervorteilen dagegen wird nicht bemängelt, weil es gar keinen Tadel nach sich zieht. Wer einen vertrauensseligen Tölpel von Forestiere überlistet, der besorgt nur den Willen der Natur, die den Einfaltspinsel eigens zu diesem Zweck erschaffen hat, und erweist die Feinheit seines eigenen Geistes. Hier aber läuft die Zivilisation in eine so seine Spur aus, daß sie zuweilen abbricht. Der große Kaufmannsgeist von ehedem, der die Mittel zu der ungeheuren Entwicklung geschaffen hat, ist verschwunden; dem florentinischen Händler von heute ist ein leichter, augenblicklicher Vorteil lieber als ein gleichmäßig fortlaufender Gewinn. Für den Spaten in der Hand läßt er gar zu oft die Taube auf dem Dach entfliegen. Wenn man eine Zeitlang von einem Lieferanten sehr gut bedient wurde, so ist es ratslich, zu wechseln, denn es steht ein Umschlag bevor. Ja man kann sogar in einem Laden auf die Klage: „Warum bedienen Sie mich denn viel schlechter als den Herrn soundso, der ja viel weniger bei Ihnen kauft?“ die überraschende Antwort erhalten: „Cara Lei — Sie bezahlen mich bar, und der Herr soundso läßt mich bis Neujahr warten, da muß ich mich anstrengen, damit ich zu meinem Geld komme!“

Daß ihr Ideal so verschieden ist von dem unsrigen, das macht uns die Italiener und vor allem die Florentiner oft so unverständlich. Solch einem Ding wie die Nibelungentreue könnte man auf italienischem Boden noch eher in Fleisch und Bein als in der Dichtung begegnen. Ein Principe hätte in Deutschland eher einmal Wirklichkeit sein können als Ideal. Darum denken und fühlen wir so oft aneinander vorüber, auch wenn wir uns im Handeln begegnen. Einen sicherer gemeinsamen Boden haben wir nur im ästhetischen Ideal. Ein richtiger Florentiner hat auch vor nichts wirkliche Erfurdt als vor der Schönheit. Mit dieser Fähigkeit zu höheren Genüssen hängt seine Genügsamkeit in materiellen Dingen zusammen. Noch vor wenig Jahren galt ein künstlerischer Ruhm in Italien erst für voll, wenn Fiorenza ihm die Weihe erteilt hatte, ebenso wie sie jede neue Erfindung aus der Taufe hob. Il popolo di Firenze ha parlato<sup>1)</sup>, hieß es dann; es war der letzte Nachklang der Zeiten, wo Florenz der ganzen Welt die Gesetze des Schönen gab. Leider wird das anders, seit das neue Italien auch dem Florentiner so nach und nach den monumentalen Geschmack verdorben hat und er sich schmeichelt, in seinen modernen Pläßen mit ihren barbarischen Denkmälern und den schlecht ausgeputzten Schauläden ein Klein-Paris zu besitzen. Der bauliche Flitterstaat versteht sich gut mit den im Fenster liegenden Fähnchen,

<sup>1)</sup> Das Volk von Florenz hat geaprochen. A. d. R.

für deren Beschaffung ein kleinbürgerlicher Haushalt im Winter friert und sich das ganze Jahr hindurch nicht satt ist. Ein altes Sprichwort sagt, der Mailänder liebe den Braten und der Florentiner den Rauch. Aber spricht sich nicht auch in dieser Wahl noch ein verirrter Idealismus aus? Und ist von dem alten Kunstsinn des Volkes nicht immer noch so viel übrig geblieben, daß man an Festtagen Landleute und Soldaten zu Haufen in den Galerien antrifft, und daß ihre Bemerkungen über die Bilder und Statuen nicht die schlechtesten sind, die an dieser Stelle fallen?

Seltsam wird uns immer der geringe Natursinn dieses kunstfrohen Volkes berühren. An den Tieren nimmt es nur Interesse, soweit man sie braten und essen kann — die Raäben ausgenommen, die den allgemeinen Schutz genießen — und die Flora ist ihm überhaupt nicht vorhanden. Wenn man ein Landkind nach dem Namen einer Blume fragt, so antwortet es verwundert: „Blume“. Werden wir dringlicher, so erhalten wir am Ende den freundlichen Bescheid: „Dica come vuole“, wodurch die Namengebung zuvorkommend in unser eigenes Belieben gestellt wird. Was die Bäume betrifft, so kennt und nennt das Volk zwar die immergrünen, wie Pinie und Zypresse, Lorbeer und Steineiche, aber von den blattwechselnden unterscheidet es einzig die Pappel, und diese nennt es schlechtweg „Baum“, alle übrigen fallen ihm unter die Kategorie „Pflanzen“. Daß Baum (albero) alle einstämmigen Holzgewächse bezeichnet, davon ist kein Florentiner zu überzeugen.

Ich ließ mir einmal von unserem Schreiner bei Bestellung eines Schrankes die verschiedenen Holzarten erklären, und fragte schließlich, ob er auch die Bäume kenne, von denen die Hölzer kommen. Natürlich verneinte er, wie ich erwartet hatte, er sei ja kein Gärtner. Als ich ihn schalt, meinte er, ich werde schwerlich einen Schreiner finden, der es anders halte. „Freilich.“ fügte er in dumpfem und warnendem Tone hinzu, „einen habe er gekannt, der sei immer herumgegangen, die Leute zu belehren: dies ist eine Esche — das eine Ulme — jenes eine Linde. Aber.“ schloß er in tiefem Ernst, wobei seine Stimme bis unter die Erde sank, „das große Wissen ist ihm nicht zum Heile gewesen, der Mann hat ein schlechtes Ende genommen.“ Inwiefern die Unterscheidung zwischen Ulmen und Linden einem Menschen verderblich werden kann, ob der Unglückliche über seinem Lehrmeister das Schreinern vergaß oder ob ihn am Ende ein Luciferischer Hochmut auf seine Überlegenheit zu Hülle brachte, konnte ich leider nicht erfahren.

Dieser alte Schreiner, der neben unserer Remise einen Unterschlupf und Schutz vor seinen Gläubigern gefunden hatte, war eine kostliche Figur. Er hieß Giovanni und hatte zu dem Namen auch das Äußere des Wüstenheiligen, denn auf seinen nie gewechselten Kleidern wuchs das Gras, daher man nur aus einiger Entfernung mit ihm verkehren konnte. Trotzdem machte er noch mit Siebzig Groberungen. Er rührte sich, siebenundzwanzig Frauen im Laufe seines Lebens mehr oder weniger legitim geliebt und unterschiedliche „Schwäger“ aus Notwehr umgebracht zu haben. Mit einem langen Messer stellte er mir einmal flammenden Auges eine solche Valentinszene mimisch dar. Seine letzte Liebe, die alte häßliche Giulia, die in unserem Hause diente,

quälte ihn arg mit Eifersucht. Zuweilen prügelte er sie, um sich Ruhe zu verschaffen. Dann mischten sich aber die Dienstmädchen aus der Nachbarschaft ein und schrien: „Laß die Giulia gehen! Sie ist dir nicht angebraut, also hast du kein Recht sie zu schlagen.“ Die Giulia wollte um jeden Preis heiraten sein, dem stand jedoch Giovannis Ehrgefühl im Wege. Sie hatte sich in ihrem Dienst vierzig Franken erspart und er bezahlt nichts als seinen Hobel. Die Partie lag also zu ungleich, war er doch kein Mitgärtjäger. „E fare cosa indegna, mai“<sup>1)</sup>! Man mußte das Pathos hören.

Zu den unvergeßlichen Originalen gehört auch jener krumme Bettler, der seit Jahrzehnten oben am Poggio Imperiale seinen Standplatz hat. Er sitzt auf dem niedrigen Mäuerchen unter den Zypressen, atmet die warme Luft und den sonnigen Harzgeruch ein, und mit der Haltung eines Mannes, der einen öffentlichen Posten bekleidet, erhebt er durch bloßes Au-den-Hut-greifen von jedem gut angezogenen Spaziergänger seinen kleinen Zoll. Weniger als einen Soldo nimmt er überhaupt nicht an, das ginge ihm gegen die Standesehrre. Er hatte immer die neueste Zeitung vor sich ausgebreitet, und wenn er mit mir zustreden war, klärte er mich über die europäische Lage auf. Ging ich einmal vorüber, ohne ihm etwas zu geben, so grüßte er mich das nächste Mal gewiß nicht mehr, und ich mußte selber wieder anknüpfen, wenn ich die alte Rundschaft nicht ganz verlieren wollte. Der Alte ist der Freund und Gönner aller Dienstmädchen aus der Nachbarschaft, die ihm die kleinen Kinder zur Obhut überlassen, während sie selbst höheren Interessen nachgehen. Der Briefträger gibt ihm, bevor er die Stufen der hohen Villen hinaufsteigt, die schwere Tasche mit den Wertbriefen zur Aufbewahrung. Dem Manne ist zu trauen. Daß er ein Narr wäre, sein sicheres, sorgensfreies Dasein an der Sonne und das Ansehen, das er genießt, gegen die Wechselsfälle einer Verbrecherlaufbahn zu vertauschen! Am Sonntag „arbeitet“ er nicht, er trägt alsdann einen feinen Überzieher aus grauem Tuche und grüßt mit einer Miene, die mich in der Entfernung hält. Während der heißesten Wochen des Jahres verschwindet er ganz; es heißt, daß er mit seinem Ersparten eine Sommerfrische aussuche und dort als Mann von Welt lebe. — Überhaupt die florentinischen Bettler! Welch eine Menge ausgefeilter Spielarten gibt es da. Einen weiß ich, der nur bei Künstlern Geschäfte macht. Man sieht ihn oft in tiefer Verunkenheit mit Kohle mitten auf den Gehsteig zeichnen, und wenn man bei ihm stehen bleibt, so erfährt man, daß er ein armer Künstler sei, dem das Geld für Leinwand oder Ton fehle, der deshalb seine Eingebungen den Pflastersteinen anvertrauen müsse. Und während er redet, läßt er mit breiten, sicheren Strichen die Umrisse einer Madonna mit dem Bambino auf dem Straßenpflaster entstehen, die er zuvor unsichtbar mit der Schablone vorgezeichnet hat. Ein ganz geriebener Komödiant trieb lange Zeit auf den einsamen Wegen zwischen Nievole und den Castellen sein Wesen. Er legte sich mit blutüberströmtem Kopfe quer über den Weg und ließ sich von mitleidigen Fremden aufheben und königlich beschulen. Das erstmal, als ich ihn sah, hatte er sich besonders

<sup>1)</sup> Und etwas Niedles tun, niemals! A. d. R.

grausig hergerichtet. Die kleinen mit Tierblut getränkten Beugläppchen, die er auf den Kopf geklebt hatte, sahen aus wie klaffende Wunden. Aber jenes Tages hatte er kein Glück, denn unser Kutscher, der wackere Beppone aus dem Hotel de Rome, wollte auf unsre entsetzten Schreie nicht anhalten, sondern fuhr hart an den bewußtlos Daliegenden heran und zog ihm einen peifenden Peitschenhieb über den Rücken, daß er auffuhr wie eine Rakete und fluchend über den Graben sprang.

Und gar die florentinischen Straßentypen! Was gab es in den achtziger und neunziger Jahren noch für merkwürdige Erscheinungen, die ebenso zum Stadtbild gehörten wie die steinernen Monamente. Das erste, was man damals bei der Einfahrt in die Arnostadt erblickte, war die Kuppel, der Campanile und die Beppa fiorata. Mit dieser Veteranin der Sträufchenverkäuferinnen, poetisch Blumenmädchen genannt, ist eines der drei Wahrzeichen von Florenz verschwunden. Hochbüsig, im schwarzen Seidenkleid mit der schweren Goldkette, den nickenden weißen Florentiner Strohhut auf dem Kopf und die Spuren zerstörter Schönheit im verwitterten Gesichte, erschien sie Tag für Tag zu jedem Hauptzug auf dem Bahnhof und drängte den austiegenden Fremden ihre Sträufchen auf. Sie war Rentnerin und Villenbesitzerin, denn sie hatte sich in jüngeren Jahren ein Vermögen erworben, aber nichts konnte sie abhalten, zu jeder Jahreszeit bei Wind und Wetter wie in den Tagen ihrer Jugend ihr Blumenkörbchen auf den Bahnhof zu tragen. Ich bewahre ihr ein gutes Andenken, denn sie war die Gönnerin der jungen Mädchen und hat mir manches duftende Sträufchen unentgeltlich angesteckt. Gleich ihr waren übrigens alle florentinischen Blumenmädchen, die ich kannte, Matronen.

Der letzte Überlebende von den Florentiner Originalen ist der große Palazzi. Er ist fast so hoch wie der Turm des Palazzo Vecchio und geht immer in wunderlich schlampigem Anzug mit einem gewaltigen Knüttel in der Hand. Wenn er allein auf der Straße daherkommt, fällt seine Größe gar nicht auf, so ebenmäßig ist er gebaut. Erst wenn ein normaler Sterblicher an ihm vorübergeht, erschrickt man über den Abstand. Weil er in dem Luftraum, zu dem er auffragt, keine Gesellschaft findet, spricht er immerzu mit sich selbst. Aus seinen Rocktaschen, die sich ungefähr in der Höhe unsrer Köpfe befinden, ragt immer ein Bündel Geschriebenes oder Gedrucktes, seine Gedichte, von deren Vertrieb er lebt. Dabei ist er harmlos wie ein Kind. Die Dreistigkeit der Gassenjungen wehrt er mit einem väterlich strafenden: „Ragazzi! ragazzi!“ ab, und wenn sie gar zu unverschämt werden und etwa an einem glühenden Sommertag sich mit gereckten Hälzen an den Riesen herandrängen, um zu fragen: „He Palazzi, iß's bei dir da oben kühler?“ so faßt er wohl auch einen von ihnen vorsichtig beim Kragen, um ihn ein wenig zu schütteln, und dann sieht es ganz unheimlich aus, wie die große Hand von oben durch die Luft herunter kommt. Ernstlich böse wird er nur, wenn sie ihn an das Gerücht erinnern, daß er sein Skelett der Specola verkauft habe als Seitenstück zu ihrem riesigen Patagonier. Er hat sich sogar schon durch Zeitungserklärungen gegen diese Fabel verwahrt; aber immer kommt wieder einmal einer der

kleinen Quälgeister heran, um sich nach dem Preise seiner Knochen zu erkundigen. Es braucht nur so ein Wichtlein im Vorübergehen zu fragen: „Per quanto?“ (für wieviel?) so ist es mit der Geduld des Riesen vorbei: er schwingt seinen großen Stock, den er neuerdings auch noch mit Stacheln hat bejehren lassen, und schreiend stiebt das Rudel aneinander.

Eine ganz besondere menschliche Abart sind diese florentinischen Gassenjungen. Sie verkörpern vielleicht noch mehr als die Erwachsenen den Geist der Rasse. Ihr Selbstgefühl und ihre Zungenfertigkeit sind unbezwingbar. Sie leben vom Ärger, den sie ihren Nebenmenschen bereiten; aber ihre Bosheit verübt keinen sachlichen Schabernack, sie tobt sich ganz in der Sprache aus. Diese Bosheit heißt mit ihrem italienischen Namen malizia, ein unübersetzbare Wort, denn es bedeutet eine wohlzergogene Tücke, die nicht ohne Liebenswürdigkeit ist. Für alles, was ihnen befremdlich in die Augen sticht, erfunden die monelli ein Spottwort, das sich dem Gegenstand anpaßt wie ein Handschuh. Als nach der Enthüllung der Tomöffnade eine sehr belebte Dame aus dem Wagen stieg, um das neue Werk in Augenschein zu nehmen, stellte sich solch ein monello vor ihr auf und sagte: „Oho, die Kuppel bewegt sich herunter und besichtigt ihre Fassade.“ Berrochio hat in seinem kleinen David die geschmeidige Frechheit und witzige Grausamkeit dieser Bengel verwirkt. Nicht, daß er dem Goliath das Haupt abgeschlagen hat (das glaub ihm, wer kann!), daß er geborener Florentiner ist, macht das Büschchen so dreist, und das Schwert, womit er den Feind gefällt hat, kann nur seine Zunge gewesen sein. — Ein mir besreundeter Herr aus dem Veneto, der schon seit zwanzig Jahren in Florenz lebt, wurde einmal, als er vom Bahnhof kam, von solch einem monello belästigt, der sich ihm durchaus als Fremdenführer aufdrängen wollte, bis der Herr endlich im Ärger rief: „So geh doch deiner Wege, du siehst ja, ich bin selber aus Florenz.“ Das Büschchen hatte kaum den Accent des Ankommlings vernommen, als es im unverfälschten Dialekt von San Frediano mit spöttischer Überlegenheit sagte: „Halten Sie's wie Sie wollen. Ma di Firenze La nun è“ (find Sie nicht). Sprach's und schwang sich triumphierend von ihnen.

Ich könnte kein Ende finden, wenn ich das Wesen der Florentiner erschöpfen wollte, das sich in lauter Widersprüchen darstellt. Sie sind gutmütig und arglistig, nüchtern und phantastisch, poievoll und zweifelsüchtig. Ihre Tugenden gehören ihnen selbst, ihre Nutzenden sind zumeist das Alter der Rasse. Sie sind noch immer die Florentiner der Renaissance, aber in Spiritus aufbewahrt und von der Länge der Zeit zusammengechrumpft. — Oft hat ihre Gleichgültigkeit gegen den eigenen Niedergang mich erschüttert. Ein jeder sieht's und weiß es, daß seine Welt um und um morsch ist und spricht über die Ursachen wie ein Erschöpfter, aber er fühlt weder Schmerz noch Zorn. Im Alter erlöscht ja das Empfinden früher als die geistigen Fähigkeiten.

Aber siehe! Man spricht vom Alter, und schon hebt leise die Verjüngung an. Eine Nation hat ganz andre Hilfsquellen als ein Individuum, und

auch diesem erkennt ja Goethe, wenn es von genialer Anlage ist, wiederholte „Pubertätszeiten“ zu. Eine geniale Rasse braucht noch weniger an sich selbst zu verzweifeln. Leise, leise beginnt allenthalben in Italien ein neues Leben sich zu regen. Das Signoresein ist nicht mehr der höchste Traum des Italieners, er hat in der Arbeit die große Welterlöserin erkannt. Sein glühendster Freund von ehedem war in Hinsicht auf seine Zukunft hoffnungslos wie er selber. Heute haben wir alle, die ihn lieben, die Überzeugung, daß ihm eine neue Rolle unter den Nationen beschieden ist. Er wird nicht wie voreinst die andern Völker überstrahlen, denn diese haben unterdessen ihre Bärenhaut abgeschüttelt, und die Gaben sind jetzt gleichmäßig verteilt. Aber sein sonnenheller Genius wird das verbreiten, was den andern fehlt, die Freude. Als letzter wird unter den italischen Stämmen vielleicht der Florentiner in diesen Jungbrunnen hinuntersteigen, denn er weiß, wenn er heraufkommt, wird er nicht mehr Florentiner, sondern Italiener sein. Und darum besinnt er sich noch ein Weilchen.

Unterdessen faust und rasselt und tutet der moderne Verkehr durch die Straßen der Stadt, die sich immer mehr verändert. Die stille Königin hat sich vor diesem Lärm nur noch tiefer in sich selbst zurückgezogen, sie will sich noch glühender suchen lassen. Aber wer sie liebt, wem sie sich einmal entzweiert hat, der wird sie immer wieder finden.

O Fiorenza, wie schön und wie geheimnisvoll bist du! Auf deinen Zügen liegt das seltsam wissende, unergründliche Mona Lisa-Lächeln, das dein Leonardo der unsterblichen Mutter abgelauscht hat, um die sterbliche Tochter damit zu schmücken, denn so hat nie ein irdisches Weib gelächelt. Schön bist du, wenn ich dich des Abends von den Colli herab in deinem lichtblauen Duft mit Türmen und Kuppeln glänzen sehe und mein Auge dem Arno von Brücke zu Brücke folgt bis zu dem fernen Westen, wo nur für Minuten wie ein Luftbild die schroffen Marmoralpen heraufsteigen, um dir den Gruß des Meeres zu bringen. Noch schöner vielleicht, wenn die Morgennebel um dich brauen und von der Sonne langsam weggesogen werden, bis du in grüner Schale wonnig gebettet daliegst. Um schönsten aber und am geheimnisvollsten erscheinst du mir, wenn ich des Nachts auf dem Ponte Vecchio stehe und das Lichterdiadem des Piazzale sich im dunkeln Arno spiegelt. Dann ergreift mich eine trunkene Sehnsucht, dir näher, immer noch näher anzugehören, mich tief in deinem Schoß zu verbergen. Denn überall in der Welt ist Unraust und Unzufriedenheit, nur im Reich der Schönheit, am Herzen der stillen Königin, ist der Friede.

# Die Schlacht im Teutoburger Walde.

Von  
Gottlob Egelhaaf.

Zm Herbste dieses Jahres — ob im August, ob im September, ob anfangs Oktober, läßt sich nicht bestimmt ausmachen — sind 1900 Jahre vergangen, seit die Schlacht im Teutoburger Walde geschlagen worden ist. Sie ist eines der größten Ereignisse unserer Geschichte: sofern zweifellos die Erhaltung unserer Nationalität selbst den Einfall des eisernen Würfelspiels bildete, ist sie vielleicht das größte schlechthweg. So ist es wohl der Mühe wert, daß man sich vergegenwärtige, wie es eigentlich dabei zugegangen ist.

Seit auch Augustus, wie Cäsar selbst, sich hatte überzeugen müssen, daß Gallien vor germanischen Einbrüchen nicht sicher sei, wenn man nicht die Germanen bändige — und diese Überzeugung erwuchs ihm offenbar aus dem Einfall der Sigambrer in Gallien im Jahre 16 v. Chr. und ihrem Sieg über Lollius — seitdem begann er die Heere Roms über den Rhein vorzuschieben, unter den Befehlen seiner Stiefföhne Drusus und Tiberius, um Deutschland bis zur Elbe systematisch zu unterwerfen. In einem nicht genau zu bestimmenden Jahre, aber jedenfalls vor dem Jahre 1 v. Chr., überschritt der Statthalter von Illyrikum, Lucius Domitius Ahenobarbus, durch seine Gemahlin Antonia ein Neffe des Kaisers, von der Donau herkommend und mit der Ansiedelung schwärmender Hermunduren im Markomannenlande, d. h. Böhmen, beschäftigt, die Elbe in ihrem obersten Lauf, vielleicht nahe den Kampfplätzen von 1806, zwang die Urmwohner zu einer Art verhüllter Unterwerfung — römisch mit „Freundschaft“ bezeichnet — und errichtete dem Augustus zu Ehren einen Altar am rechten Elbufer<sup>1)</sup>. Da von Westen her die römischen Truppen, gestützt auf die befestigte Rheinlinie und vorgeschobene Kastelle, wie besonders Aliso an der Lippe<sup>2)</sup>, bereits über die Ems vorgedrungen waren und allmählich die Weser erreichten, so schien das Eroberungswerk erfolgreich

<sup>1)</sup> Dio Cassius 55, 10a. Tacitus, Annalen IV, 41.

<sup>2)</sup> Die Lage Alisos ist bis jetzt nicht mit voller Sicherheit zu ermitteln: lag es bei Elsen an der Alme, da, wo sie, südlich von Paderborn, von links her in die Lippe fällt, oder bei Oberaden, in der Nähe von Lünen, 75 km vom Rhein, oder bei Haltern, 40 km vom Rhein?

zu sein. Die Römer verstanden es, den Germanen durch ihre überlegenen Waffen und ihre überlegene Kultur zu imponieren. Sie zogen die vornehmsten Männer auf verschiedene Weise an sich und gewannen sie so sehr, daß einer von ihnen, Segetes, den Ausdruck gebraucht, er sei zu der Überzeugung gekommen, die Römer und Germanen hätten dieselben Interessen<sup>1)</sup>. Es war vor allem die gewaltige Macht des römischen Reiches, die, vertreten durch die vorzüglichsten Legionen<sup>2)</sup>, über die das Reich verfügte, den Germanen Achtung und Furcht einflößte. Sie betrachteten mit Staunen diese wohlgegliederten und mit furchtbaren Waffen ausgerüsteten Massen römischer Bürger (je 6000 auf eine Legion), an die sich die nicht minder zahlreichen und gutbewaffneten Kohorten der Bundesgenossen schlossen, teils aus deutschen Stämmen gebildet, unter deutschen Führern<sup>3)</sup>, teils aus gallischen, teils auch aus entlegenen Völkerstaaten ausgehoben. Zum Fußvolk gesellten sich die Regimenter (alae) der Reiterei, je etwa 500 Pferde stark, und die Feldgeschütze, tormenta<sup>4)</sup>, von denen jeder Legion 65 Stück beigegeben waren, teils Katapulten, teils Ballisten, jenes riesige Armbrüste, dieses riesige Schleudern, die, von etwa 11 Mann bedient, beide ihre Pfeile bzw. Steinkugeln etwa 3—400 Meter weit warfen, entweder in wagrechter Richtung oder im Bogenschuß. Die germanischen Krieger, außerstande, ihrer Bedienungsmannschaft beizukommen, konnten ihrem Geschosshagel nicht standhalten<sup>5)</sup>. Zur Macht des Cäsar gesellte sich sein Reichtum; er wußte, wo es nützlich war, mit freigebiger Hand zu schenken, hohen Sold, goldene Halsketten und denen, die im römischen Dienst sich treu und brauchbar erwiesen, Ehrenkränze aus Edelmetall und andre militärische Auszeichnungen<sup>6)</sup>; wer sich widersetzte, dem drohten schwere Strafen; sollte er in sich gehen, so lockte wieder die Gnade des Siegers, welche nicht einmal nach der Teutoburger Schlacht aufhörte unter den Mitteln römischer Politik zu zählen<sup>7)</sup>. So finden wir, daß zu der römischen Partei zahlreiche Volkshäupter sich schlugen. Der bekannteste ist der Cheruskerfürst Segetes, dessen wir noch öfter zu gedenken haben; sein Bruder Segimer (Siegmar) und dessen Sohn<sup>8)</sup>; dann des Arminius Vaterbruder Inguiomer, der selbst nach der Teutoburger Schlacht es noch mit den Römern gehalten zu haben scheint, altes Ansehen bei ihnen genoß und erst bei dem Vorstoß des Germanicus im

<sup>1)</sup> Tacitus, Annalen I, 58: Romanis Germanisque idem conducere probabam.

<sup>2)</sup> Bellerus Paterculus II, 119: Exercitus omnium fortissimus, disciplina, manu experientiaque bellorum inter Romanos milites princeps II, 120: exercitus magnificus.

<sup>3)</sup> Ut qui Romanis in castris ductor popularium meruisse (Tacitus II, 10 von Arminius). Chariovalda, dux Batavorum (ib. II, 11).

<sup>4)</sup> Tacitus, Annalen I, 56.

<sup>5)</sup> Tacitus, Annalen I, 56.

<sup>6)</sup> Tacitus, Annalen II, 10, wo Arminius' Bruder Flavus diese Gnadenbeweise des Cäsar aufzählt.

<sup>7)</sup> So verzich Germanicus dem Sohn des Segetes, Siegmund (Tacitus, Annalen I, 57, 58) und seinem Neffen, dem Sohn Segimers (Annalen I, 71).

<sup>8)</sup> Tacitus, Annalen I, 71. Der Ausdruck data venia = „Verzeihung ward gewährt“, nötigt zu dem Schluß, daß sie ursprünglich römisch gelesen waren, dann abfielen.

Jahr 15 sich der nationalen Bewegung anschloß<sup>1)</sup>, und längere Zeit Arminius selbst; sein Bruder *Flavus*; endlich der Fürst der Ampsivarier (um Lingen und Meppen) *Voiocal*<sup>2)</sup>. Alle wurden hoch geehrt; Segestes und Arminius z. B. erhielten das Bürgerrecht Roms<sup>3)</sup>. Arminius überdies die Ritterwürde mit dem goldenen Ring: d. h. er wurde dem zweithöchsten Stand in Rom eingereiht, der gleich nach dem Amtsadel, der Nobilität, kam.

Aber die Zuneigung zu Rom vermochte nicht über die oberen Schichten hinanzudringen, die naturgemäß mit den Römern in nächste Verührung traten, ihre Kultur auf sich wirken ließen und aus Politik sehr rücksichtsvoll behandelt wurden. Auch diese Kreise aber empfanden zwiespältig. Sie beugten sich vor des Cässars Macht und Glanz; aber sie knirschten auch über die Beschränkung, welche ihr freies Gebaren durch die römische Herrschaft erlitt. Es war in Deutschland dieselbe Sache wie in Gallien und überall: wo die Römer festen Fuß faßten, da war es vorüber mit dem Recht der Selbsthilfe, den leichthin aufgenommenen Feinden mit aller Welt. Das war eine harte Sache für Fürsten, denen das Schwert so locker in der Scheide saß, und die gewohnt waren, mit den Waffen ihr Recht zu suchen oder auch bloß des Ruhmes wegen zu Felde zu liegen. Für die große Masse des Volkes bedeutete die *pax Romana* einen unendlichen Segen, das Aufhören der unausgesetzten Kämpfe, auf die das Horaz haarscharf zutraf: *quidquid delirant reges, plectuntur Achivi;* in Gallien tritt uns aus hundert offiziellen Inschriften auf den Denkmälern die Dankbarkeit für die Segnungen des Landfriedens entgegen, den das Kaiserreich überall erzwang. „Bisher,” sagt Bloch (in Lavisse, *Histoire de France*, Paris 1901, I<sup>2</sup> 101) „hatten im Osten wie im Westen die Völker nichts gekannt als den Krieg, den Krieg von Stadt zu Stadt, von Haus zu Haus sozusagen, den Krieg ohne Unterlaß und ohne Erbarmen. Der Grund lag in dem Stadtregeriment, das hier durch den Glanz einer Jahrhunderte alten Kultur verherrlicht, dort ganz urwüchsig und roh sich zeigte, überall aber gleich mörderisch und anarchisch war. Durch Rom ward alles befriedet. Es gab noch Wirren und Bürgerkriege, aber im großen und ganzen nichts, was der Unordnung und dem Elend von früher vergleichbar war.“ Für die Fürsten war diekehrseite dieses Friedensstandes vor allem fühlbar; sie mußten Ruhe halten, und so geschah es, daß sie, wie Dio Cassius 56, 18 sich ausdrückt, nach ihrer früheren Herrschaft Verlangen trugen, sich also gleichsam abgesetzt vorkamen, oder wie Florus 4, 12 sagt, mit Trauer auf ihre verrosteten Schwerter und ihre im Stall müßig stehenden Rosse blickten. Aber auch die Masse empfand anders, ich möchte sagen energetischer als die Gallier über dem Rhein. Bei diesen war erstens die Scheidung des Volkes in die herrschenden Klassen der Ebellente und Druiden (Priester) und das nach Art von Sklaven gehaltene Volk außerordentlich scharf und

<sup>1)</sup> Das scheint aus den Worten *tractus in partis* (Tacitus, Annalen 1, 60), „er ward mit fortgerissen“, zu folgen.

<sup>2)</sup> Tacitus, Annalen XIII, 55.

<sup>3)</sup> Bei Tacitus, Annalen 1, 58 von Segestes, bei Velleius 1, 118 von Arminius bezeugt.

erstickte das Gemeingefühl; dann waren die Gallier schon länger den Einwirkungen der griechischen und römischen Kultur ausgesetzt und ließen sich leichter von ihr ergreifen. Bei den Germanen aber gab es ganz im Gegensatz zu den Kelten einen sehr zahlreichen und sich stolz fühlsenden Stand der Gemeinfreien, Leute, über die sich der Adel, wenn es einen solchen im vollen Sinne gab, nur tatsächlich und nicht rechtlich emporhob; eigentlich adelig waren ja nach Müllenhoff nur die königlichen Geschlechter, die ihren Ursprung von den Göttern herleiteten. So herrschte hier keine Unterdrückung, die die Römer hätte als Helfer und Befreier erscheinen lassen; und die germanische Welt war noch so unberührt von fremder Art, daß sie das Eindringen des Römertums mit vollster Schärfe wie das eines Fremdkörpers empfand. Die Römer, sagt Dio Cassius an der angeführten Stelle, überwinterten in Deutschland und legten Städte an (d. h. Lager mit sich anschließendem Verkehr); die Deutschen fügten sich ihren Sitten, kamen auf die Marktplätze und pflegten friedlichen Umgang; aber, fügt derselbe römische Schriftsteller sofort hinzu, sie konnten ihrer Väter Sitten, ihre Landesgebräuche, ihre ungebundene Lebensweise, ihre Waffenmacht nicht vergessen. Hier griff nun verhängnisvoll der Statthalter Publius Quintilius Varus ein, der im Jahre 13 v. Chr. Konsul, im Jahre 7 v. Chr. Prokonsul von Afrika, dann in letzter Zeit Statthalter von Syrien gewesen war; auch in Kleinasien ist er einmal gewesen; es gibt eine Münze, welche die afrikanische Stadt Acholla auf ihn schlagen ließ, und in Pergamon ist die Unterlage einer Säule gefunden worden, die ihm die dortige Stadtgemeinde „jeder Tugend halber“ errichtet hatte. Es ist das natürlich der Stil offizieller Lobhudelei; Varus war als Sohn eines Pompejaners (also eines Aristokraten vom gewöhnlichen Schlage, den Caesar in Corfinium gefangen und freigelassen hatte) in der Überzeugung aufgewachsen, daß die Untertanenvölker zum besonderen Besten der hohen Herren in Rom von den Göttern erschaffen und zum Ausgesaugtwerden da seien; auch unter der Monarchie hörte diese Überzeugung nicht so bald auf. Varus hatte, wie Bellejus (II, 117) sagt, das reiche Syrien arm betreten und das arme reich verlassen; er hatte auch von den Germanen die echt römisch-aristokratische Auffassung, wie derselbe Historiker sagt, daß sie von Menschen nichts an sich hätten als Stimme und Gliedmaßen. Im übrigen war er nach Bellejus von Charakter schlaff (mitis kann hier kein Lob bedeuten), ruhig, körperlich wie geistig ziemlich unbeweglich, mehr an die Ruhe im festen Lager gewöhnt als an den Kriegsdienst; aus solchen Angaben leitet Mommsen das zutreffende Wort her, „er sei einer jener vielen hochgestellten Römer gewesen, welche infolge des Festhaltens an der alten Zusammenwerfung der Administrativ- und Offizierstellungen die Feldherrnschärpe nach dem Muster Ciceros trugen“ (Römische Geschichte V, 40). Wie es geschehen konnte, daß gerade ein solcher Mann zweimal, in Syrien und in Deutschland, auf Posten gestellt wurde, die doch vor allem militärische Tüchtigkeit erforderten, ist eine Frage, die sich von selbst aufrängt, obwohl sie bisher nicht aufgeworfen worden ist. Die Antwort ist entweder, daß er als Gemahl einer Nichte des alten Kaisers, Claudia Pulchra, persönliche Fürsprache fand, die sich um die sachlichen

Erwägungen nichts kümmerte, oder daß im zweiten Falle, als es sich um die Besiegung des deutschen Kommandos handelte, hinter den Phrasen des Florus: „es bestand solcher Friede in Deutschland, daß die Menschen ausgewechselt, die Erde eine andre, das Klima selbst milder und weicher geworden zu sein schien“, ein historischer Kern steckt und die kaiserliche Regierung angesichts der starken römischen Partei im Lande und der anscheinenden Fügsamkeit der Massen die Aufgabe für mehr politischer und administrativer als militärischer Art gehalten hat. Nur hätte sie auch dann als Träger eines unerbittlich folgerichtigen Systems einen geschickteren Mann wählen sollen als Varus, der nun nach Dio Cassius (56, 18) den bisher langjähren Prozeß der Romanisierung überstürzte, alles zu rasch umformen wollte, nach der in Syrien so einträglich befundenen Weise direkte Abgaben (tributa) auferlegte — die noch unter Kaiser Maximilian I. die fränkische Ritterschaft als schimpflich für freie deutsche Männer abgelehnt hat — und (ohne Zweifel nur für die Beziehungen von Römern und Germanen) das römische Strafrecht einführte, das Florus grausamer als Roms Waffen nennt: Varus wagte es, sagt er weiter, Gerichtstage zu halten, wie wenn er die Gewaltsamkeit der Barbaren durch die Nuten seines Liktors und die Stimme seines Herolds im Raum halten könnte. Das römische Strafrecht brachte es mit sich, daß Leute, die Totschlag oder Mord (an Römern offenbar) begangen hatten, nicht durch das Vergeld sich loskaufen durften, wie es alter Landesbrauch war, sondern daß sie ausgepeitscht und enthauptet wurden: Strafen, die dem Germanen, der höchstens im Falle militärischen Ungehorsams vom Priester sich peitschen ließ, ebenso schimpflich als grausam vorkommen mußten. Dazu gesellte sich, daß Varus auch nach germanischen Weibern lästern war. Anders läßt sich Florus nicht verstehen, der neben dem Hochmut (superbia) des Statthalters und seiner Grausamkeit (saevitia) auch seine Wollust (libido) als Grund der Erbitterung der Germanen nennt. Mit diesen Augaben stimmt vollkommen überein, was Tacitus (Annalen I, 59) den Arminius sagen läßt: „nie werden die Germanen es ganz verzeihen, daß sie zwischen Elbe und Rhein Nuten, Veile und die Toga haben sehen müssen. Andre Völker haben, weil sie vom römischen Reich nichts wissen, keine Erfahrungen mit der Todesstrafe gemacht, kennen Tribute nicht; von Rom her drohen neue Herren und neue Landaufteilungen“ (coloniae), für die Soldaten nämlich, die in den Kastellen angesiedelt wurden und nach alter römischer Weise das umliegende Land empfingen. Aus allen diesen Arten von Druck erwuchs eine Lage, die Florus mit den Worten charakterisiert: „Es ist schwerer, eine Provinz zu erobern, als sie zu behaupten; durch Kraft wird sie erworben, durch Recht festgehalten.“

So entstand eine Bewegung in Deutschland, die auf Abschüttelung des Joches gerichtet war, und als ihre Seele erscheint der Cherusker Arminius. Ob dieser Name sein eigentlicher war (mit Hermann hat er aber keinesfalls etwas zu tun; dieser Name lautet altdenisch Chariomann) oder ob er ihn von Rom erhielt, als er mit dem Bürgerrecht begabt wurde, ist nicht zu bestimmen: möglich, daß sein deutscher Name (wie der seines Vaters Segimer = Siegmarr) mit Sieg zusammenhang und vielleicht Siegfried lautete, so daß er mit dem

Helden, dessen leichtes Geschick dem seinen so sehr gleicht, den Namen gemeinsam gehabt hätte. Er war nach Bellejus (II, 118) „der Sohn eines Fürsten jenes Volkes, Segimer“, nach Tacitus (Annalen XI, 16) von königlichem Geschlecht (*stirpe regia*) — ein Ausdruck, der nicht ganz zutrifft: denn bei den Cherusker gab es damals noch kein Königtum oder keines mehr; sonst könnte Tacitus auch nicht von ihm sagen (Annalen II, 88): „er strebte nach dem Königtum.“ Da der römische Historiker (Annalen II, 88) seinen Tod zum Jahre 19 erzählt und ihm siebenunddreißig Jahre des Lebens zuschreibt, so ist seine Geburt 18 v. Chr.<sup>1)</sup> anzusehen und der Ausdruck ebendort, er habe zwölf Jahre der Macht ausfüllt, darauf zu beziehen, daß der Vater des Arminius, in dessen Erbe er eintrat, im Jahre 7 n. Chr. gestorben sein wird: im Jahre 16 n. Chr. jedenfalls lebte nur noch Arminius' Mutter (Tacitus Annalen II, 10), deren Namen wir leider nicht kennen. Neben ihm war dem väterlichen Hause noch ein jüngerer<sup>2)</sup> Sohn beschieden, der gleich Arminius in römische Dienste trat und von den Römern Flavus, „der Blondkopf“ (Tacitus Annalen II, 10) genannt wurde; seinen eigentlichen Namen kennen wir gar nicht. Bellejus (II, 118) sagt, daß die Dienste des Arminius im römischen Lager lange gedauert haben; Tacitus, daß Arminius hierbei seine Landsleute, soll wohl im engsten Sinne die Cherusker heißen, befehligt habe. Die lateinische Sprache erlernte er dabei so, daß er sich in ihr leicht ausdrücken konnte (Tacitus, Annalen II, 10). Daß er nach Italien und Rom oder gar nach irgendeiner fernen römischen Provinz gekommen wäre, wird wohl von manchem angenommen, ist aber von keiner Quelle bezeugt; da er vor dem Alter von etwa zwanzig Jahren nicht gedient haben wird, so bleibt als Spielraum nur die Zeit vom 3—7 v. Chr.: als er Fürst seines Volkes wurde, hat er ohne Zweifel seinen Abschied genommen, mit dem Rechte eines römischen Bürgers und dem Range eines Ritters, den sein Bruder Flavus trotz aller Treue, die er Rom hielt, nicht erlangt hat. Als, man möchte sagen, argloser Freund Roms, das alles tat ihn zu bezaubern, war er in dessen Dienst getreten; aber gerade jetzt, da er in den Reihen der Sieger stand, da ihre geheimen Empfindungen sich vor ihm bloß legten, da er hinter die Kulissen zu sehen vermochte, erkannte er, wie in Wahrheit die stolzen Herren der Welt über sein Volk dachten und wie sie hofften, es ebenso zu verwelschen, wie es mit den Galliern geschah. Indem man ihn äußerlich entnationalisierte, ihm ein zweites Vaterland aufdrängte, hoffte man, ihn von dem alten Vaterland zu lösen; man erreichte das Gegenteil. Da ein Kriegsplan zur Durchkreuzung der römischen Absichten eine Arbeit von langer Dauer war, da es vor allem galt, Bundesgenossen genug zu werben, um dem starken Feind überlegen zu werden, so werden wir annehmen dürfen, daß Arminius mit dem Augenblick, als er Roms unmittelbaren Dienst aufgab und sein Fürstentum antrat, auch die Fäden seines Gewebes zu spinnen anhub. Er tat es im Einvernehmen mit seiner verwitweten Mutter (Tacitus,

<sup>1)</sup> Die Ansicht, daß Arminius' zwölf Machtjahre mit dem Teutoburger Sieg beginnen und er also 21 n. Chr. gestorben sei, widerspricht schlechthin dem annalistischen Erzählungsprinzip des Tacitus.

<sup>2)</sup> Sonst würde er nach Siegmars Tod Fürst geworden sein, nicht Arminius.

Annalen II, 10), zunächst in tiefstem Geheimnis, ohne den Anschein anzugeben, als ob er Roms zuverlässiger Freund jetzt wie früher sei; er saß an des Varus Tafel, während er das Neß bereitete, das er ihm überwerfen wollte, und wie Karl V. denen, die ihn vor Moritz von Sachsen warnten, verächtlich antwortete, den tollen und vollen Deutschen sei solche Arglist gar nicht zuzutrauen, so hielt Varus bis zum letzten Augenblick an seinem blinden Vertrauen zu Arminius fest (Tacitus, Annalen I, 55, 58). Daher der Grimm des Wellensis, der (II, 118) die Deutschen in all ihrer großen Wildheit die verschlagensten Menschen, ein zur Lüge geborenes Geschlecht nennt und vom Verbrechen des Arminius spricht. Die Liste der Völker, die sich dem Bunde gegen Varus anschlossen, ist nirgends überliefert; wir können sie aber aus den Stellen des Tacitus, wo er von den Nachzügen des Germanicus (14—17 n. Chr.) spricht, und aus dem Bericht Strabons, des großen Geographen, über den Triumph des Germanicus zusammensetzen; dieser Bericht ist so lebendig, so reich an Einzelheiten, daß man ohne Zweifel in Strabon einen Augenzeugen des Ereignisses zu sehen hat, weshalb Piloty auf seinem bekannten ergreifenden Gemälde „Der Triumphzug des Germanicus“ in der Münchener neuen Pinakothek mit Recht ihm einen Platz angewiesen hat. Aus Tacitus sehen wir, daß die Bataver in Holland (Annalen II, 11), die Friesen (I 60, IV 72), die Chatten an der Nordsee, um Euxhaven und Stade (I, 60) und die Angrivarier (an der Hunte, um Oldenburg (Annalen II, 8)<sup>1)</sup>), an dem Kanal keinen Anteil nahmen, sondern auf Seiten der Römer standen. Dagegen griff Germanicus schonungslos an die Marsier (I, 50) zwischen der unteren Lippe und Ruhr, um Bochum, Dortmund und Hamm; die Bructer er, rechts von der Lippe und an der oberen Ems, um Münster und Osnabrück (Annalen I, 51, 60); die Uxiper von Wesel bis Arnhem (Annalen I, 51); die Tabanten (Annalen I, 51) östlich von den Marsiern, von Soest bis Paderborn; die Chatten (Annalen I, 55, 56) in Kurhessen, an Eder und Fulda. Das Hauptvolk des Bundes waren natürlich die Cherusker, die von Detmold bis zum Harz saßen (Annalen I, 55, 59 ff.). Strabon (VII, 1) bezeichnet als die Feinde Roms „die Cherusker und die ihnen Unterworfenen“, ein Ausdruck, dessen Tragweite abzuschätzen wir nicht in der Lage sind; den Armenius (so schreibt er) nennt er ihren Polemarchen (ihren Herzog) und neben den Cherusker, Uxipern, Chatten, Bructerern, Tabanten (Tubantien) führt er auf die Sigambrer (am Rhein, von Duisburg bis zum Siebengebirge; wenigstens einen ihrer Großen, den Tendorir, Sohn des Baitorir, des Bruders des Melon; er ist gewiß nicht ohne Anhang gewesen), die Rauken, Kampianer, Chattuarier und Landen; von diesen saßen die Chattuarier an der Hase, die andern ohne Zweifel in ihrer Nähe. Überblickt man alle diese elf Völker, so ergibt sich, daß es wesentlich die Bewohner eines Teils der Rheinprovinz, die Hessens, Westfalen, des südlichen und mittleren Hannovers, Braunschweigs

<sup>1)</sup> Erst im Jahre 16 n. Chr. spricht Tacitus a. a. C. von ihrem Abfall; also waren sie vorher treu. Als nördliche Nachbarn der Cherusker hatten sie gegen diese einen Grenzwall errichtet (Ann. II, 19), waren also ihnen verfeindet. Wegen ihres Abfalls hat Germanicus im Jahre 17 über sie triumphiert.

und Oldenburgs waren, die an der Erhebung sich beteiligt haben, also dieselben Lande, die 1757—1762 die Angriffe der Franzosen zurückgeschlagen. Von den Stämmen an der Nordsee hat sich keiner angeschlossen; sie waren allzusehr dem Angriff der gewaltigen römischen Rheinflotte ausgesetzt, die von Köln durch die IJssel (Sala) und die Zuider See (laeus Flevo) jederzeit ins Meer gelangen konnte; und daß irgendein Volk östlich der Elbe sich am Kampfe beteiligt hätte, wie Felix Dahn meint, dafür gibt es nicht die geringste Spur: sie waren nicht bedroht, und so war für sie der Himmel hoch und der Zar weit. Die Erhebung, die die römische Herrschaft vernichten sollte, war so wenig eine allgemeine deutsche wie die des Jahres 1813; sie hatte ebenso einen Teil der Nation gegen sich; trotzdem wird sie heute gemäß dem mächtig erstärkten Nationalgefühl stillschweigend oder gutgläubig als Tat der Nation schlechthin in Anspruch genommen.

Die vielen Zusammenkünste und Besprechungen, die zur Errichtung des Bündnisses und Kriegsplans notwendig waren, konnten den Anhängern Rom's auf die Dauer nicht ganz verborgen bleiben; Segestes faßte Verdacht und brachte ihn bei Varus an. Er haßte den Arminius als politischen Gegner, um so mehr, als er das Gefühl haben mußte, gegen den Strom der Volksstimmung sich zu stemmen — sein eigener Sohn Siegmund, der bei den Ubieren in Köln Priester war, zerriß die Priesterbinden, als Deutschland abfiel, und entfloß zu den Austrührern<sup>1)</sup> — und einer Sache, der andre den Rücken kehrten, hartnäckig anzuhängen. Man hat wohl auch gemeint, daß damals schon jener bekannte Grund zum persönlichsten Haß vorhanden war, der Raub seiner Tochter Thusnelda (den Namen gibt uns nur Strabon VII, 1) durch Arminius, der sie, die einem andern versprochen war, offenbar mit ihrer Zustimmung entführte und zu seiner Gattin machte; aber die Stelle bei Tacitus, Annalen I, 55 („Segestes blieb dem Arminius [im Jahre 15] feindselig, da auch noch ein persönlicher Anlaß den Haß erhöhte“), macht doch den Eindruck, daß das Ereignis damals noch neu war, und die Angabe Strabons (a. a. O.), daß im Jahre 17 beim Triumph des Germanicus ihr offenbar einziges Söhnchen Thumelicus ein dreijähriger Knabe war, führt auch zwar nicht mit Sicherheit, aber mit Wahrscheinlichkeit ins Jahr 13 als das Jahr des Raubes und Geschlusses. Segestes kam aber mit seiner Anklage bei dem Statthalter nicht auf, obwohl er bei der letzten Tafel, nach der Arminius die Maske abwarf und das Zeichen zum Losbruch des Sturmes gab, alles enthüllte und riet, Varus solle ihn, den Arminius und die übrigen Volkshäupter (proceres) fesseln lassen: der Haufe, seiner Führer beraubt, werde nichts wagen und er Zeit haben, Schuldige und Unschuldige durch eines der oben erwähnten Strafverfahren zu unterscheiden (Annalen I, 55, 58). Die Entschlußlosigkeit des Varus und der Wille des Schicksals aber bewirkten, nach der Meinung des Tacitus (Annalen I, 58), daß Segestes mit seinem Verlangen nicht durchdrang; Varus,

<sup>1)</sup> Tacitus, Annalen I, 57. Ob vor oder nach der Schlacht, ist nicht recht erfülllich: fast möchte man meinen, nachher. Daß aber Siegmund wie seine Schwester Thusnelda so dachten, ist das Wesentliche: sie ist dann ein Opfer für das Vaterland geworden, am Anfang unserer Geschichte, wie Königin Luise in späteren Zeiten.

der nach Abbruch seines Sommerlagers, das er lang, also doch wohl bis in den September, ausgedehnt hatte (Vellejus II, 117), jetzt von der Weser gegen den Rhein ziehen wollte, vertröstete den Ankläger auf später (Annalen I, 58; dilatus segnitia ducis). Bereits war der Schlag erfolgt, der verabredetenmaßen den Anstoß zu allem Weiteren geben sollte: „einige ferner Wohnende“, ohne Zweifel Stämme im Nordwesten, waren nach Dio abgefallen, um die Römer vom nächsten und festen Weg abzulocken, und Varus beschloß, sie auf einem Umweg heimzusuchen und zu züchtigen, ehe er die Haupttheerstraße wieder gewann und in das wohl bei Aliso gelegene Winterlager einrückte. So mußte er die Bergzüge westlich der Weser passieren, ehe er die Lippe erreichte, und auf diesem Marsch erfolgte nun der plärrmäßige Angriff.

Auf die Frage der Örtlichkeit der Varusschlacht gedenke ich hier nicht einzugehen; es handelt sich im wesentlichen um drei Punkte und ihre Umgebung, um Detmold, um Xburg und um das Dorf Varenau nördlich vom Wiehengebirge (zwanzig Kilometer nördlich von Osnabrück, etwas nordwestlich von Engter, nahe dem großen und dem Venner Moor), wohin Theodor Mommsen 1885 wegen eines seit 1698 gemachten Münzfundes, in dem er einen Nachlaß des varianischen Heeres sehen zu dürfen glaubte, die Schlacht verlegen wollte. Eine sichere Entscheidung scheint mir völlig unmöglich<sup>1)</sup>; die drei Hauptpunkte lassen wieder für vierzehn einzelne Örtlichkeiten Raum. Ich wende mich von dem bis jetzt unsruchbaren Kampf um das Wo lieber zu der fruchtbareren Untersuchung über das Wie der Schlacht, zu der Leopold von Ranke in seiner Weltgeschichte (III 1, 25—28 und III 2, 273—276) den Anstoß gegeben hat.

Quellenkritisch liegt die Sache nun so<sup>2)</sup>, daß wir vier Berichte über den Hergang haben, von Vellejus, Tacitus, Florus und Dio Cassius. Der dem Ereignis zeitlich am nächsten stehende Berichterstatter ist Gaius Vellejus Paternus, der unter Tiberius neun Jahre lang (4—12 n. Chr.) als hochgeschätzter Reiterführer, wie Seydlitz oder Bieten unter Friedrich, in Deutschland und Pannonien diente, also Land und Leute genau kannte; er hat in seiner römischen Geschichte (II, 117—119) der Schlacht kurz gedacht. Dann folgt Publius Cornelius Tacitus, der ums Jahr 100 lebte und in seinen Annalen I, 61 schildert, wie Germanicus im Jahre 15 die Gebeine der Erschlagenen nachträglich bestattete, und dabei das Bild der Schlacht in ergreifender Weise vor uns erscheinen läßt. An dritter Stelle kommt Lucius Annaeus Florus, der wahrscheinlich unter Kaiser Hadrian gelebt hat, also um 130, und in seiner epitome (Auszug) rerum Romanarum (IV, 12) das Ereignis erwähnt. Endlich ums Jahr 200 hat Dio Cassius, ein praktischer Staatsmann, in Buch 56, 18 bis 22 seiner römischen Geschichte einen Bericht gegeben, der dem Umfang

<sup>1)</sup> Vgl. den lehrreichen, durch Kartenstückchen trefflich veranlaulichten Aufsatz vom Studenten Dr. Willisch im Band XXIII der „Neuen Jahrbücher für das klassische Altertum“ (Leipzig 1909, S. 322—353); „Der Kampf um das Schlachtfeld im Teutoburger Walde“.

<sup>2)</sup> Hierüber vergleiche man meine Untersuchung „Die Schlacht im Teutoburger Walde“ in meinen „Analecten zur Geschichte“ (Stuttgart 1886, S. 191—208). Das Wesentliche dieser Untersuchung steht mir auch heute noch vollkommen fest; jetzt füge ich manches Neue hinzu.

nach der ausführlichste von allen ist. Vor Ranke hat man die Dinge deshalb wesentlich nach Dio Cassius erzählt; erst Ranke hat die Sache an einem andern Ende angefaßt. Er ist der Meinung, daß Vellejus und Florus im wesentlichen untereinander übereinstimmen, indem sie den Hergang als einen unerwarteten Überfall des römischen Lagers darstellen, wobei mit einem Schlag alles vorüber ist. Dio dagegen berichte von einem allmählich, fast zufällig, sich entwickelnden Kampf, wobei die Römer schließlich, nachdem sie Waldungen und einen freien Platz durchzogen hatten und wieder in Wälder geraten waren, gänzlich vernichtet wurden: es sei, wie wenn er von einem ganz andern Ereignis rede, etwa dem Schicksal nicht des Hauptheeres, sondern einer einzelnen Abteilung. Von Tacitus spricht Ranke nur ganz nebenbei, ohne seinen Bericht zu würdigen, und ist seltsamer Weise, was er leider nicht näher begründet, der Ansicht, daß Dio mit diesem taciteischen Bericht sich nur schwer vereinigen lasse.

Wie steht nun die Sache bei näherer Prüfung? *Florus*, auf dessen militärisches Verständniß Ranke großes Gewicht legt, sagt: „Sie griffen den Varus unversehens an, während er — o Sorglosigkeit! — Leute vor seinen Richterstuhl lud, und fielen von allen Seiten über die Römer her; das Lager wurde eingenommen, die Legionen vernichtet. Es gibt nichts Blutigeres, als jenes Gemetzel in den Sümpfen und Wäldern.“ *Vellejus* aber erzählt: „Das tapferste Heer von allen wurde durch die Achtlosigkeit des Feldherrn umzingelt; es konnte die volle Möglichkeit nicht gewinnen zu kämpfen und so weit sich durchzuschlagen (egrediendi), wie es gewollt hatte; einige wurden sogar mit schwerer Strafe gezüchtigt<sup>1)</sup>, weil sie römische Waffen und römischen Mut gebraucht hatten. Eingeschlossen in Wälder, Sümpfe und Hinterhalt wurde es bis zur Vernichtung abgeschlachtet.“ *Tacitus*' Bericht lautet: „Sie besetzten die traurige Stätte, die durch den Anblick und durch die Erinnerung entsetzlich war. Das erste Lager des Varus zeigte durch seinen breiten Umfang und das Ausmaß seines Hauptplatzes die Hände von drei Legionen; dann sah man an dem halb eingestürzten Wall und dem niedrigen Graben, daß hier der schon hart mitgenommene Rest sich gelagert hatte. Mitten im Feld lagen bleichende Gebeine, je nachdem sie geflohen waren oder Widerstand geleistet hatten, zerstreut oder in Haufen. Dabei waren abgebrochene Stücke von Waffen und Gliedmaßen von Pferden; zugleich sah man an den Baumstämmen angenagelte Schädel. In den benachbarten Lichtungen standen die barbarischen Altäre, an denen sie die Tribunen und die Hauptleute der obersten Rangstufen geopfert hatten (mactaverant). Und die, welche die Niederlage überlebt, aus der Schlacht oder den Banden sich gerettet hatten, erzählten, hier seien die Legaten (General-Leutnants) gefallen, dort die Adler erbuntet worden; wo dem Varus die erste Wunde beigebracht worden, wo er mit unseliger Rechten und eigenem Stoß den Tod gefunden habe; von

<sup>1)</sup> Von wem? Von dem Feldherren, den sie durch Selbständigkeit reizten, oder von den germanischen Siegern? Das Wort *castigare* geht meist auf mündliche Rüge; doch sagt man auch *verbieribus castigare*, mit Schlägen züchten.

welcher Erhöhung herab Arminius zum Heer gesprochen habe; welche Marterhölzer, welche Gruben für die Gefangenen hergerichtet worden seien, und wie er mit Heldenzeichen und Adlern im Übermut sein Spiel getrieben habe.“ Dio’s Bericht endlich ist oben in der Kürze schon charakterisiert; wir kommen noch auf ihn zurück.

In jedem Fall nun, wo wir über ein Ereignis mehrere Berichte haben, suchen wir zunächst Gewissheit über ihr Alter zu gewinnen und den ältesten zu ermitteln; berichten kann ja nur der, welcher etwas selbst gesehen oder doch von Augenzeugen gehört hat; an zweiter Stelle prüfen wir, inwieweit die Berichte den Eindruck der Wahrhaftigkeit machen. Von den genannten vier Berichten ist nun der des Pellejus äußerlich anzusehen der älteste; innerlich geprüft aber der des Tacitus. Wer ihn unbesangen liest, hat gewiß den überwältigenden Eindruck, daß er auf jemanden zurückgeht, der jenen traurigen Zug des Germanicus im Jahre 15 mitgemacht hat – so spricht nur ein Augenzeuge, und nur ein solcher empfand, womit der Bericht schließt, die Bitterkeit und die Zärtlichkeit des Augenblicks, „da sechs Jahre nach der Niederlage das Heer Roms die Gebeine dreier Legionen barg, ohne daß jemand wußte, ob er die Überreste von Fremden oder die seiner Angehörigen mit Erde deckte, alle wie Genossen, wie Blutsverwandte, mit schwelendem Zorn gegen den Feind, traurig zugleich und erbittert. Das erste Riesenstück für den Grabhügel legte der Kaiser nieder, als schönsten Liebesdienst für die Abgeschiedenen und den Anwesenden ein Genosse des Leides.“ Erschütternd wird der Todeskampf des tapferen Heeres uns gegenüberwärtigt an den zwei Lagern, von denen das erste noch groß und stattlich war, so daß man sah, der erste Tag sei noch leidlich überstanden worden; am zweiten Lager erkannte man, daß nur noch Reste des Heeres diese Nacht erlebt hatten; ein drittes Lager ist nicht mehr geschlagen worden – das grausige Leichenfeld gab Kunde vom Todeskampf und dem völligen Untergang der Brüder. Mit diesem Bericht streitet in gar nichts der des Pellejus, der nur überaus kurz ist, da Pellejus die Absicht hatte, „einen ganzen Band über die Schlacht zu verfassen“ (II, 119), den er aber entweder gar nicht geschrieben hat, oder den wir jedenfalls nicht besitzen; aber die wesentlichen Züge sind auch bei ihm, daß das Heer, durch einen Hinterhalt in Wälder und Thümpfe gelockt und umzingelt, zugrunde ging. Daß das Lager – welches nur das Sommerlager an der Weser sein könnte – durch einen Handstreich genommen wurde, steht bei Pellejus nirgends; der Ausdruck, daß das Heer nicht einmal die Möglichkeit gewann, „zu kämpfen und sich durchzuschlagen“, bezieht sich offenbar darauf, daß es nicht imstande war, die Wälder und Schluchten hinter sich zu bringen und in der Ebene eine rangierte Schlacht zu liefern, in der es alle Aussicht hatte zu siegen; eben das war ja der Plan des mit Rom’s Stärke vertrauten Arminius, ihm diese Möglichkeit, die wahrscheinlich das Scheitern der Erhebung verursacht hätte, nicht zu geben. Dio Cassius’ Erzählung deckt sich in allem Wesentlichen mit dem Bericht des oder der Augenzeugen bei Tacitus. Bei Dio machen Arminius und Segimer, sein Verwandter, und ihre Genossen zuerst die isolierten römischen Abteilungen nieder, die einzelne Punkte besetzt hielten oder gegen Räuber ausgeschickt waren; dann fielen sie auf das im Waldgebirge unter Stern und Regen mit vielem

Troß, Weibern und Kindern sich hinschleppende Hauptheer, das indes am ersten Abend an einem tauglichen Platz noch ein Marschlager schlagen konnte — prima variaстра bei Tacitus — und hier die meisten Wagen und alles entbehrliche Gepäck verbrannte. Am andern Tag zogen sie deshalb leichter und in besserer Ordnung weiter; sie kamen an eine Lichtung, dann wieder in den Wald und wurden hier härter bedrängt. Darauf — oder wie Reimarus das röte sichter nicht unzutreffend abändert, *zötz*, am dritten Tage, also nach Anlage eines zweiten Marschlagers am zweiten Abend — konnten sie, da ihre ledernen Schilder und Bogen wegen der Nässe beschwert und fast unbrauchbar waren, sich kaum mehr wehren, und da die Zahl der Feinde fortwährend wuchs, wurden sie schließlich völlig vernichtet. Denn jetzt war auch Segestes von der populären Strömung, gewiß durch seine Leute und gegen seinen Willen, mit fortgerissen worden; das ist der offensbare Sinn seiner Worte (Ann. I, 58): „o wäre jene Nacht meine letzte gewesen! Was folgte, kann mehr beweint, als verteidigt werden.“ Boiocal wurde gefesselt, da er nicht abspringen wollte.

Mit allen diesen unter sich völlig vereinbaren Berichten scheint nur der des Florus nicht zu stimmen, der das Bild eines einmaligen zerschmetternden Schlages hervorruft. Nicht die Analogie von Saratoga trifft dem Anschein nach zu, wo 1777 das englische Heer Burgoynes auf dem Weg von Kanada nach dem Hudson nach langen, über Tage und Wochen sich hinziehenden Kämpfen erlag, sondern die von Hochkirch 1758, wo auch estra rapiuntur, wo Graf Daun Friedrichs Lager durch einen Überraschungsschlag im Handumdrehen einnahm. Ist aber so etwas glaublich? Ist es denkbar, daß Varus, während er auf dem Richterstuhl sitzt und Angeklagte aufruft, plötzlich von den Germanen in Massen überschlagen wird? Das wäre denn doch eine Gleichgültigkeit, ein Verfaulnis militärischer Vorsicht, die keinem Barbarenführer zugetrauen ist, geschweige einem römischen Feldherrn, der nun zum dritten Mal ein Heer befehligte, und einem Heer, das der mit ihm genau bekannte Bellejus das durch Männeszucht, disciplina, erste unter allen römischen Heeren nennt<sup>1)</sup>. Nein! Florus mag immerhin, wie Ranke meint, manche gute Nachricht uns überliefern — im ganzen ist er, das lehrt schon ein flüchtiger Blick in sein Buch, ein Rhetor, der alles auf den Effekt zustützt, alles in den schreiendsten Farben malt. Wie Camillus Rom von den Galliern befreit, vertilgt er die Spuren der Feuersbrunst durch eine überströmende Flut gallischen Blutes (I 13). Bei Cannä fließt der Aufidus eine Zeitlang blutrot dahin; zum Untergang des römischen Heeres verschworen sich Anführer, Erde, Himmel, Tag, kurz die ganze Natur (II, 6). So hat Florus auch hier die Sache auf die Spitze getrieben; Mommens (V, 41) Urteil: „durch ein dramatisches Zusammenrücken der Motive“ tut ihm noch zu viel Ehre an: daß Varus das aufsteigende Wetter nicht bemerkte, daß es ihn traf wie ein Blitz aus heiterem Himmel, will Florus dadurch veranschaulichen, daß er auf dem Richterstuhl, in friedlicher

<sup>1)</sup> Mommens Meinung (Römische Geschichte V, 40, 42), daß das Heer des großen pannonischen Krieges wegen seiner besten Elemente beraubt worden war und aus jungen Soldaten bestand, steht mit Bellejus in unlösbarem Widerspruch.

Verwaltungstätigkeit, nichts ahnend überfallen wird. Sofort aber tritt der wahre Sachverhalt doch auch bei Florus zutage in den Worten: „nichts war blutiger als jenes Gemehel in den Sümpfen und Wäldern“ —: es ist genau dasjelbe Bild, das wir aus den drei andern Berichten erhalten haben.

Für die Einzelheiten der Katastrophe läßt sich nun aus Bellejus und Florus noch manches gewinnen. Wir hören, daß der Unterfeldherr Vala Numonius, der die Reiterei befehlte, sonst ein ruhiger und wackerer Mann, den Kopf verlor und mit der Reiterei sich davon machte, um den Rhein zu erreichen; aber dies gelang ihm nicht; er ward von den Germanen aufgehalten oder eingeholt und erschlagen; wir werden das wohl in den Verlauf des dritten Tages zu setzen haben, da die Lösung nicht entshuldigt, aber begreiflich war: Rette sich, wer kann! Dann gab sich Varus, der nach Tacitus mindestens zweimal verwundet worden ist, selbst den Tod, mit ihm nach Dio (was mit Tacitus nicht stimmt, bei dem die Legaten fallen) die angesehenster Offiziere; bei Dio geschieht es, weil sie nicht lebendig gefangen und abgeschlachtet werden wollen; bei Florus tötet sich Varus, weil er, der sich hätte retten können, wie Paullus bei Cannä sein Heer nicht überleben wollte. Das kann sein, um so mehr, als der unglückliche Führer vor Augustus zu treten sich scheuen mußte: aber man sieht nicht recht, wie gerade er, der den Feinden so gut Bekannte, sich in dieser Lage hätte retten können. Noch war nach seinem Tode indes die Kraft des Widerstandes nicht ganz gebrochen: denn wir hören, daß der Leib des Feldherrn gerettet wurde und nach Bellejus sogar der Versuch gemacht worden ist, ihn zu verbrennen; nach Florus hat ihn die Pietät der Soldaten in der Erde geborgen; die Leiche ward aber nachher von den Siegern ausgegraben und nach Bellejus von den wilden Feinden zerfleischt, das Haupt abgeschnitten und an Marbod gesandt, den König der Markomannen in Böhmen, der ein Heer von 7000 Kriegern befehlte, aber am Kampf nicht teilgenommen hatte. Sollte er damit aufgefordert werden, sich jetzt endlich in den Dienst des Vaterlandes zu stellen, dem Roms Nache drohte, oder sollte ihm als Römerfreund — er sandte das Haupt an den Kaiser, der es großmütig verzeihend in dem Grabhügel des quintilischen Geschlechts beisehen ließ — damit gesagt werden, was die Schiatsalsuhr zeige? Es scheint, daß das Hänslein, das Varus' Leiche vor den Feinden noch kurze Frist rettete, ins zweite Lager zurückwich; hier wurde dann beraten, was zu tun sei. Zwei wohl gleich alte Offiziere hatten den Befehl des Lagers übernommen (das kann der Ausdruck praefecti eastrorum duo bei Bellejus II, 119 besagen), und der eine, Eggius, stimmte für Fortsetzung des Kampfes, der andre, Geionius, für Übergabe, und damit scheint er durchgedrungen zu sein. Nun war der letzte Funke des Widerstandes erloschen, und jetzt folgten die furchtbaren Nachetaten, die Bellejus, Tacitus und Florus berichten, gegen gefangene Offiziere, die — s. oben — durch heldenhaften Widerstand die Wut der ohnehin wütenden Feinde noch gereizt hatten und, da für ritterliche Erwägungen der Kampf auf Leben und Tod nicht Raum ließ, nun den Göttern geopfert wurden, und besonders gegen die Rechtsanwälte, denen, wenn Florus nicht wieder übertreibt, die Augen ausgerissen und die Hände

abgehauen wurden; einem ward die Zunge ausgeschnitten, die der Barbar dann ergriff, indem er dem Opfer zurief: „endlich, Viper, haſt du aufgehört zu zischen“, ein Wort, das auf die höhnische, giftige, in unbekannter Sprache herausgeschleuderte Rede des gegnerischen Anwalts zu beziehen ist: zum Schluß soll dem Unglücklichen der Mund zugenäht worden sein, damit er gewiß schwiege<sup>1)</sup>. Die Beute blieb ohne Zweifel jeweils denen, die sie gemacht hatten; so behielten von den drei silbernen Adlern der Legionen einen die Brüderer (Tacitus, Annalen I, 60), den zweiten jedenfalls die Marsier (Annalen II, 25), sehr wahrscheinlich auch den dritten. Nach Florus hatte nämlich zwar der Adlerträger ihn aus der Stange gerissen, ehe die Feinde ihn ergreifen konnten, ihn in sein Wehrgehens gesteckt und sich mit ihm in den blutigen Sumpf gestürzt, ähnlich wie jene zwei preußischen Fahnenjunker v. Kleist und v. Plate, die sich nach der Schlacht bei Jena mit ihrer Fahne in die Saale stürzten, um sie den Franzosen nicht in die Hände fallen zu lassen. Der Adler muß aber doch von den Deutschen gefunden worden sein, weil nach Dio (69,8) im Jahre 41 Publius Gabinius (nachdem schon Germanicus zwei Adler wieder erlangt hatte) auch den dritten von den Marsern<sup>2)</sup> wieder zurückgewann, weshalb der Kaiser Claudius, des Germanicus Bruder, den Imperatortitel annahm.

Ein Heer von drei Legionen — die 17., 18. und 19. —, drei Reiterregimentern (alae) und sechs<sup>3)</sup> bündesgenössischen Bataillonen (cohortes), alles in allem etwa 25 000 Mann, war fast bis auf den letzten Mann vernichtet. Das war ein furchtbarer Schlag, der schwerste, sagt Vellejus (II, 119), der seit der Niederlage des Crassus gegen die Parther bei Carrha im Jahre 53 v. Chr., also seit 62 Jahren, Roms Kriegsmacht getroffen hatte; kein Wunder, daß Augustus fast verzweifelte, monatlang Haar und Bart wachsen ließ, öfters den Kopf an die Tür stieß und ansrief: „Quintilius Varus, gib mir die Legionen wieder!“ (Sueton Aug. 23.) Der Sieg war die Frucht planmäßigen Vor gehens vom ersten Augenblick an, da Arminius die Fäden der Verschwörung zu spinnen begann, bis zu dem, da das Heer in den Teutoburger Wald gelockt sich rettungslos im wohl bereiteten Netz fing. Diese souveräne Berechnung, das Merkmal des überlegenen Geistes, zeigt Arminius

<sup>1)</sup> Ein gefangener Jüngling aus alter Familie, Calpus Caius, zog es vor, durch eigene Hand zu sterben: er faßte die Ketten, in die er gelegt war, und schmetterte sie so gegen seinen Kopf, daß Blut und Gehirn herauspritzten und er tot zusammen sank (Vellejus II, 120). Die Gruben (serobes), von denen Tacitus spricht, scheinen die Opferstelen aufgenommen zu haben. Mommsen bezieht das Wort darauf, daß manche lebendig begraben worden seien: zu Tacitus' Sprachgebrauch über serobes stimmt das Erstere besser.

<sup>2)</sup> Die Lesart Maurinius = Mauren ist zweifellos an dieser Stelle sinnlos und beruht auf einem Schreib- oder Hörfehler.

<sup>3)</sup> Da die Zahl der bündesgenössischen Kohorten bei vollzähligem Heeresstand der der Bürgerkohorten gleichsam und die Legionen 30 Kohorten enthielten, so fehlen 24 bündesgenössische Kohorten. Waren sie noch nicht aufgestellt? Bildeten sie die isolierten Abteilungen, die gleich zu Anfang niedergemacht wurden? Oder gingen sie, aus Germanen bestehend, während der Schlacht über, wie die Sachsen und Würtemberger bei Leipzig? Daß die nationalen Sympathien bis in die Bundesgenossen Roms sich erstreckten, zeigt der nach dem Jahr 9 erfolgte Abfall der Linguiomer und der Argivariier, und daß die Chauten im Jahr 16 den fliehenden Arminius erkannten und enttäuschen ließen (Tacit. 6, Ann. V, 17).

auch später überall, wo wir seinen Wegen nachgehen können; es ist sehr unangebracht, sein Verdienst zu unterschätzen, und ihn „den tapferen, verschlagenen und vor allen Tingen glücklichen Führer“ zu nennen, „nicht weniger, aber auch nicht mehr“ (Mommesen V, 101). Aber nicht minder als der große Heerführer, den Rom auch später trotz des Aufgebots von ~~soviel~~ Mann nicht bewältigen konnte, hat am Sieg Anteil die wilde Tapferkeit der Germanen, die, wenn man die Bewaffnung betrachtet, so weit hinter den Römern zurückstanden; in einer bisher so gut wie unbeachteten Stelle des Tacitus (Annalen II, 14) weist Germanicus seine Soldaten daran hin, daß der Feind keine Panzer und Helme habe wie sie, statt der eisernen oder ledernen Schilder bloß Weidengeslechte oder dünne bemalte Bretter; nur das erste Glied trage Lanzen, die andern (aus Mangel an Eisen) vorn angebrannte Spieße oder doch nur solche mit kurzer Spitze. Es war wie 1870, als unsre Soldaten mit dem Bundnadelgewehr gegenüber dem Ghassepot auf größere Entfernung nichts in der Hand hatten als einen Stock, und sie haben trotzdem den Gaisberg, die Zwickerer Hohen, die festungsähnlichen Törfer St. Privat und St. Marie aux Chenes erstmals und die Kraft der Welshen gebrochen. So geschah es auch im Teutoburger Walde; gewaltiger als Roms furchtbare Waffenrüstung war der Freiheitsmut unsrer Ahnen. An Zahl werden sie wohl den Römern erheblich überlegen gewesen sein; aber wir dürfen uns durchschnittlich eine der etwa vierzig Völkerstaaten, die es damals in Deutschland gab, doch nicht stärker als ungefähr 80—100 000 Seelen, d. h. 16—20 000 Krieger, vorstellen, und natürlich waren längst nicht alle Krieger zur Stelle. Diesseits des Rheins brach die Römerherrschaft jäh zusammen; die Zwingburg Aliso ward sofort von Arminius angegriffen, der wohl hier das tat, was Frontinus II, 9, 11 berichtet, daß er die Köpfe getöteter Römer auf Speeren gegen die Wälle tragen ließ, um die Verteidiger zu schrecken. Die Burg wurde von ihrer Besatzung nach längerer tapferer Gegenwehr unter dem Lagerpräfekten Gadicus, da der Hunger einzufehren drohte, aufgegeben, und die Römer mußten froh sein, daß wenigstens die zwei Legionen, die unter Varus' Neffen, dem Unterfeldherrn Lucius Asprenas, noch in Deutschland standen, „durch dessen tüchtige und manhaftre Haltung gerettet wurden, und daß er, indem er zeitig an den Unterrhein zog, die schon schwankenden Völkerstaaten links vom Rhein in der Treue bei Rom erhielt“ (Bellejus II, 120).

Es war so, wie Tacitus in jenem wunderbaren Nachruf an Arminius (Annalen II, 88), der dem Historiker ebenso zur Ehre gereicht wie dem Helden, sich ausdrückt: „Arminius war ohne Frage Deutschlands Befreier.“ Er war noch mehr: wenn man an das Schicksal Galliens und Spaniens, an die durchgängige Widerstandsunfähigkeit jugendlicher Völker gegen höhere Kulturstufen denkt, so ist kein Zweifel: indem Arminius das römische Heer vernichtete, hat er unsre Nationalität gerettet. Daß wir noch Deutsche sind, verdanken wir ihm.

# Die Regierung Englands.

The Governance of England. By Sidney Low. Second impression. London,  
T. Fisher Unwin. 1906.

## I.

Ein Jahrhundert lang und länger war England für uns ein Vorbild der politischen und wirtschaftlichen Entwicklung. In den letzten Zeiten hat das Verhältnis sich geändert. Das Vorbild hat, wie das öfter in der Geschichte vorgekommen ist, in dem nachfolgenden Volke den Rivalen erkannt. Deutschland hat diese Eigenschaft mindestens insofern zugestanden, als es neuerdings immer weniger Neigung zeigt, die vorbildliche Bedeutung der englischen Staatseinrichtungen oder der sozialen Entwicklung, die damit verknüpft ist, gelten zu lassen. Und je mehr wir die Breite der öffentlichen Meinung betrachten, desto mehr ist nur noch von den Fragen der auswärtigen Politik die Rede, von der Entwicklung der Heeresmacht und der Flotte, von den mehr oder weniger freundlichen Beziehungen der beiden Nationen. Der etwas tiefer blickende Kenner des Staatslebens wird freilich auch durch diese Fragen immer wieder den Problemen des Verfassungswesens zugewendet. Ja selbst die etwas nachdenklicheren Zeitungsleser sollten verwandten Neigungen zugänglich sein, wenn etwa die beliebten Reisen des Königs von England die Frage nahe legen, was ein König im heutigen England wohl zu bedeuten habe.

Seit Rudolf Gneist uns über die Verfassung und Verwaltung Englands in meisterhafter Weise unterrichtet hat, ist einige Zeit vergangen. Eben in diesem Zwischenraume haben sich manche Änderungen vollzogen, unter denen die gesetzlichen keineswegs die Hauptache sind. Bedeutsamer ist die Fortsetzung jener wohl bekannten Bewegung, die unter dem Scheine der alten Rechtsformen das Wesen der englischen Staatsverfassung ruhelos umgestaltet. Dieses uns zu schildern ist ohnehin am besten ein Engländer berufen, zumal dann, wenn er das wissenschaftliche Rüstzeug besitzt, das ihn befähigt, den Gang jener Entwicklung durch die Jahrhunderte zu verfolgen, — das Rüstzeug, das ihm die objektive Gesinnung gibt, mit welcher der Forscher, frei von den Fesseln irgendeiner Partei, den Stoff des politischen Lebens untersucht, und frei von den Schranken nationaler Befangenheit, die eben das zum Axiom erhebt, was das Problem einer wissenschaftlichen Skepsis bildet.

Mit einem altertümlichen Worte betitelt Sidney Low sein Buch: „The governance of England“ — das soll heißen: „die Art und Weise, wie Eng-

Land regiert wird.“ Dieses ist in Kürze der treffende Ausdruck für den Inhalt des Werkes. Der Nachweis der Wandlung, die sich vollzogen hat, die Verschiebung der Machtverhältnisse, die Folgen der Demokratisierung des englischen Staatslebens, der veränderte Charakter des Unterhauses, der periodische Wechsel seiner Mehrheit — und der auf diese gestützten Ministerien, die Macht eines einzelnen Mannes an der Spitze des Kabinetts, der engere Kreis seiner nächsten Vertranten, die Abhängigkeit der zeitweiligen Unterhaussmehrheit von der Herrschaft des Kabinetts, die Rechtsseite dieser Herrschaft, die sich in den wandelbaren Stimmenungen der souveränen Demokratie, das ist der Wählerschaften des Reiches, zeigt, wenn die Mehrheit des regierenden Ministeriums allmählich abbröckelt und darans eine Mehrheit der Opposition, also der andern Partei des Landes, werden läßt, damit diese das Wechselspiel aufnimmt und die so lange regierende Partei in die Opposition gehen heißt.

Dazu nun die Beschaffenheit der sozialen Elemente und Schichten, die vorzugsweise in den Staatsgeschäften sich betätigen, der verhältnismäßig enge Kreis und besonders der konservative Zug, der nach allen demokratischen Grischütterungen die herkömmlichen Familien in der gewohnten Späre behauptet, die Gesinnungen des englischen Volkes, die einem solchen Zustande bisher noch entgegenkommen. Dann das Oberhaus, das allerdings immer weiter hinter der Bedeutung des Unterhauses zurückgetreten ist und dennoch einen eigenartigen Rest der Macht bewahrt, auch in seinem veralteten, reformbedürftigen, oft in Frage gestellten Zustande. Und ähnlich das Königreich selber, das freilich an Macht immer mehr verloren hat, aber um nichts weniger, ganz nach englischer Art, als ein unauslöschlicher Rest fortbesteht, stärker als der republikanische Radikalismus, der ihm vor dreißig bis vierzig Jahren den Totenschein ansstellte, stark dadurch am meisten, daß es eine alte englische Institution ist, stark durch die unerschütterliche soziale Macht, die es auf der Höhe jener Schichten ansübt, die den englischen Staat regieren. Dieses alles im Geiste einer Untersuchung dargestellt, der es um das Gesetz in den Erscheinungen, um den ewigen Grund und um die ewigen Widersprüche zu tun ist, die in dem Leben von Volk und Staat sich auftun.

Staatliche Institutionen behaupten sich öfters jahrhundertelang, nachdem sie ihres ursprünglichen Inhalts entleert sind, und ihre Wirksamkeit an andre Organe übertragen haben. Der zeremonielle Teil der Regierung wird bewahrt und genießt immer noch Verehrung, obwohl die Lebensfäste ihm entzogen sind und an seiner Statt ein unscheinbares Element die Arbeit verrichtet. Dieses ist eine allgemeine Tendenz, die man in allen Staatsverfassungen findet, in den größten und den kleinsten, im chinesischen Kaiserreich und in jeder Kirchspielverwaltung. Während aber die meisten modernen Staaten es für zweckmäßig gehalten haben, mit einem großen Teil dieses veralteten Wesens anzuräumen, ist in England kaum der Versuch dazu gemacht. Seit zwei Jahrhunderten hat es hier keine Revolution gegeben; man hat sorgfältig jede systematische Reform vermieden, statt deren sich mit unmittelbaren Abhilfsmitteln begnügt, und man ist mit einer Verfassung zufrieden, die den praktischen Bedürfnissen entspricht, obgleich sie teils Recht, teils Geschichte, teils

Ethik, teils Sitte, teils das Ergebnis von mannigfältigen Einflüssen ist, die den ganzen Aufbau der Gesellschaft jährlich, ja ständig umgestalten.

Dies ist ein Grund, warum es so schwer ist, die Art der englischen Regierung zu beschreiben. Jeder Bericht darüber muß wie das Bild eines lebenden Menschen sein. Dies darf nicht eine Photographie sein, die zwanzig oder dreißig Jahre alt ist, deren Züge wohl dieselben geblieben sind; aber ihr Ausdruck, ihre Proportion, ihr ganzer Charakter hat sich verändert. In der Zeit, die zwischen zwei Darstellungen des englischen Verfassungswesens liegt, hat sich vielleicht der formelle Teil desselben wenig verändert; aber das Inhaltliche, Organische, Lebendige daraus ist auf jede Weise modifiziert. Die Krone, die beiden Häuser des Parlaments, der Ministerrat, die Wählerschaft, die Gerichtshöfe und die wechselseitigen Beziehungen dieser verschiedenen Gewalten und Autoritäten kehren wieder in jeder Betrachtung der Historiker und Juristen. Es ist dieselbe Maschinerie oder zum mindesten eine Maschine, die so gemalt ist, daß sie dasselbe Aussehen hat. Aber das Gleichgewicht ihrer Bestandteile hat sich verändert, ihr Gang ist ein anderer geworden, und dieser verlangt eine verschiedene Behandlung. Das Problem der englischen Verfassungsgeschichte ist seit langem gewesen die Verföhnung der Theorie mit den Tatsachen des fortschreitenden Lebens, die Anpassung des Apparates an seinen Zweck ohne die Nötigung, ihn in seine Stücke zu zerlegen und neu aufzubauen. Die Leistungsfähigkeit beruht auf der praktischen, oft unbewußten Geschicklichkeit in der Erfüllung dieser Aufgabe. Der Engländer hat Erfurcht für die Vergangenheit. Wenn eine Neuerung in Betracht zu nehmen ist, zieht er es vor, sie zu rechtfertigen nicht durch die Anrufung allgemeiner Prinzipien, sondern durch den Nachweis, daß sie im Einklange mit Präzedenzfällen ist und eine natürliche Folgerung aus dem, was längst da war.

## II.

Der Mittelpunkt der heutigen Staatsregierung von England ist das Kabinett der Minister. Im rechtshistorischen Sinne ist es nur ein Ausschuß des Geheimen Staatsrates (Privy Council), und seine Mitglieder sind nur „Seiner Majestät Diener“ oder hohe Beamte, die von ihrem Souverän betraut sind mit der Leitung der großen Verwaltungsressorts und die ihm vertraulichen Rat über Staatsangelegenheiten erteilen mögen. Nach dem Brauch des Verfassungsliebens ist das Kabinett die verantwortliche Exekutive, welche die gesamte Kontrolle über die Verwaltung hat und die Leitung aller nationalen Geschäfte, jedoch diese gewaltigen Vollmachten ausübt unter der strengen Aufsicht der Volksvertretung, der sie Rechenschaft schuldet für alle ihre Handlungen und Unterlassungen. Fragen wir dann aber nach dem heutigen Zustande der Dinge, so ist das Kabinett ein Ausschuß nicht des Parlaments, sondern einer Partei im Parlament, der, solange er im Amt ist, Gesetzgebung, Verwaltung, Politik und Finanzen in seiner Hand hält. Es ist ein Ausschuß, der seine Existenz der Mehrheit der Wählerschaft verdankt, der allein er in Wahrheit verantwortlich ist. Ja, wenn wir durch die Oberfläche hindurch die Dinge etwas näher betrachten, so dürfen wir sagen, daß seine hauptsächlichen Funk-

tionen von dem Kabinett als einem Ganzen sich losgetrennt haben und auf einen engern Kreis in diesem Ausschuß übergegangen sind — auf wenige Personen, nämlich den Premierminister und die drei oder vier einflußreichen Kollegen, die sein Vertrauen genießen und gewohnheitsmäßig von ihm konsultiert werden.

Während also in dem neuen Zeitalter die uneingeschränkte Autorität des Unterhauses als Theorie beständig behauptet worden ist, sind die Vollmachten desselben fortstreichend übertragen worden auf das Kabinett. Mein Staatsmann hat zu dieser Entwicklung mehr beigetragen als Gladstone, obwohl dieser gerade fortwährend seinen Glauben an die Theorie der völligen Unterordnung des Ministeriums unter die erwählte Volksvertretung bekannte. Er betrachtete sie als das „Hauptariorum“ der heutigen englischen Verfaßung. Gladstone und seine Anhänger wollten die Tatsache nicht erkennen, daß das Kabinett nicht von dem Unterhause, auch nicht von dem Volke ernannt wird, sondern von einem Teile des Unterhauses und einem Teile der Wählerschaft. Das konnte man mit gleichem Rechte ein Hauptariorum nennen. Doch wenige Leute sind geneigt, es anzuerkennen. John Morley definiert das Kabinett als einen Ausschuß, der durch ein Mitglied der beiden Hämmer des Parlaments gewählt ist aus den andern Mitgliedern derselben. Man würde der Wahrheit noch näher kommen, wenn man sagte: das Kabinett ist ein Ausschuß, der gewählt ist durch ein Mitglied einer Partei des Parlaments aus andern Mitgliedern derselben Partei.

Hierin sieht Sidney Low einen wunderlichen Zustand. Hätte man ihn nicht täglich vor Augen, so könnte man ihn für die tolle Phantasie eines Satirikers halten. Die Gejehe eines Landes von einer großen buntfleckigen Versammlung gemacht, die zum größten Teile aus ziemlich müßigen Leuten zusammengesetzt ist, Leuten, die nach Belieben zugegen sind oder fortbleiben; die hauptsächlichen Funktionen der wirklichen Herrschaft anvertraut einer Handvoll von Männern, die aus der Hälfte dieser Versammlung genommen sind, um ihre Pflichten zu erfüllen unter beständiger Belästigung durch die andre Hälfte; die Verwaltung des Landes geführt in einer Art, die etwa einer Hälfte der Bevölkerung äußerst widerwärtig ist: die Regierung gewählt für einen unbestimmten Zeitraum als Folge einer Art von Plebiszit, bestehend aus einem geheimen Ausschuß, dessen Mitglieder belohnt oder gestraft werden, nicht für ihre eigenen Handlungen, sondern für die ihrer Kollegen, so daß ein Minister, der sein Amt gut verwaltet hat, sein Amt verlieren kann, weil ein anderer Minister sein Amt schlecht verwaltet hat. Wir unsrerseits sehen in diesem Zustande nicht sowohl etwas Absonderliches, als vielmehr die notwendige Entwicklung aus den gegebenen Bedingungen des englischen Staatslebens, und Sidney Low ist es selber, der uns diese Notwendigkeit erklärt. Wir sehen darin den unwiderstehlichen Zug zur Einheit der regierenden Gewalt in wenigen Händen oder vielmehr in einer einzigen Hand, der durch die verschiedenen Stufen des englischen Verfaßungslebens hindurch allmählich in dieser Gestalt zur Geltung gelangt ist. Während die Macht des Königtums gefallen ist durch zwei Jahrhunderte und vollends in dem letzten Jahrhundert,

ist die Macht des Premierministers, d. i. des Führers der einen unter den beiden Parteien, gestiegen. Sie hat heutzutage ihren Gipfel erreicht.

Während des 18. Jahrhunderts kämpft das Königtum mit dem Unterhause um den vorwaltenden Einfluß — in nicht sehr verschiedener Weise von der Art, wie die Länder des Festlandes diesen Kampf im 19. Jahrhundert wiederholt und dem zwanzigsten noch manches davon übrig gelassen haben. Erst als Wilhelm IV. im Jahre 1834 das Whig-Ministerium entließ und Sir Robert Peel zur Neubildung eines Ministeriums berief, mußte er sich überzeugen, daß die englische Verfassung sich seit dem ersten Teile der Regierung seines Vaters verändert hatte. Die Mehrheit des Unterhauses war gegen den Minister des Königs, und der Minister fand, daß er so nicht regieren konnte. Im 18. Jahrhundert dagegen konnte sich ein Minister, der von der Krone zu seinem Amte berufen war, auf ein gewisses Maß von Unterstützung verlassen, weil man meinte, daß die Verwaltung das Geschäft des Souveräns und seiner Ratgeber sei, und daß selbst Mitglieder der Opposition (wie der ältere Pitt sagte) Maßregeln hinnehmen durften, die sie mißbilligten. In jenen Tagen erschien das Parlament noch als eine Beratung der Volksvertreter mit dem Souverän, der durch seine Minister gegenwärtig war. Die Volksvertreter dachten noch nicht daran, daß sie mit der Regierung des Landes betraut seien. Sie waren gewöhnt zu denken, daß es das Geschäft des Königs sei, das Land zu regieren.

Heutige ist es anders. Die Minister können große Dinge tun — sie können in der Tat fast alles tun; aber unter der einzigen Bedingung, daß sie das Vertrauen der Mehrheit des Unterhauses genießen. Solange dieses der Fall ist, gehören sie zu den mächtigsten Herrschern der Erde; in dem Augenblicke, da es aufhört, sinken sie zu einfachen Bürgern herab. Ein englischer Premierminister, der seiner Mehrheit im Parlament sicher ist, kann tun, was der deutsche Kaiser und der Präsident der Vereinigten Staaten nicht können. Er kann die Gesetze ändern, er kann Steuern auflegen und aufheben, und er kann alle Machtelemente des Staates lenken. Das Unterhaus verdient kaum noch den Namen einer gesetzgebenden Kammer; es ist eine Maschinerie zur Diskussion der Gesetzentwürfe, die von dem Ministerium vorgelegt werden, aber nur eines unter den verschiedenen Werkzeugen, mittelst derer die politische Diskussion gegenwärtig geführt wird. Ein andres Werkzeug ist die Presse. Sie beeinflußt die Entwürfe des Ministeriums bisweilen viel schneller als das Unterhaus. Das Herabgehen der Macht des Unterhauses in dieser Richtung wird weniger beachtet, als es sollte. Lord Salisbury deutete gelegentlich auf diese Erscheinung hin, als er in seiner Rede zu Edinburgh 1894 sagte: „Es hat sich eine enorme Änderung im Unterhause vollzogen in der Zeit, daß ich es kenne, und die Entwicklung geht ihren Weg immer weiter; wir haben den Punkt erreicht, daß die Diskussion einer neuen Maßregel im Kabinett möglich ist, aber unmöglich im Unterhause, wenn es sich um einen wesentlichen Gegenstand handelt.“ Von der andern Seite her empfinden das die unterdrückten Gesetzgeber des Unterhauses, aus deren Mitte neulich einer klagte: „Die Verfassung hat eine große Änderung erfahren; es ist eine Regierung durch das Kabinett entstanden und weiterhin eine Regierung des Premier-

ministers, die wenig zu unterscheiden ist von den Autokratien, zu denen die Demokratien früher entartet sind."

Das Unterhaus ist auch nicht mehr die Kontrollinstanz für die Verwaltung des Staates. Eher ist das Gegenteil der Fall. Nach der konstitutionellen Doktrin sollen die Minister jede ihrer Handlungen vor den Vertretern der Nation verantworten. Versäumen sie das, so sollen die Volksvertreter ihre Amtsenthebung herbeiführen. Indessen, so wie die Dinge heute in England stehen, wird das Ministerium kaum jemals, was es auch immer tun mag, durch das Parlament aus dem Amtt geetzt. Das Ministerium kann durch seine eigene Nominenz fallen, wie in den Jahren 1885 und 1895, wenn es empfindet, daß die Mehrheit ihm entgegen ist; oder es mag auseinanderfallen über irgendeine wichtige Frage wie die des Home Rule oder des Freihandels. Aber solch eine Frage ist eine politische und nicht eine administrative. Es ist sehr schwer, ein Ministerium zur Rechenschaft zu fordern für irgend etwas, was in seiner Verwaltung vorgekommen ist.

Die wirkliche Schranke wider einen gar zu argen Mißbrauch der ministeriellen Gewalt ist ohne Zweifel die heilsame Furcht vor der öffentlichen Meinung. Doch diese Schranke würde ungefähr so wirksam sein ohne den Weistand des Unterhauses, welches darauf erst reagiert nach allgemeinen Neuwahlen. Die Kontrolle des Parlaments ist jetzt erlegt durch die Kontrolle der Wählerschaften des Landes, die machtvoll, obwohl nur periodisch wirksam ist. Sie steht ein nach unbestimmten Zwischenräumen und tritt in Aktion aus Anlaß von ein oder zwei großen politischen Streitfragen, öfters bestimmt durch die Minister selber, statt tagein, tagaus die Führung der Staatsgeschäfte zu überwachen. Das Land mag seine Politik ändern infolge der Taten und Unterlassungen der Staatsverwaltung. Aber das Unterhaus tut das nicht. Täte es dieses, so würden Mitglieder der Regierungsmehrheit häufig oder mindestens gelegentlich mit der Opposition stimmen. Aber das ereignet sich kaum jemals. Selbst wenn die Partei durch innere Meinungsverschiedenheiten geteilt ist, sind die Mitglieder nicht geneigt, gegen ihre offiziellen Führer zu stimmen. Allenfalls enthalten sie sich manches Mal der Abstimmung. Im Jahre 1904, bei der Agitation Chamberlain's gegen die Freihandelspolitik, stimmte nur ein kleiner Teil der Freihändler in der Regierungspartei mit der Opposition, obwohl man gleich dieser den schutzzöllnerischen Tendenzen der Hauptführer des Kabinetts durchaus abgeneigt war. Mit der Partei zu stimmen, sich ihrer Führerschaft zu unterwerfen, ist mehr und mehr Grundsatz geworden, und dieser Grundsatz hat die Kontrolle des Parlaments fast zu einem Nichts herabgesetzt.

Hierzu kommt manches andre. Einer der früheren Premierminister, Lord Rosebery, hat kürzlich darauf hingedeutet, daß die Verantwortlichkeit des Kabinetts für die Hälfte jedes Jahres außer Kraft gesetzt ist. Während der ganzen Parlamentsferien, sagt er, haben wir nicht die geringste Idee von dem, was unsre Regierenden tun oder planen oder verhandeln, außer durch das Licht, das unabhängige Nachforschungen der Presse darauf werfen. Und während der 22 Wochen, da das Parlament versammelt ist, wie übt es seine Pflicht?

Die Mitglieder des Unterhauses sind auf verschiedene Art beschäftigt, vielerlei interessiert sie in der Londoner Season, und wenn sie selbst den besten Willen haben, ihre Arbeit angemessen zu verrichten, die Umstände sind dem gar zu sehr entgegen. Die eine Hälfte des Unterhauses hat andre Geschäfte, die zweite Hälfte wird von dem Vergnügen in Besuch genommen. Schreiten der Sommer und die Hitze vor, so wird die Erfüllung der parlamentarischen Pflichten immer schwerer. Die Einheitscher haben saure Mühe, ihre Leute zusammenzurufen, wenn Gartengesellschaften, Feste zu allen Tageszeiten, Ausflüge aufs Land, Sportpartien usw. sie dem Parlamente entrückt haben. Wie soll gar ein Mann durch seine Blaubücher, Berichte, Geschenktürme sich hindurcharbeiten in dieser Umgebung?

Das aber ist der Nährboden für jene Scheidung, die sich immer mehr herausgebildet hat zwischen einer kleinen Zahl der Parteiführer, welche die wirklichen Staatsgeschäfte besorgen, und dem Chor von mehreren hunderten folgsamer Deputierter, die um den Preis des blinden Parteigehorsams das wertvolle Gut des Nichtstuns, der Erholung oder mindestens der Freiheit von den ernsthaften Pflichten des Parlaments eintauschen. Das ist die Arbeitsteilung im Staate zwischen Arbeitern und Nichtarbeitern, aus denen das persönliche Regiment der Parteiführer entspringt.

### III.

Es gibt eine Funktion des Unterhauses, die in der Tat von größtem Werte ist. Dasselbe ist ein Ort, an dem die Leute im Hinblick auf ihre staatsmännische Brauchbarkeit geprüft und gesichtet werden. Im Parlament werden Politiker aller Grade ausgestellt, so daß man sie hier finden kann, wenn man sie braucht, ohne langes Suchen oder gefährliches Experimentieren. Das Unterhaus ist eine große Arena und eine Bildungsanstalt für öffentliche Persönlichkeiten. Hier haben sie Gelegenheit, ihre Begabung zu zeigen, ihre Eigenschaften des Geistes und Charakters zu entfalten, durch die sich die Hirten von den Schafen, die Regierenden von den Regierten unterscheiden. Hier steigen allmählich die größern Talente durch Jahre der Reibung und des Kampfes zum Staatsdienste empor, während die kleineren in den dunkleren Tiefen bleiben. Hier, in dem Wettkampfe der Prüfungen, wählt das Haus seine Preisgekrönten und seine Führer. Die Prüfung ist vielleicht nicht vollkommen, aber sie ist wirksam. Ein tägliches Zusammenstoßen der Persönlichkeiten, eine Maschinerie der Siebung und Sortierung, die während der ganzen Parlamentssession im Gange ist. Derjenige Mann muß einige wirkliche Eigenschaften der Überlegenheit besitzen, dessen Ansprüche auf Führerschaft zugelassen werden nach diesem Fegefeuer beständiger Überwachung und Kritik durch die Augen von nahezu 700 Rivalen und Genossen, darunter gar manche Leute von ungewöhnlicher Fähigkeit, fast alle gescheite Männer, die das Leben kennen.

Gewiß sind die Qualitäten, die hier entscheiden, von einer besonderen Art. Die Macht wirksamer Veredsamkeit, die Gabe gewinnender Popularität sind nicht notwendige Garantien für Urteilstreit, Entschlossenheit und Scharfschlag.

Man kann vielleicht auch sagen, daß ungebührliches Gewicht auf rein oratorische Leistungen oder das Debattiertalent gelegt wird, daß ernste schweigsame Männer dadurch in den Hintergrund gedrängt, zungensertige Leute in die Höhe gehoben werden. Jedoch trifft dieser Vorwurf weniger das englische Unterhaus als jede Volksvertretung in der Welt. Auf Engländer macht die Rhetorik wenig Eindruck. Von jenem Talent, das eine große Masse elektrisieren kann, das die Amerikaner so hoch schätzen, halten die Engländer wenig. Ist das Unterhaus ein Redesaal, so sind hier bloße Redner doch nicht hoch im Wert. Ein oratorisch noch so begabter Mann wird wenig Erfolg haben, wenn die andern Mitglieder nicht empfinden, daß hinter all der Schönheit der Worte das Gewicht eines starken Charakters und die Kraft einer manhaftesten Persönlichkeit ruhen. Seit Jahrhunderten hat sich das positiv und negativ an den Führern der Parteien und des Parlaments erwiesen. Großer Einfluß bei mäßigem Redetalent und umgekehrt. Eine Reihe von großen Rednern, die zugleich bedeutende Führer waren, hat es allerdings gegeben — die beiden Pitts, Fox, Canning, Peel, Gladstone, Israeli; aber es waren die Gaben des Geistes und Charakters, nicht die Beredsamkeit, die jenen Männern das Unterhaus unterworfen haben.

So ist das Unterhaus der Kampfplatz, auf dem jeder seinen Weg sich erobern kann zu den vordersten Reihen. Sobald einer dort ist, steht er auf einer weithin sichtbaren Bühne, und die Welt blickt auf ihn jeden Tag. Freilich ist auch in dieser Hinsicht neuerdings eine beträchtliche Änderung eingetreten. Andere Elemente der englischen Gesellschaft konkurrieren um die öffentliche Aufmerksamkeit mit den politischen Interessen. Noch vor etwa dreißig Jahren konnte Walter Bagehot schreiben, daß die literarische, die wissenschaftliche Welt gegen die politische Welt nicht ankommen könnten, ja überhaupt keine Welten seien. Hatte er Recht für jene Zeit, so hat sich das englische Leben seitdem auffallend geändert. Niemand würde heutzutage behaupten, daß ein berühmter Schriftsteller, ein beliebter Prediger, ein ausgezeichneter Mann der Wissenschaft oder selbst ein erfolgreicher Schauspieler weniger in der öffentlichen Schätzung bedeutet als irgendein Politiker — abgesehen von einem halben Dutzend leitender Staatsmänner. „Ich schrieb Bücher“, hörte Bagehot jemanden sagen, „zwanzig Jahre lang, und ich bedeutete nichts; ich gelangte ins Parlament, und noch bevor ich meinen Sitz eingenommen hatte, war ich etwas geworden.“ Heutzutage könnte man leicht das Gegenteil bekunden: „Ich saß im Parlament zwanzig Jahre, ich gab stets meine Stimme ab und hielt sogar gelegentlich eine Rede und unterstützte etliche Geschenktwürfe; aber außerhalb meiner Wählerschaft hatte niemand etwas von mir gehört. Darauf schrieb ich einen flotten Roman, schrieb einige tempe- ramentvolle Essays, und ich war auf einmal eine Berühmtheit.“

Es ist bezeichnend, daß mehrere der Männer, die in den letzten Jahren am schnellsten im Unterhause emporgestiegen sind, ihren Ruf gemacht hatten, ehe sie hinein kamen. Ja, einem ehrgeizigen Politiker möchte es heute zu raten sein, daß er bereits etwas ist, ehe er in das Parlament kommt. Auf diese Art gelangt er hier schneller vorwärts. So ist John Morley als Schrift-

steller und politischer Denker, so ist der gegenwärtige Premierminister Asquith als berühmter Advokat, so das Mitglied des jetzigen Ministeriums, John Burns, als ein erfolgreicher Arbeitervührer zuvor etwas gewesen.

#### IV.

Die Chancen des Premierministers, der dem Parlamente so mächtig gegenübersteht, seine Stellung zu behaupten, sind bestimmt durch sein Verhalten im Parlament, weil er hier beständig die Prüfung zu bestehen hat vor der Nation, die der wahre Souverän ist. Spätestens nach sieben Jahren, meistens früher, hat die Nation durch die Wahlen für das Unterhaus zu entscheiden, ob die herrschende Partei am Ruder bleiben darf, oder ob sie der andern Partei Platz machen soll. Auf dieses hohe Tribunal richten sich daher die Augen beider Parteien. Die Gesetzgebung muß beständig — neben ihren besonderen Zwecken — von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet werden. Ein Premier müßte eine dürftige Figur, er müßte unwürdig seiner Stellung sein, wenn er nicht seinen Anhängern und dem Publikum eine angemessene Portion von aufregendem Sport in jeder Session durch eine Kampfvorlage ersten Ranges bieten sollte. Manchmal scheint es geradezu, als ob unbefristete Entwürfe, mit denen die meisten Leute übereinzustimmen bereit wären, interessant gemacht werden müßten durch Hineinleitung einer Parteifrage. Sehr natürlich. Denn die Session ist nur eine Vorbereitung für die allgemeinen Wahlen. Kaum sind die einen beendet, so steht man schon nach dem Barometer für die Aussichten der folgenden Wahlen. Eine Reihe von ungünstigen Nachwahlen macht größeren Eindruck auf das Ministerium, als die glänzendste Verdksamkeit in den Debatten des Unterhauses.

Ja, diese Funktion der allgemeinen Wahlen als einer Art von Volksabstimmung über bestimmte Maßregeln ist in der neuesten Zeit geradezu von leitenden Staatsmännern betont worden unter Hinwendung auf die Vorbilder anderer freier Staaten, der Schweiz zumal, die sie in ihrem Referendum besitzen. Zunächst liegt es in der Hand der englischen Regierung schon jetzt, eine allgemeine Wahl durch Zuspizung derselben auf eine besondere Frage von großem Interesse zu einem Referendum zu gestalten. Die Aufgabe des leitenden Staatsmannes ist es, die richtige Frage und den richtigen Augenblick zu finden. Dadurch unterscheidet sich (neben andern Seiten) die Regierung Englands von der Regierung der Vereinigten Staaten. Hier sind die Fristen für die allgemeinen Wahlen des Präsidenten und der gesetzgebenden Körperschaften ein für allemal gegeben. Sie zu bestimmen liegt nicht in der Hand des Präsidenten. Dafür sind Präsident und Kongreß ihrer Amtsauer gewiß, wie sehr sich auch ihr Verhältnis zu den Wählerschaften verschlechtern mag. Regierung und Parlamentsmehrheit in England haben beständig für ihren Fortbestand zu kämpfen.

Man ist in England oft entrüstet über die Art und Weise, wie die Regierungen des europäischen Festlandes ihren Einfluß mißbrauchen, um die Wahlen ihren Wünschen gefügig zu machen. Ein kontinentaler Kritiker Englands könnte dagegen entrüstet sein über die frivole Art, mit der hier ein

Ministerium nach seinem Belieben allgemeine Neuwahlen veranlaßt, ohne irgend eine andre Rücksicht als die des Parteiinteresses. Die Krone sollte gegen die Auflösung des Parlaments ihr Veto einsehen dürfen — nominell hat sie das Recht dazu. Aber nur nominell, wie zu so vielem andern. Denn faktisch müßte sie die Gewißheit haben, daß die Führer der Opposition bereit sind, die Regierung in die Hand zu nehmen, ohne das Parlament aufzulösen, und dies ist nicht oft der Fall. Auch kann man dem leitenden Staatsmann nicht verbieten, den rechten Augenblick zu ergreifen, den er für die Wahl Schlacht geeignet erachtet. Obenein dient ihm dieses Mittel dazu, seine Autorität gegenüber der eignen Partei zu stärken. Wenn die ministeriellen Mitglieder des Unterhauses die Disziplin verlieren, ist es ein Strafmittel für sie, weil jede neue Wahl für jedes Mitglied einen neuen Kampf bedeutet, neue große Kosten, neue Gefahr, den Sitz im Unterhause zu verlieren. Selbst die Mitglieder der Opposition haben ein ähnliches Interesse. Nur der engere Kreis derselben, die Führerschaft, die auf die Ministerie wacht, sieht der Wahl mit Ungeduld entgegen, wenn sie ihr Aussichten eröffnet.

Hiermit hängt es zusammen, daß etwa nur in der ersten Zeit nach einer Neuwahl das Unterhaus die Mehrheit der Wählerschaft vertritt. Sehr bald, oft für Jahre, regiert das Ministerium gegen die Mehrheit der Wählerschaft.

## V.

Man sagt von den Engländern, sie seien ein unlogisches Volk; in der Art ihrer Partieregierung sind sie es nicht. Hierin entwickeln sie eine vollendete Logik. Diejenigen, die in der Wahl Schlacht geschlagen sind, erhalten nicht den geringsten Anteil an der politischen Macht. Das Beutesystem ist allerdings seit mehr als fünfzig Jahren in der Besetzung der Ämter des Staatsdienstes aufgegeben. Doch es ist beibehalten, unverhüllt und ungemildert, in der Leitung der politischen Geschäfte. Die Minorität hat, wie einst Cobbden sagte, nur das eine Recht, alles zu tun, um Majorität zu werden. Bis sie dies erreicht, muß sie Ohnmacht und Ausschließung von alter Gewalt hinnehmen. In den Vereinigten Staaten ist die Herrschaft über die Verwaltung der Siegespreis bei der Präsidentenwahl, und kein Verwaltungsposten ist für die Frist von vier Jahren der besiegt Partei offen. Dafür kann diese ihren Einfluß in der Gesetzgebung geltend machen. Der Vorsitzende des Repräsentantenhauses ist seinerseits einer der Führer der Mehrheit; aber er sorgt dafür, daß in jedem der Ausschüsse, die für die Gesetzgebung so wichtig sind, eine zutreffende Proportion der Minderheit enthalten sei. Er würde nicht wagen, diese auszuschließen. Etwas Ähnliches geschieht in der französischen Kammer. Auch in den kommunalen Vertretungen von England selber wird diese Rücksicht genommen. Aber nicht im englischen Parlament. So kommt es, daß beständig Millionen freier Männer in einem freien Staate im Gegensahze zu ihrem eignen Willen und zu ihrer eignen Überzeugung regiert werden. So entsteht der Widerspruch, daß die Engländer für ihre Partei sterben wollen, aber selten das Parteiwesen loben. Der große Herzog von Marlborough erklärte am Ende seiner glänzenden Laufbahn, er habe nur noch einen Wunsch

auf der Welt: in einem Lande zu leben, in dem die verhaßten Namen der Whigs und der Tories unbekannt seien. Keine Äußerung ist so sicher, den Beifall einer öffentlichen Versammlung hervorzurufen, wie die: „es ist keine Parteifrage, die ich anrege, und ich will sie nicht aus einem Parteistandpunkt behandeln“. Und dennoch geht es nicht anders als mit zwei großen Parteien, will man die eine durch die andre im Baum halten, die Wahlen sich angemessen vollziehen lassen und die Minister zutreffend ernennen. Die irische Nationalistenpartei hat das bewiesen. Sie hat oft gedroht, die parlamentarische Maschinerie zu zerstören, und sie hat sich öfters dieses Erfolges rühmen dürfen. Denn ein Ministerium kann keinen Bestand haben, wenn es aus einer Augenblickskombination von allerhand Gruppen hervorgeht. Jede Drehung des politischen Kaleidoskops kann es vernichten; seine Auswahl selber, bei einer Zweiheit der Parteien einfach und verständlich, wird das Werk von Intrigen und Gezänk.

Alle andern Schranken sind gefallen. Das Veto des Königs ist längst außer Wirksamkeit gesetzt; die Macht des Oberhauses ist sehr zusammengeschrumpft. Nichts von dem scharfsinnig erfsonnenen Apparat, durch den die Verfassung der Vereinigten Staaten sich bemüht, ein Gleichgewicht zwischen Präsident und Kongreß herzustellen. In England gibt es nur die zweite Partei, welche die wahre Schranke bildet gegen die Ausschreitungen der herrschenden Partei. Durch die eigenartigen Schicksale entstanden, die sich an die Enthronung der Stuarts knüpfen, ist sie dann festgehalten als die eigentliche Bürgschaft der verfassungsmäßigen Freiheit, je mehr die andern Bürgschaften ihre Kraft verloren. In dem Wechsel von mehr als zwei Jahrhundertern haben die beiden Parteien immer wieder ihren Inhalt geändert. Aber die Hauptache, die Zweiheit, ist geblieben. Und es kommt für England darauf an, daß die Zweiheit in allem Streite neuer Elemente und Probleme sich fernerhin behauptet. Daher sind die beiden Parteien auch nicht zwei Gruppen, die jede auf einen Glauben eingeschworen ist, den sie auszubreiten trachten. Nein, sie kämpfen gleich zwei Armeen, jede für ihren Feldherrn. Ihm wollen sie zum Siege folgen. Nicht die Niederlage eines Prinzips, sondern die Niederlage eines Führers ist das, was die Armee bitter empfindet. Daher auch die Wandlungsfähigkeit der Ansichten des Parteihauptes, die mit Ergebung hingenommen wird, wenn nur das Vertrauen zu seinem Siege unerschüttert bleibt. Daher die Gleichgültigkeit, mit der man die Resolutionen von Volksversammlungen zugunsten neuer Ideen aufnimmt, bis es endlich ein führender Staatsmann ist, der die Idee in die Tat übersetzen will. Das erst bringt das Land in Gärung.

## VI.

Die Mitglieder eines englischen Ministeriums sind eine Gruppe von politischen Führern, nicht eine Anzahl geschulter Verwaltungsmänner. Sie sind emporgestiegen durch die Talente der Tribüne, des Parlaments oder des Salons, und sie sind zu ihrem Posten nicht ausgerufen wegen irgend einer besonderen Kenntnis des Ressorts, das sie leiten sollen. Sie sind regelmäßig von erprobter Rechtschaffenheit und guter sozialer Position, haben sich meist

hervorgetan in dem einen oder dem andern der beiden Häuser des Parlaments. Zwei oder drei darunter mögen Männer von glänzender Begabung und anerkannter Bedeutung sein; zwei oder drei andre haben einen verdienten Ruf für Charakter und Tüchtigkeit; mehrere der übrigen haben ein volles Maß von jenen Eigenchaften, die man gemeinhin in der besten Art des englischen Gentleman zu finden erwartet, von guter Herkunft, guter Erziehung und Vermögen.

Als ein Sporn zu tüchtiger Verwaltung dient die Furcht vor einem Sturz des Ministeriums nur in geringem Maße. Denn jeder Minister weiß, daß er sein Amt verliert, wenn die Zeit reif ist, unabhängig von irgendeinem Fehler, den er begangen hat oder der auch nur sein eignes Missfort betrifft. Die Erfahrung der letzten Jahrzehnte zeigt, daß die Chancen bei einer allgemeinen Wahl durchaus ungünstig für die regierende Partei sind. Aus Laune oder einem unklaren Gefühl der Willigkeit oder aus einer allgemeinen Unzufriedenheit mit den Lebensbedingungen einer unvollkommenen Welt sind die Wähler gewöhnlich geneigt, der andern Partei eine Chance zu geben. Je länger eine Regierung im Amte ist, desto entschiedener zeigt sich das.

Im übrigen nimmt ein englischer Minister seinen Sturz mit Gelassenheit hin. Er ist fast immer ein reicher Mann, behauptet eine angesehene Stellung in der angenehmsten Gesellschaft, besitzt ein gut Teil von den Dingen, welche die Masse erwünscht machen. Freunde, Landsitze, Sports, Erholungen und Studien harren seiner. Und wenn er als Minister das Schlimmste begangen hätte, dieses ist seine grösste Strafe.

In Amerika mag für einen Staatssekretär die Entlassung den Verzicht auf das Leben in der kosmopolitischen Gesellschaft von Washington gegen das Advokaturbüro in einer weltentrückten Stadt des Westens bedeuten. In Frankreich muß der Herr Minister die stattlichen Appartements seines Ministeriums mit der Redaktionsstube seiner Zeitung vertauschen. In England ist das anders — dank dem immer noch aristokratischen oder vorwaltend aristokratischen Charakter der regierenden Männer.

Ganz und gar im Geiste der englischen Verfassung ist die Entwicklung, die den Premierminister je länger, je mehr zum eigentlichen Oberhaupt der Regierung gemacht hat, obwohl die Verfassung nichts von ihm weiß. Er muß regelmäßig ein starker Mann sein. Politiker zweiten Ranges mögen in ein Ministerium durch Einfluß, Intrige, Familienverbindungen, Fleiß, Glück oder Beharrlichkeit gelangen. Aber der Chef muß ein Mann sein, den eine große Partei respektieren, dem es die Leitung ihrer Geschichte überlassen kann. Er ist der wahrhaft verantwortliche Minister, verantwortlich dem Könige und verantwortlich der Nation. Er ist der durch das Volk gewählte. Wie es von Bismarck einst im Deutschen Reiche bei den Wahlen hieß: Für oder gegen Bismarck. Wenn das Plebiszt für Gladstone, Salisburn, Balfour entschieden hatte, dann hat die Krone „ihu rufen lassen“. Der Premier setzt sein Ministerium zusammen, und abgesehen von einigen führenden Persönlichkeiten der Partei kann er nach seinem Belieben dabei verfahren, wenn es nur reputierliche Leute sind, denen man die Ministerfähigkeit zuerkennt. Schon der

jüngere Pitt hat die Unterordnung der andern Minister unter den Premier als notwendig verlangt. Ist dieser ein Pitt, Peel, Palmerston, Disraeli oder ein Gladstone, so reicht seine Macht nahe an die eines Diktators heran.

Nur wenige seiner Kollegen zieht er in sein näheres Vertrauen. Es sind diejenigen, die hohen Ruf in der Partei und im Parlament genießen, mit denen er in Fühlung bleiben muß, um einer Spaltung vorzubeugen, die gefährlich werden könnte. Die wachsende Bedeutung des „inneren Kabinetts“ gehört ebenfalls zu den wichtigen Erscheinungen der neuesten Zeit. Sein Einfluß ist befördert worden durch die immer größer gewordene Zahl der Mitglieder eines heutigen Ministeriums in England. Aus einem kleinen Kollegium (noch vor einem halben Jahrhundert waren es etwa zwölf) ist eine Anzahl von zwanzig geworden, und diese wird noch größer werden. Der Grund ist einfach. Auch in England gibt es immer mehr zu verwalten, immer mehr Arbeitsteilung, immer mehr neue und große Ressorts. Dazu kommen etliche Parteigrößen zweiten Ranges, die bei Bildung eines Ministeriums ihrer Partei nicht umgangen werden können und, wenn sie alt werden, immer wieder ins Kabinett treten. Dann gibt es diesen oder jenen neuen Mann, den man mit einem Posten absindnen muß, um ihn zu zügeln.

Die große Zahl aber eignet sich ohnehin zu eindringender Beratung wichtiger Fragen nicht. So ist eine Sitzung des Gesamtministeriums immer seltener und immer bedeutungsloser geworden. Die Entwicklung hat auch an diesem Punkte zur Konzentration geführt, zur Stärkung der führenden Kräfte, zur Herabdrückung der übrigen.

## VII.

Das Parlament ist, rechtlich angesehen, der absolute Souverän des britischen Reiches. Denn jede Parlamentsakte bindet jeden Gerichtshof, auch wenn eine Vorschrift der Moral oder des Rechtes damit im Widerspruch stände. Doch die politische Souveränität ruht bei der Wählerschaft, dem wahlberechtigten Volke. Dieses ist der wahre Souverän in England und ohne rechtliche Schranken. In den Vereinigten Staaten ist das Volk gebunden durch die Verfassung und durch die Stellung des Präsidenten. Nicht so in Großbritannien. Die Demokratie ist unbeschränkt — im rechtlichen Sinne. Sie ist aber tatsächlich beschränkt durch die immer noch mächtige Sitte, daß über der Masse der Wählerschaften, die nur einmal in mehreren Jahren in Aktion treten, die Gesetzgebung und Verwaltung des Landes in den Händen einer herrschenden Klasse liegt, die einen kleinen Kreis von Personen für die wirkliche Regierung des Landes liefert.

Als im Jahre 1867 das demokratische Wahlrecht eingeführt war, haben manche politische Denker in England die Befürchtung geäußert, es werde fortan die unwissende Masse sich des Regiments bemächtigen. Es ist anders gekommen. Nicht in der Sache, nicht in den Personen ist eine solche Wendung eingetreten. Der bewährte konservative Zug des englischen Volkes hat sich hierbei abermals als der Stärkere gezeigt. Nicht die Männer der Demokratie, es sei denn in wenigen notgedrungenen Ausnahmen, sind in die Minister-

posten eingezogen; sondern die Männer von Vermögen, Geburt und höherer Bildung haben sie nach wie vor behauptet. Weit gefehlt, daß ein Regime des jakobinischen Radikalismus sich der Herrschaft bemächtigt hätte, ist es die konservative Partei, die seit 1857 den größeren Teil der Zeit regiert hat, nicht die liberale. Ja, sie ist selten mächtiger gewesen im Parlament und im Lande als seit der ferneren Ausdehnung des Wahlrechts im Jahre 1885, während des größeren Teiles der seitdem verflossenen Jahre. Nicht, wie in Frankreich, allerhand Kleinbürgertum aus den studierten Klassen, Landadvokaten, Ingenieure ohne Aufträge, Journalisten und Schulmeister samt Arbeiterdeputierten in reichlicher Zahl — sondern die alte Gentry und ihresgleichen haben sich behauptet. Wie nach der Parlamentsreform von 1832 der kleine Shopkeeper, so hat nach der Reform von 1857 der Arbeiter an dem alten Grundzuge der englischen Politik festgehalten daß die Geschäfte von der Aristokratie geführt werden sollen. Es ist der Zug, der durch alles englische Leben immer noch hindurchgeht, der Zug der Ehrerbietung des Volkes gegen die oberen Klassen, der durch die herkömmliche Wirksamkeit derselben in den Staatsämtern ihre soziale Bedeutung mit der politischen Sphäre verbunden hat, während in Fehlverwendung dieses Grundes die soziale und die politische Sphäre in den Vereinigten Staaten, in Frankreich, getrennt geblieben sind.

Die Veränderung im Parlament, die in den letzten vierzig Jahren eingetreten, ist eine plutokratische, nicht eine demokratische. Vorher waren es die Adelsstitel, die auf die Wählerschäften vorzugsweise Eindruck machten. Jetzt ist es der Reichtum. Vollends geht es ohne diesen nicht bei einem Führer der Partei. Große Geselligkeit, eine offene Hand für die lokalen Wünsche der Wähler, das Ansehen, das eine behäbige Fristen gibt, gehören zum Rüstzeug einer politischen Position. Daneben sind die nach unseren Begriffen enormen — Wahlkosten (etwa 12000—10000 Mark) eine selbstverständliche Kleinigkeit. Der besitzlose Mann, der nichts hat als seine geistigen Gaben, gilt in England immer noch als eine Art Abenteurer, bis er etwa durchgedrunken ist.

Allerdings sind Andeutungen zu bemerken, daß es anders wird. Aber jedenfalls geht das langsam. Es ist immer noch in der Hauptſache die alte Oligarchie, die herrscht, mit einer starken Beimischung der Peerage, die durch ihre soziale Stellung die Vorhand hat für die Verlung der Staatsgeschäfte, die im Mittelpunkte der Dinge lebt, eine Anzahl von geeigneten Männern zu stellen weiß, stets miteinander zusammenhängt, sich täglich sieht und täglich die öffentlichen Dinge unter Händen hat. Es muß ein Leifüder von ungewöhnlichem Talent und Charakter sein, der in diese Zirkel eindringt. Und auch dazu gehört meist, daß er hineinheiratet oder reich genug ist und genügendes soziales Prestige besitzt, um assimiliert zu werden. Zum Erfolge in der Londoner Gesellschaft gehört, so sagt Disraeli, Geburt, Gentry oder Reichtum. Ihm ist es allein durch Genie gelungen. Die Mehrzahl der Premierminister des neunzehnten Jahrhunderts waren Überhausmitglieder oder doch nahe Verwandte derselben. Außer Disraeli waren nur Canning und Aldington Söhne aus bescheidenem Mittelstande, die durch frühe Beziehungen zu leitenden

Staatsmännern emporstiegen. Bis heute hat der demokratische Weg zur Spitze des Staates, der Erfolg bei den Massen nur wenige hinaufgeführt, (Bright, Chamberlain, John Morley).

An einerkehrseite fehlt es auch hierbei nicht, und hier kommt der Gedankengang zu Ehren, auf dem wir so oft unserm Landsmann Rudolf Gneist begegnet sind. In der Tat ist es der englische Schriftsteller selbst, der bei ähnlichen Betrachtungen auf Gneist hinweist. Die alte englische Selbstverwaltung, die den Unterbau und die Schule für das Parlament und das Kabinett so lange Zeit gebildet hat, ist durch die Wandlungen der neuen Gesellschaft eingeschrumpft oder verschwunden. Die Staatsgeschäfte fordern immer mehr einen Fachmann, während die Staatsmänner immer weniger Kenntnisse mitbringen. „Nicht aus den Formen der parlamentarischen Regierung“ — sagt Gneist, — „sondern aus der persönlichen Tätigkeit in den täglichen Geschäften des Staates ist die Größe Englands entsprungen wie einstmals die Größe der römischen Republik“. Und schon Gneist hat bemerkt, daß der untätige Adlige, der in früheren Generationen die Ausnahme war, eine alltägliche Erscheinung geworden ist, zumal durch die epidemische Gewohnheit der Auslandsreisen. Seit Gneists Zeiten hat das noch weit mehr überhand genommen, besonders in den letzten Jahren. Heute gibt es in England eine „müßige Klasse“ (leisured class), derengleichen es noch nie gegeben hat, völlig ohne öffentliche Pflichten, ganz dem Vergnügen hingegeben und von naiver Selbstsucht. Diese Klasse wird täglich zahlreicher. Sie sind Fremde in England wie im Ausland — politisch gesprochen.

Die Wählerchaften teilen dieses Schicksal auf ihre Weise. Sie sind keine Müßiggänger, sie haben zu arbeiten und zu erwerben. Aber der öffentlichen Arbeit haben sie sich abgewandt, folgend der Natur der modernen Arbeitsteilung. Weder um kommunale noch um zentrale Verwaltungen bekümmern sie sich heute noch. Dies wird von einer kleinen Minderzahl besorgt. In einer großen englischen Stadt lebt der größte Teil der Bürger fern von aller öffentlichen Tätigkeit. Er genießt die Wohltaten des Gemeinwesens und zahlt dafür jährlich seine Steuern. Selbst die Ausübung des Wahlrechts ist allmählich zu einer Form entwickelt, die einen möglichst kleinen Aufwand an Zeit und Mühe fordert.

Und alles das ist eben der wahre Grund, auf dem die Oligarchie ruht.

### VIII.

Das Oberhaus ist, wie die andern Institutionen Englands, nicht gemacht, sondern gewachsen. In seiner Schwäche ruht heute seine Stärke. Wenn es nur den zehnten Teil seiner theoretischen Besitzungen zur Tatsache machen wollte, so hätte es längst besiegt werden müssen. Aber der tatsächliche Rest seiner Macht ist das, was das Oberhaus lebensfähig und nützlich erhält. Es ist die Suspensionsbefreiung gegenüber neuen Gesetzen, die im Widerspruch mit der Überzeugung der Volksmehrheit sind. So fiel 1893 der Home Rule-Entwurf Gladstones für Irland durch das Oberhaus unter der Führung Lord Salisburys. Hätte Gladstone gewagt, das Unterhaus aufzulösen und die

Wahlen entscheiden zu lassen, so wäre er unterlegen samt seinem Entwurf. Ja, im Unterhause hatten viele von Gladstones Mehrheit für seinen Entwurf gestimmt, nur weil sie erwarteten, das Oberhaus würde die Bill nicht durchgehen lassen. Das Oberhaus ergänzt also die Hemmungen, die der Gewalt des Premierministers und seiner Unterhausemehrheit entgegenstehen. Es ist ein Bindeglied zwischen dem Parlament und den Rechten der Wählerschaften. Es wirkt ferner, gerade bei dem gegenwärtigen Zustande der Gesetzgebungarbeit im Unterhause, als Revisionsbehörde für die ebenmäßige Gestalt und die durchgearbeitete Form der neuen Gesetze, weil es in größerer Ruhe die hastige Massenarbeit des Unterhauses korrigieren kann.

Wenn die konservative Partei regiert, wie es in den letzten Jahrzehnten überwiegend der Fall war, fällt die erstere Funktion des Oberhauses dahin. Die zweite bleibt übrig.

Alt ist das Thema der Oberhausreform. Meist hat man an einen Zusatz von persönlich hervorragenden Männern zu dem schlechthin erblichen Element gedacht. Auch ist es nur ein Rückgriff auf ein altes Recht der Krone, Peers für Lebenszeit zu ernennen. Doch ist ein Versuch im Jahre 1856 vom Oberhause vereitelt worden. Zwanzig Jahre später sind juristische Mitglieder für Lebenszeit durch Gesetz geschaffen worden, die Hilfskräfte für die Wirksamkeit des Hauses als obersten Tribunals, daher auch besoldet sind, zugleich aber Sitz und Stimme im Hause haben. Seitdem sind wiederholentlich Versuche gemacht, auf diesem Wege weiter zu gehen. Bisher ohne Erfolg.

Räume etwas der Art, was Bedeutung hätte durch Zahl und Art der neuen Mitglieder, so müßte Raum geschaffen werden durch Beseitigung eines namhaften Teiles der erblich berechtigten Mitglieder, von denen tatsächlich wenige das Oberhaus besuchen, während die meisten nur zu gewissen Abstimmungen erscheinen, wenn das Vaterland in Gefahr ist infolge einer Abstimmung des Unterhauses. Bis jetzt gibt es die Möglichkeit der Ausschließung von dem üblichen Rechte allein bei Bankrott oder strafrechtlicher Verurteilung. Im übrigen mag ein Peer ein noch so nichtsahniges Leben führen, sein Recht verwirkt er nicht. Nach einer Reinigung behielte das Oberhaus eine Auslese seiner alten Mitglieder samt der Auslese neuer, die man aus allen Sphären persönlicher Leistungen und Kräfte herbeizöge.

Auch so, wie es ist, hat das Oberhaus, das keine Ministerien macht und keine Ministerien stürzt, immer noch einen starken Anteil an der Zusammensetzung der Ministerien. Ohne dieses Reservoir würde die Staatsregierung ausschließlich aus Politikern bestehen, die von einer Parteimehrheit in den Wählerschaften abhängig sind. Das Oberhaus bringt Männer in die Regierung, die neben besonderen staatsmännischen Eigenschaften unabhängig von den Wählerschaften sind. Zumal für gewisse Ministerposten sind die Qualitäten einer Aristokratie wünschenswert. Der Staatssekretär für die Auswärtigen Angelegenheiten ist jetzt fast immer ein Mitglied einer der großen Familien. Auch vereinigt sich schwer der anstrengende Dienst dieses Ressorts mit den großen Pflichten des Unterhauses, die hier ein Minister zu erfüllen hat. Allerdings ist die Zahl der Oberhausmitglieder, die geeignet sind für Ministerposten, nicht groß.

## IX.

Die meisten Prärogativen der Krone werden jetzt, im Widerspruch mit der Theorie oder dem Wortlaut, tatsächlich durch die Gewalten ausgeübt, die wir kennen gelernt haben — Unterhaus, Wählerjchaft, Kabinett. Es hat ein beständig fortſchreitender Auslöhlungsprozeß im Laufe von zwei Jahrhunderten stattgefunden, der die lebendigen Vollmachten des Königtums zu leeren Formeln gemacht und an deren Stelle die Nation und ihre Führer gesetzt hat. Selbst da, wo die königliche Prärogative noch im letzten Menschenalter eingesetzt wurde gegen das Parlament, war es nicht das Königtum, sondern das Kabinett, das sich dieses Rechtes bediente unter dem Namen der königlichen Prärogative. So geschah es 1872, als Gladstone den Stellenkauf in der Armee abschaffte, weil das Oberhaus Widerstand leistete. Das Königtum war dabei gar nicht beteiligt. Es war nur ein leichteres Mittel, den Willen des Ministeriums durchzusetzen. Einiges Ähnliches geschah 1903, als Balfour die ganze Heeresverwaltung mit einem Federstrich neu gestaltete, das Kriegsministerium völlig veränderte, einen neuen Kriegsrat schuf und selbst ein so großes Amt wie das des Oberbefehlshabers abschaffte. Der Premierminister benutzte für Durchführung einer wichtigen gesetzlichen Maßregel die Vorteile, die das alte Recht dem „King in Council“ vorbehalten hatte. Die königliche Prärogative ist nicht beseitigt. Sie ist nur verschoben. Noch niemals ist die Frage in England entschieden worden, wo die Grenzen der königlichen Macht liegen. Seit zweihundert Jahren beschäftigt sich die englische Geschichte mit ihrer Beantwortung. Nach welcher Seite diese gegangen ist, erkennt man aus den Betrachtungen dieser Blätter.

Und dennoch ist es eben wieder ein Charakterzug der Engländer, daß sie nicht geneigt sind, durchzuschneiden und einer konsequenten Logik Platz zu machen. Das Ausland denkt anders darüber. So sagt ein Staatsrechtslehrer der Vereinigten Staaten, der neuerdings auch in Deutschland sich bekannt gemacht, Professor Burges von der Columbia-Universität in New York: England sei eine „Ministerial Republie“ und der König lediglich eine zeremonielle Figur. Wenn wir vor einem Jahre hören müßten, daß der englische Premier, Asquith, in öffentlicher Versammlung erklärte, mehrere Leute hätten sich bei dem Wechsel der Premierschaft überflüssigerweise gewundert, daß der König zur selben Zeit in Südeuropa sich aufgehalten habe; der König habe damit gar nichts zu tun gehabt — so ist dieses deutlich und scheint die Ansicht des amerikanischen Gelehrten zu bestätigen. Oder wenn vor zwei Jahren ein Bataillon der schottischen Garden dem Könige seine Standarte zum Buckingham-Palast zurückbringt und der König sie in Empfang nimmt mit den Worten: „Ich bedanke, daß meine Regierung (my government) das Bataillon abgeschafft hat“ — so scheint hier selbst das Peinliche des Vorganges dem Empfinden der Krone bereits entchwunden zu sein.

Auf der andern Seite hat im Auslande nicht die Wissenschaft, desto mehr der Eindruck bekannter Erlebnisse die Meinung von erheblichem Einfluß des heutigen englischen Königtums verbreitet, und originelle Leute, die geneigt

sind, etwas zu sagen, was niemand sagt, haben sogar von einem persönlichen Regiment des Königs von England geredet. Das ist vollends eine Überreibung, die der Dehnbarkeit eines Wortes viel zunimmt.

Die Engländer selber halten sich in einer vorsichtigen Mitte, bei der sie allerdings der ersten Seite recht nahe kommen und von der zweiten sich auß deutlichste entfernen. Gladstone hat in seinen Erinnerungen es so ausgedrückt: das Amt des Königtums habe in der Weise eine Änderung erfahren, daß an die Stelle der Macht eine wohltätige Substitution von Einfluß getreten sei. Das Feld dieses Einflusses ist unbestimmt und so verschleiert, daß Sidney Low in Verlegenheit ist oder in Widerspruch mit sich selber gerät, wenn er erhebliche Anlässe dafür neunen will. Der König hat das Recht, vom Kabinett konsultiert zu werden, das Recht zuzuhören, das Recht zu warnen. Das ist nach englischer Lehre das Recht des konstitutionellen Königs. Dem steht das Recht des Premierministers gegenüber, dem Rate des Königs nicht zu folgen. Die Rollen haben im Laufe der Zeit gewechselt, ja mehr als gewechselt.

Die Vision des „patriot king“, die einstmals Bolingbroke geschildert und die ein Jahrhundert später Tisraeli in Romanen verherrlicht hat — sie ist Vision geblieben. Ein Königtum, das hoch über den Parteien, einem Halbgott gleich, die Verkörperung des Gemeinwohls selber ist — es ist in England gescheitert, weil die Könige der Idee nicht entsprachen. So meint Sidney Low. Aber auch in andern Ländern hat viel daran gefehlt, daß sie der Idee entsprachen. Daher mußten die Institutionen der Freiheit in die Lücke springen — in England früher, in andern Ländern später. Die Institutionen der Freiheit haben gesiegt, weil von ihnen gilt, was Lord Byron von ganz England gesagt hat — „mit allen deinen Fehlern lieb ich dich“. Von den vier Georgen haben die Engländer das nicht gesagt. Auch wenn am Grabe der Königin Viktoria nicht die harten Worte zu hören waren, welche die „Times“ Georg dem Vierten und Wilhelm dem Vierten nachrief, wenn seitdem das englische Königtum an sozialer Achtung gewonnen hat, so ist es an politischer Bedeutung zu gleicher Zeit gesunken. Auch wenn in einzelnen Ländern des Festlandes etwa das monarchische Ansehen gewachsen ist, so bedeutet das für die Engländer nichts. Sie sind es gewesen, die seit mehr als zwei Jahrhunderten der Welt gezeigt haben, daß ein Volk Rechtschranken errichten muß gegen die Willkürherrschaft fehlbarer Menschen. Sie haben daran festgehalten und sind auf dieser Bahn schrittweise und folgerichtig vorwärts gegangen.

Wer aber die englische Gesellschaft kennt, wer die oben berührte Bedeutung der Aristokratie und den konservativen Zug versteht, der sie durchdringt, der begreift die Mission, die das Königtum immer noch an der Spitze dieser Gesellschaft zu erfüllen hat. Hier liegt der Sitz seiner Stärke. Für das Staatsleben warnt selbst der dem Königtum zugeneigte Autor vor jeder Kraftprobe: „Kein kluger König wird einen Schritt wagen, der seine Untertanen veranlassen könnte, die Fundamente zu prüfen, auf denen die mystische Institution des Königtums ruht.“

# Zwei Skizzen.

Von  
Grazia Deledda.

## I. Der Traum des Hirten.

Es ist die Nacht der Geburt des Herrn; aber sie gleicht einer Herbstnacht, so frisch und durchsichtig ist sie. Der Mond beleuchtet die einsame Ebene. Ein Wasserlauf, hier breit, dort schmal, schlängelt sich durch die schwarzen Stoppelfelder und verschwindet schimmernd am Horizont, wo er sich scheinbar in ein bläuliches Dunstmeer, in eine ferne Leere ergießt.

Es sind die ersten Stunden der Nacht. Der Hirt beobachtet die weidende Herde. Gelb und schwarz im Lichte des Mondes, suchen die schlaftrunkenen Schafe, melancholisch die Ebene durchwandernd, das kalte Gras unter dem Gebüsch längs des moosbedeckten Mauervorsprunges; ihre Glocken machen eine seltsame Musik, eintönig, wie eine Melodie, die kommt und schwindet, und zittert und silbern klingt, indem die Herde langsam auseinander geht, das Schweigen der Ebene belebend und gleichzeitig fühlbarer machend.

Der Hirt beobachtet, und wilde Träume gehen an seinen Augen vorüber. Er ist von seinen rauen Heimatbergen gekommen, deren Weiden im Glanz des Frühlings nach Thymian und Rosmarin dufteten, jetzt aber mit Schnee bedeckt sind, auf dem die Fußstapfen der flüchtenden Hasen und der wilden Schafe sich abzeichnen.

Der Hirt hat bei den ersten Herbststürmen die hochgelegenen Weiden verlassen und ist zur Ebene herabgestiegen mit seiner Herde, seinen Hunden, seinem „Sacco“ — dem langen Mantel, den er über den Kopf wirft und unter dem Kinn befestigt — mit seinem Pferde, seinen Gerätschaften aus Stoß, seinen Löffeln aus Ziegenpfoten und seinem Vorrat von Gerstenbrot für den ganzen Winter.

Er ist ein Nomade, hat aber eine zahlreiche Familie, die in dem Dorfe auf der Höhe des Gebirges wohnt.

Während er die weidende Herde ansieht, ersteht vor seinem Blick das Bauernhaus, in dem seine Lieben den rauen Winter verbringen; da, hinter dem leuchtenden Dunste des Mondes, ragen die silbernen Gipfel der Berge,

und aus den weißen Tälern, die das wilde Schaf bewohnt, glänzen die Lichter des kleinen Dorfes. Das Haus des Hirten ist aus Stein und Holz, und in der geräumigen Küche raucht der alte, steinerne Herd, und auf dem Holzfeuer siedet ein großer, schwarzer Topf.

Das Haus des Hirten ist reich, da gibt es Holz, Speck, Kartoffeln, Bohnen. Die Weiber des Hirten haben das ganze Jahr in den Gärten gearbeitet, die Furchen bewässert, in den Wäldern die Nastanien und Rüsse geerntet, die blauen, schwarzgesprengten Bohnen enthülfst . . .

Das Haus ist reich, und die älteste Tochter, rund und rot in ihrem enganschließenden Wollkleid, ist mit einem Manne verlobt, der seinerseits viel Gerste und Weizen erntet.

Trotz alledem träumt der Oberste, das heißt das Haupt der Familie, verloren in der Einsamkeit der Ebene, von jenem Tage, an dem er reich genug sein wird, um sich einen Knecht zu halten, der ihm die Herde hütet.

Ach, dann wird er nicht mehr die Haare verlieren, um seine Schafe zu retten. Mag der Knecht sehen, wie er fertig wird, und wenn ein einziges Schaf abhanden kommt, wehe ihm!

Er, der Hirt, dann wirklich reich, wird neben dem Herde sitzen, mit seinem Holunderstab das Feuer ansachen, ab und zu in den Topf hineinblicken, mit seinen Frauenzimmern schwätzen und in die Asche spucken. Sein Bart wird weiß und lang, und er rot und dick sein. Der Schwiegersohn wird kommen, und sie werden beide einen Wettgesang austimmen und dabei Wein und Schnaps trinken.

Ja, das wird das wahre, glückliche Leben sein! Aber wie viel Zeit wird noch hingehen, bis dieser Traum Wirklichkeit geworden, wie viele Weihnachten noch wird er fern von der Familie verbringen in der nächtlichen Trostlosigkeit der Ebene!

Gibt es kein Mittel, um den rauhen Weg abzukürzen? Freilich, freilich — es gibt eines; er kennt es, er hat den ganzen Tag daran gedacht. Auf der Weide, die an die seine grenzt, ist ein anderer Hirt, der sich dem Getreidehandel zuwenden will, darum fast seine ganze Herde verkauft hat, in wenigen Tagen den Rest verkaufen und dann davongehen wird.

Zehn ist er da unten, jenseits des Flusses, und schläft in seiner Hütte, den Kopf an einen Stein gelehnt, unter dem ein Lederbeutel mit dem vom Verkaufe der Schafe gelösten Gelde liegt.

Unser Hirt meint, es werde ein leichtes Unternehmen sein, dahin zu gehen und sich des Beutels zu bemächtigen.

Nun ja, freilich — es wird gehen. Die Nacht rückt vor; die Schafe ziehen sich, eines hinter dem andern, in ihre Hürden zurück, und langsam verhallt das Geläut ihrer schwingenden Glocken.

Der Hirte sieht vor der Öffnung seiner Hütte und summt.

Der Mond geht am reinen Himmelsbogen nieder; der Fluß zieht schweigend durch die stille Ebene, nur ein roter Punkt funkelt jenseits des Wassers: es

ist das Feuer des Hirten, der seine Herde verkauft hat. Der Mann der Berge sieht auf dies Feuerauge und denkt an das schöne Leben, das er in einem Jahre wird führen können, an die Wettgesänge, an die Brautwein-gläschchen, an den Knecht, der seine Herde hüten soll.

Ja, er wird gehen. Es ist Zeit, mit diesem Nomadenleben ein Ende zu machen; es ist Zeit, bei der Familie zu sein, Weihnachten im Dorfe zu verbringen.

Er wird gehen, er geht; schweigend verfolgt er seinen Weg, ohne Spuren zu hinterlassen, wie der Fuchs; er durchwatet den Fluß, er ist nahe der Hütte des Hirten, er erreicht deren Öffnung. Der Hirt schläft, den Kopf an einen Stein gelehnt; unter dem Stein muß der Beutel sein, ist der Beutel. Unser Hirt zaudert einen Augenblick, dann tritt er ein, beugt sich über den Schlaufenden und tötet ihn; er entfernt den Leichnam und hebt den Stein auf.

Entsetzen! Unter dem Stein, statt des Beutels, ist ein Gewimmel von weißen, ekelhaften Würmern, die in der feuchten Erde herumkriechen, ihre kleinen, boshaften Augen haben einen seltsamen grünen Glanz.

Der Hirt erbleicht, schaudert, durchsucht die ganze Hütte, der Beutel ist nicht da, sein Verbrechen ist nutzlos gewesen. Nun flieht er über die Ebene, hat aber immer vor den Augen jene weißen, kriechenden Würmer mit den grünen, boshaften Augen. Nach langem Umherirren kommt er zu seiner Hütte zurück, sein rotbrauner Hund heult verzweiflungsvoll gegen den Mond und rüttelt an der Kette. Was ist geschehen?

Der Hirt eilt zu den Hürden, und die Hürden sind leer. Er lauscht, aber das Schweigen der Nacht wird nur unterbrochen durch das heisere Geheul des Hundes. Todeschweiß rinnt ihm über den Nacken, schreckliche Flüche entringen sich seiner leuchgenden Brust. Er ist zugrunde gerichtet; während seiner Abwesenheit haben ihm unbekannte Räuber seine Herde gestohlen und sind verschwunden, ohne eine Spur zu hinterlassen, wie der Fuchs.

Vor Wut brüllend, stürzt sich der Hirt in den Buschwald und läuft und läuft über die Ebene, die Stelle suchend, wo die Diebe den Fluß durchwatet haben.

Ja, vielleicht ist es hier; die Binsen sind zerstreut, das spärliche Wasser glänzt im Widerschein des klaren Himmels und des zitternden Mondlichts.

Der Hirt taucht ins Wasser, aber das Wasser ist nicht so flach, wie es ihm schien; je weiter er schreitet, desto tiefer sinkt er — bis zu den Hüften, bis zum Gürtel, bis zur Brust, bis zur Kehle. Ach, er ist verloren, er ertrinkt; sein Blick unterscheidet nur noch eine Fläche rauschenden Gewässers, wimmelnd von weißen Würmern mit grünschimmernden Augen.

Da überkommt ihn eine schreckliche Empfindung; er meint tot zu sein, seine Lieben, seine Heimatberge nicht mehr wiedersehen zu können; ihm ist, als müßte er für alle Ewigkeit mit heftig schlagentem Herzen und vollem Bewußtsein in der kalten Tiefe des Meeres bleiben, inmitten dieser Welt von Würmern.

Eine entsetzliche Verzweiflung erfaßt ihn; er will sich rühren und kann nicht; er will schreien und kann nicht; nach einer äußersten Anstrengung

erwacht er zitternd und sieht sich an der Öffnung seiner Hütte fühlen, wo er mit dem Gedanken eingeschlafen war, dem benachbarten Hirten den Geldbeutel zu stehlen.

Nur einige Augenblicke noch lebt er unter dem Angstgefühl des Alpträns am ganzen Leibe. Nur allmählich kehrt er zur Wirklichkeit zurück. Seine Herde schlafst in den Hürden; dort unten, jenseits des Flusses, leuchtet rot und ruhig das Feuer des Hirten. Der Mond geht am nächtlichen, reinen Himmel unter.

Der Hirte steht auf, schüttelt sich, und eine tiefe Trauer erfüllt ihm das Herz. Ihm scheint, er habe das Verbrechen wirklich begangen; er empfindet eine bittere Reue und hat das Vorgesühl schlimmer Dinge. Was wird er zur Sühne tun? Wie wird er den Zorn des Christkinds beschwichtigen?

Nun wohl, er wird dem Nachbarhirten den ungeheuerlichen Gedanken und den schrecklichen Traum, den er gehabt hat, beichten; dann wird er drei Schafe schlachten und deren Fleisch unter die Armen des nächsten Dorfes verteilen.

Am folgenden Tage kommt der Nachbarhirt zu Besuch, und der Freund erzählt ihm den schrecklichen Traum, hat aber nicht den Mut, ihm zu gestehen, daß er wirklich daran gedacht, ihn umzubringen. Der Nachbar lacht, und unser Hirte lacht auch, dann schlachten sie gemeinsam ein Schaf (drei, meinte der Freund, sind wahrlich zu viel), um es unter die Armen zu verteilen. Davon benachrichtigt, kommen die Armen aus dem Dorfe, zausen sich um das ihnen zugeteilte Fleisch und sprechen auf dem Rückwege:

„Was für ein guter Mann ist dieser Hirte! Weil er geträumt hat, einen Christenmenschen zu ermorden, hat er ein Schaf geschlachtet und gibt es uns Armen! Unser Herr Jesus vergelte es ihm!“

Unterdessen drehen die beiden Freunde, die das zarteste Fleisch des Schafes für sich behalten haben, die hölzernen Bratspieße über dem Feuer und singen dabei Lieder aus dem Stegreif, zu denen sie den Traum als Text nehmen, aber nur den Traum.

## II. Im Schneegestöber.

„Der Schnee kann nicht lange mehr ausbleiben.“ verkündete die junge Magd, nach dem weißen Himmel blickend, „nunm wenigstens einen Schirm mit, Maureddu.“

„Einen Schirm!“ Der jugendliche Herr lachte. Einen Schirm tragen war für ihn ein Zeichen von Schwäche, fast von Feigheit.

„Du sollst sehen, daß es schneien wird; warum bei diesem Wetter reisen?“ fuhr das Mädchen in klagendem Tone fort. „Ich werde nicht schlafen können.“

Maureddu lachte abermals. Alles gab ihm Anlaß zum Lachen, aber zu einem gutmütigen Lachen, das niemanden beleidigte.

„Du wirst nicht schlafen können! Alsdann gehe hinunter in die Küche und —“ sagte er, während er das Pferd fertig sattelte.

Auch sie lächelte ein wenig schwermütig und verliebt. „Wenn du nicht da bist . . .“ murmelte sie.

„Wirfst du an mich denken! . . . Geh, sage der Großmutter, daß ich auf dem Sprunge bin, abzureisen . . . nein, warte noch einen Augenblick.“

Er erhaschte sie noch im Schuppen und umarmte sie heftig. Sie war größer als er, schön, rosig, mit edel gebogener Nase und zwei großen, runden, leuchtenden Augen. Auch sie preßte ihn fest an sich, hob ihn beinahe und sagte: „Versprich mir wenigstens, daß du nicht durch mein Dorf kommen wirst. Du weißt, daß mein Bruder dich umbringen will.“

„Er kennt mich nicht. Und dann . . . was wird er mir tun können?“ sagte der junge Mann mit jener Gering schätzung, welche die reichen sardinischen Bauern für die Armen haben. „Die Ameise!“

„Eine Ameise? Du wirst sehen, wie sie dich stechen wird, diese Ameise!“ rief das Mädchen, ihn von sich stoßend. „Komm ihm nur nahe, und man wird sehen.“

„Genug —,“ befahl er mit herber Stimme. Aber gleich wieder besänftigt, log er mit der ihm eigenen Miene des unschuldigen Jungen: „Und werde ich dich denn nicht heiraten?“

„Wann? Wenn der Geier die Leinwand für mein Brauthemd weben wird?“  
Er lachte.

Mauro gab dem Pferde die Sporen, hinauf, hinauf, über die gefrorene Hochebene fort. Der Himmel senkte sich immer tiefer, Schneewolken zogen schwer und kalt über den weißen Hintergrund des Horizontes dahin. Die Berge ringsum blickten sich, blau vor Kälte, an und schickten einander heftige Stoße eisigen Windes zu; die schwarzen Eichen längs des Weges schüttelten sich in mächtigem Erschauern, als wollten sie an dem Wetter Rache nehmen, indem sie mit den höchsten Wipfeln die eilenden Wolken peitschten.

Mauro dachte an den ergebungsvollen Spruch seiner jungen Geliebten. Sie mußte ihn dem alten Lied entnommen haben:

Eh den Trauring du herbeischaffst,  
Mich zu deiner Frau zu machen,  
Webt der Geier wohl die Leinwand.

„Ja, sie ist vernünftig, darum habe ich sie lieb. Wie wär es auch möglich? Ein reicher Grundbesitzer, einziger Sohn, einziger Enkel, ein Eigentümer von hundert Schafen und zweihundert Schweinen kann nicht eine Magd, ein fremdes Mädchen heiraten . . . Ein Mann meiner Abkunft!“

So verliebt er auch ist, daß heißt so sehr ihm auch seine Geliebte gefällt, so muß Mauro doch lachen beim bloßen Gedanken, daß er sie heiraten sollte.

Plötzlich hörte der Wind auf; die weißen Wolken am weißen Himmel zerteilten sich; hier und da nahm eine Eiche, hoch und gekrümmt, eine gespenstische Starrheit, eine düstere Farbe an; und alles war Schweigen, ungeheuerliches Schweigen, die Unbeweglichkeit der Erwartung. Kein Vogel zwitscherte, kein Blatt rührte sich.

„Mir scheint, es ist so weit.“ dachte Mauro, indem er in die Luft hinaus schnupperte und die Kapuze über den Kopf zog. Eine Schneeflocke, groß wie ein Schmetterlingsflügel, fiel auf das Ohr des Pferdes. Das Pferd schüttelte das Ohr; Millionen weißer Flügel wirbelten in der Luft.

Weiter, immer weiter. Auf der Spitze der Kapuze des „Eigentümers von hundert Schafen und zweihundert Schweinen“ errichtete der Schnee ein kleines Gebirge; die Wege verschwanden; die Eichen, die weißen und die schwarzen, in Schneestaub gehüllt, nahmen das seltsame Aussehen von verkleideten Riesen an, die hinter dem Felsen lauerten. Der Tag ging zur Neige, alles färbte sich bläulichgrau, die Kälte wurde grimmig, aber der junge Grundbesitzer fing an zu lachen.

„Wir haben Schlimmeres gesehen!“ prahlte er seinem Pferde vor, das die Ohren schüttelte und immer langhamer die schwarzen Spuren seiner eisernen Hufe hinter sich zurückließ. „Erinnerst du dich, Gumpanzeddu (kleiner Kamerad), wie wir auf den Bergen von Uliena in eine Murra (Spalte) gestürzt sind? Und dort, sagen sie, sollen die Teufel sein . . . die Teufel sind schwarz, der Schnee ist weiß — geh nur, weiter, weiter, Gumpanzeddu!“

Gumpanzeddu trabte, aber der Schnee fiel immer dichter, ununterbrochen, lautlos. Trotz seines Stoizismus hatte Mauro für einen Augenblick den wunderlichen Eindruck einer Verzauberung, als ob es ihm bestimmt sei, sein ganzes Leben so zu reiten, durch eine geheimnisvolle Landschaft inmitten der furchterlichen Stille eines nicht endenden Schneegestöbers.

„Zum Teufel, bist du schlaftrig?“ fragte er sich, gähnend. „Schäme dich, ein tapferer, junger Mann wie du! Weiter, Gumpanzeddu . . .“

Aber all seiner Tapferkeit zum Trotz gewann die Kälte Gewalt über ihn, indem eine seltsame, gefährliche Schlaftrigkeit ihn überkam. Da fiel ihm ein, einen Schluck Branntwein zu trinken; denn obwohl Abstinenzler, führte er auf der Reise stets ein Fläschchen mit, um es den Freunden und Kameraden anzubieten, denen er hätte begegnen können.

Er trank einen, zwei, drei Schlucke und verzog dabei das Gesicht; dann spie er sie gegen den Schnee als Zeichen der Herausforderung und wurde wieder fröhlich und mutig.

Ein junger Mann wie ich soll sich von der Kälte unterkriegen lassen! Bah! Weiter, Gumpanzeddu!“

Gumpanzeddu, das arme Tier, schritt weiter, aber seine Hufe ließen keinen Abdruck mehr zurück, nur weiße Löcher im weißen Schnee. Die Berge waren verschwunden, die Bäume waren verschwunden, jede Spur war verschwunden. Mauro fühlte sich schwaben zwischen dem weißen Himmel und der weißen Erde, in einer dichten Atmosphäre oder besser in einer beweglichen Wolke gefrorenen Schnees. Zuweilen meinte er gegen eine Marmorwand zu schreiten, und eine unbestimmte Unruhe begann ihn zu erregen.

„Solltest du dich verirrt haben! Zum Teufel? Ein junger Mann wie du, ein Ehrenmann, ein Löwe? Bah!“

Der Schlaf kam wieder über ihn, mit wirren Träumen, süß und schreckhaft zu gleicher Zeit. Er wünschte in einer großen Küche zu sein, auf der dicke Binsenmatte. Er konnte sich nicht rühren, die Füße waren ihm schwer. Die junge Magd liebkoste ihn, aber ihre Hände waren eiskalt, und sein Gesicht fror bei der Berührung. Im Hintergrunde der Küche erhob sich eine Schneemauer.

„Ich muß noch einmal trinken . . .“

Als er sich bückte, um das Fläschchen aus dem Sack zu nehmen, bemerkte er, daß der Schnee einen kleinen Kegel auf seinen Fuß gelagert hatte.

„Darum sind mir die Füße schwer! Seltsam! Als ob mich fröre! Mich! Schäme dich, Maureddu Corrias, schäme dich, zu frieren!“

Er trank, bewegte die Beine und sah sich um. Es war schon Nacht: eine klare Nacht ohne Licht, ohne Luft, ohne Horizont, eine einzige Wolke. Aber die Mauer da unten war grau geworden, mit einem roten Punkt in der Mitte. Das Pferd, das jetzt im halbweichen Schnee versank, schritt auf den roten Punkt zu.

~~~~~

Es war das Chausseehaus; Cumpazeddus blieb unter dem roten Fensterchen stehen, und Mauro hatte den Mut nicht, ihm die Sporen zu geben.

„Was mich anbetrifft, ich wäre weiter gegangen,“ dachte er hochmütig. „Ich habe andres gesehen als das bißchen Schnee! Aber dies arme Tier kommt nicht mehr von der Stelle.“

Ohne abzusteigen, klopfte er mit dem Stiefelabsatz gegen die Tür.

„Wer ist da?“ rief eine Kinderstimme.

Mauro klopfte nochmals: einem Löwen wie ihm sollte man die Tür öffnen, ohne erst zu fragen, wer er sei!

„Wer ist da?“ schrie eine Frauenstimme.

Mauro klopfte noch stärker.

„Aber wer ist da?“ brüllte eine Männerstimme.

„Ehrenmänner!“ erwiderte der Wanderer.

Sofort wurde die Tür weit aufgemacht, und er setzte verächtlich hinzu: „Fürchtet Ihr vielleicht, daß man Euch das silberne Besteck stehle?“

„Schöner Jüngling,“ entgegnete die Wärtersfrau, ein stattliches Weib in der Landestracht, mit einem Kind auf dem Arm, „wir haben keine silbernen Bestecke; aber wenn wir fragen: Wer ist da? wird uns dennoch geantwortet. Was willst du?“

„Hier schlafen. Die Chausseehäuser gehören den Wanderern!“

Die Frau des Straßenwärters mußte dem jungen Mann den reichen Bauern ansehen, einen derjenigen, denen man Ehrerbietung bezeigt und die Ehrerbietung verlangen. Darum erwiderte sie nichts. Sie sagte nur in liebenswürdigem Tone:

„Die Chausseehäuser gehören dem König, aber auch dem Straßenwärter; indesten wenn du absteigen willst und dich mit Wenigem begnügst, sollst du willkommen sein.“

Er stieg ab, ließ das Pferd besorgen und trat dann in die Rüche, mit den Füßen stampfend und den Schnee vom Rock schüttelnd. Ein kleines Feuer erhellt kaum den elenden Raum. Ein großer, starker Mann saß in einer Ecke, und da Mauro sah, daß er städtische Kleidung, nämlich einen alten, gelblichen Bartchentrock, trug, hielt er ihn zuerst für den Wärter.

„Gesundheit!“ rief der jugendliche Grundbesitzer, der wieder gut und artig geworden war, „es ist ein Hundewetter! Wer weiß, wieviel Ihr es ist?“

„Es wird sieben Ihr sein, glaube ich.“ sagte die Wärtersfrau, die mit dem Kind auf dem Arm neben dem Feuer stand. „Mein Mann, der nach Nuoro ist, hat die Ihr mitgenommen.“

Daraufhin blickte Mauro auf den Mann in der Ecke und hatte einen merkwürdigen Eindruck: er meinte, ihn schon einmal gesehen zu haben, wußte aber nicht wo noch wann.

„Dieser ist auch ein Wanderer,“ erklärte die Frau, „ein Wanderer, der unglücklicher ist als du. Sein Pferd ist ihm auf dem Wege gestorben.“

Mauro lachte. Dann nahm er aus seinem Sack das Branntweinfläschchen und reichte es dem Manne.

Der Unbekannte trank ohne weiteres, wischte sich den Mund mit dem Rücken der Hand, gab das Fläschchen zurück.

„Ja.“ sagte er, „mein Pferd ist nicht weit von hier plötzlich gefallen.“

„Da werden wenigstens die Raben in diesen Schneetagen etwas gegen den Hunger haben!“ bemerkte Mauro, der an die Lüge des Unbekannten nicht glaubte. „Trinke, Frau! Du willst nicht? Laß dein Kind trinken, es wird ihm guttun, ich sage dir, es wird ihm guttun. Man muß die Kinder ans Trinken gewöhnen, sonst nimmt man das Laster des Nichttrinkens an, wie es mir ergangen ist. Und du, Fremder, willst du noch einmal trinken?“

Dieser ließ sich nicht bitten.

Die Wärtersfrau zog sich bald zurück, und die beiden Männer blieben allein in der Rüche. Jeden Augenblick bot Mauro sein Fläschchen an. Der andre trank: seine tief schwarzen, runden Augen, dicht nebeneinander, fast schwelend über der gebogenen Nase, funkelten im Widerschein des Feuers, das weiter genährt wurde durch einen Holzstamm, den Mauro unter dem Schnee hervorgeholt hatte.

Es ging wunderlich zu. Während Mauro, der nicht trank, schwätzte, prahlte und lachte wie ein Betrunkener, wurde der andre immer schweigsamer und in sich gefahrter. Der Aufsorderung des jungen Grundbesitzers folgend, hatte er sich dem Feuer genähert: er saß jetzt auf dem Boden mit gekreuzten Beinen, war aber so riesengroß, daß sein mit einem nassen, zerlumpten Hut bedeckter Kopf beinahe so hoch reichte wie derjenige Mauros, der auf einem Stuhel saß.

„Ich bin auf dem Wege nach Bono,“ erzählte Mauro. „Ich suche einen Eichwald, wo viele Eicheln für meine Schweine sind. Ich bin bereit, bis dreihundert Scudi Pacht zu zahlen, wenn ich nur meine Schweine mästen kann. In diesem Jahre gibt es in Nuoro gar keine Eicheln.“

„Du, der du aus Nuoro bist," sagte hierauf der Mann im Barchentrock, „kennst du zufällig einen gewissen Mauro Corrias?"

Eine dunkle Ahnung mahnte den jungen Mann, zu lügen; aber er war zu eitel und brachte es nicht fertig.

„Einen gewissen? Einen gewissen? Wie verstehst du das? Mauro Corrias gibt es nur einen, das ist ein Ehrenmann, ein Löwe, und das bin ich!" sprach er frei heraus. „Was hast du Mauro Corrias zu sagen?"

„Nichts; ich fragte nur so: ich habe dich nennen hören. Bist du sehr reich?"

„Ob ich reich bin! Hundert Schweine, zweihundert Schafe; alle haben Achtung vor mir. Trinke, Fremder; was ist denn dein Gewerbe?"

„Bauer," erwiderte der andre und fuhr fort, seine runden, funkelnden Augen auf die Flamme zu heften.

Mauro hub wieder an zu schwächen und seinen Besitz zu rühmen.

„Meine Schweine? Die schönsten im Umkreis von Nuoro. Ich will die ganze Insel durchwandern, wenn ich nur einen schönen Wald finde. Ich besitze schon einen Wald auf den Bergen von Nuoro, wo die Art niemals einen Baum berührt hat. Aber in diesem Jahre gibt es da nicht eine einzige Eichel, nicht einmal, um einem Flintenschuß als Zielscheibe zu dienen. Im vergangenen Jahre, ja, da gab es eine gute Ernte. Aber der Winter war milde, und infolge davon ist in diesem Jahre die Ernte schlecht. Wir wollen hoffen, daß sie im nächsten besser sein wird. Was meinst du dazu?"

„Wir wollen es hoffen," versehzte der andre gleichgültig.

Plötzlich lachte Mauro auf, da ihm etwas Ungenehmes einfiel.

„Da hat es nur einmal geschneit, und es war sehr kalt. Ich weiß es noch, weil . . . Aber sag mir doch," fragte er dann, „gibt es schöne Frauen in deinem Dorfe?"

„Sehr schöne, und der Teufel soll den holen, der sie geschaffen hat," sagte der Fremde.

„Warum fluchst du? Die Frauen müßten dir im Gegenteil sehr gefallen! Ein Mann wie du! Nur zu, erzähle mir was . . . trinke!.."

Der andre trank nochmals und machte mit der Hand eine Bewegung, die bedeuten sollte: warte nur, du wirst was Schönes zu hören bekommen . . .

Die kleinen, lästernen Augen des jungen Mannes belebten sich wie von einer Flamme. Er liebte die Weiber, und wenn er sich in Gesellschaft eines Freundes befand, war es sein größtes Vergnügen, über Liebesabenteuer zu sprechen.

„Du mußt wissen," begann endlich der andre, „du mußt wissen, daß ich bei einer reichen Familie im Dienst bin, bei einer zahlreichen Familie, die zumeist aus Frauen besteht. Außer der Herrin, einer dicken, noch sehr ansehnlichen Frau, sind drei Töchter und zwei Mägde da. Der Hausherr ist gelähmt . . ."

„Ha, ha!" rief Mauro, „jetzt kommt es!"

In der Tat begann der andre eine ganz unwahrscheinliche Geschichte zu erzählen: die Frauen des Hauses, in dem er diente, hatten sich ihm in die

Arme geworfen. Zu der vergangenen Nacht noch war ihm die alte, dicke Hausfrau an die Brust gesunken wie ein fünfzehnjähriges Mädchen . . .

Mauro lachte und lauschte. Er glaubte nicht an die Aufschneidereien des andern, fand jedoch Gefallen daran, sie anzuhören. Und wie es bei Kindern geschieht, sing auch er an, seine Abenteuer herzuzählen und übertrieb sie aus knabenhafter Neigung, um sie noch gewagter erscheinen zu lassen als die des Gefährten.

„Voriges Jahr habe ich ein schönes Mädchen gehabt, wahrhaftig, sie war schön, groß, rundlich und rosig wie ein Apfel. Es ist merkwürdig zugegangen. Es ist durch die Kälte gekommen! Nein, lach nicht: ich weiß nicht, ob du bemerkst hast, daß im Winter uns die Frauen besser gefallen als im Sommer . . . Im Sommer auch, ich sage nichts dagegen, aber . . . lassen wir's! Du mußt also wissen, daß ich mich im Gebirge befand. Das Wetter war milde, meine Schweine wurden zunehmend fett, und ich verließ sie keinen Augenblick. Seit vierzehn Tagen war ich nicht im Dorfe gewesen, da sah ich eines Morgens zwei Frauen herankommen: meine Amme und ein schönes Mädchen, eine Fremde, die ich noch nicht kannte.

„Es ist die neue Magd deiner Großmutter,“ sagte mir die Amme. „Wir sind gekommen, um Eicheln aufzulesen. Hilf uns.“

„Ich half ihnen. Das Wetter hatte sich geändert, der Himmel war weiß wie Schnee geworden, ein eisiger Wind wehte. Die Frauen flagten über Kälte, und auf einmal ging die Amme in die Hütte, sich zu wärmen.

„Rühr sie nicht an,“ warnte sie mich, auf das Mädchen deutend.

„Wenn ich sie anrühre, wird sie schon schreien,“ erwiderte ich lachend.

„Kaum waren wir allein, näherte ich mich ihr und sagte:

„Wirst du schreien?“

„Sie lief von mir fort, und ich verfolgte sie.“

„Der Wind trieb uns wie zwei Blätter; ich lachte und rief:

„Fürchte dich nicht, Hexe, ich will dir nur einen Knüppel geben.“

„Anstatt aber nach der Hütte zu laufen, entfernte sich das Mädchen immer mehr, und ich verfolgte sie.“

„Dummes Ding,“ sagte ich ihr, „siehst du denn nicht, daß du dich verirrst? Wenn du so weiterläufst, wirst du damit enden, ins Tal hinunterzurollen. Warte auf mich, ich will nur einen Knüppel.“

„Sie blieb stehen; ich ging auf sie zu und merkte, daß sie vor Angst und Kälte am ganzen Leibe zitterte.“

„Läß mich,“ flehte sie, „ich bin eine arme Magd, rühr mich nicht an!“

„Fürchte nichts,“ sprach ich, indem ich ihre eiskalten Hände in die meinigen nahm. „Jetzt werde ich dir die Hände wärmen. Ich bin nicht schlecht, ich bin ein Ehrenmann. Wenn du mir einen Knüppel gibst, wirst du es nicht bereuen, das sollst du sehen. Jetzt wollen wir in die Hütte gehen, dort wirst du dich wärmen.“ Ich umfaßte sie, und statt sie nach der Hütte zu bringen, zog ich sie noch weiter zu einer Stelle, wo die Amme uns nicht finden konnte. Der Wind tobte, es fielen Schneeflocken. Das Mädchen zitterte vor Kälte; sie suchte sich mir zu entwinden, ich hielt sie aber nunmehr fest und sagte ihr lauter süße Dinge.

„Warum soll ein Herr seine Magd nicht heiraten können? Torheit! Ich werde dich heiraten; ich bin einziger Sohn und werde tun, was mir gefällt.“

„So führte ich sie weit weg zu einer alten Hütte, die im Schutze einer Höhle stand.“

„Mich friert — mich friert,“ sagte sie, „das ist nicht deine Hütte, da ist kein Feuer.“

„Das Feuer ist hier, in meinen Lippen. Fühle es!“ Ich küßte sie; sie schrie nicht, und so ward sie mein.“

„Und die Amme?“ fragte der andre.

„Die Amme? Ich gab ihr ein neugeborenes Ferkelchen, und . . . sie schwieg. Übrigens, was wußte sie?“ meinte Mauro und lachte.

Der Unbekannte starrte das Feuer mit weitgeöffneten, runden Augen an; für einige Augenblicke schwieg er, und als Mauro aufhörte zu lachen, herrschte eine tiefe Stille in der Küche des Wärterhauses.

Draußen fiel der Schnee unaufhörlich; kein Geräusch unterbrach das ungeheure Schweigen der weißen Nacht.

Plötzlich aber hörte Mauro ein halb ersticktes Brüllen, ein fernes Stöhnen, wild, wie der Schrei eines verwundeten Ebers. Er wandte den Kopf nach der Tür, und auf einmal sah er alles schwarz vor sich und hatte das Gefühl, als ob das Gewicht eines Felsens ihn erdrücke. Erst nach einem Augenblick kam er zum Bewußtsein der Wirklichkeit. Der Unbekannte war aufgesprungen, hatte sich auf ihn geworfen und umklammerte ihm die Schultern mit seinen wichtigen Händen.

„So, so, ein neugeborenes Ferkelchen,“ höhnte er leuchend. „Kupplerin, ich werde dich bezahlen; auch die Milch werde ich dir bezahlen, mit der du deinen Herrn gesängt hast. Ah, du führst ihm die armen Mägde auf dem Gebirge zu und läßt sie allein mit ihm . . .“

„Was hast du denn, Satan?“ schrie Mauro, den Kopf gegen den Leib des Angreifers stemmend.

„Kennst du einen gewissen Sebastiano Loi?“ fragte nun der Riese, indem er sich etwas entfernte, dabei aber die Schultern seines Opfers wie festgenagelt in den Händen hielt.

Ganz außer Fassung blickte Mauro auf; ah, jetzt erinnerte er sich: die runden Augen, die gebogene Nase . . . der Angreifer war der Bruder der jungen Magd.

# Mendelssohn als Lehrer.

Mit bisher ungedruckten Briefen Mendelssohns an Wilhelm v. Boguslawski.

Von  
Bruno Hake.

Wenn Leipzig im vorigen Jahrhundert mehrere Generationen hindurch unbestritten die erste Musikstadt Deutschlands war, so hat es diese Vorherrschaft dem Wirken Mendelssohns zu verdanken, der hier ins Werk sah, was in Berlin nach jhier endlosen Verhandlungen trotz der besten Absichten an der Unentschlossenheit Friedrich Wilhelms IV. gescheitert war: er gründete das Konservatorium, die erste moderne Musikhochschule, die ihre Schüler durch die strengsten Anforderungen während der Ausbildung weit emporhob über die handwerksmäßige Ausübung der Kunst und dem Musikerstande dadurch zu einer Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft verhalf, wie Mendelssohn sie sich selbst durch seine Persönlichkeit, seine vielseitige, humanistische Bildung errungen hatte. Seine pädagogischen Grundsätze, die er bereits in einem Entwurf für die Berliner Musikschule schriftlich festgelegt hatte, sind scharf und klar und gewiß durch die Betrachtung der eigenen Entwicklung bestimmt gewesen: „Jede Gattung der Kunst erhebt sich erst dann über das Handwerk, wenn sie sich bei größtmöglicher technischer Vollendung einem rein geistigen Zwecke, dem Ausdrucke eines höheren Gedankens widmet; also müssen Gründlichkeit, Richtigkeit und strenge Ordnung in Lehren und Lernen zum ersten Gesetz gemacht werden, um dem Handwerk nichts voraus zu lassen, zugleich aber alle Fächer nur im Hinblick auf jenen Gedanken, den sie aussprechen sollen, auf jene höhere Bestimmung, die sie jeder technischen Vollkommenheit in der Kunst unterordnet, gelehrt und gelernt werden“<sup>1)</sup>. Mendelssohns idealistische Auffassung der Kunst kommt hier unverhüllt, sogar fast polemisch zur Geltung. Soll auch des Künstlers Ausdrucksfähigkeit durch technische Vervollkommenung aufs höchste gesteigert werden, so darf er doch sein können nur „rein geistigen Zwecken“ dienstbar machen, sie nicht um ihrer selbst willen gebrauchen. Es wäre eine Entweihung. Unter „Handwerk“ aber versteht er nicht etwa die

<sup>1)</sup> Im Faksimile mitgeteilt von Ernst Wolff in seiner vorzülichen Mendelssohn-Biographie (nach S. 148).

berufsmäßige Ausübung zum Broterwerb, sondern nur die eitle Virtuosität und Effekthascherei, die er stets aufs leidenschaftlichste befiehlt hat.

Oftwohl er seine Kräfte mit besonderem Eifer in den Dienst dieser seiner Lieblingsköpfung stellte, die rasch emporblühte und für alle später gegründeten Anstalten vorbildlich wurde, fühlte er doch keinen Beruf zu einem Lehrer in sich, der sorgfältig der bald rascheren, bald langsameren Entwicklung des Schülers folgt, und lehnte es daher ab, die Leitung offiziell zu übernehmen. Den Unterricht in Komposition, Klavier- und Ensemblespiel erteilte er zwar gewissenhaft, fand aber keine tiefere Befriedigung darin. „Ich habe mich durch wiederholte Erfahrungen überzeugt, daß mir zu einem eigentlichen Lehrer, zum Geben von regelmäßigen, stufenweise fortschreitenden Lektionen das Talent durchaus fehlt, sei es, daß ich zu wenig Freude daran oder zu wenig Geduld dazu habe, kurz, es gelingt mir nicht.“ klagt er in einem Briefe an Raumann (19. September 1839) und später ähnlich in Gesprächen mit Devrient.

Erst auf jener höheren Stufe, die auf die methodische Ausbildung in der Technik folgt, äußerte seine durchaus produktive Natur ihre erzieherische Macht in freierem Gedankenaustausch mit seinen Schülern. So ist bekannt, welch reiche Förderung er aufstrebenden Talenten wie Gade, Taubert, Hille, Joachim angedeihen ließ, und der durch seine Schumannbiographie bekannt gewordene v. Wasielewski erzählt: „Jedes von dem Meister gesprochene Wort, gegründet auf reiche Erfahrung, tiefe Einsicht und Anschauung, war Goldes wert. Mendelssohn besaß eine seltenste Gabe, sich ohne Umschweife über alle beim Unterrichte in Frage kommenden Punkte kurz, klar und bestimmt auszusprechen.“ Bedeutamer ist, was der greise Leipziger Meister Carl Reinecke, der später dann selbst als Dirigent der Gewandhauskonzerte Mendelssohns Stellung bekleidet hat, von den Erfahrungen seiner Studienzeit in seinem liebenswürdigen Buche: „Und manche liebe Schatten steigen auf. Gedenkblätter an berühmte Musiker“<sup>1)</sup> berichtet; er kennzeichnet den Gegensatz zwischen Schumann und Mendelssohn in ihrer erzieherischen Wirkung, und sein Urteil fällt um so mehr ins Gewicht, als er Schumann als Mensch und Künstler viel näher gestanden hat als jenem: „Während Felix Mendelssohn Bartholdy sehr ausgiebig war und mit klaren Worten scharfe, aber treffende Kritik zu üben verstand, so daß man in einer Viertelstunde Winke und musikalische Weisheitsregeln fürs ganze Leben einheimsen konnte, zeigte sich Schumann im allgemeinen wenig mitteilsam. Dagegen war er im persönlichen Verkehr mit dem strebenden Kunstjünger zutraulicher und aufmunternder als jener, der freilich auch durch die unglaubliche Menge der ihn Umdrängenden zu einer gewissen Reserve gezwungen sein möchte . . . Robert Schumann war mehr freundlich anerkennend und aufmunternd als kritisch“. Der Gegensatz erscheint selbstverständlich: Schumann, verschlossen, grüblicher Sinnes, war ein Ringender zeit seines Lebens und ging einsame Wege; Mendelssohn dagegen war ein Mann der Tat und raschen Entschließung, fand bei seinem lebhaften Temperament leicht den entsprechenden Ausdruck für seine Eindrücke und Empfindungen, und da

<sup>1)</sup> Leipzig, Gebrüder Reinecke. Seite 45. 101.

er sich enger an die überkommenen Formen anschloß, so versügte er von vornherein über eine Reihe feststehender Begriffe, nach denen jener erst suchte.

Die von diesen Männern bezogene pädagogische Wirksamkeit Mendelssohns unmittelbar zu verfolgen, geben die unten mitgeteilten, an Boguslawski gerichteten Briefe Gelegenheit, die sich über sein ganzes Leben verteilen; den ersten schrieb er als vierzehnjähriger Knabe, den letzten zwei Jahre vor seinem Tode.

Der Empfänger, Wilhelm von Boguslawski, entstammte einer alten, im achtzehnten Jahrhundert aus Polen vertriebenen Adelsfamilie. Er war 1803 in Berlin als Sohn des Generalmajors Karl von Boguslawski, des ersten militärischen Direktors der Kriegssakademie, geboren, studierte Jura, war als Referendar am Kammergericht, als Assessor in Rostbus und Wriezen tätig, und kam 1842 an das Appellationsgericht in Breslau, wo er 1871 als Geheimer Justizrat starb. Hinter dem spröden, weltfremden Wesen, das diesem im lebhaften Gesellschafts- und Hofleben aufgewachsenen Manne eigen war, verbarg sich ein reiches Gemütsleben und eine unermüdliche Schaffenslust. Er war ein tüchtiger Beamter, ein feuriger Politiker, Komponist und Dichter, aber er hat weder eine Karriere gemacht, die seiner Begabung und seinen außerordentlichen Beziehungen entsprochen hätte, noch in seinen künstlerischen Arbeiten seine hohen Ziele erreicht. In ihm stand die universelle Bildung und der Drang nach vielseitiger Beschäftigung keinen Rückhalt an einem Willen, der trennend und beschränkend seine Produktion bestimmt und zu stärkerem Gestalten gezwungen hätte. Er blieb trotz allem ein Dilettant im Leben wie in der Kunst. Er hat Lieder, Sonaten, Ouvertüren, Symphonien und nicht weniger als sieben Opern — mit Vorliebe nach den historischen Romanen Scotts und Bulwers — geschrieben. Seine oft sehr hübschen musikalischen Einfälle notierte er sich, spann sie aus, fügte sie zu größeren Gebilden aneinander und umwob so sein durch die trockene Juristenarbeit ausgesüßtes Alltagsdasein mit einem Netz phantastischer Träume. Er machte die Nacht zum Tage, und gewiß gab ihm diese hingebende Arbeit Erquickung und Vergessen, aber was er sich, blühte rasch empor, um bald zu verwelken; seine Mühen lohnte kein Erfolg. Nachdem er von mehreren größeren Opernbühnen Ablehnungen erfahren hatte, ließ er auf eigene Kosten einmal eine seiner Opern in Würzburg aufführen: sie fiel durch, und eine andre, der wohl ein ähnliches Schicksal beschieden gewesen wäre, wurde in Breslau einstudiert. Da verbrannte die einzige Partitur, und die Aufführung wurde unmöglich.

Schon als Student war Boguslawski mit dem um sechs Jahre jüngeren Felix Mendelssohn befreundet; sie teilten sich ihre Kompositionen mit, musizierten zusammen und spielten gern Schach. Als dann durch Boguslawskis Fortgang der persönliche kameradschaftliche Verkehr unterbrochen wurde, kam es freilich nicht zu einem regelmäßigen Briefwechsel, aber stets hat Mendelssohn in treuer Anhänglichkeit die Arbeiten seines Freundes mit Teilnahme verfolgt und einer meistenteils ausführlichen Kritik für wert befunden. Sonst kommt der Name Boguslawski meines Wissens in seinen Briefen und Aufzeichnungen nicht vor.

Im Sommer 1823 machte Boguslawski<sup>1)</sup> von Dresden aus eine Fußtour über die Schweiz nach Florenz und schickte kurz vor seiner Abreise eine Symphonie an den damals vierzehnjährigen Mendelssohn mit der Bitte um sein Urteil und erhielt folgende Antwort, in der sich die Jugendlichkeit des Schreibers in einem niedlichen Schreibfehler verrät: er setzt kleine Anfangsbuchstaben in der Anredeform des Pronomens: „sie“, „ihr“ und verbessert die meisten Fälle. Ich habe hier die korrigierten Buchstaben durch untergesetzte Punkte gekennzeichnet:

Berlin 30 Sept. 1823.

Ihr Brief hat mich recht herzlich gefreut, denn ich sehe, daß Sie meiner noch nicht ganz vergeben haben. Nehmen Sie es nur nicht übel, daß die Antwort darauf so spät kommt. Sie verlangten von mir eine genaue Beurtheilung ihrer Symphonie; diese kam aber erst 6 Wochen nach Ihrem Briefe mir in die Hände, weil sie auf der Post liegen geblieben war. Drum konnt' ich nicht gut früher schreiben. Da Sie nun ein Gutachten von mir verlangt haben, so muß ich es ja wohl geben. Also:

Im Allgemeinen, erstlich, muß ich sagen: daß mir alle Motive des ersten<sup>2)</sup> Stücks recht sehr gefallen; daß mir das Adagio durchgängig gefällt, bis auf das Motiv in forte in der Mitte, wo der Contrabass eintritt; und daß ich die Menuet lustig und hübsch finde, bis auf eine Verlängerung am Ende, welche die Sache aufhält. Das Thema des letzten Stücks und die erste Forte Stelle, und die Durchführung bis zum piano gefällt mir auch sehr gut, doch von da an, so scheint es mir, wird es ein wenig schwach, auch kann mir der trompetenartige Schluß gar nicht gefallen.

Nun zweitens zum Genauern!

Die Einleitung mit der Violine allein, die also Solo sein muß, haben Sie getadelt; mir gefällt sie recht gut<sup>3)</sup>, wie auch die folgenden Eintritte der vier Instrumente nach einander. Doch finde ich dies Adagio viel zu lang. Es soll doch eine Einleitung sein; aber Sie haben ein selbständiges Stück mit Modulation und Durchführung daraus gemacht, so daß der Zuhörer ganz ermüdet ist, ehe er an's Allegro gelangt. Ich habe indessen nichts gestrichen, sondern erwarte dazu erst Ihre Befehle. Das Thema und die weitere Ausspinnung desselben im Allegro ist sehr hübsch, doch machen Sie lange nachher, als Sie in a dur (Dominante) v[on] d dur) schließen sollten, einen Schluß in d dur. und fangen dann wieder in g dur an. Es ist klar, daß die Modulation dadurch sehr einfaßig wird. Nun modulieren Sie, recht gewandt, nach d dur und fangen daselbst ein gutes neues Motiv an, führen es tüchtig durch, und als man nun glaubt der Theil werde schließen, gehn Sie durch fis dur, und einige Septimengänge nach a dur und von da erst wieder nach d dur zurück. Das ist ganz überflüssig. Die Einleitung in's Thema wieder, am Ende des ersten Theils ist wohlklingend, rein, kurz und sehr gut unter die Instrumente verteilt. Der Anfang der Durchführung ist zweitmäßig und gut, das Ende aber kann mir gar nicht gefallen, wegen der Modulation nach as dur und as moll in einem Stücke aus g dur! Der Schluß ist nicht zu lang und hübsch.

Im Adagio ist die Stelle für die zwei Violinen und die Bratsche zu lang. Der Eintritt des Cello's thut gut. In der Mute muß gestrichen werden.

<sup>1)</sup> Vgl. „Deutsche Rundschau“ 1898, Bd. LXXXVI, S. 48. Diese Briefe sind später in Buchform erschienen: „Aus der preußischen Hof- und diplomatischen Gesellschaft. Herausgegeben von A. v. Boguslawski. Stuttgart 1903.“ (S. 52.)

<sup>2)</sup> Wie aus diesem Briefe hervorgeht, stand die Sinfonie in G-dur und hatte vier Sätze: Adagio. — Allegro. — Adagio. — Mennett. — Finale. Die Partitur ist nicht mehr erhalten.

<sup>3)</sup> Ähnlich beginnt die im gleichen Jahre (1823) entstandene Violinsonate Mendelssohns (Nr. 4, Ried gewidmet) mit einem längeren Rezitativ für Violinjolo.

Meine Meinung über Menet und das letzte Stüd wissen Sie schon.

Im Ganzen aber hat mich diese Symphonie recht sehr gefreut, denn ich weiß es wohl zu schäzen daß sie Vandecten und das corpus iuris verlassen haben; um dagegen Punkte, also Contrapunkte zu machen.

Vater war mit Paul und mir im August in Schlesien wo es mir recht gut gefiel. Bald sprechen wir mehr davon, so hoff' ich.

Meine Zeit ist so beschränkt, daß ich schließen muß. Leben Sie wohl, ich danke für Ihren Brief und Ihre Symphonie. Ihr

Adeliz Mendelssohn

Die Einzelheiten dieses Briefes sind noch ganz jachtmännisch und nicht ohne weiteres verständlich. Mit bewunderungswertter Sicherheit überblickt der junge Mendelssohn, der damals eben seine ersten „Symphonien für Streichquartett“ geschrieben hatte, das komplizierte Gefüge einer Symphonie, zergliedert es und drückt sein Gefallen und Mißfallen unumwunden aus. Aber über den Gehalt und Charakter des Ganzen schweigt er, verliert auch über die Melodik und Instrumentation kaum ein Wort; ihn interessiert die Ökonomie der Teile, der formale Bau noch zu sehr. Nachdem er die in falscher Nachahmung Beethovens übertrieben lange Introduktion offenbar mit Recht getadelt hat, verweilt er länger bei dem nun folgenden ersten Satz. Dieser besteht bei Symphonien — wie bei Sonaten — bekanntlich aus zwei Teilen, von denen der erste die beiden Themen, das musikalische Material, gleichsam als Exposition enthält, die dann im zweiten Teil, der „Durchführung“, verarbeitet werden. Einer der beiden Themen steht in der Haupttonart (hier also in G-duri), das zweite in der nächstverwandten Tonart der Dominante (D-duri). Zwischen die beiden schiebt sich vermittelnd ein Zwischenstück ein, das von der ersten zur zweiten Tonart überleitet. Es sieht zunächst so aus, als ob Boguslawski hier den einfachsten Weg einschläge, indem er mit einem Halbschluß auf D-dur endet, so daß das zweite Thema eingesen könnte. Wenn Mendelssohn mit dieser an sich hinreichenden Vorbereitung nicht ganz zufrieden ist, sondern eine stärkere, intensivere auf der Dominantentonart von D-dur wünscht, so folgt er damit dem Beispiel Haydns und Beethovens, während Mozart den einfacheren Übergang vorzieht. Aber Boguslawski enttäuscht seine Hörer; denn er bringt das zweite Thema noch gar nicht, sondern kehrt erst müde in die hintänglich bekannte Haupttonart zurück, geht von da nach D-dur und macht so denselben Weg zweimal. Die erregte Spannung slaut natürlich ab. Ähnliche Umwege finden sich im folgenden: anstatt nach dem zweiten Thema mit einer kurzen Schlußwendung diesen ersten Teil zu beenden, erzeugt er durch kühne Harmoniefolgen grelle Farbenmischungen, die an dieser Stelle nur verwirren und erst in der Durchführung am Platze wären. Soweit wird man Mendelssohns Einwände nur berechtigt nennen können: wenn er aber die Verwendung von As-dur und As-moll im zweiten Teil an sich tadeln weil sie nämlich mit der Haupttonart nicht mehr verwandt sind, so regt sich da noch das Schulmeisterlein, das an absonderlichen Rühnheiten Anstoß nimmt: er spricht hier wie sein formenstrenger, gar pedantischer Lehrer Zelter, aus dessen Wortschatz gewiß Prädikate wie „rein“, „zweckmäßig“ — die unter den Anhängern der nach Einfachheit und Sauberkeit strebenden „Berliner Schule“ besondere Kraft besaßen — oder etwa „tüchtig durchgearbeitet“, „recht gewandt“ stammen.

Ans den zehn Jahren, die zwischen diesem und dem nächsten Briefe liegen, haben sich ein paar Billets erhalten, die sich auf gesellige Zusammenkünfte der beiden Freunde beziehen. Auf das erste, undatierte, schrieb Mendelssohn den Anfang eines Kanons, dessen Thema er wohl erfand, während er auf Boguslawski vergeblich wartete, und ihm zur Lösung aufgab. Der Kanon, dessen streng geregelte Form wenig freie Erfindung bei der Ausarbeitung zuläßt, ist von jeher zu kleinen Kunststücken und unter Freunden als musikalischer Rätsel benutzt.

Ich habe mich, mein Gnädigster, hieher verfügt, in Hoffnung Sie hier zu treffen. Ich war getäuscht. Groß ist mein Schmerz. Ich wollte Ihnen meine unerhörteste Aufwartung machen; und Ihnen ankündigen morgen sei bei uns keine Musik, und Sie bitten recht bald wieder mich zu beehren, und Sie ersuchen eine Partie Schach mit Ihrem Diener zu spielen, und Sie beschwören eine Fuge oder einen Canon mitzubringen, und Sie versichern, daß ich stets verbleibe dero unterthäniger Knecht

Felix Mendelssohn Bartholdy

Aufzulößen] Canone a 3.

Motto: hat eben nicht Zeit; ander mal wiederkommen.

Leider habe ich nämlich Sonntag vergessen, daß ich Mittwoch Mittag sowohl als Abend ausgebeten bin, und zwar um  $\frac{1}{2}6$  wieder für eine Stunde nach Hause kommen muß, aber dann doch auf keinen Fall behaglich, ruhig, kurz comfortable genug sein kann, um Ihnen con grazia meine Zeichnungen zu zeigen, worauf ich mich schon längst gesreut hatte. Auch möchte dann Zeit (weiter nichts) fehlen, um Sie matt zu setzen. Wenn es Ihnen daher möglich wäre entweder Donnerstag oder Freitag zwischen 4 und  $\frac{1}{2}8$  mich zu besuchen, oder, wenn Ihnen dies nicht paßt, mich wissen zu lassen um welche Stunde ich Sie treffen kann, so würden Sie mir einen großen Gefallen erweisen. Ist Ihnen jedoch beides nicht recht und haben Sie sich etwa auf morgen schon eingerichtet, so finden Sie mich auf jeden Fall zur bestimmten Zeit zu Hause. Nur bitte ich Sie um eine Zeile Antwort durch Überbringer dieses, i. e. Stadtpost.

Unverändert

$\frac{9}{3}$  30

Ihr  
Felix Mendelssohn Bartholdy

$\frac{12}{3}$  30.

Sie schwören gewiß dies sei ein Absagebillet und ich heut Abend nicht zu Hause und das ganze Blatt voll Entschuldigungen? Sie irren sich gänzlich. Im Gegentheil will ich Sie nur bitten recht lange zu bleiben, recht gewiß zu kommen, nur aber etwa  $\frac{1}{2}$  Stunde später. Mein Vater hat nämlich vorgestern für mich eine Einladung zum dinner auf heute angenommen und so werde ich wohl vor 6 nicht fertig werden. Wenn Sie nun aber so gütig sind vielleicht um  $\frac{1}{4}$  auf 7 zu kommen, aber die Zeit die Sie mit mir von  $\frac{1}{2}6$  an sein wollten, bei meiner Familie zuzubringen, die sich sehr freuen wird, Sie zu sehen, dann aber auch desto länger mit uns zu bleiben, und die etwaigen Arbeiten lieber vorher zu beseitigen,

so sollten Sie Schottisches<sup>1)</sup> sehen, matt sein und mündlich das Bravo für Ihre Sonate empfangen, das ich Ihnen hier durch das Sprachrohr der Stadtpost bis nach der Marktstraße zuschreie.

Bis dahin

Ihr ergebener

Mendelssohn Bartholdy

Der Verkehr wurde durch Boguslawskis Verschüngung nach Rottbus unterbrochen, von wo aus er seinem Freunde eine Partitur, wahrscheinlich eine Ouvertüre, zusandte. Über sie schrieb Mendelssohn:

Berlin d. 27. Dec. 1832.

Lieber Herr v. Boguslawsky

Wenn Sie meine Hand erkennen, werden Sie am Ende den Brief ungelesen in den Briefkorb werfen, oder wenigstens ihn so verdrießlich ansehen, wie mich, als ich Ihnen meine erste Schachpartie abgewann. Thun Sie beides nicht, und sein Sie mir nicht böse; freilich wie ich eben das Datum Ihres Briefs neben mir liegen habe, so erschrecke ich wieder von Neuem über die vertrautnen zwei Monate, aber ich wollte Ihnen gern nach Verabredung mein Arrangement der Ouvertüre zugleich mit Ihren Manuscripten zurück schicken, und darauf habe ich bis jetzt warten müssen. Nun ist sie da, aber das neue Jahr freilich auch bald; da vergeben Sie mir denn meine Briefsünden im alten, und wünschen Sie mir so freundlich viel Glück und Heiterkeit in der kommenden Zeit, wie ich es Ihnen wünsche. Durch Ihre Composition haben Sie mich sehr erfreut und vieles darin hat mir sehr gelungen geschieden und mir ganz zugesagt. Doch da Sie mir erlauben, Ihnen meine ganz offene Meinung zu sagen, so möchte ich in der Instrumentirung hie und da gern einiges anders gehabt haben; wenigstens nach meiner Art mir die Instrumente zu deuten, ist mir einiges nicht ganz richtig vorgekommen. Wenn Sie z. B. wollen, daß ich mich in Genna, an der See, recht im Kühlen finden soll und in der stillen Nacht, so müssen mich gleich anfangs nicht ihre tiefen Hoboien in meiner Stille stören; die werden da immer dick und compact schnarren, und erst wenn die Clarinetten hineinkommen, wird mir wieder nächtlich und ruhig zu Muthe. Schreiben Sie den Hoboien in der Tiefe so viel piano hin, als möglich, doch werden sie Sie immer mit einer sonderbar scharfen Miene angucken. Eben so sind mir auf der 3<sup>ten</sup> Seite die beiden Fagotten nicht hübsch genug gelegt; es wird so nicht duftig klingen, und das soll doch ihre Einleitung, die mir übrigens in Ihrer Idee ungemein gefällt, und bei weitem das Beste vom Ganzen scheint; sie fließt sehr angenehm hin, und bedeutet was, ohne es zu suchen. Die Instrumentirung im All<sup>o</sup> wünschte ich auf der andern Seite wieder compacter, mehr auf Massen hin; die Clarinetten pag. 16 z. B. mit den tiefen Bratschen zusammen im forte, ebenso pag. 17 die Clarinetten und Fagotten und die daraus folgenden Hoboien scheinen mir da und an mehreren ähnlichen Stellen zu vereinzelt um zu wirken. Was die Instrumente anlangt wünschte ich mir also im Allgemeinen, daß Sie sie mehr zu Diensten Ihres Gedankens machten, nicht nach einem Prinzip gleich vertheilten; sie müßten lustig in einem lustigen Stück, breit und massenhaft in einem grandiosen u. s. f. klingen. Dieselbe Bemerkung hatte ich auch noch über das All<sup>o</sup> zu machen; es ist vieles darin das mir sehr gefällt, aber mir ist es nicht lieb, daß es nicht zu einem eigentlichen Thema gekommen ist. Es spielt sich fort, und man hat keinen rechten Anhaltspunkt, drum erscheint mir das Ganze undeutlich, weil man nicht weiß wie die Grundzüge gemeint sind, und eben

1) Gemeint ist wohl eines der beiden großen Instrumentalwerke, an denen Mendelssohn seit seiner Reise nach Schottland im Sommer 1829 arbeitete: die Hebridenouvertüre (Fingalshöhle) und die Schottische Sinfonie (a-moll), die im Dezember 1830 bzw. Januar 1842 vollendet wurden.

darum überrascht auch der Schluß wohl gar zu sehr, und ist nicht in seinen Umgebungen nothwendig, obwohl gewiß in seiner Grundidee. Daß Sie aber dies Alles nicht übel nehmen müssen, daß ich Sie recht ernstlich bitte bald und viel andere Stücke in gleichem Bestreben und mit gleicher Gründlichkeit zu schreiben, und daß ich hoffe, Sie werden sie mir dann wieder mittheilen, wenn ich dann noch so in Ihrer Nähe sein sollte, das wissen Sie und es versteht sich von selbst. — Meine Meinung über die neuere Musik wollen Sie wissen? Ich habe lange keine gehört. Aubers Sachen wollen gar nicht musikalisch sein, sondern nur piquant, effektvoll, und geldeinbringend; das sind sie, also mögen die Theaterdirektoren sie loben, ich mag es nicht. Robert der Teufel ist noch weniger Musik, als Alles das; es ist das schwächlichste Machwerk, das je aus einer schwächlichen Seele, oder vielmehr aus einem schwächlichen Körper gefommen ist, denn die Seele hat nichts dabei zu thun gehabt; der Text, eine Mischung von Freischütz, Crociato und Liederlichkeiten aller Art, ist nicht das schlechteste dabei. Marschner hat eine neue Oper geschrieben „Hans Heiling“ der Text ist von unserm Sänger Devrient; es sind sehr reizende Musikstücke darin und ich hoffe, daß es bei der Vorstellung hier, die bald sein wird, recht viel Eindruck machen soll. Es ist überhaupt doch wenigstens Leben und Fortgang in seinen Sachen. Was mich betrifft so geht es mir besser, wie damals; mein Oratorium<sup>1)</sup> kann ich noch nicht diesen Winter schreiben, weil erstens der Text nicht fertig ist, und ich zweitens einen Auftrag zu einer Symphonie für England habe, die ich im Frühjahr (im April denke ich) selbst dahin bringen und aufführen will. Bis dahin habe ich tüchtig zu thun, aber ich hoffe vorher noch von Ihnen zu hören, ehe ich abreise und vielleicht spät wieder zurückkomme. Leben Sie wohl, und glücklich.

Ihr ergebenster

Felix Mendelssohn Bartholdy

Damals als er bei Zelter Kontrapunkt studierte, war es der Aufbau und die Harmonienfolge, über die er sich kritisch äußerte, jetzt ist es die Instrumentierung. Mehr individuelle Behandlung der Instrumente verlangt er und verweilt eingehend bei der Verwendung der beiden in der Höhe und Tiefe sich ergänzenden Holzblasinstrumente, des Fagotts und vor allem der Hoboe, die jenen fernigen, aber näselnden Ton gibt, der bald rauh und störrisch klingt, bald herb und fast feinsch. naiv. und zumal in der Tiefe gewiß nicht träumerisch weich und duftig, wie es die Stimmung der Boguslawskischen Komposition erfordert zu haben scheint. Mendelssohn gibt nicht an, in welcher Weise hier die Hoboos hätten verwendet werden können, wie er es bei ähnlicher Gelegenheit in einem der späteren Briefe tut. Denn möglich wäre es doch gewesen, ebenso gut wie Haydn den Sonnenaufgang mit einem Hoboensolo schildert. Auch hier verrät sich bei Mendelssohn die Vorsicht, die er diesem Instrument gegenüber damals noch übt: in den eben vollendeten, in ihrer Tonmalerei meisterhaften Ouvertüren „Meeresstille“ und „Sommernachtstraum“ treten Hoboos und Fagotten sehr diskret zurück, besonders in der „Meeresstille“, wo die Hoboos nur selten zur Verstärkung des Bläserchors herangezogen werden. Ganz selbständige werden sie erst in der „Hebridenouvertüre“ und „Walpurgisnacht“ charakterisierend verwendet.

Die Bemerkungen über zeitgenössische Opernkomponisten haben in andern Briefen Mendelssohns zahlreiche Parallelen. Aber lehnt er gleichgültig ab,

<sup>1)</sup> Gemeint ist der „Paulus“, der erst 1836 vollendet und in Düsseldorf zum ersten Mal aufgeführt wurde.

seine Abneigung gegen Meyerbeers „Robert der Teufel“ steigert sich fast zum Haß, während die Teilnahme an Marschners „Hans Heiling“ sonst wohl noch lebhäfter zum Ausdruck kommt. Aus den vielen mißlungenen Versuchen gerade jener Jahre, einen sympathischen Opernstoff, mit dem er sich die Bühne erobern wollte, zu erhalten, erklärt sich die Bereiztheit des Tones auch dieser Stelle. Den Text zum Heiling hatte sein Freund Treviran für ihn geschrieben, und erst als Mendelssohn ihn zurückgegeben hatte, an Marschner geschickt, dessen Oper dann mit großem Erfolg aufgeführt wurde und sich bis heute behauptet hat.

Nach seiner Rückkehr aus England, wo er die im vorigen Brief erwähnte „italienische“ Symphonie dirigiert hatte, trat Mendelssohn seine Stellung am Theater in Düsseldorf an, das Immermanns weittragende Pläne zu einem deutschen Nationaltheater auszubauen trachteten, und da er zugleich die großen Konzerte des Musikvereins leitete, erklärt sich leicht die Überfülle an Arbeit, mit der er seine verspäteten Antworten entschuldigt.

Düsseldorf d. 16 Nov. 1833.

Lieber Herr v. Bognislawski<sup>1)</sup>

Entschuldigen Sie mein langes Stillschweigen auf Ihren sehr freundlichen Brief. Wie Sie es erwartet hatten langte er gerade hier an, während ich ausgeslogen war und mich am Oberrhein herumtrieb, theils um gute alte Kirchenmusik herbei zu schaffen die uns hier fehlte, theils um die Weinlese mitzumachen. Nach meiner Rückkehr warteten so vielfältige Geschäfte auf mich, und ich hatte bei den Anstalten für unsre Aufführungen dermaßen zu thun, daß wieder nicht aus Briefschreiben zu kommen war und jetzt wo ich eigentlich sehe, daß es den ganzen Winter eher arger als besser damit werden wird, muß ich Ihnen in aller Eile meinen Dank und ein Lebenszeichen schicken; denn ein ordentlicher Brief wird es doch nicht. Es freut mich sehr, daß Sie sich fortwährend mit Musik so thätig beschäftigen und es würde mir recht sehr lieb sein, wenn Sie mir etwas von Ihren Arbeiten zukommen lassen könnten. Die Ouvertüre und der 3<sup>te</sup> Akt oder der erste noch dazu oder das Ganze wenn es ginge; meine offenherzige Meinung darüber sollten Sie gewiß bekommen und obwohl ich Ihnen nicht dafür stehe, daß so viel Außerordentliches darin vorlame wie in beiliegendem Brief, so würden dafür auch die großen guten Lehren und der vornehme Ton gespart sein, denn Beide mißfallen mir sehr. Eigentlich thut es mir leid, daß Sie ihn mir gar zugeschickt haben, denn es ist eine Art Urtheil darin wie ich es nirgends, am allerwenigsten aber über Musik und von Musikern, liebe. Eher noch von Tischlern, da weiß der Meister, wie die Augen liegen müssen und wie das Ungehobelte gepunktet wird, aber da muß er auch Geselle und Lehrjunge gewesen sein und kann sich nicht selbst auf einmal dazu machen; und wer ein rechter Tischler ist, sieht am Ende, glaub ich, jeden Tisch mit einer gewissen Liebe an. Das kalte Ratschönen über Musik ist mir ganz zuwider. Und somit werd ich vielleicht mehr tadeln und weniger loben, aber beides vielleicht aufrichtiger und Sie müssen mir nur im Vorauß versprechen, meinen Brief seinem Musiker weiter zu zeigen und ihn mir nicht zu verübeln oder anzurechnen, als manches verlorne oder gewonnene Schach. Und haben Sie Dank, daß Sie fortfahren, meiner so freundlich zu gedenken.

Wir haben am heil. Octoientage die erste Aufführung unsres neuen Düsseldorfer Musikvereins; wir geben die Ouvertüre zu Egmont, ein Klavierconcert von mir und Alexanders Fest von Handel, welches für diesen Tag (22. Nov.) komponirt worden ist. Die beiden ersten Hauptproben sind schon sehr gut vorwärts gegangen und da wir

<sup>1)</sup> Dieser Brief ist nicht nach dem Original, das verschollen ist, sondern nach einer flüchtigen Abschrift gedruckt.

noch zwei Generalproben machen, so denk ich, es wird gut klingen. Aber zu thun giebt es viel, und so entschuldigen Sie wenn ich abbreche. Lassen Sie bald wieder von sich hören und sehen, wenn auch  nur statt der Person. Jetzt schließe ich gar wie Reißiger „kommen Sie denn nicht einmal an den Rhein?“

Leben Sie wohl, empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin, wenn sie sich von der Ausstellung her meiner erinnert.

Ihr ergebner

Felix Mendelssohn Bartholdy

Reißiger, dessen Wesen Mendelssohn auch sonst als „vornehm“ bespöttelt, war Musikdirektor der Dresdner Oper, hatte Boguslawski's Arbeiten auf ihren Effekt hin durchgesehen und mit dick aufgetragenen Schmeicheleien sein apodiktisches Urteil zu versüßen gesucht. In wesentlichen Punkten trifft er zwar mit Mendelssohn zusammen, dessen ablehnendes Verhalten gegen ihn schon durch die süffisanten Worte über Beethoven gerechtfertigt erscheint. Ein paar Proben mögen das belegen:

„Ihre Thematik sind kurz, dadurch entstehen kurze Sätze, Stükkeleien; Ihrer Thematik sind zu viele — dadurch entsteht Unbestimmtheit, Undeutlichkeit, das Ihr kommt nicht in die Ruhe, man weiß nicht, welcher ist der Hauptgedanke, welcher ist der Nebengedanke. Also zu viele und zu kurze Thematik! Dabei sind die Thematik eben durch ihre Kürze nicht selbständig genug. — Ich muß Sie aber auch loben, denn Sie verdienen es. Ihre Arbeit ist eine gute Arbeit, Sie wissen ein Thema herrlich durchzuarbeiten, Ihre Fantasie ist sehr fruchtbar — aber Sie sind nicht ökonomisch damit. Daß Sie Beethovens letzte Sinfonie sehr studiert haben, geht mir aus Ihrer sehr schätzbaren Arbeit hervor und soll Ihnen von mir nicht zum Tadel gesagt sein . . .“ (25. Oktober 1830.)

Mit einer Aufführung in Dresden sieht es bei Werken unbekannter Komponisten sehr schwierig aus, da die Direction vielföfig, wenn auch nicht hundertföfig, ist, und die Wahl der neu zu gebenden Opern sehr von der Zustimmung des Hofs abhängt. Hätte Ihr Sujet nur einige Brocken mit den abgeschmackten neueren Operndichtungen gemein, welche mit Hintansetzung aller dichterischen Fineszen pp. nur auf effektvolle Zankscenen, Aufwiegelungen, militärische Evolutionen, lange brillante Arien, wo die Sängerin liegen möchte, hinarbeiten, so würden Sie Eingang finden. Allein welcher wahre Musiker versteht sich zu so etwas? . . .“ (6. Juli 1833.)

„Die Ouverture [der Oper „Elfino“] dürfte nur halb so lang seyn; weniger angstliche und künstliche Arbeit (besonders Nachahmungen in kleineren Figuren gehn vorüber und effektuieren nicht) würde zu wünschen seyn. Sie ist mehr im Sinfoniestyle geschrieben; eine Ouverture muß gedrängter gehalten werden; sie schmeckt nach Beethovens Manier; dieser Weg ist gefährlich. Die Thematik werden dem Publikum falt vorübergeln; sie sind nicht sangbar genug, um sich zu imprimitieren. — Sie hat fühlenden Flug der Phantasie, manchmal zu rasche Modulationen, aber die Aufführung und Ausarbeitung ist oft meisterhaft . . .“ (Brief undatiert.)<sup>1)</sup>

Auf Mendelssohns freundliche Aufforderung hin schickte ihm Boguslawski die Partitur seiner inzwischen vollendeten ersten Oper „Elfino“, deren Libretto von keinem Geringeren als Ludwig Tieck stammte. Dieser hatte sein „musikalisches Märchen“: „Das Ungeheuer und der verzweigte Wald“ auf eine Anregung Reichardts, der aber die Komposition nicht ausführte, gedichtet und in ihr märchenhafte Motive mit derber Komik, Parodie und Satire auf zeit-

<sup>1)</sup> Es ist unbestimmt, welcher von diesen drei Briefen Reißigers dem Brief an Mendelssohn beigelegen hat.

genössische Verhältnisse durchseht. Prinz Aldrovon befreit seines Vaters Reich von zwei schweren Plagen: er überwindet einen Drachen, der „das Land verwüstet, Menschen erwürgt, Poststraßen unsicher macht, Briefe erbricht und unterschlägt“, und entzaubert den Wald, der die Menschen durch wundersame Musik anlockt, betört und nie wieder herausgibt. Das böse Prinzip vertritt Ollalin, mit dem die ehrgeizige Königin im Bunde steht. Sie strebt nach der Krone und hat daher ihren ältesten Sohn in den Drachen verwandeln lassen. Ollalins Gegner ist Elsino, der gute Geist, in dessen schöne Tochter Angelika Aldrovon verliebt ist. Der König selbst ist ein Trottel, weinerlich und selbstgefällig. Aldrovon erkennt in dem Drachen, dem er gerade den Todesstoß versetzen will, seinen Bruder — „Verwandlung, Musik“. Nachdem dann Aldrovon den Reizen einer verführerischen Fee widerstanden und den Wald entzaubert hat, erscheinen die beiden feindlichen Geister, die bisher nicht sichtbar gewesen sind, auf einer Wolke, und Elsino tötet Ollalin durch einen Pfeilschuß.

Diesen wichtigen, mit „lieben Alberuhheiten“ reich durchsetzten Text hatte Boguslawski gekürzt, indem er den ganzen vierten Akt, die Entzauberung des Waldes, strich, obwohl gerade er die märchenhaften Züge am reinsten hervortreten ließ und effektvolle Bühnenbilder, die ganz auf die Mitwirkung der Musik berechnet waren, enthielt. Dies wird auch Tieck, der durch Reißigers Vermittlung die Oper erhielt, dazu bestimmt haben, die Aufführung nicht zu befürworten; er schützte zwar die Länge als Grund vor.

Mendelssohn schreibt über den „Elsino“:

Düsseldorf d. 19 April 1834.

Lieber Herr v. Boguslawski erst heute komme ich dazu Ihnen meinen besten Dank für das Vergnügen zu sagen, das Sie mir durch die Zufügung Ihrer Oper gemacht haben. Entschuldigen Sie nur daß ich die Partitur so übertrieben lange behalten und so lange keine Nachricht darüber gegeben habe; wie beschäftigt ich in einem noch so ungeordneten Musikwesen den ersten Winter war, können Sie sich denken, und da ich zugleich mehrere eigene dringende Arbeiten fortführte, so blieb mir fast keine Zeit. Sobald es um Östern etwas licht wurde nahm ich recht von amore Ihre Partitur samt Tiecks Text vor, führte mir das Werk am Clavier auf, und sang und agirte auch dazu, und hätte an sehr vielen Stellen auch als Publikum gleich Klatschen sollen, indes will ich das jetzt erst schriftlich thun. Sie erhalten Ihre Partitur mit der Fahrpost einige Tage nach diesem Brief, ich schicke sie noch heut ab. Meine Äußerung wegen des Tisches, den man mit Vorliebe ansehen soll, haben Sie übrigens gerade umgekehrt genommen, als ich es gemeint hatte, da mir gerade diese Liebe zu jedem Kunstwerk, die ich vom Künstler und (wie ich damals schrieb) auch vom Handwerker zum seinigen verlange, im Reißigerischen Brief zu fehlen schien. Denn die Complimente thun es wohl nicht, und es hatten viel weniger Complimente und viel mehr Anerkennung drin sein können. — Denn die verdient es wirklich im höchsten Grade, wenn sich einer durch seine Umstände und Schwierigkeiten abhalten läßt, sein Talent weiter auszubilden, und mit einem Wort unbekümmert fleißig ist. Das fehlt den meisten Künstlern vom Nach jetzt, und ist um so erfreulicher also, wenn sichs ohne die außre Nothwendigkeit blos durch die innre getrieben findet. Eben weil Sie selbst wissen, daß Sie „ohne Ihr Notenschreiben jetzt eine bessre Stelle haben würden“ eben dadurch beweisen Sie auch „daß Sie daran nicht besser getan haben würden“ und daß Sie nicht anders hatten thun dürfen, denn es kommt am Ende doch nicht darauf an, ob einer Präsident oder Minister geworden ist, sondern ob er die möglichste Ausbildung erreicht hat. So lassen Sie sich also durch kein vornehmes Stillschweigen, und durch kein vornehmes Lob, und

durch nichts davon abbringen, weiter zu arbeiten, und selbst wenns weiter gar kein Resultat hätte, so ist die Arbeit und die Freude daran schon Resultat und Gewinn genug.

Darüber steht also meine Meinung ganz fest, und ich glaube nicht, daß ich mich irre; arbeiten Sie fortwährend weiter, und lassen Sie mich bald wieder etwas davon kennen lernen, weil michs stets erfreuen muß, Ihre Fortschritte zu bemerken und anerkennen.

Es drängt sich, wenn man die Erfolglosigkeit der musikalischen Arbeiten Boguslawskis erwägt, unabweglich die Frage auf: weshalb hat Mendelssohn ihm nicht geraten, die Feder aus der Hand zu legen, statt ihn zu ermutigen? Ihn hat nicht die tüchtige formale Leistung über ihren geringen, rein musikalischen Gehalt getäuscht, spricht er doch selbst die Befürchtung deutlich aus: „und selbst wenn's weiter gar kein Resultat hätte . . .“ Aber seine Überzeugung ist die, daß der Künstler nicht um einen Zweck arbeitet, sondern um seiner selbst willen, und solange das Schaffen ihn erfreut und befreit, wird er es fortführen. Und weil Mendelssohn an den inneren Trieb, die Notwendigkeit bei Boguslawski glaubte, hat er ihn angestpornt. Ihn selbst aber, der sich durch keinen Erfolg blenden ließ, daß er in der Arbeit an seiner Entwicklung und seinen Werken ruhte, zierte dieses Wort.

Mendelssohn fährt fort:

Nun wollen Sie über das Werk selbst meine Meinung wissen, und die will ich auch gerade herschreiben, obwohl es kein Urtheil sein soll und auch für mich selbst nicht einmal sein kann. Ich kann also blos vom Eindruck sprechen, dens auf mich macht, und wenn da mitunter etwas ungünstiges steht, so müssen Sie mir nicht zürnen, denn es mag ebensowohl meine wie Ihre Schuld sein, daß mirs so erscheint. Zwei Hauptbemerkungen haben sich mir aufgedrungen: in allen leichten, gesangreichen Stücken, in den frohen, lebendigen Situationen hat mir Ihre Musik fast durchgängig gefallen, z. B. das ganze Ende des ersten Acts mit dem wunderhübschen Horneintritt am Ende der Beschwörungsscene, der Anfangschor des dritten Acts, der namentlich sehr anmuthig schließt, das Duettino in f-dur<sup>6/8</sup> „glückliche Stunde“, mehr noch wo es zum 2<sup>ten</sup> Male kommt, die Cavatina in f. no. 18, und außerdem in allen Stücken viele einzelne Stellen. Hingegen sämmtliche ernstere, leidenschaftliche Stücke, in trüben, bewegten, oder romantischen Situationen sagen mir nicht so zu; es sind mir fast alle Ihre Motive darin, zu kurz, zu klein, zu abbrechend, und das Orchester zu sehr die musikalische Idee unterbrechend, so daß der Gang des ganzen Musikstücks nicht eben, einfach und schlagend genug wird. Und wieder sind mir diese Ideen selbst, wenn ich sie mir aus den verschiedenartigen Bestandtheilen von Instrumenten und Stimmen zusammensuche, wieder zu einfach, d. h. zu conventionell, zu wenig dieser einer Situation allein angemessen und aus ihr entstanden, und durch diesen Mangel an bestimmten, einfachen aber ganz schlagenden, aus der Sache und den Worten gegriffenen Motiven scheint mir Ihre Musik in allen diesen Punkten nicht dramatisch. Nehmen Sie z. B. die Arie des Aldrovan no. 15 im 3<sup>ten</sup> Act, so werden Sie jedes Wort des Sängers, jeden Vers fast durch eine Pause unterbrochen finden; die beiden erstenmale beim Ruf erscheint es natürlich, aber dann sollte es nun zusammengehen, dann sollte ein solches dramatisch-musikalisches Motiv auftreten, statt der Pausen im 16<sup>ten</sup> Takt, noch mehr im 22<sup>ten</sup> und so immer fort bei den Worten „denn mich loct — des Ruhmes Kranz“. Auch ein solches Abbrechen könnte motiviert sein, aber dann müßten die Zwischenfälle im Orchester eben in diesem Sinne sein, nicht blos als Fortsetzung derselben Idee. Das dann eintretende Thema „lebet wohl pp.“ ist mir ebenfalls zu kurz, zu klein für einen großen Heldenabschied und einen wichtigen Moment, da läßt sich der Mann nicht sogleich vom Chor unterbrechen, und bleibt ruhig auf der Bühne stehen, oder spielt stumm,

sondern erst muß er den Mund voller genommen haben, ehe der Chor mit seiner ruhigen Bemerkung „er troter“ Platz finden kann. Da mir nun auch zugleich Ihre Instrumentierung fast überall viel zu schwer, zu did scheint, so konnte ich das Alles so zusammenfassen: ich möchte, daß die Ideen einfacher und natürlicher ausgesprochen, aber compliciter und eigenthümlicher ausgedacht waren. Und hiezu ist der einzige Wea, daß Sie sich mehr, oder vielmehr allein an die Worte halten, sich von den Worten und der Situation allein die Form und den Gedanken des ganzen Musiksatzes geben lassen, und es dann danach so einfach und klar als möglich ausführen. z. B. beim Anfang des Final no. 7 ist die eigentliche Idee eine den Worten ganz fremde, denn „nun ist die Stunde da“ ist es nicht, was die kleinen Figuren in den Instrumenten sagen können, und der Eintritt der Singstimme ganz zufällig, gleichsam nur wie eine Mittelstimme, und wieder die 32 Theile der Instrumente zu klein dazu; derselbe Fehler scheint mir in dem Stück durchzugehen, die Singstimme folgt den Instrumenten hin und her, und ich meine es sollte umgekehrt sein; „Höre, ich beschwöre“ dabei waren mir niemals diese Triller, punctirten Noten &c eingefallen, und soll es so oft wiederholt werden, so muß die Beschwörung entsprechlich gesteigert werden, sonst ist einmal Beschwören genug. Die Stelle „die Stunde rückt“ singt mehr in meinem Sinne an, und auch die Wendung „Singe das bekannte Lied“ ist schön, nur sind mir da wieder alle die Posaunen, Pausen &c vielzuviel, und thun der Stimme und dem Verständniß der Worte zu sehr Schaden; und eben weil es das bekannte (Zauber)lied sein soll, müßte nun das folgende viel weniger vereinzelt und, mit Instrumentensätzen ausgestattet, abgebrochen sein. Ollalins Stimme dagegen „ich zwinge sie“ gefällt mir sehr, und ist auch schön instrumentirt. — Ebenso im 3<sup>ten</sup> Act no. 17. Da ist das Thema nicht die Worte der Scheidenden sondern ein Instrumentensatz, und die Worte kommen nur so dazwischen: er wartet drei Takte bis er ihr antwortet: und immer sind die Reden von Pausen unterbrochen, die nicht zum Ausdruck nothwendig sind. Ebenso bei der folgenden Arie; bei der Cavatina no. 19 (die Pause und Wiederholung von „den zärtlichen Küßen“) die wohl nur der Situation nach ganz kurz und lebendig und vorübergehend sein dürfte, und ohne brillanten Schluß; ebenso bei der folgenden Arie no. 20 wo mir der Eintritt der Singstimme nicht erfunden genug, und die vorhergehenden Sätze, mit der Nachahmung der Bratsche &c zu erfunden scheinen. Ebenso in no. 21 wo der ganze Dialog während der Ausforderung und des Kämpfens, mir viel zu sehr mit Wiederholungen überladen und durch Pausen unterbrochen scheint. (z. B. „daß meine Wohnung, meine Wohnung“ oder „ich, ich bin es, ich“) und wo durchgehends die Singstimmen die Instrumente begleiten. Mit einem Wort also liegt meiner Meinung nach, bei Ihren ernsteren bewegteren Stücken der Gang fast immer in den Instrumenten, oder sie unterbrechen ihn doch eigenmächtig, und das halte ich für einen Fehler. Ich würde Ihnen dies nicht so offen und gerade heraus sagen, wenn ich nicht eben hoffte und wünschte, daß Sie noch recht viel sich mit Musik beschäftigen möchten, wo Sie dann entweder mir Recht geben werden und es anders machen, oder nicht, und es von selbst thun, — aber in beiden Fällen werden Sie mir meine Bemerkungen nicht übel nehmen.

Ihre Abänderungen des Textes soviel ich sie aus der Partitur ersehen konnte, scheinen mir sehr zweckmäßig; das Wiederkommen mehrerer Motive ist sehr treffend und gut, namentlich bei dem letzten Auftreten der Angelica: es sind übrigens von Tiecks Seite gegen das Dramatische schlimme Verstoße, wie mir scheint, und namentlich scheint mir die ganze Entwicklung so sehr zufällig, weil Ollalin ganz ebenso gut Elsino tots schießen könnte, daß ich darüber viel einzelne Schönheiten, die sich allerdings in Menge finden, vergessen würde. Ihre Ouvertüre ist lebendig und fließend, ich möchte sie gern einmal hören, und noch lieber bald wieder etwas Neues von Ihren Compositionen erhalten, in dem sich Ihr Fortschreiten wieder auf eine so deutliche Art zu erkennen gäbe.

Denn, wie gesagt, meine Ausstellungen habe ich nur gemacht um meine Meinung aufrichtig auszusprechen, und um Ihnen, im Falle ich Recht in einigen Punkten habe, die Mühe zu sparen es von selbst und durch sich selbst zu bemerken. Fortfahren in Ihren Arbeiten müssen Sie, und da Sie aller technischen Mittel, einer reinen Schreibart, richtigen Gebrauch der Instrumente, &c vollkommen Herr sind, und da Sie es dazu treibt, so werden Sie es auch. Wenn Sie aber von Zeit zu Zeit dann mir Nachricht davon geben wollen, oder mir eins oder das andre zuschicken, so werden Sie mich jedesmal von ganzem Herzen erfreuen und ich werde es Ihnen wahren Dank wissen. Leben Sie wohl.

Stets Ihr

Felix Mendelssohn Bartholdy.

P. S. Von mir und dem lustigen Leben  
hier nächstens.

Der Brief enthält weder eine Kritik über das Gesamtwerk noch darüber, ob etwa der eigentümlich bizarre Stimmungsgehalt der Dichtung auch in der Musik vorherrsche; zu diesen wichtigsten Fragen dringt Mendelssohn nicht vor, da die überwiegend elementaren Fehler in Boguslawskis Komposition vor allem seine Aufmerksamkeit beanspruchen. Nur verrät sich, wenngleich niemand die „Verstöße gegen das Dramatische“ in Tiecks flüchtig gearbeitetem Libretto leugnen wird, in dem Lob des Komponisten, der statt diese Mängel zu beheben, durch seine Streichungen sich noch ins eigene Fleisch geschnitten hatte, die Unklarheit Mendelsohns in Theaterdingen.

Ihm gefällt die stimmungsvolle Lyrik, die das Glück der Liebenden und den Sonnenuntergang im Walde schildert, bei dem die Hörner wirksam verwandt werden, oder einige andre sauber und durchsichtig gearbeitete Stücke. Im Affekt oder raschen Stimmungswechsel versagt die Erfindungsgabe und die Fähigkeit des Komponisten, Orchester und Singstimme in sichere Wechselwirkung treten zu lassen. Mendelssohn glaubt hier jenen Punkt erkannt zu haben, den zu ermitteln und bloßzulegen er in seiner Kritik stets bestrebt war. Er sagte darüber an Hiller einmal: „Ich würde dir das nicht sagen, wenn ich nicht so ganz überzeugt wäre, daß das eben der Punkt ist, der jedem Menschen selbst überlassen ist, über den ihn weder Natur noch Talent, auch das größte nicht, wegbringen kann, sondern nur der eigene Wille. Mir ist nichts widerwärtiger als ein Tadel der Natur oder des Talentes eines Menschen; das macht verstimmt und irre und hilft nichts; man sieht eben seiner Länge keine Elle zu, — da ist doch alles Streben und Arbeiten umsonst, — drum muß man darüber schweigen.“ Ihn verlangt nach Fortschritt, nach Leben; so spornt er an, statt mit theoretischen Auseinandersetzungen sich aufzuhalten, und sucht selbst mitschaffend seinen Schüler bei der inneren Verarbeitung der Gedanken zu beeinflussen. Dabei geht er vom Äußerem aus; er weist mehrere Stellen auf, wo Pausen sinnwidrig zwei zusammengehörige Worte oder gar die Silben ein und desselben Wortes auseinanderzerren, wo die Haltung des Orchesters der Situation nicht entspricht, und fordert, daß Boguslawski vor der Niederschrift, ja sogar vor der Erfindung die ganzen Szenen psychologisch zerlegen, sich bis ins Einzelne vorstellen solle, damit aus dieser „komplizierter und eigentümlich ausgedachten“ und durchdachten Vorstellung mit natürlicher Sicherheit eine nicht willkürliche, sondern charakteristische musikalische Form fließe.

Die Anregung zu einer Umarbeitung hat Boguslawski zu seinem Schaden nicht befolgt: die Partitur zeigt an den von Mendelssohn gerügten Stellen keine Korrekturen. Vielmehr machte er sich alsbald an neue große Aufgaben, in denen der Freund dann die gerügten Hauptfehler immer wieder fand, und da er von deren Beseitigung die Entwicklung Boguslawskis abhängig glaubte, so ist er nicht müde geworden, ihn stets aufs neue mit Nachdruck darauf hinzuweisen.

Berlin d. 22 Febr. 1842.

Lieber Herr v. Boguslawsky

Ihren freundlichen Brief und sehr willkommne Sendung erhielt ich vor einigen Tagen und brauche Ihnen nicht zu sagen, wie sehr ich mich gefreut habe, wieder einmal von Ihnen zu hören und zwar gleich so Erwünschtes. Nun bin ich aber im Begriff nach Leipzig zu reisen (morgen früh soll's fortgehen) und dort etwa 14 Tage bis 3 Wochen zu bleiben, um eine neue Symphonie und die Antigone<sup>1)</sup> dort aufzuführen; das gab mir in diesen letzten Tagen so viel zu schaffen, daß ich nicht zu einiger Ruhe kommen und Ihre Partitur kennen lernen konnte. Auch dort in Leipzig wird es mir unmöglich sein, das weiß ich schon vorher, und muß mirs daher bis zur ersten Mußzeit bei meiner Rückkehr aussparen. Weil darüber etliche Wochen vergehen werden, wollte ich Ihnen gern den Grund des längeren Still-schweigens melden, damit Sie nichts Böses davon und von mir selbst denken, und mir nicht zürnen, wenn meine ordentliche Antwort auf Ihren Brief und Sendung länger dauert, als sie es sonst gethan hatte. So wie ich nach meiner Rückkehr zu mir selbst und Ihrer Partitur gekommen bin schreibe ich Ihnen ausführlich.

Stets Ihr ergebenster

Felix Mendelssohn Bartholdy.

Berlin d. 11<sup>ten</sup> März 1842.

Lieber Herr v. Boguslawski

Seit 3 Tagen aus Leipzig zurückgelehrt habe ich meine ersten Muschunden benutzt um mich mit dem Text und der Partitur die Sie mir schickten bekannt zu machen, und mit dem besten Danke erhalten Sie beides anliegend zurück. Mit dem herzlichsten Interesse habe ich Ihr Werk kennen gelernt; das brauch ich Ihnen kaum zu sagen, denn Sie wissen welche Unabhänglichkeit ich seit den Knabenjahren für Sie und alles was Sie betrifft gehabt habe, und wie ich die mein Leben lang behalten werde. Schon im Text haben mir viele höchst gelungne Stellen große Freude gemacht, eben so in der Musik, und wie oft hab ich der alten frohen Zeiten dabei gedacht und mich gefreut, daß Sie Ihr Talent stets weiter und weiter ausgebildet und veredelt haben. Sie wollen aber von mir ein rechtes Musitantenurtheil haben, das sagen Sie ausdrücklich; also darf ich neben dem was mich freut, auch das was ich etwa auszusezen hätte nicht verschweigen. Muß also trüfifit sein, so wollte ich, Sie richteten Ihr Augenmerk in den nächsten Acten (hoffentlich auch in den nächsten Opern kann ich sagen) mehr auf einen bestimmten, einfachen Bau der Szene, dem sich dann die Einzelheiten unterordnen; also zunächst auf ein recht musikalisch, dramatisches, vor allem *vocales*<sup>2)</sup> Thema, das dem Musikstück seinen Halt, seine

1) Die Aufführung der „neuen“, im Januar vollendeten Schottischen Sinfonie fand am 3. März, die der „Antigone“ im Theater zu Leipzig zwei Tage später statt.

2) D. h. sangbares Thema. Dieser Ausdruck ist für Mendelssohn besonders charakteristisch, dessen Musik nach dem Vorbild der klassischen Meister Bach und Handel sich durchaus auf der Melodie aufbaut. Ihr gegenüber steht die an Beethoven anknüpfende, durch Wagner zum Siege gebrachte Kunst, deren Grundlage das Rezitativ, das charakterisierende Motiv bildet — ein Gegenjay, in dem der alte Zwiespalt zwischen italienischer und französischer Musik in verjüngter Gestalt fortlebt.

Grundlage, (sein Gesicht möchte ich sagen) gleich vorn weg bestimmt, von dem alles weitere ausgeht, das dann wiederkehren oder nicht wiederkehren, verarbeitet werden oder nicht verarbeitet werden mag, immer aber die Hauptsache des Ganzen bleibt, ohne die der Eindruck selbst bei den besten Einzelheiten ein unbestimmter sein wird. Ein solches Grundthema liegt bei Ihnen gar zu oft in den Instrumenten, etwa in der ersten Geige, und daraus können freilich die größten Schönheiten entstehen, wie aus allen Abweichungen von der Regel, ja das Spiel der Instrumente mit dem Hineinplaudern der Singstimmen kann nothwendig werden, z. B. bei Intrigenstellen u. dgl., immer aber wird die Hauptform, die Regelform doch bleiben daß die Sänger vorherrschend, die Instrumente begleitend, das bestimmte und bestimmende Thema aussprechen, und eben das scheint mir in Ihrem 1<sup>ten</sup> Acte zu selten der Fall zu sein. Kommt es auch zuweilen vor, wie z. B. im Anfang des Morgengesanges so verlassen Sie nach meiner Meinung das Thema und seinen Charakter zu schnell, und geben sich dem Spiel mit kleineren Figuren wieder hin, das Sie lieben, das aber bei dem Ernst und der Erhabenheit des Stoffes mir schon deshalb hier nicht ganz am Orte schiene. Der Fortgang Ihrer Stücke bekommt dadurch etwas Absperrndes, ein Hin und Herwenden, sowohl im Ganzen, als auch selbst in Details der Begleitung &c, das ich eben lieber mit einem ruhigen, planmäßigen Bau, (den Hauptgedanken oder die Hauptstimmung zu oberst, und dann die Einzelheiten sich untergeordnet anschließend) vertauscht sähe, damit statt der Wendungen man ein Fortschreiten, statt des Echten und Abbrechenden, einen ruhigen Strom bei Ihrer Musik zu empfinden befäme. Dies scheint mir die Hauptsache zu sein, die sich etwa kritisirend aufzuheben ließe; sind Sie aber nun auch nicht über meine Freimüthigkeit böse? Ich hoffe es nicht, denn Sie verlangten ja ausdrücklich ich sollte wie ein Musiker zum andern sprechen, und das habe ich gethan, und wenn ich mich dabei irre so geschieht's, wie Shakspeare sagt, mit gutem Willen. Nun leben Sie wohl für heute, und gedenken Sie stets mit Freundlichkeit an

Zhren aufrichtig ergebenen  
Felix Mendelssohn Bartholdy

Leipzig d. 2. Mai 1842

Lieber Herr v. Boguslawsky

Am Tage vor meiner Abreise erhielt ich Ihren Brief und Ihre Sendung. Bei dem Tumult den eine Abreise mit Frau und Kindern &c macht, können Sie denken, daß mir es nicht möglich war Ihre Partitur kennen zu lernen; doch nahm ich sie mit hieher, und hoffte hier auf Paar ruhige Stunden dazu. Leider aber haben sie sich auch hier nicht gefunden, ich hatte in den wenig Tagen so viel alte Freunde aufzusuchen, so mancherlei zu besprechen, daß der Abend herankam, ohne daß ich eine Minute allein für mich behalten hätte. Nun muß ich eilen nach dem Düsseldorfer Musikfest, dann gleich darauf nach England<sup>1)</sup> zu kommen, und da weiß ich im voraus wie wenig freie Zeit mir bleibt, auch wüßte ich nicht wie ich Ihnen die Partitur von dort aus wieder zukommen lassen könnte. Daher schicke ich sie von hier aus, ohne daß ich sie hätte kennen lernen können — daß mir das leid thut, brauche ich Ihnen nicht erst zu sagen, aber auch nicht daß die Schuld nicht an einem Mangel von Theilnahme, sondern an der umständlichen und eiligen Reise liegt, die ich vor mir habe, und die mir freie Zeit und ruhige Gedanken raubt. Sein Sie mir denn nicht böse darum; erhalten Sie mir ein freundliches Andenken, wie ich immer und unter allen Umständen bleiben werde der Ihrige

Felix Mendelssohn Bartholdy

<sup>1)</sup> Dieser Brief versezt uns in die raselose Tätigkeit Mendelssohns: am 25. April dirigierte er in Berlin seinen „Lobgesang“, fuhr dann einige Tage nach Leipzig, leitete das Musikfest in Düsseldorf am 15., 16., 17. Mai und führte die Schottische Sinfonie am 13. Juni in London auf.

Leipzig, den 11<sup>ten</sup> December 1845.Lieber Herr v. Boguslawski<sup>1)</sup>

Verzeihen Sie mir, daß ich erst heute auf Ihren freundlichen Brief antworten und die Partitur wieder zurücksenden kann. Ich erhielt Beides einen Tag vor meiner Abreise nach Berlin<sup>2)</sup>, wo ich sechs Wochen im Gedränge aller möglichen Geschäfte lebte und von wo ich erst vorige Woche zurückkehrte. Daher die Verzögerung meiner Antwort; ich brauche Ihnen wohl nicht erst zu versichern, daß ich mich jedesmal freue, wenn ich von Ihnen wieder etwas sehe und höre, und ich hoffe Sie sind davon wie in alter Zeit, so auch jetzt, und so auch immer seit überzeugt. Denn auch ganz abgesehen von der persönlichen Anhanglichkeit würde mir Ihre treue Liebe zur Kunst, Ihr fortgesetztes edles Streben darin bei jedem, auch dem Fremden, eine der erfreulichsten, willkommensten Erscheinungen sein. Wie viel mehr bei einem Jugendfreunde, bei denen alles Gute doppelt gut, und alles Schlimme doppelt weh thut! — Also vor allem haben Sie Tant, daß Sie fortwährend mit solchem Ernst und solcher Liebe der Musik anhangen! Gewiß haben Sie Recht, wenn Sie sagen, daß der Stoff dieser Oper, mit seinen zeitgemäßen Andeutungen, lebendiger wirken kann, als der der vorigen. Doch möchte ich Sie vor zwei Stellen warnen, die meiner Meinung nach bedenkllich werden könnten — die Ihnen zweifellos manchen Widerspruch von Seiten der Direktionen zuziehen dürften: es ist erstlich der Geldpunkt und . . . am Schluß des ersten Actes, dann die Vergiftung mit dem Nicht-Gift am Schluß des letzten. Das erste, da es schon komponirt ist, möchte wohl schwerlich ganz fortzubringen sein, doch würde es mir nothwendig erscheinen auch darin mancherlei zu mildern, damit das Feilchen und Bezahlten nicht gar zu praktisch und kleinlich erscheint; das letztere möchte ich als Motiv lieber ganz heraus haben — es ist eine von den Überraschungen, die, wie ich glaube, auf der Bühne nicht gut wirken. Vielleicht könnten Sie ein andres, weniger kleinstliches Motiv dafür herausfinden. Das ist auch der Einwand den ich gegen manche Stellen Ihrer Musik zu machen habe: ich wünsche mir breitere, weniger kurze, weniger abgebrochne Motive. Recht auffallend wird mir das bei den Liedern (dem englischen, französischen und dem der Griechenmädchen); keins davon ist zu tadeln aber auch keins spricht dadurch ein recht wahrhaft melodioses Motiv ganz entschieden aus. Und hier ist es so wichtig, daß ich fari meine, Sie sollten es noch versuchen — es liegt an nichts anderem als an der eigentlichen Wahl der Töne, an der Melodie, denn recht gut könnte das Englische a moll %, das Französische 4 stimmig d dur, das der Mädchen in der Art wie es ist, f dur, bleiben — aber das eigentliche Motiv fehlt mir bei allen drei. Auch am Anfang der Ouvertüre z. B. ist es mir zu klein und abgebrochen. — Aber verzeihen Sie meine Aufrichtigkeit: dergleichen sollte man durchführen, oder ungeagt lassen, und zur Durchführung bin ich in einem Briefe niemals im Stande. Aber wenigstens werden Sie daraus sehen, daß ich mich mit Ihrem Werke ernstlich und mit wahrer Theilnahme beschäftigt habe, und daß ich für meine Pflicht halte Ihnen darüber so offen und ohne Rückhalt zu sprechen, wie ich mit mir selbst thun würde. Nun leben Sie recht wohl und erhalten Sie ein freundliches und unverändertes Andenken

Ihrem stets ergebenen

Felix Mendelssohn Bartholdy

Mendelssohns Interesse an Boguslawskis, trotz aller Geschicklichkeit physiognomischenlosen Musik erlahmt in den letzten Briefen. Seine Augen werden schärfer, und doch muß er es sich versagen, auf Einzelheiten einzugehen, da er in den Punkten, die ihm die wichtigsten scheinen, an keinen

<sup>1)</sup> Auch bei diesem Briefe konnte ich leider nicht auf das Original zurückgehen, sondern mußte mich mit einer Abschrift begnügen.

<sup>2)</sup> Seit dem August 1845 wohnte Mendelssohn wieder standig in Leipzig. In Berlin führte er die „Athalia“ und den „Edipus“ mit seiner Musik auf.

Fortschritt mehr glaubt. Mendelssohn empfindet den Gegensatz zu den einstigen anspornenden Briefen und betont um so eifriger die Fortdauer seiner kameradschaftlichen Empfindungen für den Jugendfreund.

Wenden wir den Blick zurück, so zeigt sich in diesen Briefen Mendelssohns Kritik — wie es bei produktiven Künstlern die Regel ist — subjektiv. Er urteilt nicht nach bestimmten Normen und Zielen; er ist, wie er es selbst gefühlt hat, kein „eigentlicher Lehrer“. Vielmehr bedarf es zunächst einer inneren Sympathie, ehe er sich näher mit der fremden Arbeit beschäftigen kann, während er anderseits in schroffer Ablehnung verharrt gegen Komponisten, für deren vorwiegend auf sinnliche Effekte gerichtete Musik (etwa die Meyerbeers) er kein Organ besitzt, ohne sich überhaupt zu einer Auseinandersetzung mit ihnen herbeizulassen. Um urteilen zu können, schafft er nach, sieht sich selbst vor die Aufgabe gestellt, die der Schüler gelöst hat, und aus diesem Gegensatz ergeben sich erst seine Erwägungen und Ratschläge. Daher kommt es auch, daß er fast ausschließlich die Kompositionen jedesmal nur nach der Seite hin betrachtet, die ihn gerade selbst am meisten beschäftigt: der junge Zelter-Schüler zergliedert die Struktur, der erfolgreiche Ouvertürenkomponist die Instrumentation; innere Geschlossenheit im Zusammenwirken der verschiedenen Künste und Musikkörper bei dramatischen Arbeiten fordert er gerade in jener Zeit, wo er selbst Pläne zu Opern in sich trug, während er zuletzt Ratschläge gibt über die Melodik, die ganz allgemeiner Natur sind und für die Oper wie für das Lied zutreffen.

In dieser Subjektivität spiegeln die Urteile Mendelssohns eigene Entwicklung in ihren Grundzügen wieder: er ist emporgewachsen über die formale Technik zum bewußten Ausdruck der vergeistigten Empfindung und bietet daher selbst die hohe Erfüllung der für die Ausbildung von Musikern aufgestellten Forderungen.

Den Schluß dieser Zeilen möge ein in seiner schlichten Innigkeit rührender Brief bilden, mit dem Mendelssohns Witwe nach ihres Gatten frühem Tode Boguslawski's Kondolenzschreiben beantwortete:

Verehrter Herr

Ich bitte Sie recht herzlich um Verzeihung, daß ich so lange Ihre theilnehmenden Zeilen unbeantwortet gelassen habe. Glauben Sie darum nicht, daß ich unempfindlich Ihrer Güte gewesen bin, nur ein längeres Unwohlsein, und die dadurch aufgehäuften Briefschulden, konnten mich bis jetzt hindern Ihnen meinen tiefgefühlten Dank dafür zu sagen.

Es ist eine sehr wohlthuende Empfindung für mich das Interesse und die Freundschaft, der Bekannten und Freunde, meines seeligen Mannes einigermaßen auf seine Kinder und mich übertragen zu wissen, und ich danke Ihnen herzlich für diese Versicherung. Hoffentlich schenkt mir Gott die Freude die Kinder so vieler Liebe und Freundschaft nicht unwürdig zu erziehen, es ist wenigstens das einzige Augenmerk meines jetzt freudeleeren Lebens.

Indem ich mich Ihrem fernerem Wohlwollen empfehle, bin ich mit aufrichtiger Verehrung

Leipzig  
24ten Feb

Ihre ergebene

Cécile Mendelssohn Bartholdy

## Sechs Jahre Chef der Reichskanzlei unter dem Fürsten Bismarck<sup>1)</sup>.

Die Fülle der „Erinnerungen“, die sich an die Anfänge des Reiches und an seinen Begründer knüpfen, ist noch lange nicht erschöpft, und immer wieder, je mehr die Jahre fortstreiten, tritt Neues und Lesenswertes an das Tageslicht. Das vorliegende Buch ist voll davon. Der Verfasser trat im Jahre 1873 sein Amt bei dem Fürsten Bismarck an, nachdem er zuvor Landrat am Niederrhein und Mitglied der freikonservativen Partei im Abgeordnetenhaus gewesen. In seinen jüngeren Jahren hatte er bereits an den Schicksalen seiner schleswig-holsteinischen Heimat tätigen Anteil genommen. Dieser Zeit ist der erste Band seiner „Erinnerungen“ gewidmet. Diedemann beabsichtigte, denselben zwei weitere Bände folgen zu lassen, wurde aber durch hereinbrechendes Siechtum daran gehindert, und dem Sohne war es beschieden, wenigstens die wichtigste Zeit aus reichhaltigen Materialien (an Briefen, Tagebüchern, Altenstücken) darzustellen. Einige Kapitel lagen dazu fertig von der Hand des Verstorbenen vor. Es mag wohl sein, daß wir bei langerem Leben desselben Ausführlicheres und Abgerundeteres erhalten hätten. Indessen haben wir uns auch über das, was wir jetzt empfangen, keineswegs zu beklagen. Im Gegenteil. Die unmittelbare Frische der Aufzeichnungen in dem Tagebuche oder der Briefe, zumal derer an seine Gattin, hat nicht nur ihren eigentümlichen Reiz; sie gibt auch eine Bürgschaft für die Zuverlässigkeit der Mitteilungen — im Gegensaye zu so manchen andern „Erinnerungen“, die einen solchen Namen im buchstabilichen Sinne tragen, daher mit den naheliegenden Gebrechen des menschlichen Gedächtnisses behaftet zu sein pflegen.

Dazu kommt nun, daß wohl bisher kein Buch erschienen ist, das so vielerlei Interessantes und Wertvolles aus der nächsten Nähe des Fürsten Bismarck berichtet wie dieses neueste. Bei aller Bewunderung und Hingabe für den großen Mann ist Diedemann keineswegs ein Edermann. Die vielen kleinen Züge des täglichen Lebens, die vielen großen Züge und Gebrechen treten vor den Leser in unge schminkter Natürlichkeit hin und ergänzen die Charakteristik durch manchen neuen Beitrag. Indessen, groß wie das Interesse an dieser Persönlichkeit ist, es fallen vielerlei lehrreiche Lichten auf den Gang der Staatsgeschäfte, auf die Intimitäten der Ministerien, auf die Art des Gehens und Kommens der Minister, auf Bismarcks Verhältnis zu ihnen, auf den kollegialen Zusammenhang miteinander, auf die Stellung der Krone zur Reichs- und Staatsregierung wie auf die Beziehungen der Parlamente und der Parteien zu Bismarck.

<sup>1)</sup> Erinnerungen von Christoph v. Diedemann. Mit einem Bildnis Diedemans. Zweiter Band: Aus sieben Jahrzehnten. Leipzig. S. Hirzel. 1909.

Ein „Geheimes Konseil“ wie man es früher nannte — oder ein „Kronrat“ wie man ihn gegenwärtig nennt — d. h. eine Sitzung des ganzen Staatsministeriums unter dem Präsidium des Monarchen, schließt jede Zuhörerschaft aus, mit einziger Ausnahme des Protokollführers. Tiedemann wohnte in letzterer Eigenschaft solchen Sitzungen bei und gibt uns einen eingehenden Bericht davon. Wie der alte Kaiser gegen Ende des Jahres 1876 sich mit dem Ministerium über die Einladung zur Pariser Weltausstellung nicht einigen konnte. Er wollte die Einladung annehmen; das Ministerium, Bismarck voran, wollte sie ablehnen. Da er sich von der Nichtigkeit der schriftlich dargelegten Ansichten desselben nicht überzeugen konnte, berief er zur mündlichen Erörterung der streitigen Punkte eine Sitzung des Geheimen Konseils, der auch der Kronprinz und der Chef des Zivilkabinetts beiwohnte. Die Beratung unterschied sich von den Verhandlungen des Staatsministeriums nur dadurch, daß sie in nicht ganz so zwanglosem Tone sich bewegte wie diese. Jeder Minister legte seine Ansicht freimütig dar, und die Diskussion wurde durch die Gegenwart des Kaisers in keiner Weise, weder in der Form noch im Gehalte, beschränkt. Mit vollendet Sicherheit prästidierte der Kaiser. Seine Sprache war knapp und klar. Er hob die Punkte, auf die es ankam, scharf hervor. Er legte die Gründe dar, die ihn bestimmten, die Einladung anzunehmen. Sie bewegten sich auf dem politischen Gebiete. Man müsse die dargebotene Hand des besieгten Frankreich annehmen. Bismarck und die andern Minister machten für die Ablehnung die Lage der deutschen Industrie, die Häufigkeit der Ausstellungen und ähnliches geltend. Nur der Kronprinz trat dem Kaiser bei. Zuletzt blieb jeder bei seiner Ansicht, und der Kaiser erklärte zum Schluß, die Sache sei freilich zu einem Ministerwechsel nicht angetan, aber er müsse die Verantwortlichkeit für die Folgen ablehnen.

Hierbei ereignete sich eine erheiternde Episode. Bismarck, wie immer, mit persönlichen Erlebnissen argumentierend, wies für die Behauptung der industriellen Überlegenheit des Auslandes auf die Tatsache hin, daß jeder, der sich selbst um seine Bekleidung kümmere, wisse, wie man unbedingt besser fahre, wenn man bei einem französischen oder englischen Schneider, als wenn man bei einem Deutschen arbeiten lässe. Worauf der Kaiser replizierte, er verstehe nicht, wie man im Auslande seine Kleider anfertigen lassen könne. Er trage nur deutsche Stoffe.

Zwangloser freilich war der Ton in den Sitzungen des Staatsministeriums. Am 2. Februar 1877 ist Bismarck hier in der besten Laune und erklärt angesichts einer Interpellation im Herrenhause (es war die Zeit der Kämpfe mit der konservativen Partei), er wolle die Interpellation selbst beantworten und dabei eine kleine Auseinandersetzung mit den deutschen Konservativen vornehmen. „Ich muß frisch von der Leber weg sprechen und möchte gern so grob wie möglich werden, ohne doch Injurien zu gebrauchen.“ Er nennt dem Justizminister verschiedene Ausdrücke, die nicht aus Albertis Komplimentierbuch stammen, darunter „Schurke“, und fragt, ob das Injurien seien. Der Justizminister bejaht die Frage. Darauf meint Bismarck, es sei besser, er antworte selber nicht, und der Vizepräsident des Staatsministeriums übernehme die Beantwortung.

Von solchen Kraftausdrücken Bismarcks hat man schon manches gehört, und davon hören wir auch in diesem Bande viel. Man wartet einmal zum Kronrat auf das Erscheinen der Minister, weil diese am Ordensfeste teilgenommen haben, das am selben Tage stattgefunden. Der Kronprinz, Bismarck und Tiedemann sind unterdessen allein. Der Kronprinz wundert sich über die Jugendlichkeit von Tiedemann. Bismarck, an diesen Gedankengang anknüpfend, behauptet, der wichtigste Zweck des Ordensfestes sei, alte abgelebte Beamte zu beseitigen, da diese sich regelmäßig in ihren weißen Hosen bei der scharfen Zugluft in der Schloßkapelle und im Weißen Saale erkälteten.

Weit reichlichere Derbythen hat er für politische Gegner, öfters gerade für diejenigen, die ihn lange warm und wirksam unterstützt haben, aber nicht zu allem haben Ja sagen wollen. Und dazwischen Krisen der Selbstkritik und Zerknirschung.

So ist er einmal, als er den „Reichshund“ Sultan gezüchtigt ohne Ahnung, daß dieser dem Tode nahe war, trostlos bei dem verendeten Tiere. Er klägt sich an als jähzornig, brutal, als einen Menschen, der jedem Wesen Schmerzen bereite, das mit ihm in Berührung komme.

Die Gegnerschaft der Kaiserin Augusta führt Bismarck auf das Jahr 1848 zurück, als diese ihn vergeblich für den Plan zu gewinnen suchte, demzufolge der König zur Abdankung bestimmt und der Prinz Friedrich Wilhelm zu seinem Nachfolger gemacht werden sollte. Über den Kronprinzen selber erhalten wir aus Bismarcks Mund ein schönes Zeugnis. Als die Dotationsen im Jahre 1871 zur Verteilung kommen sollten, wünschte der Kaiser durch Bismarck zu erfahren, wie der Kronprinz und Prinz Friedrich Karl darüber denken. Der Kronprinz sagte, er werde unter keinen Umständen eine Dotation annehmen. Es sei für die übrigen Generale schon schlimm genug, daß die Prinzen ihnen die höheren Kommandostellen und den Ruhm wegnehmen. Und nun sollten sie auch noch in dieser Weise geschmäler werden! Daß er kein Feldherr sei und keine Schlachten gewonnen habe, wisse er selbst am besten. Sollte ihm gegen seinen Willen eine Dotation oltroniert werden, so werde er sie an Blumenthal zedieren. — Anders Friedrich Karl. Dieser war entrüstet darüber, daß man die Frage überhaupt aufgeworfen habe. Ihm lame eine Dotation ebenso gut zu wie jedem andern kommandierenden General, und er habe das Geld nötiger als mancher derselben.

Die Not um einen Finanzminister zu Beginn des Jahres 1878 ist damals durch den „Kladderadatsch“ verherrlicht worden. Camphausen ging — Burghart, Dehnd, Stephan lehnten ab. Da sagte Bismarck zu Tiedemann: „Wozu habe ich denn eigentlich einen Vortragenden Platz, wenn er mir nicht einmal Minister verschaffen kann? Besinnen Sie sich noch einmal gründlich. Bis heute abend verlange ich von Ihnen einen Finanzminister — tot oder lebendig.“ Und so geschah's. Er wurde von Tiedemanns Stammtisch in der Potsdamer Straße noch am selben Abend geschafft. Zwar dauerte die Freude nicht lange. Die Einwendung des neuen Ministers, daß er von den Finanzen gar nichts verstehe, behielt recht. Die Antwort Bismarcks: „Um so unbeschagter werden Sie an die Geschäfte herantreten“, lehrte sich gegen Bismarck selber. Die unbefangene Prüfung der Projekte Bismarcks durch den neuen Finanzminister ließ aus ihm bald den „Vater aller Hindernisse“ werden. Ja, Tiedemann erklärt gar, wenn er vorher ihn gekannt hätte, wie er ihn jetzt kennen lernte, so würde dessen Name schwerlich über seine Lippen gekommen sein.

Es ist die Epoche, da die Wendung zur Schutzzollpolitik sich vollzieht. Das eigentliche Ziel Bismarcks war zunächst die Steuerreform des Reiches. In diesem Sinne sagt er zu Tiedemann (10. April 1878): „Wir müssen den Schutzzöllern einen Schnaps geben; sie sind unsre sichersten Verbündeten bei der Steuerreform.“ Eine Anzahl von dankenswerten Briefen aus dem Lager der Industriellen in in dem Bande mitgeteilt. Sie sind nicht gerade exquidet: Blätter des ungeheimlichsten Eigennuges, der sich eine patriotische Maske vorlegt. „Jetzt sei Suddeutschland für Bismarck gewonnen, im Elsass ein wundervoller Umschwung eingetreten.“ Nur etliche preußische Orden werden noch erbeten.

Die Schutzzollreform bringt die meisten Ministerposten ins Kürschchen. Zuvor schon die Beendigung des Kulturlampses. Eine Fülle von neuen Belegen für die Unruhe, Aufriegung, Unsicherheit jeder ministeriellen Existenz. Entlassungsgefühle gehören zum alltäglichen Hausrat, und derjenige, der davon im weitestgehenden Maße Gebrauch macht, oft bei dem geringfügigsten Anlaß, ist Bismarck selber. Freilich haben sie für ihn eine andre Bedeutung und einen andern Verlauf als bei der großen Zahl der andern Minister. Eines der merkwürdigsten Vorcommunissen ist das folgende. Es entspringt einem ganz unerheblichen Anlaß. Im April 1880 steht auf der Tagesordnung des Bundesrates die von Preußen eingebrachte Vorlage für eine neue Reichsstempelsteuer. Die darin enthaltene Stempelpflicht der Postanweisungen

wird von Württemberg bekämpft und gleichzeitig auch — zu allgemeiner Verwunderung — vom Reichspostamt durch dessen neuen Direktor Fischer. Der preußische Finanzminister (Bitter) verteidigt sie. Über die Gesichter der süddeutschen Bundesbrüder huscht ein Lächeln angesichts der Uneinigkeit der beiden Preußen oder ihrer Reisorts. Und die Stempelpflicht der Postanweisungen wird abgelehnt. Um nächsten Morgen referiert Tiedemann dem Reichskanzler darüber. Dieser schäumt. Stephan wird zitiert, ist aber verreist. Fischer erscheint statt seiner. Bismarck sagt ihm: „Ich habe mich über Ihre Jugend gewundert, als ich neulich Ihr Patent unterzeichnete: Sie sind aber viel jünger noch als Ihre Jahre.“ Stephan und Fischer werden aufgefordert, sich schriftlich verantwortlich zu äußern. Bitter reizt den Reichskanzler durch Schilderung der Szene, wie sich die Bundesbrüder bei dem Ringkampf der beiden Preußen kostlich amüsiert hätten. Bismarck ermittelt im „Gothaischen Almanach“, daß hinter der Mehrheit, die am Tage zuvor gesiegt, nur  $7\frac{1}{2}$  Millionen Bevölkerung stehen, hinter der Minderheit 38 Millionen. Das sei dem Geiste der Reichsverfassung zuwider. Diese Beschlüsse könne er nicht vertreten. Daher beauftragt er Tiedemann, ein Entlassungsgesuch für ihn sofort zu entwerfen und für denselben Abend eine Notiz darüber in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ zu veröffentlichen. Die Bemühungen Tiedemanns um einen kurzen Aufschub sind vergeblich. Mit höchster Eile wird das Entlassungsgesuch ausgefertigt. Der Vize bringt es um  $4\frac{1}{2}$  Uhr in das Palais des Kaisers. Eine Stunde später geht Bismarck zu Tisch. Da kommt die Botschaft, das Entlassungsgesuch soll nicht in die Hände des Kaisers gelangen. Auf Tiedemanns Bemerkung, es sei zu spät, erwidert Bismarck: „Nun, dann lassen Sie es schießen. Er hat mich häufig genug reinfallen lassen, jetzt lasse ich ihn auch mal reinfallen.“

Wenige Tage vorher (an seinem Geburtstage) hat er Tiedemann mitgeteilt, er habe gestern in sein Tagebuch geschrieben: „Zum ersten Male vom Schlag gerührt“. Was aber war geschehen? Die Fürstin Bismarck erzählt, ihr Mann habe unendliche Massen Eis (aus Maibowle) zu sich genommen, außerdem sechs harte Eier mit Butter. Folge davon, daß er sich die Nacht hindurch übergeben hat, am Morgen die Zunge gelähmt und das Aussehen erschreckend verändert ist, seine Stimmung, wie oft in solchem Falle, die aller schlechteste.

„Gegeßen wird hier nach wie vor, daß die Wände krachen,“ schreibt Tiedemann aus Friedrichsruh an seine Gattin. Auch die Fürstin scheint dieser Neigung nicht gerade entgegengewirkt zu haben. Sie hielt es für ein Heilmittel bei den so oft wiederkehrenden und sehr begreiflichen Magenverstimmungen, von Borchardt eine schwere Pastete kommen zu lassen, die der Fürst dann — nach seiner Gewohnheit — vor allen Tischgästen als erster mit kräftigem Antrieb ehrte, um sie weiterzugeben, aber mit eifersüchtigem Blicke zu verfolgen, bis sie wieder bei ihm anlangte und hier ihrem endgültigen Schicksal verfiel.

Tiedemann selber brachte den besten Appetit und Schlaf in den Dienst dieses reizvollen, aber schwierigen Amtes mit. Nach vier bis fünf Jahren höchster Anstrengungen samt einer aufreibenden Lebensweise war auch er am Ende seiner Kräfte — oder der Rest davon mußte gerettet werden durch baldigen Austritt aus diesem Dienste. Man versteht es, wenn er versichert, wie schwer ihm der Abschied wird. Aber noch besser versteht man, wie schwer erträglich solch ein Leben, selbst bei vollster Hingabe an den unumschränkten Gebieter, auf die Dauer in jedem Sinne werden mußte. Ein Vorgänger von ihm hat sich (allerdings nur mündlich und vertraulich) deutlicher darüber ausgedrückt. Ein Vierteljahrhundert in einem östlichen Regierungspräsidium wartete Tiedemanns. Hier hatte er die Lust und die Umgebung, sich zu erholen. Bismarck riet ihm, diese Stelle anzunehmen, als günstig für seine Laufbahn. Es war aber das Ende seiner Laufbahn. Ein Oberpräsidium, nach dem er bereits von Bismarcks Hause aus die Hand ausstreckte, war ihm nicht erreichbar. Vielmehr hatte Bismarck ihm die Schwierigkeiten gezeigt, die bei der Besetzung einer solchen Stelle sich erheben. „Der Kaiser, die Kaiserin, der Kronprinz,

Eulenburg usw., alle haben ihren eigenen Kandidaten" und würden Tiedemann mit wenig freundlichen Gesinnungen betrachten. Das Überpräsidialparkett sei glatt... er werde leicht in Konflikte mit dem Hofe, den Ministern geraten. Er sei nicht geschmeidig genug (wozu Tiedemann ein Fragezeichen macht unter Hinweis auf die Jahre beim Fürsten Bismarck).

Der Verfasser gibt uns einzelne Proben — nach alledem, was er Bismarck sagen läßt — auch von seinem eigenen Geiste. Sie sind im einzelnen verschieden. Die kurze Thronrede für den neu gewählten Reichstag 1878 nach den Attentaten, die er in einer schlaflosen Nacht zu Gaize entworfen, hat zwar Bismarcks und der übrigen Rätselzustimmung gefunden. Sie scheint uns aber durch den Inhalt noch die Form bemerkenswert. Auch die offiziösen Artikel für die Agrarzollpolitik, augenscheinlich inspiriert von Bismarck, sind mehr ein Denkmal der unbedingten Ergebenheit in dessen Gedanken und Pläne als ein Beweis tieferen Nachdenkens. Es ist lehrreich, daß die Argumente zugunsten des „minimen“ Kornzolles von 1879 sehr bald wiederholt worden sind und wiederholt werden zugunsten des fünfsachen und zehnsachen Zollzuges.

Dagegen höchst lesenswert ist der Anhang, der eine Charakteristik des Fürsten Bismarck enthält, die wohl erst viel später niedergeschrieben und leider nicht vollendet ist.

Auffassungsvermögen, Kombinationsfähigkeit, Entschlußkraft und Gedächtnis hielten sich in Bismarck die Wage und bildeten einen Komplex, der zu den größtartigsten Leistungen befähigte. Mit wunderbarer Sicherheit und Schnelligkeit ersah er in einer noch so verwiderten Frage den Kern der Sache. Die Gabe des raschen Entschlusses und des präzisen Ausdrucks dafür war ihm in einziger Weise verliehen. Seiner Geisteskrise entsprach sein Selbstbewußtsein. Es war der hervorstechendste Charakterzug seines Wesens. Er konnte sich alles zutrauen, tat es aber auch, und niemals gab er zu, etwas Verlehrtes getan zu haben. „Nunquam retrorsum!“ rief er Tiedemann zu, als dieser einmal im Parlamente einen Irrtum eingestanden hatte. Das ging ihm wider den Strich. Dagegen wurde es ihm nicht leicht, ein fremdes Verdienst anzuerkennen. An den Leistungen seiner Ministerkollegen namentlich übte er eine Kritik, die der Objektivität häufig entbehrte. Bei jeder größeren politischen Aktion pflegte er die Erfolge sich selber zuzuschreiben, während er jeden Misserfolg dem dabei beteiligten Ressortminister zur Last legte. Zur Zeit des Kulturmärktes klagte er wiederholt darüber, daß er falt nicht vorwärts bringen könne; als aber der Friede mit Rom geschlossen war, verleugnete er manche dieser Kampfgesetze schlankweg; ja er behauptete, sie seien ohne seine Zustimmung, teilweise ohne sein Wissen ausgearbeitet. In den Freunden sah er nur willenlose Werkzeuge, in seinen Feinden nur Schurken und Dummlöpfe.

Diese Worte sind nicht eigentlich etwas Neues. Aber es ist doch der Mühe wert, sie hier anzuführen, da sie der Reder Tiedemanns entstammen, der Bismarck so lange und so nahe gekannt hat, ja der ihm so ergeben war.

M.

## Literarische Rundschau.

### Shakespeare.

Shakespeare, der Dichter und seine Werke. Von Max J. Wolff. Zwei Bände. München, Verf. 1907—08.

Das Unmögliche lockt den Tapfern. Jedes Jahr pflegt uns einen neuen Versuch zu bringen, ein Lebensbild von Shakespeare zu entwerfen, obwohl wir keine intimeren Nachrichten über ihn, keinen Brief von ihm besitzen, obwohl seine dramatische Dichtungsweise am wenigsten biographische Aufschlüsse verspricht, und obwohl die ganze Methode des Dichtens in seiner Zeit verschieden war von der unsrigen. Seit Goethe sind die poetischen Leistungen mit Vorliebe Bekanntnisse; die schaffenden Geister der Renaissance aber wollten bewegte Seelen in schöner Form darstellen, ohne Anspruch auf reale Selbstspiegelung. Wordsworth sagte: „The poet is the man“; aber Shakespeare ließ seinen weisen Narren Touchstone sagen: „Die echteste Poesie ist die ersonnenste“ (the truest poetry is the most feigning). Wir dürfen also nicht einmal unsre Erfahrungen über die Dichter im allgemeinen schlankweg auf Shakespeare anwenden. Sein Lebensbeschreiber soll mit wenigen Broten und Fischen ein Wolf speisen, und doch wagen sich immer neue Autoren an die Wunderaufgabe.

Das vorliegende Werk erhielt von vornherein einen bestimmten Charakter, insofern es als Gegenstück zu Bielschowskys „Goethe“ gedacht wurde, der im selben Verlag erschienen war. Bielschowsky hat mit epischer Breite den Lebens- und Entwicklungsweg des Dichters zu beschreiben gesucht, der wie kein anderer sein wirkliches Wesen in Versen, Briefen, Tagebüchern, Gesprächen enthüllt hat; an ihn drängte sich soviel Stoff heran, daß eine geschmackvolle Auslese, eine angeregte Wiedergabe, eine sympathische Anempfindung zur Hauptugend wurde. Anders bei Shakespeare. Da muß erst mit gelehrten Werkzeugen allerlei Material aus dem Steinbruch geholt werden; man muß den Leser in eine ihm fremde Zeit und Denkweise versetzen; historische und philologische Probleme spielen daher weit stärker herein. Um das war Wolffs Aufgabe schwieriger.

Wolff hatte sich bereits mit einer fein eindringenden und schön geformten Übersetzung von Shakespeares Sonetten vorbereitet. Er trat daher an seine Arbeit mit intimer Kenntnis gerade jenes Werkes heran, mit dem sich ein Biograph Shakespeares immer in erster Linie auseinandersehen muß. In der Beurteilung der Sonette gibt es extreme Parteien. Brandes hat überall bare Wahrheit gesehen und alle verfügbaren Theorien herangezogen, manche auch selber aufgestellt, um ein volles, lebendiges Bild zu bieten. Umgekehrt hat Morsbach als Feiertredner bei der vorjährigen Hauptversammlung der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft die Verwendbarkeit der Sonette zu biographischen Schlüssen rundweg in Abrede gestellt. Dort Roman, hier Zepfis. Dazwischen hat Wolff sein Schifflein mit Vorsicht

und Vernunft durchzusetzen sich redlich bemüht. Er glaubt nicht, daß die dunkle Dame gefunden ist, zu der Shakespeare hier eine leidenschaftliche Liebe gegen besseres Wissen und Gewissen schildert. Er glaubt, daß der schöne, geliebte Freund des Sonettendichters der Graf Southampton war, bezweifelt aber, daß der Verlehrte der beiden Männer in Wirklichkeit einen so engen, vertraulichen Charakter hatte. Er glaubt mit fester Überzeugung, daß der Genius eines Shakespeare sich nicht in die Schranken einer bloßen literarischen Mode, einer Stilnachahmung ohne selbsterlebten Kern hätte bannen lassen. Ein Mann mit seinem Temperament, seiner Sinnlichkeit „müßte der dämonischen Macht einer versucherischen Frau eher erliegen“. Klipp und klar ward es ausgesprochen: ein großer Mann in den Fesseln unwürdiger Liebe. Noch mehr: „Aus dem gefundenen Stratfordor Bürgersohn ist ein in sich zerrissener, willenlos der Empfindung unterworferner Charakter geworden“ (Bd. I, S. 299). Dies ist der stärkste Pinselstrich an Wolfs Shakespeare-Portrat; dieser Satz betrifft die brennendste Frage und gibt dem Buche die typische Stimmung. Ist er streng beweisbar? Nicht ohne daß die ganze Frage aufgerollt würde, wie weit die Lyrik der Shakespeare-Zeit autobiographisch war. Tatsächlich finden wir sie gewaltig von Idealen beherrscht, denen die Dichter in Wirklichkeit lange nicht so nachstrebten. Spenser ist in seinen Versen lauter Güte, Gnade, Gerechtigkeit, Nachstenliebe; aber in seiner Proschrift über Irland empfiehlt er, dies Land derart zu qualen, daß die Bewohner sich in der Verzweiflung gegenseitig aufzehren müßten, denn leider könne man nicht die ganze Insel für eine Weile unter den Meeresspiegel versenken! Die literarische Seele der Renaissanceleute redete anders als ihr realer Verstand, vielmehr noch als heutzutage, und so mag es auch bei Shakespeare gewesen sein. Wolff, obwohl in der Theorie zur strengen Kritik Morsbachs geneigt, streift in der Praxis näher an die phantasiervolle Auffassung von Brandes.

Nur der Stimton des Buches sollte hiermit angeklungen werden. Wolff ist daneben mit großem Fleiß auf Dutzende von andern Aragien eingegangen, auf Kirche und Schule, auf Hof und Politik, auf Adel und Bürgerschaft, Theater und Geschäfte usw. Er zeigt überall Sinn für Umgebung und auch historischen Sinn. Nachdem er so viel gelesen und überlegt hatte, warum sollte er nicht das Recht eines eigenen Urteils für sich in Anspruch nehmen? Er ist zugleich viel zu vernünftig, um es übelzunehmen, wenn andre dasselbe tun. Er sieht z. B. in Shakespeares Zeit noch keinen Atheismus. Doch hat Bacon in seinen Essays ein eigenes Kapitel über Atheisten, seine Umgebung, und Marlowe in der „Tamerlan“-Tragödie schrieb „The god that sits in heaven, if any god.“ Auf erklärte Absage an die christlichen Ehrfurchtslehren stand Verfolgung; daneben las man aber in London Machiavelli und Giordano Bruno und die voraussetzunglosen Denkversuche des Montaigne; unter solchen Umständen wäre es selbst beim Abgang aller Zeugnisse über Freigeister mößlich, ihr Zeihen zu behaupten. — Ein andres Beispiel. „Uril und Epil,“ sagt Wolff, „hielten sich von der Verührung mit dem Volle fern“ (Bd. I, S. 269). Doch war gerade damals eine Blütezeit für Volllyrik und Vollballade; es wimmelte von Bänkelsängerballaden; ein gewisser Warner schrieb eine ganze Geschichte Englands in Balladenstrophen; Schwankbücher, Rätselsammlungen, Handwerkergeschichten wurden zahlreich gedruckt; in den Straßen Londons war wohl niemals so viel populäre Poesie zu hören und zu kaufen wie in der Periode Shakespeares. — Noch eine Abweichung. Wolff glaubt nicht, daß es im Theater Shakespeares einen Vorhang gab, einen breiten Vorhang, der einen beträchtlichen Teil der Bühne verdecken konnte. Nun heißt es aber in der alten Originalausgabe des Tamerlan (B. A. II, S. 3): „Der Teppich wird gezogen, und man sieht Benokrate auf ihrem Staatsbette liegen; Tamerlan sitzt neben ihr; drei Ärzte stehen um ihr Bett und mischen Medizinen; ihre drei Söhne; drei Generale.“ Also ein großes Möbel und zehn Leute mußten hinter dem Arras Platz haben, und diese Einrichtung ist auch sonst in Shakespeares Jugend mehrfach bezeugt, lange vor dem Bau der ehrgeizigeren Bühnen Globe und Blackfriars. Es ist offenbar für den modernen Schriftsteller bei allem Fleiß und

bei großer Gewandtheit nicht so leicht, die damaligen Dinge zu ermessen. Die Wahrheit hängt da oft an einem Hilfszeitwörthchen: „war“ oder „konnte“ oder „mochte“. Wieviel glücklicher war Bielschowsky daran! Die Goethe-Zeit ist für uns erst Halbvergangenheit: die gewiß nicht bedeutungsarmen Fragen, wie es die Umgebung Goethes mit der Religion hielt, mit der Volkspoetie, mit der Theater-einrichtung, beantwortete sich für ihn in der Hauptzache von selbst.

Man muß es Wolff nachrühmen, daß er dieser Schwierigkeit weislich Rechnung trug, insofern er sich neuer Behauptungen und Theorien enthielt. Er sah die Dornen und Hangleinen an seinem Wege und hielt sich daher an die Führer, die ihm Schritt für Schritt als die besten erscheinen. Sein Buch enthält keine besonderen Neuheiten. Mit Umsicht und eigener Reflexion, durchaus nicht slavisch, hat er die Bausteine ausge sucht und zusammengestellt. Eine kluge Bescheidenheit macht seine Leistung sympathisch. Er geht auch nicht darauf aus, Fehler an Shakespeare zu entdecken oder sich an den Fehlern früherer Erklärer emporzuheben. Das Gute freundlich zu nehmen, wo immer er es findet, und freundlich es vor uns aus-einanderzulegen, das ist seine Art. Wirkt er dabei nicht sensationell, so übt er doch einen ruhigen Reiz aus, der vielleicht länger besteht.

A. Brandl.

## Der Sinn der Geschichte.

Der Sinn der Geschichte. Von Max Nordau. Berlin, Carl Duncker. 1909.

Man kann auf diese durch monotone Gestigkeit ermüdende Anklage wider Geschichte und Geschichtsschreibung nur antworten, indem man einen bekannten Vers Goethes auf einen noch radikaleren Verächter des Weltgeschehens variiert: „Ein wahrhaft edler Sinn legt den Sinn in die Geschichte und er sucht ihn nicht darin.“ Was heißt es denn, wenn man zu Nordaus Entsezen meint, die Weltgeschichte habe einen Sinn? Doch eben nur, die Menschen hätten aus einem unübersehbaren Chaos von Begebenheiten gewisse große Normen und Linien entstehen lassen, genau wie in der Betrachtung der Natur auch! Ruft nun ein erboster Skeptiker, indem er auf jenes Chaos deutet: Es sind keine Formen darin! es sind keine Linien darin! so können wir nur ruhig erwidern: nein, für dich nicht.

Der Grund selber ist eben der, daß Nordau von dem Wesen einer „Idee“ nur etwa diejenige Vorstellung hat, die (um ihn mit einer großen Analogie weit über Verdienst zu ehren) Napoleon von den „Ideologen“ hatte. Die Idee ist ihm eine hinzugezogene Illusion; als ob wir irgend ohne Idee Aufgenommenes verarbeiten könnten! Als ob die Idee nicht schon das Tatsachenmaterial, mit dem es operiert, geistartete, so daß eben die geschichtsphilosophische Idee, gerade wie das Naturgesetz auch, nur auf höherer Stufe wiederholt, was auf niederer schon unser tägliches Apperzipieren leistet. So erklärt er (S. 345), es sei eine einfache Spielerei mit Worten, wenn man der Feststellung, daß die Bedürfnisse, richtiger die Unlustgefühle, der Antrieb alles Menschentums sind, mit dem hochtrabenden Satz entgegentritt: die Menschen werden nur von geistigen Kräften, von Ideen bewegt. „Die beiden Behauptungen stehen zueinander in keinem Gegensatz, sie sind identisch.“ Ja, für das größte Auge, dem ein Unterschied zwischen dem unmittelbaren Unlustgefühl des hungernden Bettlers und dem idealen Bedürfnis eines Buddha oder Christus, die Hungernden zu speisen, nie aufgegangen ist!

Es soll nicht bestritten werden, daß gegen eine gewisse schontrednerische Geschichtsphilosophie das Absprechen des Verfassers wohltätig absticht. Zenen Übertreibungen des historischen Sinns, die alle Krankeiten der Menschheit mit dem Zauberwort „historisch notwendig“ heilen, um sich von jedem Mitleid mit den Opfern der Hexenverfolgung, von jeder Entrüstung über die Inquisition dispensieren zu können, tritt ein berechtigter Hinweis auf die unsägliche Menge von Elend, Unrecht, Dummheit, Missgeschick in der Entwicklung unseres Geschlechts mit berechtigtem Zorn entgegen. Dies alles aber hat Johannes Scherr in seiner „Menschlichen Tragikomödie“ schon origineller gesagt und anschaulicher begründet. Mit den herausgerissenen Zitaten einer umfänglichen Belesenheit ist auch nichts getan, solange man Weltanschauungen nicht als Kunstwerke begreift, die überflüssig und notwendig sind wie alle Kunstwerke. In der Tat — wozu einen Olympischen Zeus formen, einen Apoll von Belvedere? So sieht doch der arme, engbrüstige, lendenlame Mensch gar nicht aus! Wenn nun aber solche Kunit Menschen ein solches Bedürfnis ist wie nur irgend Andern die Bedürfnisse, die Rordau allein anerkennen möchte?

Sein Steckenpferd ist der „Parasitismus“. Der Mensch ist das einzige Geschöpf, das auf Kosten seiner Geschlechtsgenossen lebt. Wohl; so ist er auch das einzige, das über den engsten Kreis der Familie hinaus seine Geschlechtsgenossen ernährt. Und übrigens — welch kindliche Einfachheit der Vorstellung auch hier, unberührt von aller Verfeinerung der Einsicht, deren wir uns denn doch seit den Allgemeinheiten der Außländer rühmen dürfen. Wie viel Parasiten gibt es denn, die ihrem Wirt nichts geben! oft eine geistige Nahrung, die nur der grobe Materialismus neben Speise und Trank für wertlos halten wird!

Warum schreibt man denn solches Buch? Doch auch nur: aus innerem Bedürfnis: aus der subjektiven Illusion, es wäre den Menschen gut, sie vom Göyendienst vor der Geschichte zu befreien. (Wilhelm Ostwald meint ja auch: alles Singuläre sei absolut wertlos.) Nun denn, Illusion gegen Illusion, persönliches Unlustgefühl gegen eben dasselbe — da halte ich es doch mit Goethe lieber mit der Geschichtsbetrachtung, die erhebt und belebt, als mit der, die herunterdrückt, erniedrigt, entwürdigt.

Richard M. Meyer.

---

Bon Neugkeiten, welche der Medallion bis zum 15. August beigegeben sind, versiehen wir, nähertes Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehalten.

**Allegra.** — Moderne Novellen. Von Daisy Allegra.

Berlin, Curt Wigand. 1909.

**Aszalányi.** — Die Bibel des XX. Jahrhunderts. Neue biologische Grundeinheit. Endgültiges Gesetz der Evolution. Kreisliniensystem. Lösung sämtlicher Geschlechtsprobleme des Menschen.

Von Besidér Aszalányi. Dresden, E. Pierson. 1909.

**Aurel.** — Voici la femme. Préférances von Aurel. Deuxième édition. Paris, E. Sansot et Cie. 1909.

**Das Natur und Geisteswelt.** — Nr. 243. Übertricht immer Geschichte von 1848—1907. II. Der Kampf der Nationen. Von Richard Charmaß. Leipzig, B. G. Teubner. 1909.

**Baedeker.** — Die Rheinländer. Schwarzwald, Vogesen. Handbuch für Reisende. Von Karl Baedeker.

Mit 67 Karten, 62 Stadtplänen und Grundrisse. 31. Auflage. Leipzig, Karl Baedeker. 1909.

**Bataille.** — Gegen Monte Carlo. Von Albert Bataille.

Berlin, Curt Wigand. 1909.

**Beijstel.** — Gedächtnisnummern. Von Stephan Beijstel.

Kreisburg i. Br., Herder. 1909.

**Beiträge zur Literaturgeschichte.** Herausgegeben

Hermann Gräßl. — Heft 57. Hans Hoffmann.

Von Wilhelm Arminius. Leipzig, Verlag für

Literatur, Kunst und Musik. 1909.

**Biehler-Buchensee.** — Der unbesiegbare Papagei,

oder: Wie Seiden an die Riviera reisten. Von Marie v. Biehler-Buchensee. Berlin, Curt Wigand.

1909.

**Blüff.** — Bettäufung. Roman in zwei Bänden. Von

Adolf Oswald Blüff. Berlin, A. Fontane. L. J.

**Bienenbach.** — Die Stadt am Meer. Eine wöchige

Erzählung von Heinrich Bienenbach. Berlin, Curt

Wigand. 1909.

**Bois-Reymond.** — Über die Lebenstrafe. Ein

Glaubensbekenntnis von Emil du Bois-Reymond.

Herausgegeben von Erich Meze. Bradford i. W., Dr. W. Breitenbach. 1909.

**Buttiaux.** — La navigation aérienne par ballons

dirigeables. Par commandant Buttiaux. Avec

49 illustrations. Paris, Librairie Ch. Delagrave.

S. A.

**Bulat-Königsklee.** — Konglomerat. Von Irma

Bulat-Königsklee. Berlin, Curt Wigand. 1909.

**Büscher.** — Ein Wort an die Sozialisten und solche,

die es werden wollen. Von Gustav Büscher.

Zürich, Verlagsmagazin. 1909.

**Captain.** — Kursbuch der Passagierdampferlinien

aller Meere. The world's ocean time tables.

Berlin, Maritima. 1909.

**Christiansen.** — Philosophie der Kunst. Von Broder

Christiansen. Hanau, Clauss & Feddersen. 1909.

**Cussy.** — Souvenirs du Chevalier de Cussy, garde

du Corps, diplomate et consul général 1795—1866.

Publiés par le Cte Marc de Germiny. Tome II.

Paris, Plon-Nourrit et Cie. 1909.

**Göhhardt.** — Die Nächte der Heimat. Roman von Hans

Göhhardt. Berlin, A. Fontane & Co. L. J.

Eckhardt. — Eine Sünde. Novellen von K. Eck-

hardt. Berlin, Curt Wigand. 1909.

**Ego.** — Sonnekind. Roman von Felix Ego.

Berlin, Curt Wigand. 1909.

**Elbe.** — Der Tod des Orpheus. Drama von Otto

v. d. Elbe. Berlin, Curt Wigand. 1909.

**Fichtenreis.** — Der Sohn des Pfarrers. Erzählung

von L. Fichtenreis. Berlin, Curt Wigand. 1909.

**Fredrikshamm.** — Gedichte. Von Will Juncker

fran Fredrikshamm. Berlin, Curt Wigand. 1909.

**Frén.** — Conrad Ferdinand Meier. Sein Leben und

seine Werke von Adolf Frén. Zweite, durchgehene

Auflage (drittes Tausend). Stuttgart, J. G. Cotta

Nachdr. 1909.

**Fried.** — Der kranke Krieg. Von Alfred H. Fried.

Leipzig, Alfred Kröner. 1909.

**Froh.** — Erschwiegenes Glück. Drama in vier

Aufzügen von Leo Froh. Berlin, Curt Wigand.

1909.

**Gabriel.** — Geschichten und Bilder aus Österreich.

Von Minna Gabriel. Berlin, Curt Wigand. 1909.

**Ganghofer.** — Religion und Christentum von den Standpunkten aus beurteilt, auf welche uns die Naturwissenschaften und die Seelenkunde stellen. Von Martin Ganghofer. Dritter Teil. Abdruck. Halle a. S., Gebrüder Schwetschke. 1909.

**Gedichte an seine erste Liebe.** Von einem Studenten Nach einem Tagebuche. Berlin, Curt Wigand 1909.

**Gentsch.** — Gedichte von G. Gentsch. Berlin, Curt Wigand. 1909.

**Die Gesellschaft.** Herausgegeben von Martin Buber. — XI. Die geistigen Epidemien. Von Willy Hellpach. — XX. Das Kunstmuseum. Von Oscar Bie. — XXI. Der Ingenieur. Von Ludwig Brinkmann. — XXII. Die Börse. Von Friedrich Glaser. — XXIII. Der Sport. Von Robert Hessen. — XXV. Die Sitte. Von Ferdinand Tönnies. — XXVI. Die Kirche. Von Arthur Bonus. — XXVII. Der Richter. Von Martin Beradt. — XXVIII. XXIX. Die Frauenbewegung. Von Ellen Key. Frankfurt a. M., Rütten & Loening. O. J.

**Gibson.** — Was Raum Grobelaar erzählt. Von Percival Gibson. Frankfurt a. M., Rütten & Loening. 1909.

**Gjellerup.** — Die Hügelmühle. Roman in fünf Büchern von Karl Gjellerup. Dresden, Wilhelm Baenitz. 1909.

**Grieben.** — Griebens Reiseführer. Bd. 12. Schweden. Norwegen und Kopenhagen. Praktischer Reise-

führer. Zwölfter, neu bearbeitete Auflage. Mit 11 Karten. Berlin, Albert Goldschmidt. 1909/1910.

**Guyau.** — Sittlichkeit ohne „Pflicht“. Von J. M. Guyau. Aus dem Französischen übersetzt von Elisabeth Schwarz. Mit einer für die deutsche Ausgabe verfassten Einleitung von Alfred Fouillié und bisher unveröffentlichten Randbemerkungen Friedrich Nietzsches. Philosophisch-sociologische Bücherei Band XIII. Leipzig, Dr. Werner Klinkhardt. 1909.

**Haeckel.** — Zellseen und Seelenzellen. Vortrag, gehalten am 22. März 1878 in der „Concordia“ zu Wien von Ernst Haeckel. Leipzig, Alfred Kröner. 1909.

**Haufding.** — Gedichte von Helene Haufding. Berlin, Curt Wigand. 1909.

**Hearn.** — Kwaïdan. Seltsame Geschichten und Studien aus Japan. Von Lafcadio Hearn. Einzig autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von Berta Franzos. Erstes bis drittes Tausend. Buchschmuck von Emil Orlik. Frankfurt a. M., Rütten & Loening. 1909.

**Hearn.** — Kyushu. Träume und Studien aus dem neuen Japan. Von Lafcadio Hearn. Einzig autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von Berta Franzos. Erstes bis drittes Tausend. Buchschmuck von Emil Orlik. Frankfurt a. M., Rütten & Loening. 1909.

**Heidenstam.** — Der Stamm der Holzunger. Das Schätzli eines schwedischen Königsgeheims. Drei Erzählungen aus dem Mittelalter von Werner v. Heidenstam. Band I. Solle Silbster. Aus dem Schwedischen von Emilie Stein. München, Albert Langen. O. J.

**Historische Bibliothek.** Herausgegeben von der Redaktion der historischen Zeitschrift. — 20. Band. Bayern im Jahre 1866 und die Berufung des Fürsten von Hobenlohe. Eine Studie von Karl Alex. v. Müller. München, R. Oldenbourg. 1909.

**Hiadny.** — Das hohe Amt. Novellen von Ernst Hiadny. Berlin, Curt Wigand. 1909.

**Hoegner.** — In der Dämmerung. Gedichte von Wilhelm Hoegner. Berlin, Curt Wigand. 1909.

**Holzschuher.** — Vom sprechenden Baum. Ein Tagebuch von Hanns Holzschuher. Frankfurt a. M., Rütten & Loening. 1908.

**Hörmann.** — Tiroler Bottsleben. Ein Beitrag zur deutschen Volks- und Sittenkunde. Von Ludwig v. Hörmann. Stuttgart, Adolf Boni & Co. L. J.

**Hüggenberger.** — Hinterm Pfug. Serie eines Bauern. Von Alfred Hüggenberger. Vierter Auflage. Frauendorf, Huber & Co. L. J.

**Hunnius.** — König Gustav V. Adolfs Bitingefähr. Eine Dichtung in drei Gesängen von C. Hunnius. Leipzig, Bruno Bolger. 1909.





BINDING

JUN 15 1962

AP                    Deutsche Rundschau  
30  
D4  
Bd.140

PLEASE DO NOT REMOVE  
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

---

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

---

